Die Grenzboten

0902
.407
v.49.Pt.3

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

49. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1890

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1890. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege

Ungehaltene Rede eines Nichtgewählten. S. 37.
Die Aufgabe der Gegenwart. 3. S. 49.
Die Germanisirung in Elsaß-Lothringen. S. 97.
Die gegenwärtige kolonialpolitische Strömung. S. 241.
Aus Elsaß-Lothringen. S. 249.
Das Preßtreiben der letzten Zeit. S. 423.
Der Kolonialrat und die Zukunft Ostafrikas. Von Joachim Graf Pfeil. S. 433. 529.
Major von Wißmann und die evangelische Mission. S. 462.

Eine brennende Ohrfeige. Aus Böhmen. S. 289.

Bettler und Landstreicher. S. 33.
Hausindustrielle Zustände. Von K. Kirchner. S. 357.
Öffentliche Unsicherheit. S. 390.

Zur Lehre von der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit. Von W. Simon. S. 57.
Die neuen Gewerbegerichte. Von O. Bähr. S. 193.
Die Arbeitsordnung und der Arbeitsvertrag. S. 385.
Die Erweiterung der Erbschaftssteuer. S. 481.
Zum Schutze der Wahrheit in der Presse. Von L. Baudler. S. 535.
Der Wegfall des Sozialistengesetzes. S. 337.

Geschichte und Kulturgeschichte

Monarchie und Republik im Altertum. Von G. Lohse. S. 151.
Die Gütergemeinschaft in der ersten Christengemeinde. S. 590.
Das Heidentum in der römischen Kirche. S. 212.
Die Feldbibliothek des Fürsten von Soubise. S. 160.
Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. S. 113.
Die Erklärung der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte in Frankreich. Von B. Heinzig. S. 262.
Ein kleinstaatlicher Diplomat aus der Zeit des deutschen Länderhandels. Von Karl Schwabe. S. 108.

Litteraturwissenschaft

Kulturgeschichte und Litteraturgeschichte. Von Ernst Groth. S. 540.

Christian Günther in Leipzig. Von Reinhard Kade. S. 66.

Eduard von Bauernfeld. Von F. Ginzel. S. 453.
Fünf Briefe Schopenhauers. Mitgeteilt von Karl Rasch. S. 490.

Neue Epik. Von Moritz Necker. S. 12.
Dramaturgische Vorträge. S. 75.
Viktor Hehn. Von G. Dehio. S. 304.
Hermann Sudermanns Erzählungen. Von Moritz Necker. S. 405.

Im Jahre 2000. S. 317.
Auf Irrwegen. Von Otto Buchwald. S. 364.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege

Die Bauführung des Mittelalters. S. 19.
Fürst Bismarck und die bildende Kunst. Von Adolf Rosenberg. S. 1.
Neue Photogravüren. Von O. Doering. S. 117.
Die akademische Kunstausstellung in Berlin. Von Adolf Rosenberg. S. 217.
Die Kunst in England. Von R. Muther. S. 506. 551.
Der Eindruck von Kunst und Wirklichkeit. Von Karl Erdmann. S. 605.

Die Sozialdemokratie und das Theater. S. 322.

Verschiedenes

Die hypnotische Suggestion. S. 25.
Alumneumserinnerungen. S. 85. 122. 179. 227.
Der ehrliche Makler. S. 145.
Römische Frühlingsbilder. Von Adolf Stern. 1. S. 167. — 2. S. 271. — 3. S. 418. — 4. S. 561.
Doppelsterne. S. 173.
Bildungsschwindel und Volksbeglückung. S. 203.
Trapa natans. Erzählung von Sophus Bauditz. Übersetzt von Therese Lorck. S. 278. 326. 368.
Die Wissenschaft im Lichte der sozialen Idee. Von E. König. S. 293.
Der Patriotismus als Wurzel der Sittlichkeit. S. 341.
Hegels Lehre über die Familie. S. 394.
Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er? 1. S. 444. — 2. S. 487.
Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren. S. 466. 615.
Ein Januskopf. S. 515.
Zum sozialen Frieden. S. 577.

(RECAP)
1890
831163
Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische und Gemeindefreiheit. S. 41. — Die Lage der preußischen Gymnasiallehrer. S. 43. — Die Heimat Walters von der Vogelweide. S. 44. — Neues über Elsaß-Lothringen. S. 135. — Die Eltern des Podagras. S. 136. — Eine Schlimmbesserung bei Robert Schumann. S. 137. — Flaubert und George Sand während des deutsch-französischen Krieges. S. 233. — Zuvorkommenheit. S. 237. — Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll. S. 284. — Deutschland in englischen Anschauungen. S. 376. — Eine Legende über Friedrich Wilhelm IV. S. 378. — Der Hund und der Ofen. S. 379. — Frau Ighiffe und Baronin Ipsilonne. S. 380. — Eine ungehaltene Rede. S. 381. — Die Aufhebung des Sozialistengesetzes. S. 476. — Ein altes Gesellschaftslied. S. 477. — Nochmals der Hund und der Ofen. S. 479. — Bismarck kein Musikgelehrter. S. 520. — Zur Reform der höhern Schulen. S. 568. — Deutsche in Treviso. S. 573. — Ein Kohleuring. S. 620. — Zur Armenpflege. S. 621. — Bedingen. S. 622. — Nochmals lebe, liebe! S. 624. — Falsche Thatsachen. S. 625.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Bismarckalbum des Kladderadatsch. S. 3.
*J. Graud-Carteret, Bismarck en caricatures. S. 3.
*J. Wolff, Die Pappenheimer. S. 12.
*G. Bormann, Hans Volkmar. S. 15.
*H. Kruse, Seegeschichten. S. 17.
*St. Beissel, Die Bauführung des Mittelalters. S. 20.
R. Stadelmann, Aus der Regierungsthätigkeit Friedrichs des Großen. S. 45.
H. Henschel, Allgemeine Staatslehre. S. 46.
M. Carriere, Lebensbilder. S. 47.
J. Hirschberg, Ägypten. S. 48.
*A. v. Berger, Dramaturgische Vorträge. S. 75.
*J. Duboc, Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. S. 113.
R. Käppelin, l'Alsace. S. 135.
R. Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. S. 140.
K. Walcker, Adam Smith. S. 141.
A. Pichler, Neue Marksteine. S. 142.
*H. J. Klein, Astronomische Abende. S. 173.
Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen. 22. S. 188.
F. Hitze, Schutz dem Arbeiter! S. 189.
H. Hänschke, Gewinnbeteiligung der Arbeit. S. 189.
L. Geiger, Vorträge und Versuche. S. 190.
H. Pröhle, Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger. S. 190.
R. Cronau, Im wilden Westen. S. 191.
P. J. Willatzen, Nordlandsharfe. S. 191.
M. von Reichenbach, Eva in allerlei Gestalten. S. 192.
*Th. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. S. 212.
O. Schwebel, Deutsches Bürgertum. S. 238.
M. Hirsch, Arbeiterschutz. S. 240.
E. Hallier, Das Cölibat. S. 240.
*E. Bellamy, Im Jahre 2000. S. 317.
R. Garbe, Der Ausbau des Lehrlingswesens. S. 334.
H. Grimm, Homers Ilias. S. 335.
K. Abel, Das Kreuz. S. 336.
*Th. Brecht, Schwarzweißrot. S. 341.
Th. Ziegler, Sittliches Sein und sittliches Werden. S. 381.
E. Metzger, Goethes ethische Ansichten. S. 382.
J. Claassen, Franz von Baader. S. 382.
A. Gabelli, Rom und die Römer. S. 382.
Jesuitowitsch, Der kleine Geschichtsfälscher. S. 383.
A. Schröder, Deutsche Geschichte in Merkversen. S. 383.
*H. Sudermann, Frau Sorge. Der Katzensteg. Geschwister. Im Zwielicht. S. 406.
W. Windelband, Fichtes Idee des deutschen Staates. S. 428.
T. M. Vösch, Friedrich Albert Lange. S. 430.
Soziale Fragen vor zweihundert Jahren (Defoe). S. 431.
C. Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen. S. 431.
Th. Raßmus, O quae mutatio rerum! S. 432.
S. Kierkegaard, Leben und Walten der Liebe. S. 480.
*J. Döllinger, Briefe und Erklärungen. S. 575.
Briefe von der Grenze. S. 521.
C. Reuling, Die komische Figur. S. 522.
K. Siegen, Kleists Käthchen von Heilbronn. S. 523.
Th. Fontane, Stine. S. 524.
A. S. Wallis, Aus schwerer Zeit. S. 526.
A. Meinrad, Eine Fahrt ins Neue Deutschland. S. 527.
*F. Lotheißen, Zur Kulturgeschichte Frankreichs. S. 547.
*G. von Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden. S. 578.
R. Kleinpaul, Die Rätsel der Sprache. S. 626.
H. de Parville, L'Exposition universelle. S. 626.
K. Goldmann, Die Sünden des Naturalismus. S. 627.
G. Beck, Von Heimat zu Heimat. S. 627.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und die bildende Kunst

Von Adolf Rosenberg

Als Fürst Bismarck als Kanzler des deutschen Reiches neben den politischen Geschicken seines Landes die der ganzen Welt leitete oder doch in dem Rufe stand, seine Hand überall im Spiele zu haben, wäre ein Schriftsteller, der sich das in der Überschrift genannte Thema zum Gegenstande einer Betrachtung gewählt hätte, leicht in den Verdacht unwürdiger Schmeichelei geraten, oder er hätte sichs doch gefallen lassen müssen, mit jenen Flugschriftenmachern und sensationslustigen Feuilletonisten in einen Topf geworfen zu werden, die die große politische und weltgeschichtliche Gestalt gewaltsam heranzogen, um auf ihre eigne unbedeutende Person ein helleres Licht zu werfen und einen Leserkreis zu finden, der ihnen ohne die Einbeziehung des Fürsten Bismarck in ihre Erörterungen verschlossen geblieben wäre. Wir haben in Zeitungsaufsätzen und Flugschriften die gewagtesten Spekulationen über „Bismarck und das Theater," „Bismarck und die Musik," „Bismarck und die Litteratur," „Bismarck und den Humor," „Bismarck und Goethe" u. dergl. m. gelesen, an denen wenig mehr zu bewundern war, als das Geschick und die Zähigkeit, womit die Verfasser zwischen Personen und Dingen eine Verbindung zu erzwingen suchten, über die nur ein sehr geringes oder gar kein authentisches Material vorlag. Nach glaubwürdigen Mitteilungen hat Fürst Bismarck während der letzten zwanzig Jahre nur zwei oder dreimal ein Theater besucht und den Komiker Helmerding mehrere male zu Tische geladen. Welche Schlüsse kann jemand, der nicht zu den Freunden der Bismarckschen Familie gehört oder nicht in mündlichem Verkehr mit dem Reichskanzler gestanden hat, daraus auf seine Stellung zum Theater oder auf seine Meinung von der Schaubühne unsrer Zeit ziehen? Außer den gewöhnlichen, meist gleichlautenden Dank-

Digitized by Google

schreiben, mit denen Fürst Bismarck als höflicher Mann die häufigen Zusendungen litterarischer Erzeugnisse beantwortete, liegt uns nur ein bemerkenswertes Urteil im Wortlaute vor, das der ehemalige Reichskanzler über ein Werk eines neuern Unterhaltungsschriftstellers gefällt hat. Wir glauben aber, daß man dem Fürsten Unrecht thun würde, wenn man seinen litterarischen Geschmack ausschließlich nach dem anerkennungsvollen Briefe beurteilen wollte, den er vor sechs Jahren zum Dank für angenehme Unterhaltung „in langen, durch seine Krankheit ihm auferlegten Mußestunden" an den Verfasser der „Familie Buchholz" geschrieben hat. Wie Friedrich Wilhelm I. sich nur in tormentis der Malerei befleißigte, so hat Fürst Bismarck vielleicht nur in körperlichen Nöten zu dem Buche gegriffen.

Nicht viel anders ist es mit seinem Verhältnis zur bildenden Kunst bestellt. Er hat sich von A. v. Werner, von Franz Lenbach und von dem Engländer W. B. Richmond malen lassen, und zu plastischen Arbeiten für öffentliche Zwecke hat er, so viel wir wissen und so weit es sich um hervorragende Bildhauer handelt, nur Schaper, Reinhold Begas und Donndorf Sitzungen gewährt. Das sind sechs künstlerische Persönlichkeiten, die so ziemlich die entgegengesetzten Pole der verschiednen Richtungen unsrer gegenwärtigen Kunst darstellen, und wenn man daraus wieder einen Schluß ziehen sollte, könnte man nur sagen, daß Fürst Bismarck entweder, etwa wie in der Politik, auch in seiner künstlerischen Geschmacksrichtung ein Eklektiker sei, oder aber, daß er sich eines eignen Urteils begeben und die künstlerischen Persönlichkeiten an sich habe herankommen lassen, wie es der Zufall oder gewichtige Empfehlungen gefügt haben. In engere Beziehungen ist er, wie bekannt, nur zu dem Maler Lenbach getreten, und diesen wird man demnach als den Künstler zu betrachten haben, dessen Bildnisse nach der Meinung des Dargestellten des höchsten Vertrauens oder doch der ernsthaftesten Beachtung würdig sind. Von andern Urteilen Bismarcks über Werke der bildenden Kunst ist nichts in authentischer Fassung öffentlich bekannt geworden. Wie er sich vom Theaterbesuch aus begreiflichen Gründen fern hielt, so hat er auch keine Kunstausstellungen besucht. Doch giebt es wenigstens ein gezeichnetes Dokument, aus dem ein Kunsturteil des Fürsten Bismarck herauszulesen ist: jene mit schnellen Strichen hingeworfene Skizze A. v. Werners, die den Fürsten mit der dampfenden Pfeife im Munde schmunzelnd bei der Lektüre von Scheffels „Gaudeamus," illustrirt von A. v. Werner, darstellt. In die Sprache des Theaters übersetzt würde dieses Urteil etwa als ein „Heiterkeits- oder Lacherfolg" zu bezeichnen sein, und mehr als einen Lacherfolg hat auch die photographisch vervielfältigte Zeichnung A. v. Werners nicht gehabt, der man mit Recht eine bananische, um nicht zu sagen ordinäre Auffassung vorgeworfen hat.

Bei einer Besprechung des Verhältnisses des Fürsten Bismarck zur bildenden Kunst würde man also auch nur im Dunkeln umhertappen oder auf

Digitized by Google

müßige Vermutungen angewiesen sein. Der Gefahr, in den Verdacht der Schmeichelei oder gar einer besondern Absicht zu geraten, ist man freilich dabei jetzt nicht mehr ausgesetzt. Denn die Lobredner und Schmeichler des Fürsten Bismarck sind jetzt so selten geworden, daß die findigsten Detektives der Freisinnigen von der Wasserstiefelpartei schwere Mühe haben, täglich auch nur einen dem Nichtheil der „öffentlichen Meinung" zu überliefern. Wenn wir gleichwohl den Versuch machen, über die Art, wie sich die bildende Kunst mit dem Fürsten Bismarck während der letzten dreißig Jahre, seit seinem ersten Auftreten als Staatsmann bis zu seinem Rücktritt, beschäftigt hat, einige Betrachtungen anzustellen, so hat sich dazu ein äußerer Anlaß durch zwei jüngst veröffentlichte Bildersammlungen geboten, die einen Überblick über die an die Person des Fürsten Bismarck geheftete politische Karrikatur ermöglichen, das Bismarck-Album des Kladderadatsch und das Buch des in Paris lebenden Schweizers John Grand-Carteret: Bismarck en caricatures.*) Das erste war ursprünglich als eine Festgabe zum fünfundsiebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers gedacht, kam aber zur Ausgabe, als der Rücktritt des Fürsten von seinen Ämtern bereits vollzogene Thatsache war. Das Buch des französischen Schriftstellers, das sich überdies einen weitern Kreis gesteckt hat, ist erst durch den Abschluß der amtlichen Laufbahn des Fürsten, zum Teil wohl auch durch die Veröffentlichung des Kladderadatsch, hervorgerufen worden. Es ist also in drei Monaten zusammengestellt, geschrieben und gedruckt worden und ist darnach zu beurteilen. Aus den Sammlungen zu seinen frühern Arbeiten über die Karrikatur in Deutschland, Österreich, Frankreich und der Schweiz hat der Herausgeber wohl ein reiches Material zur Verfügung gehabt. Aber die Zeit, die er sich genommen hat, war zu kurz, als daß er den gewaltigen Stoff hätte systematisch durcharbeiten und das Eigenartige, das die Karrikatur jedes Volks kennzeichnet, mit genügender Schärfe hervorheben können. Dafür hat er den Vorzug, der erste zu sein, der einen glücklichen Gedanken mit der bekannten französischen Geschicklichkeit und — Skrupellosigkeit in der äußern Anordnung zur Ausführung gebracht hat, und wenn es in dem Texte, mit dem er seine Auswahl aus der fast unübersehbaren Fülle von Karrikaturen auf Bismarck begleitet, auch nicht an irrigen Auffassungen und Auslegungen fehlt, so sind die leitenden Gedanken doch fast durchweg als richtig anzuerkennen, und die Gesinnung, die er kundgiebt, ist die eines ehrlichen Mannes, der für die Größe des Staatsmannes, der dem in Paris heimisch gewordenen französischen Schweizer nicht immer sympathisch sein konnte, ein vorurteilsfreies Verständnis hat.

*) Bismarck-Album des Kladderadatsch. Mit dreihundert Zeichnungen von Wilhelm Scholz und vier faksimilirten Briefen des Reichskanzlers. Berlin, A. Hofmann und Komp. — Bismarck en caricatures. Avec 140 reproductions de caricatures allemandes, autrichiennes, françaises etc. Paris, Librairie académique Didier (Perrin et Cie.)

Digitized by Google

Bevor er auf die Bismarck-Karrikaturen in den einzelnen Ländern eingeht, sucht er seinen Lesern eine Vorstellung von der wirklichen Erscheinung Bismarcks zu geben, indem er zwei Bildnisse des Fürsten, eins aus dem Jahre 1847 und ein nach den neuesten Photographien aus dem Jahre 1890 für die Pariser Zeitschrift Le monde illustré gezeichnetes, reproduzirt und damit die Beschreibungen französischer Journalisten aus den Jahren 1881 und 1890 verbindet. „Da die Karrikatur die Fälschung des auf die Person lautenden Passes ist — bemerkt er dabei —, ist es wichtig, den Paß in seiner genauen Fassung wiederherzustellen." Wie sieht aber diese Fassung aus? Mit den paar Bruchstücken, die er seinen Lesern bietet, wird sich in Deutschland niemand zufriedengeben. Schon die Bemerkung des einen seiner journalistischen Zeugen wird einen starken Widerspruch herausfordern. Amédée Pigeon, ein Franzose, der, nebenbei bemerkt, eine Zeit lang in Berlin journalistisch thätig war, u. a. als Korrespondent des Pariser Figaro, sagt in seinem 1885 erschienenen Buche L'Allemagne de Mr. Bismarck: „Das Bildnis des Mannes in seiner natürlichen Erscheinung hat nach meiner Meinung niemand geschaffen, nicht einmal Lenbach, der nur die Haltung des stolzen Löwen und noch dazu in Übertreibung dargestellt hat. Man merkt nur zu sehr, daß dieses Bildnis gemalt worden ist, um damit den Reisenden zu imponiren, die durch die Museen laufen. Es wäre hier ein Holbein vonnöten, der sich einige Vormittage dem Fürsten gegenübersetzen könnte — oder wenigstens ein Prud'hon, dem der Fürst zu sitzen sich herbeiließe, wie einst Talleyrand." Den Wunsch, den Fürsten Bismarck einem großen Portraitmaler von der kühlen Objektivität und der geistvollen Detaillirungskunst eines Holbein gegenübergestellt zu sehen, teilen wir mit dem Franzosen. Niemand wird ihm aber in Deutschland darin beistimmen, daß die Lenbachschen Bildnisse für die Museen gemalt worden seien. Man braucht nur daran zu erinnern, daß sich überall in den großen Städten, sobald die Absicht laut wurde, ein Bildnis des Fürsten Bismarck für eine staatliche oder städtische Kunstsammlung anzukaufen, ein Sturm der Entrüstung erhob, der sich nach der vollzogenen Thatsache nur langsam beschwichtigte. Nicht etwa weil man in den Lenbachschen Bildnissen eine Übertreibung, eine idealistische Steigerung der Persönlichkeit in das Heroische oder Löwenhafte sah, sondern weil man im Gegenteil an der allzu familiären, sozusagen schlottrigen Auffassung und an der argen Vernachlässigung des Körpers, der Hände, des bürgerlichen Anzuges wie der militärischen Uniform Anstoß nahm. Man wollte den Helden und erhielt den Einsiedler von Friedrichsruh, der im bequemen Hausrock in seinen Wäldern herumstreift und auf seine Land- und Forstwirtschaft Acht giebt. Lenbach hat nur selten den berechtigten Wünschen seiner Auftraggeber nachgegeben. Er hat seinen Willen durchgesetzt, die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Auffassung andern aufgezwungen, und man hat sich allmählich an seinen Bismarcktypus gewöhnt, vielleicht auch

Digitized by Google

gewöhnen müssen, weil er häufig Gast des Bismarckschen Hauses in Friedrichsruh und in Berlin war und deshalb wie kein andrer Maler Gelegenheit hatte, die Physiognomie des Fürsten unter verschiednen geistigen und körperlichen Stimmungen zu erforschen. Aus diesem Vorzuge ist eine Art Privilegium geworden, das der Münchener Porträtmaler F. A. Kaulbach zum Gegenstand einiger sehr bittern Satiren gemacht hat. Aber ohne jedes Verdienst wird in unsrer argwöhnischen Zeit ein Privilegium kaum mehr erworben. Je mehr man sich vor den Lenbachschen Bismarck-Bildnissen über die Nachlässigkeit und fast beleidigende Rücksichtslosigkeit in der Ausführung aller dem Kopfe untergeordneten Teile entrüstete, desto mehr wuchs das Erstaunen über den Scharfblick, womit der Künstler immer tiefer in das geistige Leben des Fürsten eindrang. Und er ist am Ende wirklich dazu gelangt, die ganze geistige Beweglichkeit, die blitzende, unheimliche, fast dämonische Genialität des gewaltigen Mannes aus dem monumental gebauten Kopfe herausleuchten zu lassen. Das hätte vielleicht auch die Fähigkeiten oder doch die künstlerische Auffassungsweise eines Holbein überstiegen, der uns im günstigsten Falle den Diplomaten in der Art Talleyrands oder den Staatsmann, der mit dem Ausdruck der Befriedigung über den ersten Teil seines Lebenswerkes im Angesicht die Kaiserproklamation in Versailles vorliest, mit vollkommener Treue wiedergegeben hätte. Daß Lenbach bei seiner großen Wandlungsfähigkeit zur Not auch in der Art Holbeins malen kann, hat er an dem Kopfe Moltkes gezeigt, der den greisen Feldmarschall ohne Perücke darstellt, damit die interessante Schädelbildung zu voller Erscheinung gelangen kann. Für den vorsichtig abwägenden, kühl berechnenden Denker und Beobachter ist diese Art der Darstellung charakteristisch und erschöpfend. Für einen Mann wie Bismarck, der unter der Herrschaft genialer Eingebungen steht, dessen Entschlüsse und Thaten etwas Improvisirtes, Blitzartiges haben, schien dem Künstler vielmehr die Darstellungsweise geeignet, die in ihrer höchsten Ausbildung mit dem Namen Rembrandt verknüpft ist: ein Wetterleuchten aus dunkler Tiefe, das Hinübergreifen der plastischen Form in ein schwebendes Helldunkel, die Verzichtleistung auf alles, was der Philister an dem Ebenbilde seiner teuern Person am höchsten schätzt und deshalb nicht missen will. Man würde Lenbach Unrecht thun, wenn man ihm die Fähigkeit, eine Hand, einen Arm, einen Oberkörper richtig zu zeichnen, absprechen wollte. Aber daß ihn alles dies, das er vielleicht auch als Ballast der menschlichen Erscheinung sehr gering schätzt, in hohem Grade genirt, kann kaum noch bezweifelt werden, wenn man das in diesem Jahre gemalte, durch die Photographie vervielfältigte Bildnis in Betracht zieht, das den Fürsten sitzend, etwa bis zu den Knieen, in Kürassieruniform und mit dem Stahlhelm auf dem Haupte darstellt. Die Gestalt sieht matt, kraftlos, wie zusammengesunken aus, die Haltung erscheint gezwungen, und die dem Künstler einmal in Fleisch und Blut übergegangne summarische Art der Pinselführung ist der

Digitized by Google

Absicht, hier in der Wiedergabe der Uniform, des Helms, der Orden u. s. w. etwas mit dem wie gewöhnlich sorgsam und eingehend durchgeführten Kopf übereinstimmendes zu schaffen, durchaus nicht gerecht geworden. Man thut also Unrecht, Lenbach in dem Sinne den offiziellen Maler des Fürsten Bismarck zu nennen, als ob seine Bismarck-Bildnisse etwas von jener feierlichen und förmlichen Inszenirung hätten, die man auf Porträts für Museen, für die Festräume in öffentlichen Gebäuden u. s. w. zu sehen gewohnt ist. Im Gegensatz zu einer solchen Auffassung hat Lenbach, dem Charakter seiner Kunst entsprechend, mehr die innere, geistige Seite des Bismarckschen Wesens, freilich ganz oder doch fast erschöpfend, gezeigt, den Bismarck im Hauskleide, nicht den Kanzler im Waffenrock oder im Staatskleide.

Mehr in der zeichnerischen, bedächtig individualisirenden Richtung Holbeins bewegen sich das Ölbildnis und die Zeichnungen des englischen Malers William Blake Richmond, der in seinem Vaterlande für einen hervorragenden Bildnismaler und geistvollen Mann gilt. Er hat auch Bildnisse gemalt, die diesen Ruf rechtfertigen und die namentlich in der Wiedergabe leuchtender, seelenvoller Augen wirklich an Holbein erinnern. An dem Kopfe des Fürsten Bismarck ist aber seine Kunst gescheitert. Er hat weder den mächtigen Bau des Schädels richtig verstanden und zu wirksamer Anschauung gebracht, noch hat er die charakteristischen Züge des Antlitzes energisch genug hervorgehoben. In dem Ölgemälde sowohl wie in den Zeichnungen hat das Gesicht etwas schwammiges, molluskenartiges, und auch der Fleischton schien vielen Beurteilern verfehlt, obwohl wieder andre versicherten, daß das Antlitz des Fürsten während seines Landaufenthalts, namentlich nach einem erfrischenden Morgenspaziergange, wirklich diese zarte, rosige Färbung zeige. Im großen und ganzen konnte man jedoch angesichts dieser Bilder die Verstimmung vieler Berliner Maler begreiflich finden, die es tief beklagten, daß einem Künstler von so beschränkter Auffassungsgabe ein Vorzug zu Teil geworden war, der Begabteren und Berufeneren leider versagt geblieben ist.

Auch diejenigen Gemälde, die den Fürsten Bismarck als Träger oder im Mittelpunkte eines bedeutsamen politischen, diplomatischen oder militärischen Vorganges darstellen, sind der Persönlichkeit des ersten deutschen Reichskanzlers nicht so gerecht geworden, daß man eine dieser Darstellungen als eine solche bezeichnen könnte, die allgemeine Befriedigung und Zustimmung hervorgerufen hätte. Wir wollen dabei von den zahlreichen Gemälden und Zeichnungen absehen, die entscheidende Augenblicke und Episoden aus dem österreichischen und dem deutsch-französischen Kriege darstellen. Auf ihnen spielt die Person des Fürsten meist nur eine nebensächliche Rolle. Er erscheint mit andern im Gefolge seines Königs, wie z. B. auf den Gemälden, die die verschiednen Peripetien in dem Drama von Königgrätz schildern, auf den Darstellungen der Schlachten bei Gravelotte und Sedan, ohne daß man gewahr würde, daß die

Digitized by Google

Künstler auf die charakteristische Ausbildung seiner Erscheinung ein besondres Gewicht gelegt hätten. Es mag dabei bemerkt werden, daß sich die bildende Kunst von der Berufung Bismarcks zum Ministerpräsidenten bis zum Jahre 1870 nur sehr wenig mit ihm beschäftigt hat, und daß ihm auch die politische Karrikatur nur eine verhältnismäßig geringe Aufmerksamkeit geschenkt hat. „Man durchblättere die in Spanien, Italien, England und Amerika von 1867 bis 1870 erschienenen satirischen Journale, sagt Grand-Carteret in seinem Buche, und man wird nirgends das Antlitz Bismarcks sehen, während überall das Gesicht Napoleons III. mit der lächerlich gekrümmten Nase erscheint, aus dem die Spanier schließlich einen leibhaftigen Polichinell machten. Europa grollt nicht gegen Preußen; dieses ist ja so vernünftig, macht sich so wenig beschwerlich und zeigt sich so wenig beschäftigt mit seinen Nachbarn. Der, den Europa mit seinen Sarkasmen verfolgt, ist der Kaiser der Franzosen.“ Selbst die französische Presse drückt nach Grand-Carterets Versicherung in den wenigen auf Bismarck bezüglichen Bildern, denen man bis zum Jahre 1870 hie und da begegnet, keine feindliche Stimmung gegen den preußischen Minister aus, was der französische Schriftsteller daraus zu erklären sucht, daß Bismarck, obwohl er alles gewesen ist, sich doch nicht sehen ließ, sondern sich als treuer Minister und vollkommener Politiker hinter seinem Souverän verschanzte. In dem Augenblicke aber, wo „der Tuilerienhof sich getäuscht sah, rächte er sich und schleuderte die Zeichenstifte gegen den »nordischen Menschenfresser.«“ Von da ab regnete es fast zwei Jahre lang Karrikaturen auf Bismarck, überall tritt seine Gestalt auf, weil sie die Zeichner kurzer Hand als Vertreter in der germanischen Rasse verwendeten. Künstlerischen Wert besitzen diese Karrikaturen nicht. Es gebricht ihnen sogar an Originalität, da ein Teil der Motive den Karrikaturen des Jahres 1792 entlehnt ist, wo sich die französischen Karrikaturenzeichner zuerst mit den Preußen beschäftigten, und Grand-Carteret gesteht selbst zu, daß ein Gedanke in ihnen selten zu finden sei.

Die französischen Karrikaturen aus den Kriegsjahren sind übrigens nicht viel bissiger und gehässiger als die, die einige deutsche Witzblätter gegen Bismarck in den sechziger Jahren veröffentlichten. Grand-Carteret giebt einige Proben aus dem Münchener „Punsch“ und der „Frankfurter Laterne.“ Heftiger wurden Bismarck und seine Politik damals in den „Hamburger Wespen“ bekämpft, die dem französischen Sammler nicht zu Gesicht gekommen sind. Das Blatt war in Preußen verboten; trotzdem gingen Exemplare insgeheim von Hand zu Hand, und ich erinnere mich noch deutlich des großen Aufsehens, das besonders eine Zeichnung, die den König von Preußen als blinden Mann und Bismarck als Hund darstellte, der den seiner Führung anvertrauten Blinden eilig einem Abgrunde zuführt, in den Kreisen der ausschließlich von der Fortschrittspresse erleuchteten Bierbankpolitiker erregte. Eine Ausnahme von diesem oft zucht- und schonungslosen Treiben deutscher und ausländischer Karrikaturenzeichner

Digitized by Google

hat nur der Kladderadatsch gemacht, indem er sowohl in den Zeiten des schärfsten Konflikts, wo er an der Spitze der Opposition stand, als in den für ihn trübern Zeiten nach 1870, wo sich bisweilen auch ihm die Sonne Bismarckscher Gunst bis zur totalen Verfinsterung verhüllte, niemals den vornehmen Geist verleugnete, den Wilhelm Scholz seinen Zeichnungen aufgeprägt hat und an dem das Blatt auch heute noch festhält, obwohl Scholz nach einer mehr als vierzigjährigen Thätigkeit von unerschöpflicher Fruchtbarkeit in der letzten Zeit seine Arbeitslast auf jüngere Schultern gelegt hat. Grand-Carteret hat gegen Scholz den Vorwurf erhoben, daß er „ewig denselben Bismarck gesehn" und dargestellt habe. Diese Behauptung wird durch einen Blick in das Bismarckalbum widerlegt, das uns im Gegenteil von Seite zu Seite belehrt, wie sich der Zeichner immer mehr von der wachsenden Bedeutung des Staatsmannes hat überzeugen lassen, wie er immer größere Sorgfalt auf die Wiedergabe seiner Züge verwendet, wie sich allmählich aus dem aalglatten, schlangengleichen Diplomaten, aus dessen Zügen bald mehr der hochfahrende Junker, bald mehr der verschmitzte Mephisto herausblickt, die gewaltige, alle Mit- und Widerstrebenden überragende Persönlichkeit entwickelt, und wie der Gigant endlich zu einem monumentalen Typus wird, dessen beste und geistvollste Erscheinungsformen gerade in den Scholzschen Zeichnungen aus den siebziger und achtziger Jahren zu finden sind. Freilich blieb Scholz nicht vor dem Schicksal bewahrt, dem die Mehrzahl aller fruchtbaren Künstler verfällt: er geriet am Ende in eine trockne, einförmige Manier. Aber ihre Schattenseiten machen sich nur in den Einzelheiten der Zeichnung, besonders in den Extremitäten, geltend, nicht in der Erfindung, die an Mannichfaltigkeit in dem Grade zunimmt, wie der politische Machtkreis und der Einfluß des Fürsten Bismarck wachsen. Man wird dieselbe Beobachtung übrigens bei allen Zeichnern machen, die Jahrzehnte lang für ein bestimmtes Blatt thätig sind, dessen Wochenbedarf sie gewissermaßen zu decken haben. Wir erinnern nur an die Franzosen Gavarni, Cham und Grévin, an den Wiener Zeichner Klič, an einige Zeichner der Fliegenden Blätter, besonders an Oberländer und Schlittgen, an Hermann Scherenberg, den Illustrator des „Ulks," des einzigen deutschen Witzblattes politischen Inhaltes, das sich neben dem Kladderadatsch längere Zeit behauptet hat, freilich nicht selbständig, sondern als Beilage zu einer verbreiteten Tageszeitung. Ich möchte hierbei die Frage berühren, ob sich das Interesse der großen Masse an der politischen Karrikatur nicht in neuerer Zeit in dem Maße verringert habe, als dem Einzelnen die Teilnahme am politischen Leben leichter gemacht worden ist. Die politische Karrikatur ist eine Pflanze, die am üppigsten unter dem Drucke einer Gewaltherrschaft oder eines verächtlichen Regiments gedeiht. Beide Regierungsformen sind in Europa, wenn man von Rußland absieht, durch die Zunahme der parlamentarischen Einflüsse und besonders durch die

Digitized by Google

Umwandlung Frankreichs in eine Republik so gut wie unmöglich geworden. Durch den Sturz Napoleons III. war der politischen Karrikatur eine der Grundlagen ihrer Blüte entzogen worden. Ein zweiter Grundpfeiler ist mit Bismarck gefallen. Nach einer andern Ursache braucht man gar nicht zu suchen, um den Rückgang des Kladderadatsch und andrer satirisch-humoristischen Blätter zu erklären. Der parlamentarische Tyrann Eugen Richter ist für jene Verluste nur ein kümmerlicher Ersatz, und die politischen Witzblätter in Deutschland, für die der edle Freiheitsheld nach ihrer eignen Parteistellung unantastbar ist, haben sich deshalb entweder ganz oder zur Hälfte in unpolitische im Stil der Münchner Fliegenden Blätter umgewandelt.

Wir haben oben von solchen Darstellungen aus dem deutsch-französischen Kriege gesprochen, in denen Bismarck nur als Glied einer Gruppe erscheint. In den Vordergrund tritt er erst in den Tagen von Sedan, wo das seit Jahren mit Napoleon III. geführte diplomatische Scharmützel sozusagen zu einem persönlichen Zweikampfe wurde, wo die Thätigkeit des leitenden Staatsmannes neben der Arbeit des Schwertes zuerst wieder in die weitere Entwicklung der Dinge eingriff. Das charaktervollste Abbild des Kanzlers aus jenen Tagen, ein geschichtliches Dokument, verdanken wir dem Zeichner und Schriftsteller Ludwig Pietsch: eine gezeichnete Augenblicksaufnahme — photographische gab es damals noch nicht —, die Bismarck auf der Höhe vor Sedan mit ausgespreizten Beinen, den Verlauf der Schlacht mit dem Feldstecher beobachtend, darstellt, leider von hinten, aber in jedem Zuge so voll Geist und Leben, daß die nervöse Erregung, die den gewaltigen Mann erfüllt, auch ohne die Mitwirkung des Antlitzes sichtbar wird. Es kommen dann jene Darstellungen in Betracht, die die Kapitulationsverhandlungen mit General v. Wimpffen am Abend des 1. September schildern und unter denen die von Bleibtreu und A. v. Werner den Vorgang, nach dem Bericht eines Augenzeugen, des jetzigen Kriegsministers v. Verdy du Vernois, am treuesten schildern. Das erste Wort führte dabei aber nicht Bismarck, sondern Moltke, dessen Gestalt die Komposition beherrscht, während Bismarck nur den Beobachter spielt, der die Gegner scharf ins Auge faßt. Einen Augenblick des folgenden Tages, die Begegnung Napoleons mit Bismarck, giebt ein Bild von W. Camphausen wieder, dem man jedoch mit Recht eine zu untergeordnete Auffassung des Kanzlers zum Vorwurf macht. Bismarck sieht aus wie ein Gendarm, der einen Gefangnen begleitet. Wirksamer und vornehmer ist eine Darstellung desselben Vorganges von A. v. Werner, die den Kanzler, vom Rücken gesehen, im Vordergrunde reitend zeigt, während ihn Napoleon und seine Begleiter neben dem auf der Chaussee halteuden Wagen stehend erwarten.

Wenn man von einem „offiziellen" Maler des Fürsten Bismarck sprechen will, d. h. von einem Maler, der berufen wurde und noch wird, ihn in seiner amtlichen Eigenschaft bei Haupt- und Staatsaktionen vorzuführen, kann nur

Digitized by Google

A. v. Werner genannt werden. Er hat zu wiederholten malen Gelegenheit gehabt, den Reichskanzler nach der Natur zu zeichnen, und diese Porträtstudien hat er seinen verschiednen Darstellungen der Kaiserproklamation zu Versailles, dem im Auftrage des Berliner Magistrats gemalten Bilde zur Erinnerung an den Berliner Kongreß von 1878 und einem Bildnis, das den Fürsten Bismarck am Bundesratstisch im Reichstag als Redner zeigt, zu Grunde gelegt. Auch an diesen Bildern hat man den Mangel an vornehmer, monumentaler Auffassung und an genügendem Ausdruck der geistigen Kräfte, die sich im Angesichte eines bedeutenden Mannes wiederspiegeln sollen, gerügt, und am meisten begründet ist dieser Tadel bei dem Kongreßbilde, auf dem die Charakteristik der Hauptfiguren hinter ihrer geistigen Bedeutung allerdings zurückgeblieben ist und jener Mangel an geistiger und selbst an äußerer Vornehmheit am stärksten empfunden wird. A. v. Werners künstlerisches Naturell ist kühl und bedächtig. Er giebt nur die Oberfläche der Dinge wieder, diese allerdings in tadelloser Vollkommenheit und Wahrheit, aber in die Tiefe dringt er nicht, und das Reich der Phantasie ist ihm auch verschlossen. Immerhin befähigen ihn die Eigenschaften, die er besitzt, wenn nicht zum Porträtmaler im weitesten Umfange dieser Kunst, so doch zum treuen Chronisten aller jener feierlichen Vorgänge im modernen Staatsleben, bei denen sich die wirkliche geistige Physiognomie des Einzelnen bis zur Selbstverleugnung hinter der Uniform oder dem Galakleide des Hof- und Staatsbeamten verbirgt und auch verbergen muß, da bei solchen Gelegenheiten die Kundgebung von persönlichen Stimmungen und geistigen Regungen unangemessen wäre.

Viel zuverlässiger, treuer und im großen und ganzen auch erschöpfender als die gemalten Bilder des Fürsten Bismarck sind die plastischen, obwohl auch hier nur, wie schon bemerkt, sehr wenige hervorragende Künstler in Betracht kommen, denen der Fürst gesessen hat. Die Kolossalstatue des Fürsten Bismarck, die Schaper für Köln geschaffen hat, ist die künstlerische Schöpfung, die der geschichtlichen Erscheinung und dem geistigen Wesen des ersten deutschen Reichskanzlers am meisten, vielleicht vollkommen gerecht wird. Keine Übertreibung ins Dämonisch-Geniale, aber auch keine geistige Unterbilanz, kein Zug zum Pathetischen, aber auch kein Stich in die graue Langeweile der kleinbürgerlichen Photographie! Zu spüren ist dieser Stich etwas an einer Büste desselben Künstlers, die den Kanzler in Zivilkleidung darstellt. Es scheint aber, daß dieser Mangel mehr der bürgerlichen Tracht, die der plastischen Verkörperung nicht bloß Bismarcks, sondern auch vieler andern Leute ungünstig ist, als der Auffassung und Charakteristik des Künstlers zur Last zu legen sei. Die Marmorbüsten Donndorfs, zu denen der Künstler die Studien nach der Natur etwa seit 1885 gemacht hat, sind Urkunden von unanfechtbarer Treue und zugleich Spiegelbilder des kühnen, energischen Geistes, dessen Sitz das gewaltige, der monumentalen Gestaltung wie kaum ein zweites entgegenkommende Haupt

Digitized by Google

ist. Auf die Mitwirkung der Augen, auf denen in erster Linie die hinreißende Gewalt des Bismarckschen Antlitzes beruht, muß die Plastik freilich zur Zeit noch verzichten, da bisher alle Versuche, den Augenstern zu beleben, nur geringe Erfolge gehabt haben. Dafür hat sie den Vorzug, daß die ganze Persönlichkeit des Kanzlers, der den Beinamen des Eisernen ebenso sehr seinem Geiste wie seiner körperlichen Erscheinung verdankt, den Ausdrucksmitteln der plastischen Kunst einen viel dankbareren Vorwurf bietet als denen der Malerei.

Was Schaper und Donndorf vermieden haben, die Steigerung der geschichtlichen Gestalt über die Grenzen der Menschheit hinaus in das Poetisch-Heroische, hat Reinhold Begas in Übereinstimmung mit der ganzen Richtung seiner Kunst angestrebt. Was Lenbach in der Malerei mit wechselnden Erfolgen versucht hat, hat Begas in der Plastik erreicht. Seine Büste des Fürsten Bismarck enthüllt das geheimnisvolle Weben eines Feuergeistes, das ehrfurchtgebietende, vor keinem Hindernis zurückschreckende Walten des Säkularmenschen, die Majestät des Juppiter tonans, der gelernt hat, die Menschen mehr zu verachten, als zu achten. Als künstlerische Leistung diesen plastischen Arbeiten ebenbürtig ist auch die kolossale Reiterstatue des Fürsten Bismarck von R. Siemering, die einen Bestandteil des Leipziger Siegesdenkmals bildet. Wie das Schapersche Standbild, wird auch sie der geschichtlichen Erscheinung vollkommen gerecht. Da aber das Haupt des Reichskanzlers mit dem Helm bedeckt ist, mußte sich Siemering verschiedner Vorteile begeben, die Schaper zur vollen Geltung bringen konnte.

Wenn sich jemand der dankbaren Aufgabe unterziehen wollte, eine Ikonographie des Fürsten Bismarck zusammen zu stellen, eine Geschichte Bismarcks in Bildern zu schreiben, so stünde ihm, wie wir gesehen haben, ein im Verhältnis zu der geschichtlichen Bedeutung des Mannes nur geringes und noch dazu nicht sehr zuverlässiges Material, soweit es sich um freie künstlerische Schöpfungen handelt, zur Verfügung. Um einerseits die zahlreich vorhandnen Lücken auszufüllen, anderseits die Auffassung der Künstler zu prüfen und zu berichtigen, würden die Erzeugnisse der Photographie, aus früherer Zeit auch die der Lithographie herangezogen werden müssen, deren es glücklicherweise vortreffliche giebt. Einen Anhang zu dieser Biographie in Bildern oder eine zweite Bilderreihe neben jener ersten würde dann die Geschichte des Fürsten Bismarck in der Karrikatur ausmachen, zu der die ganze Welt, soweit sie am politischen Leben Anteil nimmt, ihre Beiträge geliefert hat. Grand-Carteret erzählt, daß selbst in Ägypten ein Witzblatt in arabischer Sprache, in dem der Herausgeber Scheich Abu Naddara die Politik des Khedive Tewfik bekämpfte und die Empörung gegen den englischen Einfluß predigte, Karrikaturen auf Bismarck enthalten hat. Am Schluß jener ersten Bilderreihe würde auch das letzte Porträt des Fürsten Bismarck von Lenbachs Hand, das wir oben gekennzeichnet haben, eine verständlichere Sprache reden, als es zu führen scheint, wenn man es abgesondert

Digitized by Google

betrachtet. Aus den hagern, eingefallenen Wangen, aus dem Zuge leidvoller Entsagung um den Mund, aus dem ernsten, fragenden Blick würde man den Schmerz des großen Streiters herauslesen dürfen, dem es nicht beschieden war, bis zum letzten Atemzuge seinem Wahlspruche zu leben: Aliis inserviendo consumor.

Neue Epik

Daß die Erzählung in Versen den Kampf ums Dasein mit dem Roman und namentlich mit der Novelle kämpft, ist eine bekannte Thatsache; die Abneigung des Publikums gegen Verse ist zu groß, als daß die Zeitschriften, von denen die schaffenden Dichter zunächst abhängen, den Mut fänden, die gebundene Sprache zu pflegen; sie würden damit nur ihren Absatz gefährden. Dennoch erscheinen jahraus jahrein metrische Erzählungen, und einzelnen Dichtern ist es sogar gelungen, gerade mit solchen Dichtungen Erfolg zu erringen. Die Form kann aber auch nicht aussterben, und man sollte von vornherein jeden loben, der den Mut findet, sie trotz der Ungunst der Zeit zu pflegen. Für den rechten Dichter muß immer das Bedürfnis bestehen, das, was er zu sagen hat, auch schön und kunstvoll zu sagen, und dann greift er zum Verse. Die erhöhte Stimmung, das starke Gefühl, die Leidenschaft, die Andacht sprechen unwillkürlich in Rhythmen; der Vers hebt über viele konventionelle Formen hinweg und erlaubt, streng bei der Sache, dem poetischen Gefühl, zu bleiben. Der Vers ist konservativ im doppelten Sinne: er hängt am Alten und erhält das Neue; er verträgt keine Modesprache und sichert dem neuen Gehalt eine längere Dauer als die Prosa. Der Vers ist die beständigere Form, wie er auch die schönere ist und den Reiz des Kunstwerkes erhöht. Darum wird er aller Ungunst der Zeit zum Trotz immer wieder gewählt werden. Freilich birgt er für sich selbst einen so mächtigen Reiz, daß er auch Virtuosen der Dichtung schaffen kann, wie denn z. B. Julius Wolff gleich so ein Virtuos ist.

Nachdem er ein „Schelmenlied," einen „Minnesang," eine „Romanze," eine „Aventiure," eine „Waidmannsmär" erzählt und gesungen hat, hat er nun schließlich ein „Reiterlied" unter dem Titel: Die Pappenheimer angestimmt (Berlin, Grote, 1889). Seine Leser können also bei seinen Büchern einen Kursus der Litteraturgeschichte gratis mitmachen, wenn sie die verschiednen Kostüme, die er im Laufe seiner litterarischen Thätigkeit angelegt hat, recht

Digitized by Google

fleißig studiren. Wir freilich sind der Meinung, daß eine Sammlung von Nachahmungen alter Kunstwerke weder ein Museum noch ein Künstleratelier sei, sondern nur eine Antiquitätenhandlung für die uneingeweihte Menge, die die Mode der reichen Kenner und Kunstliebhaber mitmachen will, ihre Zimmer mit alten Werken zu zieren. Ohne Bild gesprochen: wir sind der Meinung, daß der rechte Dichter nicht fremde Töne, und wären sie noch so sehr durch die nationale Pietät geweiht, nachahmen dürfe; wer ein richtiger Sänger ist, der muß sich, allen toten und lebenden Sängern zum Trotz, seine eigne Weise schaffen können. Aber Wolff wird uns vermutlich auf den Gesamtgeist unsrer Zeit verweisen, wie er z. B. auch in der Baukunst zu Tage tritt; auch unsre Baukünstler stellen je nach Belieben Gebäude in griechischem oder gothischem oder schweizerischem Stile hin und wissen doch das Innere dieser Gebäude ganz wohnlich zu machen und alle bequemen Nebenräume anzubringen. Wenn die Baukünstler eines originellen Stiles entbehren können, warum nicht auch der Dichter, der Sprachkünstler? Diese haben es sogar viel leichter als die Baumeister, die alten Stile ihrer Kunst nachzuahmen, denn die alte Litteratur bietet eine noch größere Mannichfaltigkeit von stilistischen Formen, der Dichter hat also eine größere Auswahl und kann die Maskerade noch lustiger machen. Ja, wenn die Kunst eine Maskerade wäre, dann hätte Wolff allerdings sehr Recht. Wir meinen aber, daß es für den Künstler gar nichts Ernsteres gebe, als sich seinen eignen Stil zu schaffen und zu bewahren, daß dieser Stil seinem innersten Charakter angemessen sein müsse, daß er für jeden Künstler zugleich etwas so keusches an sich haben müsse, daß der Künstler selbst ihn nicht einmal viel beobachten darf, ohne ihm seine Reinheit, seine „Naivität" zu rauben und durch Selbstbespiegelung zur Manier zu verzerren. Dem echten Dichter liegt nichts ferner, als sich in großen Werken fremden Stils zu bedienen, ja nichts ist ihm unangenehmer, als solche Nachahmung. Damit stehen wir freilich auf einem der Meinung Wolffs schnurstracks entgegengesetzten Standpunkte.

Nachdem er als Minnesänger und Schelm und Jäger mit Ahi! und Halali! einhergegangen war, hat es ihm diesmal gefallen, in Koller und Kanonen, in sausendem Galopp, den Degen gesenkt, einherzureiten: Maskerade natürlich, nur daß sie ihm diesmal doch nicht so gut wie sonst steht. Wolff hat sich eingelesen in die Soldaten- und Landsknechtslieder aus dem siebzehnten Jahrhundert; er spricht so recht zum Tort für die Fremdwörterjäger das verwelschte Deutsch, die schwulstige Militärsprache jener Zeit, und man muß sagen, „ganz famos." Besonders hübsch macht sich das am Anfange des Buches. Das ist aber auch das Beste, ja das einzig Gute, was man seinem „Reiterliede" nachsagen kann. Man kann sagen: Julius Wolff hat eine Parodie auf sich selbst geschrieben, indem er seiner Mustersammlung deutscher Stilarten auch noch den Stil des Soldatenliedes angereiht hat. Durch die täuschende Meisterschaft dieser Nachahmung hat er seiner ganzen Kunstrichtung die Krone aufgesetzt,

Digitized by Google

d. h. er hat sie ad absurdum geführt. Denn was ist lächerlicher, als den Ton des Soldatenliedes mit seiner kurz angebundenen, zerhackten Redeweise, mit seinen Wendungen aus dem Ordonnanzdeutsch, mit seiner den Rhythmus wie absichtlich unterbrechenden Prosa des militärisch sachlichen Berichterstattens — lauter Eigenschaften, die ein kurzes Lied prächtig zieren — für eine Erzählung von 343 Seiten zu benutzen? Was in der Kürze gefällt, gewinnt durchaus nicht in der Häufung. Welche Verkennung des Wesens einer künstlerischen Form offenbart sich hier! Die Schönheit des Soldatenliedes besteht in dem köstlichen Kontrast zwischen Inhalt und Form: die mächtigste Empfindung wird im kühl referirenden Tone verborgen; es handelt sich um Leben und Tod ganzer Regimenter, es ist von kühnen, verwegenen Thaten die Rede, aber gesprochen wird davon wie von etwas Selbstverständlichem, denn dergleichen kommt ja alle Tage vor, das Leben des Soldaten bewegt sich ja auf des Messers Schneide, und er ist durch strengste Zucht daran gewöhnt, kurz in seiner Rede zu sein, sachlich, er darf seine Gefühle nicht verraten; darum der Schein von Härte bei allem Gefühl. Aber eben nur als Lied ist dieser Ton schön, man muß ihn sparsam genießen, denn viel Variationen ermöglicht er nicht. Wenn man diesen Reiz so häuft wie Wolff in seinem Buche, dann wird er stumpf, dann wirkt er wie alles Virtuosentum im Gegensatz zur echten Kunst bei längerer Dauer abgeschmackt, wie eine leere Hülse ohne Inhalt, wie Stroh.

Aber nicht bloß in der Form, auch im Gehalt will uns dieses „Reiterlied“ als ein Fehlgriff erscheinen. Wolff hat sich an einen Gegenstand gewagt, für dessen tragische Größe sein kleines Talent nicht ausreicht. Um den dreißigjährigen Krieg poetisch zu erfassen, nachdem es Schiller mit seinem Wallenstein gethan hat, und nachdem sogar Schillers prosaische Darstellung in die Schulen gedrungen ist, bedarf es doch noch andrer Gaben als der, die Sprache des Soldatenliedes nachzuahmen. Wolff findet die poetische Seite der ganzen Zeit im Soldatentum. Er nimmt, sehr vorsichtig, nicht Partei, weder für die Protestanten noch für die Ligisten; er lobt und tadelt beide. Wenn er Gustav Adolf oder Wallenstein oder Tilly oder Pappenheim in seiner unplastisch schattenhaften Weise reden läßt, so weiß er an allen etwas Gutes zu finden und nennt das wohl poetische Gerechtigkeit. Die Hauptsache bleiben ihm die Reiter mit ihren Galgenhumor, die sich zu keiner religiösen Partei halten, sondern nur Soldatenehre kennen, einen frischen Krieg, das Plündern und Verwüsten lieben, nicht weiter als bis morgen denken: für diese Helden der Verzweiflung will uns Wolff mit seinen zierlichen Mitteln, mit seiner sanften Porzellanmalerei begeistern. Da trifft er es gar übel! Wenn es je eine Zeit gab, die den Krieg haßte, so ist es die unsrige. Wir leben in der ständigen Furcht vor dem Kriege, wir wissen von ihm nichts andres zu sagen, als daß er ein Unglück sei; auch Moltke nannte jeden Krieg ein Unglück. Wenn wir

Digitized by Google

heutzutage vom Kriege sprechen, so geschieht es nur, um an die großartigen Vorkehrungen zu denken, die getroffen werden, um das Elend und die Wunden, die er schlägt, zu lindern. Die Poesie des Krieges kann uns kein Mensch mehr einreden; nur als ein zur Zeit noch für die Menschheit notwendiges Übel erscheint er uns, worein wir uns zwar mit aller Kraft und Würde des Mannes fügen können, das zu preisen uns aber niemand mehr bewegen kann. So unwahr daher die anempfundene Reiterpoesie Wolffs ihrer Herkunft nach ist, so wirkungslos ist sie auch, was Wolff übrigens inzwischen gemerkt haben dürfte, denn sein „Reiterlied" ist schon sechs Monate in der Welt, und von Erfolg im Publikum ist gar nichts zu vermelden. Hoffentlich hat Wolff bei dieser Gelegenheit einmal die Schwäche seiner von erborgtem Scheine lebenden Kunst erkannt.

Anspruchsloser und wenn auch nicht geeignet, im Sturm zu erobern, so doch immerhin fähig, für sich und seine Kunst zu gewinnen, tritt Georg Bormann mit seiner „Geschichte eines Künstlers" hervor: Hans Volkmar (Berlin, Kurt Brachvogel, 1890). Georg Bormann ist uns ein ganz neuer Name, aber wir werden ihn nicht wieder vergessen. Es scheint, daß er zur Zeit noch nicht seine volle Selbständigkeit und Individualität ausgebildet und erreicht hat. Er ist ein feiner und vornehmer Geist, der mit möglichst einfachen Mitteln wirken will, ein echt dichterischer Mensch, der tief und rein fühlt, dessen allgemeine Lebensbetrachtungen stets gehaltvoll und wahrhaft sind. Er hat den Blick in die reine Menschennatur und sieht seine Gestalten mit großer Klarheit und gesundem Gefühl. Auch steht ihm eine rechtschaffene Bildung zu Gebote, die umso besser wirkt, als sie anspruchslos auftritt, mit ihrer Wissenschaft nicht flunkert und in der That zur schönen Natur geworden ist. So ist auch seine Sprache von schlichtem Adel, von natürlicher Beredsamkeit. Nur scheint ihm noch die Fähigkeit abzugehen, seine Fabel interessant zu verwickeln, man wünschte ihm mehr oder ursprünglicheres Erfindungstalent; man wünschte ferner, daß er seine Charaktere, die er in dieser Dichtung in allzu schlichter Schönheit gezeichnet hat, reicher mit Einzelzügen ausstattete, man hat das Bedürfnis, daß er die trotz des stattlichen Umfanges der Erzählung doch nur wie in Umrißlinien gezeichneten Personen mehr verinnerlichte, damit wir in ihrem Bildungsgang Einblick gewännen, der uns nicht genügend enthüllt ist. Wir wollen damit nicht der jetzt in der Romanlitteratur beliebten Analyse der Seelen das Wort reden, die wir für sehr unkünstlerisch halten. Der Erzähler soll eigentlich nur das sinnlich Wahrnehmbare mitteilen, nur das, was sich durch Auge und Ohr des Berichterstatters an den Thaten, Reden und Bewegungen der Menschen wahrnehmen läßt. Bormann hält sich so ziemlich an dieses Grundgesetz aller Erzählungskunst, aber — er nimmt zu wenig wahr, und dieses wenige stellt er zu ausführlich dar. Mehr Stoff und weniger Worte sollte seine Losung werden.

Digitized by Google

Die Geschichte, die er uns im „Hans Volkmar“ erzählt, ist an sich recht hübsch. Sie spielt im vierten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts an verschiednen Orten: in Nürnberg, in Rom, vor der von den Türken belagerten Festung Ofen. Auf dem sparsam geschilderten Hintergrunde der Zeit will uns die Dichtung den Bildungsgang eines großen Talentes von der Jugend bis zur vollen Reife vor Augen stellen. Hans Volkmars Vater ist ein begabter Schüler Albrecht Dürers gewesen, den die leidenschaftlichste Sehnsucht nach hoher Kunst dazu trieb, sein junges Weib zu verlassen und nach Rom zu pilgern. Dort aber ist er gestorben, gerade als er sich satt genug an den Herrlichkeiten der damals gewaltig aufblühenden neuen Kunst gesehen hatte; sein verlassenes Weib ist in Nürnberg vor Sehnsucht nach dem fernen Gatten gestorben und hat den jungen Hans dem Hausgenossen und Freunde ihres Mannes, Filippo, hinterlassen. Hans wächst in der Obhut des treuen, väterlich gesinnten Mannes heran und verrät sehr früh hohe künstlerische Begabung, ein Erbteil des Vaters. Auch er wird von Sehnsucht getrieben, Italien zu sehen. In der Nürnberger Heimat haben sie es noch nicht über das Kunsthandwerk hinausgebracht; die hohe, zwecklose Kunst erscheint den nüchternen Zunftgenossen als eine unglückliche Schwärmerei. Hans leistet deshalb nur wenig in der Zunftschule, und der ganze Gegensatz der neuen und der alten Zeit bricht hervor, als Hans bei dem Meister Frey um die Hand seiner Jugendfreundin Maria wirbt. Die beiden Männer verstehen sich bei aller Reinheit der Gesinnung nicht — ein feines dichterisches Motiv. Verstärkt wird die Abneigung des Alten gegen den Jungen noch durch ein andres Motiv. Frey hat die Mutter des Hans geliebt, die sich damals für den zugereisten genialen Volkmar entschied; den durch Volkmars Reise nach Italien bewirkten frühen Tod der schönen Frau kann der alte Frey seinem Nebenbuhler selbst im Grabe nicht verzeihen. Da Hans so sehr seinem Vater im Charakter und in der Gesichtsbildung gleicht, will ihm Frey seine Tochter nicht geben. Dennoch läßt er sich herbei, den Liebenden zwei Jahre Bedenkzeit zu geben; ist Hans dann ein erwerbsfähiger Mann geworden, so soll er Maria heimführen. Das ist alles ebenso schlicht als wahr erfunden. Die zwei Jahre nun dienen dazu, Hans sowohl als Mann wie als Künstler zu klären, reif werden zu lassen. Er wird halb unwillig in den Krieg gegen die Türken hineingerissen. Wir erhalten hübsche Schilderungen des Landsknechtstreibens und der politischen Lage der Zeit in der zweiten Hälfte der Regierung Karls des Fünften. Im Kriege zum Manne gehämmert, kommt er dann nach Venedig und lernt das Haus und die Kunst Tizians kennen. Eine feine Episode schildert ihn da in den Banden einer reichen adlichen venetianischen Witwe. Hans muß nämlich die wahre Liebe von der künstlerischen Begeisterung für schöne Frauen auf seinem Bildungsgange unterscheiden lernen. Dann gelangt er nach Rom und dort in persönlichen Verkehr mit Michel Angelo, der

Digitized by Google

episodisch sehr markig dargestellt wird. Endlich kehrt er nach Nürnberg zurück, wo er — tot gesagt und doch von dem geliebten Mädchen nicht aufgegeben — von Maria mit offenen Armen, von ihrem Vater mit Zurückhaltung empfangen wird. Der Schluß ist wieder fein gedacht: Hans schafft ein Bild der eignen Mutter, das den Alten begeistert; aber er schätzt jetzt auch das Handwerk nicht gering und will auf höherer Stufe Kunst und Handwerk vereinigen. Nun kann er heiraten. Maria, die die schroffen Gegensätze der Männer mildert, ist vortrefflich geschildert. Aber man vermißt eine reichere Charakteristik des Helden; die Zeichnung ist zu sprunghaft, zu sehr in großen Zügen gehalten. Trotz alledem ist das Werk eine wertvolle und hoffnungerweckende Leistung.

Nach langer Zeit hat auch Heinrich Kruse seiner ersten unter dem Titel Seegeschichten erschienenen Sammlung kleiner Dichtungen eine zweite (Stuttgart, Cottas Nachfolger, 1889) folgen lassen. Wenn nicht die schon erwähnte Abneigung gegen alle Verse bestünde, so müßte dieses vorwiegend heitere Buch schnell zu großer Beliebtheit gelangen. Denn Kruse ist ein geschickter Erzähler. Die Charakteristik ist von großer Anschaulichkeit, er ist kein unkünstlerischer Grübler, er begnügt sich mit dem zur Erzählung nötigsten in der Gestaltung der Menschen, und die Fabel selbst ist vortrefflich gebildet und schlagend zugespitzt. Der Hexameter wird bei ihm anmutig, fließt zwanglos, ohne Pathos in reicher Bildlichkeit dahin, man fühlt selten einen Zwiespalt zwischen dem Adel der Form und dem anekdotischen oder schnurrenhaften Wesen des Inhalts; jedenfalls wird man immer unterhalten. Die Geschichten haben bis auf wenige das Seemannsleben, seine Gefahren und seinen Humor zum Inhalt; es sind Sittenbilder des meerfahrenden Volkes an der norddeutschen Küste. Am liebsten erzählt er von recht kühnen Thaten, wie z. B. die Geschichte des „Milchlamms," eines jungen Seekadetten, der sich als Muttersöhnlein lange Zeit hänseln läßt, um sich plötzlich als ein unerschrockener Mann voll Geistesgegenwart zu entpuppen: fünf Matrosen stehen meuternd ihm gegenüber, und er beherrscht sie alle, bloß die Pistole in der Hand.

Im „Vorwort" sagt Kruse: „Bei diesen kleinen Dichtungen, wie bei großen Kompositionen hat mir oft Fielding als Muster vorgeschwebt, der einmal sagte, er erfinde gar nichts selbst, sondern er schreibe nur ab — aus dem großen Buche der Natur, wenn er auch nicht immer die Seitenzahl anführe. Dabei hab ich, wie andre Schriftsteller vor mir, öfters die Erfahrung gemacht, die auch denen, die nach mir kommen, nicht erspart bleiben wird, nämlich daß gerade solche Züge, die ich treu dem Leben entnommen habe, von mürrischen Kritikern für unwahrscheinlich und unmöglich erklärt wurden. Denn so bescheiden sind die wenigsten, um den Grund dafür, daß sie etwas für unnatürlich halten, in der Beschränktheit ihrer eignen Erfahrung zu suchen." Wir gestehen, daß auch wir nicht so bescheiden sind, alles was die Dichter erzählen, für wahr oder möglich zu halten, und wir schenen uns nicht,

Digitized by Google

zu gestehen, daß wir beschränkt genug sind, die Geschichte des „Milchlamms“ für eine der kühnsten, freilich auch hübschesten Seemannsanekdoten zu halten, die je erzählt worden sind. Möglich — was in der Welt ist nicht alles möglich! Welche verblüffenden Thatsachen hat nicht jeder von uns erlebt, die man gar nicht glauben sollte, wenn man sie nicht mit eignen Augen angesehen hätte, deren Wahrheit wir aber nur mit dem Einsatz unsrer ganzen Person glaubhaft machen konnten, als wir sie erzählten. Es ist ein Irrtum Kruses, wenn er die Ursachen des Unglaubens an kühne Geschichten in dem Leser und nicht in dem Erzähler sucht. Der Dichter, der nicht bei jedem seiner Leser durch das Gewicht seines persönlichen Wertes den Glauben an kühne Geschichten durchsetzen kann, hat die Pflicht, diese so zu erzählen, so umsichtig zu motiviren, daß dadurch allein schon der Glaube an die Geschichten, die er vorbringt, erzeugt werden muß. Es ist eben ein sehr großer Unterschied, ob man mündlich als Privatmann oder ob man als Dichter etwas erzählt; der erstere darf unter Umständen darüber schimpfen, daß seine Zuhörer beschränkt seien; der letztere, wenn er nicht den Kritikern geradezu Übelwollen nachweisen kann, muß zurückhaltender sein, muß dem künstlerischen Gesetze nachgehen, das den Glauben erzwingen soll, mögen die Kritiker so mürrisch sein, als sie wollen. Der Hinweis auf die verschiedne (subjektive) Erfahrung des Dichters und des Lesers ist wohl ohne Belang; stellt sich der Dichter auf diesen Standpunkt, so will er wohl von vornherein nur von einer sehr wahlverwandten kleinen Gemeinde verstanden werden, und dann darf er erst recht nicht über die Kritik der nicht wahlverwandten Leser klagen. Das z. B. ist die Stellung vieler Lyriker, aber doch nicht die des Erzählers. Kruse meint auch offenbar nicht diese subjektive Erfahrung. Wenn aber der Dichter auf weitere Kreise wirken will, muß er doch auch die Gesinnung, die Erfahrung dieser weitern Kreise in seiner Darstellung berücksichtigen, wie z. B. der dramatische Dichter gezwungen ist, mit ganz andern Motiven zu arbeiten, als der sensitive Novellist, weil das Volk, das im Theater zuhört, ganz anders fühlt als die Dame, die das im Goldschnitt gebundene Buch in ihrem Erkerfensterchen liest. Der Erzähler muß sein Publikum, also auch dessen Erfahrung kennen; seine Wirkung hängt von dieser Kenntnis ab; sie wird umso größer sein, je mehr sich die subjektive Erfahrung des Erzählers deckt mit der des Durchschnittes seiner Nation zu seiner Zeit. Denn in der Kunst ist zu verschiednen Zeiten verschiednes glaubhaft. Es ist ein Irrtum, wenn Kruse glaubt, daß er oder die Kunst überhaupt die Natur nur so abschreibe. Wie viele Dichter haben das schon geglaubt, und wie himmelweit von einander verschieden sind diese Abschriften geraten! jeder Mensch sieht ja die Natur und den Zusammenhang in ihr ganz anders an, jeder liest andres aus ihr heraus. Darum ist es eine Pflicht der Kunst, nicht so sehr was Kruse naturwahr nennt, als vielmehr logisch zu sein; sie muß im Bilde logisch sein, sie muß durch

Digitized by Google

die Abfolge der Bilder vorbereiten auf dasjenige Bild, um das es ihr am meisten zu thun ist, sie muß motiviren, und wenn sie das geschickt genug thut, dann kann sie uns Höll und Teufel einreden, und wir glauben ihr, weil wir in ihrem Banne stehen, weil sie Schönheit schafft, und nur darum soll es ihr ausschließlich zu thun sei. Kunst ist nie und nimmer Natur. Die prosaische Wahrheit in der Dichtung, nämlich die historische Thatsächlichkeit, ist immer nur Nebensache, was freilich zum Schaden der Kunst heute vielfach verkannt oder geleugnet wird; ihrem Wesen nach kann es der Kunst nur um ideale Wahrheit zu thun sein.

Zum Glück ist Kruse ein besserer Erzähler als Kunstphilosoph, und so mürrisch wir nach dieser Entgegnung ihm in aller unsrer Unbescheidenheit und Beschränktheit erscheinen mögen, so haben wir uns durch sein Vorwort den Spaß an seinen lustigen Geschichten und die Rührung bei den ernsten nicht verderben lassen. Das bedeutendste Stück der Sammlung — sie enthält deren neunzehn — ist ohne Zweifel „Adelaide“: hier wird in ergreifender Weise die Tragik der Wilden Australiens im Kampfe mit den eingedrungenen Engländern dargestellt: man möchte es ein Stück völkerpsychologischer Poesie nennen. Die längste Erzählung: „Der Kalifornier“ bringt das ganze Lebensbild eines Abenteurers, der dreimal seinen Goldschatz verloren hat und sich schließlich damit begnügt, ein Wrack am Nordseestrande auszubeuten. Die ganze Erzählung ist von großer Schönheit bis auf ihren Rahmen, denn es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß der Kalifornier den ersten besten Badegästen seine lange Geschichte so bereitwillig erzählt; hier dürfte Kruse die Natur nicht mehr abgeschrieben haben. Andre Stücke, wie „Konrektor im Sacke,“ zeichnen sich durch possenhaften Humor oder, wie „Der Geizhals,“ durch hübsche Kleinmalerei aus. Zwei Stücke sind in Gesprächsform, und zwar so kunstvoll, daß sich die beiden Gestalten selbst echt dramatisch charakterisiren.

Wien Moritz Necker

Die Bauführung des Mittelalters

Die Viktorskirche in Xanten gehörte bis zur Säkularisirung einem Stift regulirter (halb mönchisch lebender) Kanoniker, die zwar dem Erzbischof von Köln untergeben waren, aber sich ihren Propst und ihren Dechanten selbst wählten. „Es giebt künstlerisch bedeutendere und giebt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener — sagt Riehl in seinem Wanderbuch —, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre.“ Aber es sind nicht

Digitized by Google

kunstgeschichtliche, sondern sozialwissenschaftliche Aufschlüsse, die den Wert des unten genannten Buches*) ausmachen, über das wir im folgenden berichten wollen. Daß man im Mittelalter anders baute als heutzutage, daß man sich Zeit nahm und den Bau liegen ließ, so oft das Geld ausging, wissen wir zwar im allgemeinen längst. Aber noch nie ist eine solche Baugeschichte so im einzelnen dargestellt worden, wie es Beissel in seinem Buche gethan hat; die Urkunden, Baurechnungen und sonstigen Aufzeichnungen des in dieser Beziehung einzig dastehenden Stiftsarchivs lieferten ihm das Material dazu. Im Schlußkapitel des ersten Teiles faßt er den Verlauf folgendermaßen zusammen: „Die alte Kirche genügte der Stiftsgeistlichkeit nicht mehr, und man entschloß sich zum Neubau. Für diesen Neubau wurde ein allgemeiner Plan entworfen, wodurch festgestellt wurde, wie lang und breit die Kirche werden, wie viel Schiffe sie erhalten und wie hoch diese Schiffe sein sollten. Dann begann man, ein neues Chor um die alte Apsis zu bauen, 1263 bis 1284. Erst nachdem das Hauptchor mit zwei Seitenchören fertig war, brach man die romanische Apsis ab. Der Gottesdienst wurde durch den Bau nicht unterbrochen, man bedurfte keiner Notkirche und keines neuen Bauplatzes. Nun wartete man, um die Schulden zu bezahlen und neue Baumittel anzusammeln. Als sie vorrätig waren, baute man bis 1372 an der östlichen Hälfte der äußern Seitenschiffe [die Kirche ist fünfschiffig und richtig orientirt, d. h. von Westen nach Osten gerichtet]. Der Teil der alten Kirche, in dem die Chorstühle des Kapitels standen und in dem der Gottesdienst weiter gehalten wurde, während rechts und links die [neuen] Seitenschiffe emporstiegen, war noch nicht berührt. Erst 1396 bis 1437 wurde er niedergelegt und an seiner Stelle das Mittelschiff bis zum Lettner ausgebaut. So war 1437 die erste Hälfte der Arbeit vollendet. Östlich vom Lettner stand die neue gothische Hälfte der Kirche, westlich das alte romanische Schiff. Von 1481 bis 1519 wurde auch das Schiff im gothischen Stil umgebaut und zwar in drei Perioden, sodaß 1481 bis 1492 die nördlichen Seitenschiffe westlich vom Lettner, 1489 bis 1506 die südlichen Seitenschiffe und dann bis 1519 das Mittelschiff zwischen ihnen errichtet wurde." So wurde der ursprüngliche Plan zwar durch dritthalb Jahrhunderte festgehalten und schließlich durchgeführt, aber jedes Geschlecht und jeder einzelne Meister schuf frei nach seinem Geschmack in dem gegebenen Rahmen. Beissel knüpft daran eine Kritik unsrer heutigen Baugewohnheiten. „Warum sollte man heut ein ähnliches System nicht mehr befolgen können? Baumeister, die möglichst viel Geld verdienen wollen, werden immer ganze Pläne liefern und möglichst rasch bauen wollen. Viele werden erklären, die Gewölbe, besonders

*) Die Bauführung des Mittelalters. Studie über die Kirche des heiligen Viktor zu Xanten. Von Stephan Beissel, S. J. — Bau. — Geldwert und Arbeitslohn. — Ausstattung. — Mit Abbildungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Freiburg i. Br., Herder, 1889.

Digitized by Google

die des Mittelschiffs, müßten zusammengeschlossen werden. Es sei unmöglich, nur die Hälfte standfest zu machen. Aber die Baugeschichte des Mittelalters beweist, daß nur Akademiker solche Dinge als unmöglich erklären können. Ein praktischer Mann wird Mittel und Wege finden, heute das zu leisten, was die Vorzeit geleistet durch Balkenlagen und andre Mittel, die der Dilettant nicht anzugeben vermag, der Techniker aber kennen oder wiederfinden muß . . . Massenproduktion und Fabrikarbeit haben heute die wahre Kunst des tüchtigen Handwerkers überwuchert und erstickt. Wir sind verwöhnt durch die Billigkeit, mit der »Fabriken für Kunstgegenstände« ihre Erzeugnisse anbieten, und durch den geringen Preis, den Tagelöhner und Spekulanten für ihre Leistungen verlangen. So sind wir dazu gekommen, eine Kirche fabelhaft rasch zu bauen und ebenso rasch auszustatten. Aber man sieht den Leistungen die Eile an."

Diese Bemerkungen verdienen Beachtung. Ich gehe fast täglich an einer Kirche vorüber, die auf Kosten des Fiskus — natürlich im „gothischen" Stil — binnen vier Jahren „fertig gestellt" worden ist, und ärgere mich jedesmal über die plumpen gebackenen Zapfen, die Fialen vorstellen sollen, über die gleichfalls im Ofen gebackenen Kreuzblumen und das dito Maßwerk. Und wie denn jeder ästhetische und unästhetische Schein auf ein Sein hinweist, so ist auch diese gebackene Herrlichkeit der getreue Ausdruck unsrer sozialen Jämmerlichkeit. Aus dem künstlerisch arbeitenden Steinmetzen ist der lehmknetende und ofenheizende Tagelöhner geworden, und hierdurch sowohl der innere Menschenwert wie die äußere Lebensstellung einer ganzen Klasse herabgesetzt worden. Und da nicht langsam, gleichmäßig fortgebaut wird, nach dem Maße der vorhandenen Mittel, sondern die Mittel zu unsern binnen kürzester Frist zu vollendenden Bauten durch Anleihen und Lotterien aufgebracht werden, so fließt stets ein Teil des Arbeitslohnes in die Taschen der Geldlieferanten, d. h. also der unproduktiven Bevölkerungselemente ab. Endlich werden durch das rasche Bauen und durch das ebenso rasche Anschaffen von Ausstattungen, Ausrüstungsgegenständen u. s. w. zeitweilig große Arbeitermassen auf einen Haufen zusammengebracht, die nach Vollendung ihrer Aufgabe leicht arbeitslos, elend für ihre Person und eine Gefahr für den Staat werden und diesen wohl gar zu gefährlichen Experimenten verleiten, z. B. zu Unternehmungen, die an sich durch kein Bedürfnis gerechtfertigt nur den Zweck haben, Menschen zu beschäftigen.

Der Bau zu Xanten war auf fortlaufende feste oder doch nur wenig schwankende Einnahmen gegründet. Dahin gehörte zunächst die Steinmetzenpfründe, die nach heutigem Gelde etwa zweihundert Thaler jährlich abwarf. Der Steinmetzmeister war nämlich ursprünglich ein Geistlicher. Als später Kunst und Handwerk in die Hände der Laien übergingen, behielt man die Pfründe als Besoldung bei, sodaß ein weltlicher verheirateter Handwerksmeister Mitglied des Kapitels wurde. Der letzte solche Präbendar war Meister Jakob. Nach seinem Tode 1374 ward die Pfründe eingezogen, und ihr Ertrag

Digitized by Google

floß fortan der Fabrikkasse (Kirchbaukasse) zu, die ein Kanonikus unter dem Titel magister fabricae als eigentlicher Bauleiter verwaltete. Das sonstige Vermögen der Kirchbaukasse bestand in Grundstücken und Erbrenten von mehr als zwanzig Häusern. Ferner flossen dieser Kasse zu die Strafgelder von Geistlichen, die ihren Dienst versäumten oder zu spät in die Kirche kamen, die Gebühren für das Geläute bei Begräbnissen, gelegentliche Geschenke, Kollekten, die unvermeidlichen Ablaßgelder und die Eintrittsgebühren der Mitglieder der Kegelgilde, der fratres kegelorum. Ihr gehörten nicht allein alle Honoratioren der Stadt, sondern auch die Stiftsherren an, deren Kegelbahn hinter der Kirche lag. Selbstverständlich trug auch diese Brüderschaft einen geistlichen Charakter und ließ es an Gebeten, Gottesdiensten, Umzügen und Brudermahlen nicht fehlen; kein Zeitvertreib ohne den weihenden Zusatz von Frömmigkeit — und umgekehrt! Wurde die Elle einmal länger als der Kram, so sahen sich die Kanoniker wohl genötigt, eine Anleihe aufzunehmen? Beileibe nicht! Das wäre ja ein verbotenes Wuchergeschäft gewesen; sondern nur gegen das aufgenommene Kapital eine Leibrente zu verkaufen. Je nachdem die Rente nur für die Lebenszeit des Darleihers galt oder eine Erbrente war, schwankte der Zinsfuß zwischen zwölf und fünf Prozent. War dann wieder einmal mehr Geld vorhanden, als man augenblicklich brauchte, so kaufte man die Rente zurück, d. h. man stieß die Schuld ab. Obwohl demnach das Leihwesen schon im vierzehnten Jahrhundert begann, führte es doch nicht zu dauernder Verschuldung. Der Ablaßverschleiß im fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts trägt, abgesehen von dem wunderlichen geistlichen Vorwande, schon in viel höherm Grade den Charakter moderner Finanzoperationen. Davon schweigt P. Beissel klüglich. Freilich war er nicht gerade genötigt auf die heikle Sache einzugehen, weil der Ablaß für die Xantener Kirche nur in bescheidnen Grenzen und ohne Vermittlung von Geldinstituten ausgenutzt wurde. Man kann in den von Beissel aufgestellten Listen von Jahr zu Jahr verfolgen, wie die einzelnen magistri fabricae wirtschafteten. Gewöhnlich reichten sie mit der ordentlichen Jahreseinnahme oder behielten am Ende des Jahres noch etwas übrig, zuweilen schlossen sie mit einem Defizit ab; auf einen ganz besonders baulustigen, der nach dem Grundsatze: Es muß alles verrungenirt werden, verfuhr, sind die Herren Konfratres sehr schlecht zu sprechen. Von 1360, wo die Baurechnungen anfangen (sie sind sehr genau; kein Trinkgeld — pro bibalibus — und keine Maß Wein wird ausgelassen), bis 1559 wurden nach heutigem Gelde (und Geldwerte) 1500000 Reichsmark verbaut. Das in der Zeit vor 1360 verbrauchte, die nicht verrechneten Geschenke, die Reparaturen und die Ausschmückung veranschlagt Beissel auf das Dreifache dieser Summe, sodaß der ganze Bau sechs Millionen Mark gekostet haben mag. Hätte man, meint der Verfasser, den Drachenfels nahe gehabt, dem ein großer Teil des Materials entnommen ist, so würde der Bau

Digitized by Google

nur halb so teuer zu stehen gekommen sein; so viel verzehrten die Transportkosten, die Schiffszölle und die Zollprellereien. Damit wäre wenigstens eine doch wohl recht dunkle Schattenseite des frommen Mittelalters eingestanden.

Als das Wichtigste und Interessanteste erscheint uns in dem Buche die genaue Ermittelung der Arbeitslöhne, die in dem fraglichen Zeitabschnitte den Bauhandwerkern gezahlt wurden. Mit ungeheurem Fleiß hat der Verfasser die zahlreichen in den Baurechnungen vorkommenden Münzsorten auf die Xantener Mark zurückgeführt, sodann untersucht, wie viel man für die Xantener Mark in jedem Jahrzehnt an Weizen, Roggen, Gerste, andern Früchten, an Kleidungsstücken, Wohnung u. s. w. bekam, und so mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, wie viel die gezahlten Löhne nach unsern heutigen Verhältnissen wert waren. Über zwanzig große und viele kleinere Tabellen ermöglichen dem Leser die Prüfung der Berechnungen, die im Anhange aus Lamprechts nach der ersten Ausgabe von Beissels Buch erschienenen Werke (Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter) ergänzt werden. Das Hauptergebnis faßt Beissel Teil II, S. 169 in folgenden Sätzen zusammen: „Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verdienten die Handwerksmeister in Xanten fast zweieinhalb mal so viel als um die Mitte des sechzehnten. 1350 bis 1479 schwankte der Wochenlohn nach unserm Gelde zwischen 40 und 23 Mark. Die höchsten Lohnverhältnisse (sic!) fallen auf die Zeit um 1415 und 1465, die niedrigsten auf die Zeit um 1405 und 1435. Man hat also in den vorstehenden Tabellen den mathematischen Beweis für das Herabgehen des zeitlichen Wohles (sic!) von etwa 1465 an; und zwar in so rascher Folge, daß die Meister um 1465 an 40 Mark unsers Geldes verdienten, um 1555 aber nur 13, d. h. ein Drittel davon.“ Die Meister waren nicht großartige Bauunternehmer, sondern schlichte Handwerksmeister; und zwar standen Steinmetzen, Maurer, Zimmermeister, Schieferdecker, Schreiner so ziemlich in demselben Range. Da die Steinmetzmeister, die eigentlichen Baumeister, neben ihrem Tagelohn für persönlich geleistete Arbeit einen festen Gehalt für die Bauleitung bekamen und zuweilen, nicht immer, neben dem Xantener Bau zugleich noch einen zweiten leiteten, so mochte ihr Einkommen durchschnittlich das Doppelte des angegebenen Satzes betragen. Die Gesellen bekamen natürlich weniger; ihr Lohn betrug je nachdem fünf Sechstel, vier Fünftel, drei Viertel des Meisterlohns und scheint nie unter dessen Hälfte gesunken zu sein. Nehmen wir die Hälfte an, so würde er in der guten Zeit so ziemlich dem heute üblichen gleich gekommen sein. Doch darf man annehmen, daß sie bei gleichem Einkommen zufriedner lebten als unsre heutigen Bauarbeiter. Einmal fehlten jene Ansprüche, die heutzutage aus Mode und Kameradschaft erwachsen. Was kosten heute nur allein bairisch Bier, Zigarren, Streik- und Wahlkassen, nicht zu vergessen die „Damentoiletten“ der weiblichen Familienmitglieder! Sodann bezeichnen die obigen Sätze nicht Saisonlöhne, sondern durchschnittliche Jahreslöhne; namentlich

Digitized by Google

bei den Steinmetzen ging die Arbeit gleichmäßig das ganze Jahr hindurch fort; selbstverständlich wurde im Winter weniger Lohn gezahlt als im Sommer. Endlich wußte man nichts von arbeitslosen Zeiten. Es war nicht wie heute, wo Perioden des tollsten Bauschwindels mit flauen Jahren wechseln. Nie wurde massenhaft, aber irgendwo wurde immer gebaut, und an Arbeitern war kein Überfluß. Die starke Nachfrage nach geschickten Arbeitern erklärt es, daß die Gesellen — sie werden in den Rechnungen mit Namen aufgeführt — oft wechseln. Stiegen die Lebensmittelpreise, so kam es wohl zu Lohnstreitigkeiten, die immer gütlich beigelegt worden zu sein scheinen. Nur waren dabei nicht Meister und Gesellen die streitenden Parteien, sondern Meister und Gesellen einer- und der Bauherr anderseits. Im dritten Teile des Buches, der von der Ausstattung der Kirche handelt, findet man Angaben über die Lohnverhältnisse der Maler und Goldschmiede.

Da der Verfasser Jesuit ist, so versteht es sich von selbst, daß er die gesammelten Thatsachen gelegentlich zur Verherrlichung seiner Kirche und zu Seitenhieben auf den Protestantismus verwendet. Wir polemisiren nicht gegen seine Auslassungen. Soweit sie katholische Gebräuche und Kultusformen empfehlen wollen, handelt es sich um Geschmacksachen, und de gustibus non est disputandum. Wenn aber Beissel den Schein zu erwecken sucht, als sei die „Kirchenspaltung" schuld gewesen an der um 1500 eintretenden Verschlechterung der Lage des Arbeiterstandes, so hat er sich ja selbst schon hinreichend widerlegt, indem er eingesteht, daß die beiden Hauptursachen dieser Verschlechterung, die Entwertung des Geldes und das überhandnehmende Submissionswesen, sich schon im fünfzehnten Jahrhundert bemerkbar machen. Damit ist schon bewiesen, daß wir es hier mit einem von Glaubensmeinungen und Kirchenverfassungen ganz unabhängigen Umschwunge des Wirtschaftslebens zu thun haben. Mit der Reformation hängt dieser Umschwung nur insofern zusammen, als er eine allgemeine Unzufriedenheit und Gährung hervorrief, die das Volk neuerungslustig machte, und als unter den Begüterten, gegen die sich jene neidische und begehrliche Neuerungssucht richtete, die über Bedürfnis reichen und ihrer ursprünglichen Bestimmung meist untreu gewordenen kirchlichen Institute zunächst in die Augen fielen.

Zum Schluß mag noch bemerkt werden, daß der Verfasser an vielen Stellen ein gesundes Urteil in Kunstfragen bekundet und u. a. vor dem Purismus unsrer Neugothiker warnt. Das letztere erklärt sich freilich aus den Traditionen seines Ordens, der als Beförderer des Renaissance-, Barock-, Rokoko- und Zopfstils und als stilverderbender Wüterich in alten gothischen Kirchen bei der Schule der Gebrüder Reichensperger übel angeschrieben steht.

Digitized by Google

Die hypnotiſche Suggeſtion

Treue Hand kommt durchs ganze Land, hieß es ehedem bei uns. In dem modernſten aller Länder, in Nordamerika, wird es dem treuen und ehrlichen Menſchen mitunter ſchon recht ſchwer, wogegen Schwindler deſto leichter durchkommen. Das Raubmörderpaar Michel Eyraud und Gabriele Bompard fanden auf ihrer Tournee durch Nordamerika überall Freunde, Glauben und offene Kaſſe. Das hübſche Geſicht der Dirne, die Eyraud für ſeine Tochter ausgab, und ſeine feine Weinzunge — ſo eine Weinzunge iſt mehr wert als ein Leben voll ehrlicher Arbeit — hatten es den Großgrundbeſitzern des Weſtens angethan; ſie drängten ihm ihr Geld förmlich auf. Ein Herr Garanger bat ihn in aller Form um die Hand ſeiner „Tochter“ — wie haben wir beide da gelacht! ſagte Eyraud, als er dieſe Geſchichte in ſeinem kubaniſchen Gefängnis einem Zeitungsberichterſtatter erzählte — und wollte ſich mit einem Diplomaten duelliren, der ſie auf einige Tage entführt hatte. Wahrſcheinlich würden ſie heute noch herumhochſtapeln, wenn ſie ſich nicht im tollen Übermut ſelbſt der Gerechtigkeit ausgeliefert hätten. Und dieſe namentlich in Paris oft recht blinde Gerechtigkeit wird dem intereſſanten Dämchen nicht viel anhaben. Sind doch die berühmteſten Ärzte darüber her, die Glaubwürdigkeit ihrer Behauptung zu prüfen, ſie ſei von Eyraud durch Suggeſtion gezwungen worden, den Gerichtsvollzieher Gouffé zu erdroſſeln. Dieſe Ärzte haben bereits ermittelt, daß Gabriele ſehr nervös und leicht hypnotiſirbar iſt; was ſich daraus erklärt, daß ſie ſich von Jugend auf in ihrer Vaterſtadt Lille zuerſt von Schaubudenmagnetiſeuren und dann von ſolchen Perſonen hat gebrauchen laſſen, die das Hypnotiſiren aus Liebhaberei betreiben.

Franzöſiſche Blätter weiſen bei dieſer Gelegenheit auf die Verheerungen hin, die der hypnotiſche Unfug anrichtet. Mehrere Opfer ſolcher frevelhaften Verſuche haben bereits in Irrenhäuſer gebracht werden müſſen. Im Collège de Chaumont ſind fünfzig Schüler krank geworden, die, durch den Beſuch eines Magnetiſeurs verführt, ſich gegenſeitig hypnotiſirt hatten. Jene vornehme Welt, die ſich vor lauter Vergnügen ſtets langweilt, hat den neuen Sport begierig aufgegriffen; auf den Einladungskarten zu Abendgeſellſchaften pflegt

Digitized by Google

hinter den Namen von einigen berühmten Sängerinnen und Herrn Coquelin cadet, die auftreten sollen, als clou zum Schluß gewöhnlich ein Hypnotiseur genannt zu werden. Aus Oberitalien berichtet Professor Lombroso eine Reihe trauriger Fälle. In Mailand und Turin haben sich viele Personen durch den Unsinn Schlaflosigkeit und beständige Kopfschmerzen zugezogen. Auch mehrere Offiziere befinden sich unter den Opfern; der eine davon geht seit seiner Erkrankung wie im Schlafe herum, läuft des Abends allen Wagenlaternen nach und rennt, wenn ihm ein Wagen entgegenkommt, gerade in die Pferde hinein. Ähnliches wird aus London berichtet.

In Deutschland, wo die Behörden verständigerweise wenigstens die öffentlichen Schaustellungen verboten haben, wirft sich der Dr. med. Christoph Freiherr v. Hartungen zum Apostel der Suggestionslehre auf. In einer Abhandlung der Monatsschrift „Der Naturarzt" (Juniheft) spricht er sich sehr abfällig über die Ärzte aus, die von der Sache nichts wissen wollen. „Daß es noch eingefleischte Gegner des Hypnotismus und der Suggestionsmethode giebt, wird den nicht wunder nehmen, der da weiß, daß es immer Menschen und insbesondre pedantische Gelehrte geben wird, die vom Alten nichts vergessen und vom Neuen nichts lernen wollen."

Ich bin weder Gelehrter noch Pedant, verzichte aber trotzdem nicht auf alte, feststehende Wahrheiten und mag mir neue Lehren nicht aneignen, wenn sie offenbar unsinnig oder schädlich sind. Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht eher, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde niemals einen solchen Fall zu Gesicht bekommen, weil ich mir dergleichen Experimente grundsätzlich nicht ansehe. So viel allerdings glaube ich, daß ein Mensch durch beharrliches Anstarren eines Gegenstandes halb blödsinnig werden und in seinem Blödsinn allerlei Dummheiten begehen kann. Aber die Grade dieses Blödsinns zu beobachten und zu messen, ist keine Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung, sondern nur ein Zeitvertreib zur Befriedigung kindischer Neugierde, und weil dabei ein lebendiger Mensch zum Versuchsgegenstande gemacht wird, so ist diese Befriedigung der Neugier ebenso verwerflich, wie wenn man untersuchen wollte, wie viel Minuten ein Mensch in der Bratpfanne bei Siedehitze zu leben vermag. Wo sind denn die wichtigen Aufschlüsse, mit denen das Hypnotisiren die Wissenschaft bereichert haben soll? Herr v. Hartungen faßt das Ergebnis der bisherigen Beobachtungen in dem Satze zusammen: „Die Hypnose ist ein rein seelischer Zustand, der durch seelische Mittel mit oder ohne natürliche Zuthat [soll wahrscheinlich heißen: mit oder ohne körperliche Einwirkung] bei Erkrankten wie bei geistig und körperlich Gesunden herbeigeführt werden kann und der sich vom normalen Zustande durch eine Steigerung der ideo-motorischen, ideo-sensitiven und ideo-sensoriellen Reflexerregbarkeit unterscheidet." Da wissen wir auch was Rechtes! Lassen wir die nichtssagenden „psychophysischen" Kunstausdrücke weg, so bleibt

Digitized by Google

die Behauptung übrig, ein Mensch könne durch seinen bloßen Willen in einem andern Menschen gewisse Gehirnerregungen hervorrufen, und hierdurch diesen Menschen zwingen, entweder wie leblos dazuliegen oder gewisse Gedanken zu erzeugen und gewisse Handlungen auszuführen. Ganz dasselbe haben die Hexenmeister früherer Zeiten geglaubt und glauben die Wundersüchtigen heute noch; nur daß der ungebildete Abergläubische die Mittlerrolle nicht kennt, die dem Nervensystem dabei zufällt. Aber der Gebildete lernt die Bedeutung und die Funktionen des Gehirns und der Nerven nicht erst durch den Hypnotismus kennen, sondern kennt das alles schon längst. In wie außer der Hypnose bewirkt der Zustand der Nervenzellen bald Starrheit der Glieder bald Bewegung, bald Denken bald Bewußtlosigkeit, bald diese bald jene Richtung der Gedanken. Das alles wußten wir längst. Wie es aber die Nervenzellen anfangen, diese verschiednen geistigen und körperlichen Zustände und Ereignisse hervorzubringen, das wissen wir nicht, das erfahren wir auch durch hypnotische Experimente nicht und können wir nicht erfahren, denn wir können in das Gehirn und in die Nervenstränge der Hypnotischen nicht hineinsehen, und auch das nachträgliche Seziren ihrer Leichname würde uns nichts nützen, denn im Leichnam sehen wir doch eben nicht, was im lebendigen hypnotisirten Menschen früher einmal vorgegangen ist. Wahrscheinlich aber würden wir den Zusammenhang selbst dann nicht erfahren, wenn wir das Gehirn des lebenden Menschen durchsichtig machen und seine Teile millionenfach vergrößern könnten.

Der Freiherr v. Hartungen erwartet von der Anwendung der Suggestion und von der Beachtung der Suggestionslehre auch die großartigsten und wohlthätigsten Wirkungen auf dem Gebiete der Heilkunst, der Rechtspflege und der Erziehung. Wir erlauben uns, diese Erwartungen für völlig unberechtigt zu erklären.

Daß hypnotische Versuche den Gegenstand krank machen, wissen wir; daß die damit verbundene Aufregung vorübergehend die Schmerzen stillen und den Schein der Gesundheit erzeugen kann, halten wir für möglich; daß aber die Suggestion wirklich heilen könne, glauben wir nimmermehr. Könnte sie es, so wäre damit nicht allein der Naturmechanismus aufgehoben, sondern auch die sittliche Ordnung zerstört. Jede Krankheit hat ihre Ursache, und die wirkliche Heilung hat die Hebung der Krankheitsursache zur Voraussetzung. Die Krankheitsursachen kann man in folgende vier Gruppen einteilen: 1. Übermaß oder Mangel an Lebensbedingungen (Nahrung, Luft, Bewegung, Ruhe, Befriedigung des Geschlechtstriebes); 2. mechanische Verletzung von außen oder innen; 3. Vergiftung von außen oder innen; 4. fehlerhafter Bau des Körpers (z. B. schwindsuchterzeugende Engbrüstigkeit). Die Vererbung rechnen wir nicht als eine besondre Krankheitsursache, weil angeborne Krankheiten bei einem der Vorfahren aus einer der aufgezählten Ursachen entstanden sind.

Digitized by Google

Kann die Krankheitsursache durch natürliche Mittel gehoben werden, so ist die Suggestion unnötig; vermag aber die Suggestion, was kein natürliches Mittel vermag, hebt sie die Krankheitsursache, z. B. die Zerreißung eines Darmes, oder heilt sie gar ohne Hebung der Ursache, dann ist sie reine Zauberei, denn dann wird durch sie die Kette von Ursache und Wirkung zerrissen. Wenn der Heilwille die Hände des Arztes in Bewegung setzt, sodaß diese eine abgehackte Nase annähen, dann sehen wir den Zusammenhang. Wenn aber der Heilwille eine Naht in der zerrissenen Magenwand zu stande bringt ohne Nadel und Zwirn, und ohne ein die heilende Säftebewegung beeinflussendes Medikament, so ist der Zusammenhang aufgehoben, und wir befinden uns im Reiche der Zauberer und Wunderthäter.

Am schlimmsten wäre es, wenn die Suggestion zu heilen vermöchte ohne Hebung der Krankheitsursachen, denn dann würde sie die sittliche Ordnung umstoßen und die menschliche Gesellschaft auflösen. Übermaß und Mangel sollen krank machen, damit sich der Mensch des ersteren enthalte und an der Beseitigung des andern arbeite. Könnte man die Menschen durch magnetische Künste ohne Nahrung oder mit einer winzigen Menge von Nahrungsstoff am Leben und bei Kräften erhalten, wie denn eine Luise Lateau von dem täglich einmaligen Genuß der Hostie gelebt haben soll, so brauchte man die Arbeiter bloß zu hypnotisiren, und die lebendige, fast ganz kostenlose Maschine wäre fertig. Eben als bloße Maschinen aber würden diese Menschen aufhören, Menschen zu sein, denn zum Wesen des Menschen gehört u. a., daß er sich an Speise und Trank erfreue und in der Sorge um Speise und Trank für sich, für Weib und Kind seine leibliche, geistige und sittliche Kraft entfalte. Anderseits könnte sich der reiche Schlemmer in den Zustand unbegrenzter Genußfähigkeit versetzen und sich so von dem Zwange zur Selbstbeherrschung, von dieser natürlichen Grundlage der Sittlichkeit, frei machen. Und kehrte einmal der Wahnsinn des siebzehnten Jahrhunderts wieder, wo die Obrigkeiten, von der Wollust der Grausamkeit gestachelt, um hohen Lohn Henker suchten, die die Kunst verstanden, ihre Opfer monatelang zu peinigen, ohne sie zu töten, so wäre solchen Teufeln in Menschengestalt geholfen. Sie könnten sich jahrelang täglich an den Qualen einunddesselben Gefolterten weiden; die Suggestion würde die auseinandergerissenen Glieder immer wieder einrenken, die Brand- und Schnittwunden heilen. Sollte es wahr sein, daß Gott einzelnen für heilig gehaltenen Menschen die Gabe wunderbarer Heilkraft verleiht, so würde das keinen solchen Umsturz des Baues der Gesellschaft zur Folge haben, weil die vorausgesetzte Heiligkeit der begnadeten Menschen den Mißbrauch ausschließen und das Walten einzelner Bevorzugter den natürlichen Lauf der Welt im großen und ganzen nicht verändern würde. Auch gefährdet der Glaube an solche Wunderwirkungen die Zuverlässigkeit der Wissenschaft in weit geringerm Grade als der Suggestions- und Spiritistenschwindel, weil er die Wunder für

Digitized by Google

Ausnahmen hält, die die Regel, die gesetzmäßige Ordnung der Natur, nur bestätigen.

Mit der Einwirkung der Suggestionslehre auf die Rechtspflege ist natürlich gemeint, daß man in Zukunft die Verbrechen als Äußerungen einer entweder angebornen oder durch Suggestion angethanen Krankheit behandeln und den Verbrecher nicht mehr ins Zuchthaus sperren, sondern ins Krankenhaus legen und dort pflegen soll. Bekanntlich wird diese Ansicht besonders von Professor Lombroso verfochten. Man kann ihr aber gar nicht entschieden genug entgegentreten. Ihr Wahrheitskern beschränkt sich auf folgendes. Es giebt Menschen, deren Gehirn so schwach entwickelt ist, daß sie zeitlebens unzurechnungsfähig bleiben. Das haben wir schon längst gewußt und haben demnach solche Menschen, wenn sie eine Unthat begingen, nicht als Verbrecher, sondern als Kranke behandelt. Es giebt ferner Menschen, die nicht gerade unzurechnungsfähig, aber so stumpfsinnig sind, daß ihnen bei Verbrechen ihre natürliche Unvollkommenheit als mildernder Umstand angerechnet werden kann. Auch das ist den Richtern lange vor der neuen Theorie bekannt gewesen, und sie haben darnach gehandelt. Es kommt endlich vor, daß ein Mensch durch leidenschaftliche Aufregung oder lasterhafte Gewohnheit die Herrschaft über sich selbst und sogar das klare Bewußtsein verliert. Aber dadurch wird seine Verantwortlichkeit nicht aufgehoben; denn wenn er sich selbst in unzurechnungsfähigen Zustand versetzt, so bleibt er — das gilt auch vom Rausch — für die Folgen verantwortlich. Diese drei Arten von Verbrechern bilden aber die Minderzahl; bei der Mehrzahl hat es gar keinen Sinn, von Krankheit zu sprechen. Wir können hier nicht alle Arten von Anreizen zur Verletzung des Sittengesetzes und der Staatsgesetze durchgehen, wollen aber wenigstens auf drei Klassen einen Blick werfen. Eine ungeheure Anzahl von Vergehen und Verbrechen entspringt aus Not. Ein Mensch, der nach langem Fasten eine Mark stiehlt, um sich einmal ordentlich satt essen zu können, bekundet dadurch doch wahrlich keine Krankheit, sondern im Gegenteil einen gesunden Appetit. Sein Charakter läßt insofern zu wünschen übrig, als er der heroischen Stärke entbehrt; aber da diese vom Durchschnittsmenschen gar nicht verlangt werden kann, so ist dieser Mangel noch nicht als Krankheit zu bezeichnen. Wenn sich ein junger Mann, der nicht heiraten kann, in der Hitze der Begierde an einem Mädchen vergreift oder gar an einem Knaben oder einem Stück Vieh (lebt einer in der Großstadt und hat er Geld, so kann er seinen Zweck erreichen, ohne mit den Gesetzen in Konflikt zu geraten), so ist das zwar nicht schön, aber es ist auch kein Zeichen von Krankheit, sondern vielmehr von kräftiger Gesundheit. Freilich soll der Mensch seine Begierden beherrschen können; allein, fügt Herbart diesem allgemein anerkannten Grundsatze bei, anhaltende Nichtbefriedigung der natürlichen Begierden schadet immer. Wenn nun ein kräftiger, gesunder Mensch in der Abwehr dieser Schädigung gegen den Stachel des Gesetzes ausschlägt,

Digitized by Google

so wird ihn zwar der Richter nicht für unschuldig, aber noch weit weniger für krank erklären können. Der Richter wird ihn verurteilen, wird aber aus solchen Fällen Anlaß nehmen, auf die Notwendigkeit einer großen Heilkur hinzuweisen, einer Heilkur, die nicht an dem vollkommen gesunden Verbrecher, sondern an dem zu Verbrechen treibenden Gesellschaftszustande vorzunehmen ist. Eine andre Gruppe umfaßt die Betrügereien, Unterschlagungen und Diebstähle aus leichtsinniger Genußsucht und Habsucht. Die dergleichen begehen, sind fast alle vollkommen gesund. Bei den meisten ist es ein erster unvorsichtiger Schritt, der sie in ein Netz verhängnisvoller Nötigungen verstrickt, sodaß sie von Stufe zu Stufe sinken. Eine dritte sehr zahlreiche Klasse bilden die Strafthaten, die gar nichts Unmoralisches an sich haben, also zu ungünstigen Schlüssen auf die Gesundheit des Begehenden gar nicht berechtigen, und die lediglich darum bestraft werden, weil sie aus irgend einem Grunde verboten sind. In manchen Gegenden sind die Polizeiverbote so zahlreich, daß sie kein Mensch immer im Gedächtnis haben kann, und daß es bloßer Zufall ist, wenn der Staatsbürger niemals hineintappt und ganz unbescholten durch diese irdische Prüfungszeit hindurchkommt. Daraus entspringen dann wieder die zahlreichen Fälle von „Widerstand gegen die Staatsgewalt," durch den sich namentlich die alten Weiber auszeichnen, die einzigen Personen in deutschen Landen, die das alte deutsche Recht mit mannhafter Tapferkeit verteidigen. So blieb z. B. neulich ein achtzigjähriges Mütterlein, das wegen eines Polizeivergehens verurteilt wurde, hartnäckig dabei, daß sie keinem Menschen etwas schuldig sei und keinen Pfennig zahlen werde; als dann der Gerichtsvollzieher sie pfänden wollte, wies sie dem „verdammten Spitzbuben" mit ihrem Krückstock seine Wege (vor tausend, ja noch vor sechshundert Jahren wären die Nachbarsleute verpflichtet gewesen, ihr bei der „Heimsuchung" zu Hilfe zu eilen, denn auch der Gewaltbote durfte den Hausfrieden nicht brechen), und als sie wegen „Widerstandes gegen die Staatsgewalt" zum zweitenmale verurteilt wurde, blieb sie dabei: „Ich lasse mir nichts vormachen, ich zahle keinen Pfennig!" Die ist doch gewiß so gesund, wie man mit achtzig Jahren nur immer sein kann! Ebenso nichtig aber, wie die Lehre von dem angebornen Hange zum Verbrechen, ist die von dem durch Suggestion angethanen vorübergehenden Anreiz. In dem Falle Eyraud-Bompard liegt die Sache ziemlich einfach. Beide Personen sind Abenteurer, beide liederlich, beide überspannt. Sie brauchten Geld, und für Leute von ihrer Vergangenheit konnte der Gedanke eines Verbrechens nichts übermäßig Schreckliches haben. Sie werden einander gegenseitig „suggerirt," d. h. ihre Gedanken über einen möglichen unrechtmäßigen Gelderwerb mitgeteilt haben. Und als es dann zur Ausführung des gemeinsam entworfenen Planes kam, wird die Dirne, deren heiterm und gemütlichem Temperament eine Grausamkeit immerhin widerstreben mochte, das Restchen ihres Gewissens mit der durch ihre Jugenderfahrungen nahegelegten Einbildung betäubt haben, sie handle unter

Digitized by Google

dem zwingenden Einflusse des Willens ihres Geliebten. Selbst wenn in einem einzelnen Fall ein solcher zwingender Einfluß nachzuweisen wäre, was kaum möglich sein dürfte, könnte ihn der Richter nicht wohl als Entschuldigungsgrund gelten lassen, wenn die angeklagte Person sich freiwillig und gern solchen Einflüssen hingiebt, wie jene Gabriele Bompard. Denn es ist eben unsittlich und unerlaubt, sich freiwillig des Bewußtseins zu berauben und sich entweder durch Rausch in die Gewalt der eignen blinden Triebe oder durch Narkose oder Hypnose in die eines andern Menschen zu geben. Vor kurzem wurde in Berlin ein Zahnarzt verhaftet, der junge Mädchen betäubt und ihnen dann Gewalt angethan hat. Wenn diese Mädchen die Betäubung bestellt haben, so sind sie von Mitschuld nicht freizusprechen; denn eine Frauensperson darf sich von einem fremden Manne nur dann betäuben lassen, wenn ihr eine bekannte Person als Hüterin ihrer Ehre zur Seite steht. Wenn die heutige Rechtspflege sonst keine Schmerzen hat, der Suggestionslehre wegen braucht sie sich keine Reformsorgen zu machen.

Am allerentschiedensten aber müssen wir das von französischen Ärzten erhobene und von Herrn von Hartungen befürwortete Ansinnen zurückweisen, daß die Suggestion als Erziehungsmittel verwendet werden solle. Der genannte Arzt will einem Diener die Kleptomanie eingeflößt und wieder ausgetrieben haben. Hoffentlich bildet er sich das bloß ein, und der Diener hat ihm, auf die Schrulle seines Herrn eingehend, nur aus Gefälligkeit einige Zigarren entwendet, sonst würde der Arzt Strafe verdienen. Mit oder ohne Suggestion ist es immer leichter, einen Menschen zu verführen, als den lasterhaft gewordenen zu bessern. Auch Trunksucht will Dr. von Hartungen geheilt, ein schläfriges, faules Dienstmädchen in eine lustige, arbeitstüchtige Person verwandelt haben. Aller Ehren wert, wenns wahr ist! Er meint nun, die bisher übliche Erziehung beruhe ja auch auf Suggestion, auf „Suggestion im Wachen." Und er führt dann folgende Worte des Suggestionsapostels Liébault an: „Ohne sich davon Rechenschaft zu geben, eignet man sich moralische und politische Ansichten, Familien- und Rassenvorurteile an, nimmt man die Vorstellungen in sich auf, die die Atmosphäre, in der man lebt, erfüllen. Es giebt soziale und religiöse Grundsätze, die vor dem Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes, vollends vor dem der Vernunft nicht bestehen können, und die man doch bereitwillig glaubt; sie haben sich von den Eltern auf die Kinder vererbt, sie sind Gemeingut der Nation geworden; es ist unmöglich, sie durch Vernunftgründe zu vernichten; es nützt nichts, daß man ihre Falschheit nachweist." Und da sollen diese Grundsätze auf hypnotischem Wege ausgetrieben werden? Allerliebst! Giebt es etwa einen als unfehlbar anerkannten Papst in der Welt — die Unfehlbarkeit für sich allein nützt noch nichts —, der entscheidet, welche Grundsätze richtig und zu suggeriren sind und welche nicht? Leider oder zum Glück giebt es keinen. Auch die Herren Suggerenten werden verschiedner

Digitized by Google

Meinung sein, und möglicherweise hält Herr Liébault sogar die Grundsätze seiner Brüder im seligmachenden Kunstschlaf für falsch und seine eignen allein für richtig. So werden nun die Anhänger aller Schulen, Sekten und Parteien drauflos suggeriren. Der stramme Protestant, bei dem sich ein verkappter Jesuit eingeschlichen hat, wird sich morgen einen geweihten Rosenkranz kaufen, und Windthorst wird von Stöcker gezwungen werden, ein Lutherfestspiel zu schreiben. Unsre Offiziere werden eines schönen Morgens als Sozialdemokraten und die Sozialdemokraten als Ritter des Königtums von Gottes Gnaden aufwachen. Die geheimsten und polizeiwidrigsten Gedanken von Eltern und Lehrern werden mit unwiderstehlicher Gewalt die Kinderseelen ergreifen, und die ganze Welt wird sich in ein Tollhaus verwandeln. Wir danken schön! Die Grundsätze wie die Ansichten werden immer verschieden bleiben, und im Kampf entgegengesetzter Lehren und Glaubensmeinungen wird auch in Zukunft das Gleichgewicht der Gesellschaft erhalten werden und der Geist der Einzelnen zur Reife gedeihen müssen. Aber im Lichte des Bewußtseins und der Öffentlichkeit muß dieser Kampf geführt und muß die Jugend zu den Grundsätzen der Eltern und Lehrer erzogen werden. Die Obrigkeit und das Volk, in dem ja die Gemäßigten für gewöhnlich überwiegen, müssen die kämpfenden Meinungen, müssen den Schulunterricht überwachen können, um einzuschreiten, sobald eine extreme Meinung, irgend ein Fanatismus sich in bedrohlichem Umfange ausbreitet. Das fehlte noch, daß wir bewußtlos und gegen unsern Willen durch tückische Zauberkünste in irgend eine geistige Richtung hineingelockt würden! Gerade das gehört auch zur Erziehung, daß der junge Mensch, je älter er wird, desto überlegter zwischen den dargebotenen Lehren und Grundsätzen wählen und in einzelnen Fällen der Aufnahme Widerstand leisten kann; denn den wichtigsten Teil der Erziehung bildet die Selbsterziehung. Bleiben wir also schon bei der „Suggestion im Wachen," durch nüchterne Lehre, durch Beweisführung und Überredung; überlassen wir den medizinisch-hypnotischen Suggestionsspuk den Müßiggängern, den Sonderlingen und den Phantasten, und setzen wir uns entschieden zur Wehr, wenn einzelne Ärzte und Philosophen diesen Unfug unter der Flagge der Naturwissenschaft ins Krankenzimmer, in den Gerichtssaal und in die Schule einschmuggeln wollen.

Digitized by Google

Bettler und Landstreicher

Vor einer Reihe von Jahren ging ein Schrei der Entrüstung durch das deutsche Reich über das Heer von Gewohnheitsbettlern und Landstreichern, die sich auf bequeme Weise auf Kosten des arbeitenden Teiles des Volkes durchfütterten. Es bildeten sich Privatvereine, die durch Anlegung von Arbeiterkolonien und auf andre Weise dem Unwesen zu steuern suchten. Auch gingen die Polizeibehörden mit anerkennenswertem Eifer vielfach durch Einrichtung von Verpflegungsstationen für durchreisende Fremde und in Verbindung damit durch Verordnungen vor, in denen sie die Gewährung von Geschenken an auswärtige Bettler unter Strafe stellten. Alle diese Maßregeln haben zweifellos segensreich gewirkt. Auch hat die erfreuliche Entwicklung unsers gewerblichen Lebens mit der Vermehrung gut bezahlter Arbeitsgelegenheit vielfach die Lust und Gelegenheit zum Nichtsthun vermindert. Aus allen diesen Gründen sind die Bestrafungen wegen Arbeitsscheu im weitesten Sinne des Wortes bedeutend zurückgegangen. In Preußen hat dieser Rückgang nach einer in Nr. 5 des diesjährigen Justizministerialblattes veröffentlichten Statistik in der Zeit vom Jahre 1881 bis zum Jahre 1889 53,8 Prozent, also über die Hälfte betragen. Trotzdem waren nach derselben Statistik im Jahre 1888 bis 1889 noch 45067 Personen, d. h. mehr als der neunte Teil sämtlicher in den preußischen Justizgefängnissen sitzenden Gefangenen wegen der genannten Übertretungen in Strafhaft.

Diese große Zahl drängt in einer Zeit, wo so viel von der Änderung des Straf- und Strafvollstreckungssystems gesprochen wird, die Frage auf, ob unser heutiger Rechtszustand geeignet sei, der gewerbsmäßigen Arbeitsscheu im weitesten Sinne wirksam entgegenzuarbeiten. Wir glauben, diese Frage verneinen zu müssen, halten daher eine Änderung des bestehenden Zustandes für Preußen für dringend notwendig.

§ 361 Nr. 3 bis 8 des deutschen Strafgesetzbuches bestraft Landstreichen, Betteln und Arbeitsscheu mit sogenannter qualifizirter, d. h. mit Haft unter Arbeitszwang bis auf die Dauer von sechs Wochen, bei Konkurrenz mehrerer Übertretungen bis auf die Dauer von drei Monaten. Augenscheinlich ist hier bei Haft ausnahmsweise der Arbeitszwang eingeführt, weil Bestrafte dieser Art vor allem durch regelmäßige Beschäftigung von der übeln Gewohnheit des

Digitized by Google

Nichtsthuns geheilt werden sollen. Wie stellt sich aber die Ausführung dieser Bestimmung in der Wirklichkeit dar?

In großen Städten mit regelmäßig und wohl gefüllten Gefängnissen ist der Arbeitszwang in wirksamer Weise durchzuführen, da hier mühelos regelmäßige Arbeit zu verschaffen und einzurichten ist. Aber leider nur bis zu dem angegebenen höchsten Betrage von sechs Wochen oder drei Monaten! Ist dieser Betrag bei dem sechsten oder zehnten Rückfall erreicht, so kann ein zwanzig- und dreißigmaliger Rückfall, wie er leider hin und wieder vorkommt, nie mehr eine Straferhöhung zur Folge haben. Schlimmer aber ist es bei den kleinen Gefängnissen der kleinen Gerichte. Hier ist die Beschaffung regelmäßiger und einigermaßen anstrengender Arbeit vielfach unmöglich oder doch dem Zufall überlassen. Der eingelieferte Vagabund wird daher oft gar nicht, oft nur mit leichten und bequemen Arbeiten, wie Federreißen, Kaffeeauslesen und ähnlichem, beschäftigt werden können und auf diese Weise reichlich Gelegenheit haben, in warmer Zelle und sauberer Kleidung bei reichlicher und kräftiger Kost, vielfach auch in der unterhaltenden Gesellschaft gleichgesinnter Kollegen, die Zeit zu verbringen und abends, im Winter mit Dunkelwerden, denn in den Zellen darf kein Licht gebrannt werden, sich behaglich auf sein Lager zu strecken und gerade hierdurch dem Laster des Nichtsthuns zu verfallen, wegen dessen er bestraft ist und von dem er geheilt werden soll. Ist das eine Strafe? Die Beantwortung dieser Frage will ich dem Leser überlassen, möchte aber im Gegensatz zu dem Leben des im Gefängnis „dahinschmachtenden" Vagabunden nur das des früh bis spät in Sturm und Wetter beschäftigten Steinschlägers und Erdarbeiters oder des stundenweit von seiner Wohnung beschäftigten Holzarbeiters und Grubenarbeiters erwähnen, um die Vermutung nahe zu legen, daß der gefangene Vagabund keine Veranlassung hat, diese Arbeiter zu beneiden.

Aber, so wird vielleicht jemand einwenden, der freie Arbeiter hat doch das schöne Gefühl, für die Seinigen zu sorgen und nach Schluß der Arbeit seine Freiheit, sei es in vergnügter Gesellschaft, sei es im häuslichen Kreise, zu genießen. Vom Standpunkt des freien Arbeiters ist dies ganz richtig gedacht, sind doch gerade diese Empfindungen und Aussichten der Sporn zur eifrigen und freudigen Arbeit. Ein richtiger Vagabund aber hat für derartige Gefühle kein Verständnis. Ist es doch gerade sein Fehler, daß er in einen Zustand so hoher Schlaffheit versunken ist, daß ihm nichts Freude macht, als zu feiern, ohne zu darben, und nebenbei seinem Wandertriebe zu genügen.

Aber der hinkende Bote kommt nach. § 362 des Strafgesetzbuches bestimmt, daß bei der Bestrafung von Landstreichern und rückfälligen Bettlern gleichzeitig ihre Überweisung an die Landespolizeibehörde ausgesprochen werden kann. Diese Behörde, in Preußen der Regierungspräsident, erhält hierdurch die Befugnis, die überwiesene Person bis auf die Dauer von zwei Jahren in

Digitized by Google

einem Arbeitshause unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden. In der Praxis wird regelmäßig die Unterbringung in einem Arbeitshause angeordnet, wohl weil der Bestrafte sonst sich zu leicht durch die Flucht dem Arbeitszwang entziehen könnte.

Die Überweisung wird als Nebenstrafe, die infolge derselben angeordnete Unterbringung in einem Arbeitshause als Zucht- und Besserungsmittel aufgefaßt. Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Vagabunden vor dem Arbeitshause großen Respekt haben. Ist doch der bei wiederholtem Rückfall schließlich auf Jahre angeordnete Aufenthalt in dem Arbeitshause, wo strengste Zucht und Zwang zu anstrengender Arbeit herrscht, in seiner Wirkung einer mehrjährigen Gefängnis- oder sogar Zuchthausstrafe sehr ähnlich.

Ist aber diese Nebenstrafe so wirksam, warum macht man sie dann nicht unter Wegfall der bisherigen Hauptstrafe, die vielfach ein Schlag in die Luft ist, zur Hauptstrafe und versucht im Anschluß daran die Einführung einer andern Nebenstrafe?

Es kommt aber noch ein andrer Umstand in Betracht. In die Arbeitshäuser werden nur arbeitsfähige Personen aufgenommen. Ist die Arbeitsfähigkeit des Überwiesenen beschränkt, so hat die Überweisung keine weitere Folge. Eine nur beschränkt arbeitsfähige Person kann also unbegrenzt betteln und landstreichen, ohne jemals eine empfindliche Strafe zu erhalten und ohne dauernd von diesen Übertretungen abgehalten zu werden. Es ist nun nicht zu verkennen, daß die Frage, inwieweit die in Rede stehenden Übertretungen von nicht völlig arbeitsfähigen Personen aus Übermut oder inwieweit sie aus wirklicher bitterer Not begangen werden, im einzelnen Fall schwer zu beurteilen ist und daß etwaige Straf- und Vorbeugungsmaßregeln sich vielfach mit der öffentlichen Armenpflege berühren werden. So schwierig aber auch hierdurch die Einführung wirklich praktischer und wirkungsvoller Maßregeln wird, in zwei Richtungen müßte unsrer Ansicht nach vorgegangen werden.

Zur Zeit haben die Armenverbände das dringende Interesse, unterstützungsbedürftige Personen, zu deren Erhaltung sie gesetzlich verpflichtet sind, möglichst viel außerhalb des Armenverbandes, also auf Reisen oder in irgend einem Gefängnis oder Arbeitshaus zu wissen; sind sie doch so lange ihrer Unterhaltungspflicht enthoben. Anderseits besteht kein Mittel, teilweise oder ganz erwerbsunfähige Personen in dem Bezirk ihres Armenverbandes festzuhalten. Es muß also ein gegenseitig fesselndes Band zwischen Armenverband und Ortsarmen geschaffen werden, erstens dadurch, daß man die Kosten der Vollstreckung einer Strafe, die wegen einer Übertretung der in Rede stehenden Art erkannt ist, dem Armenverband zur Last legt, zweitens dadurch, daß man den Armen zwingt, in der unterstützungspflichtigen Gemeinde zu bleiben und die ihm aufgetragenen, seinen Kräften angemessenen Arbeiten zu verrichten. Ein Zwang zu diesen Arbeiten besteht teilweise schon jetzt (vgl. § 361 Nr. 7 des

Digitized by Google

Strafgesetzbuches). Wie will man diesen Zwang aber ausüben, wenn kein Mittel besteht, den Unterstützten in der Gemeinde festzuhalten, und man mit verschränkten Armen zusehen muß, wie der Arme zu einer Zeit, wo ihm gerade keine Arbeit aufgetragen ist, in die Fremde zieht?

Und ähnliche Mängel finden sich dem gesunden und arbeitsfähigen Faulenzer gegenüber. § 10 des Paßgesetzes vom 12. Oktober 1867 läßt die Zwangspässe und Reiserouten bestehen. Infolge dessen sind noch jetzt die Einrichtungen in Kraft, wonach fern von der Heimat festgenommene Personen die Weisung erhalten, sich zur Vermeidung von Strafe auf einem bestimmten Wege in ihre Heimat zu begeben und dort bei der Polizeibehörde zu melden. Der Zweck dieser Einrichtung ist augenscheinlich der, die betreffende Person zu veranlassen, in dem heimischen Verhältnis Arbeit und Erwerb zu erlangen. Dieser Zweck kann aber nicht erreicht werden, so lange kein Mittel vorhanden ist, die Vagabunden nach ihrer Rückmeldung bei der Heimatsbehörde auch dort festzuhalten, und sie ohne weiteres sofort wieder in die Fremde ziehen. Es wäre daher das beste, als Nebenstrafe für gewohnheitsmäßige Müssiggänger und Landstreicher eine polizeiliche Aufsicht einzuführen, die sich von der schon jetzt nach § 39 des Reichsstrafgesetzbuches in Geltung befindlichen dadurch unterschiede, daß nicht der Aufenthalt an bestimmten Orten untersagt, sondern unter genauerer Kontrolle geboten werden könnte. Eine derartige Freiheitsbeschränkung wäre nicht annähernd so drückend, als die Unterbringung in ein Arbeitshaus. Findet sich außerhalb des Bezirks, wo der Bestrafte eingesperrt ist, für ihn lohnender Erwerb, so ließe sich durch seine Überweisung in den andern Bezirk Abhilfe schaffen. Alle diese Maßregeln wären allerdings vorläufig nur in großen Armenverbänden mit gehöriger Organisation der Gemeinde- und Armenverwaltung möglich. Zu ihrer vollständigen Durchführung müßten die kleinen städtischen und Landgemeinden zu größern Armenverbänden verschmolzen werden, was auch aus vielen andern Gründen wünschenswert wäre.

Zum Schluß noch einiges über die Ausländer. Nach dem wiederholt angeführten § 362 kann der Ausländer, wenn gegen ihn auf Überweisung erkannt ist, statt in ein Arbeitshaus gesteckt zu werden, aus dem Bundesgebiet verwiesen werden. Wie es scheint, wird von dieser Erlaubnis regelmäßig Gebrauch gemacht. Kehrt der ausgewiesene Ausländer in das Bundesgebiet zurück, so wird er mit Haft ohne Arbeitszwang bestraft.

Die wegen Bettelns und Landstreichens ausgewiesenen Ausländer kehren aber vielfach zu uns zurück, ein Zeichen, daß es ihnen im deutschen Reiche besser gefällt, als im eignen Heimatsstaat. So schön nun auch Gastfreundschaft zwischen Staaten und Völkern ist, den ausländischen Müssiggängern gegenüber wäre es wohl angemessen, ihnen den Aufenthalt bei uns zu verleiden, und zwar durch Einführung kurzer, aber empfindlicher (z. B. durch Dunkelhaft, Entziehung warmer Kost und weichen Lagers verschärfter) Freiheitsstrafen.

Digitized by Google

Wir enthalten uns weiterer Vorschläge, geben aber zu bedenken, daß über kurz oder lang ein wirtschaftlicher Rückschritt eintreten kann, der dann sicher die Zahl der Bettler und Landstreicher wieder vermehren wird, und daß in der Zeit der Not Änderungen der hier angeregten Art schwerer durchführbar sein werden, als in der verhältnismäßig günstigen Gegenwart.

Ungehaltene Rede eines Nichtgewählten

Meine Herren! Oder auf schweizerisch: Herr Präsident, meine Herre! Oder, wie Georg III. einmal begann: Mylords und Waldschnepfen! Oder, wie freie Männer einander begrüßen sollten: Bürger! Menschen!

Erheischten Ort und Anlaß nicht einen getragenen Ton, so würde ich an die Spitze meiner heutigen Rede die Wahrheit stellen: Die Katze läßt das Mausen nicht. Ich war fest entschlossen, die politische Arena andern überlassend, die allgemeine Wohlfahrt nur noch durch Pflege meiner eignen Person zu fördern. Du bist entbehrlich, sagte ich mir, und kannst dir die Aufregungen des parlamentarischen Kampfes ersparen. Wo Staatsmänner von der Bedeutung eines Eugen Richter, eines Bebel, eines Witzel-Meyer — ach, daß ich Sabor nicht mehr nennen darf! — wirken, da ist alles besorgt und aufgehoben, das Volk kann seine Vertreter loben.

Das kann es auch. Es sei fern von mir, die Verdienste der Gefeierten und der vielen Wackern, die ihnen nacheifern, zu unterschätzen. Und dennoch, ohne Überhebung spreche ich es aus, finde ich mich nicht ersetzt. Die volle Konsequenz, die entschiedene Entschiedenheit lassen oft auch die vermissen, die mit Recht ein so großes Gewicht auf Konsequenz und Entschiedenheit legen. Auch sie nehmen Rücksichten, auch sie hemmen manchmal plötzlich ihren glänzenden Anlauf, wenn sie sich vor einem Graben sehen, den zu überspringen die Kraft, in den hineinzuspringen die Kühnheit mangelt. Da wird der Farbe der Entschließung die Blässe des Gedankens angekränkelt, des Gedankens, ob der Graben nicht zu tief, ob die Flüssigkeit auch rein und wirklich flüssig, ob es nicht wahrscheinlich sei, daß der Harras im Sumpfe steckend auch noch ausgelacht werde. Dies Schauspiel bot z. B. wieder die Reichstagssitzung vom 17. Juni dar. Niemand wagte, ohne Scheu die Konsequenzen zu ziehen, das letzte Wort zu sprechen. Ach, auch die Besten zeigten sich nur als Halbe.

Digitized by Google

Und wie Jeanne d'Arc vernahm ich einen Ruf, dem zu folgen ich mich nicht weigern kann. Ich rücke wieder in die Schlachtlinie ein, ich bilde ganz allein eine neue Fraktion, die Fraktion des Entschiedensten. Schon dieses Beispiel wird hoffentlich eine neue Epoche einleiten. Denn so lange nicht jeder einzelne Abgeordnete eine besondre Partei bildet, so lange wird die Charte nicht eine Wahrheit werden, wie Louis Philippe sagte.

Entschiedenheit in Wort und That wurde dermaleinst auch mit dem Schlagworte Sans phrase charakterisirt. Heutzutage sind wir in der Erkenntnis weiter vorgedrungen. Was ist die Freiheit ohne Phrasenklang? Ich werf sie hin, da ihr Gehalt verloren! Gerade wo die entschiedenste Entschiedenheit besteht, da stellt die Phrase stets zur rechten Zeit sich ein. Ja, es kann vorkommen, daß nach Abwicklung aller Phrasen von der ganzen Entschiedenheit nichts übrig bleibt.

Hier haben Sie knapp und klar mein Programm. Und nun zur Sache!

Als über die untere Altersgrenze bei den Wahlen für die Gewerbegerichte gestritten wurde, stellte der hochverehrte Kollege Witzel-Meyer einen Satz auf, der in Goldschrift über die Thür jedes Hauses geschrieben werden sollte, in dem man Gesetze berät: „Gesetze sollen so eingerichtet werden, daß sie den Beteiligten gefallen." Nur die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, mit der dieser schöpferische Gedanke ausgesprochen wurde, kann es verschulden, daß nicht das ganze Haus in den begeisterten Ruf ausbrach: „Ein Daniel!" Ich dachte schon daran, zu beantragen, daß die ganze Gesetzsammlung dem Redner mit dem Ersuchen, sie nach jenem Prinzip umzuarbeiten, ins Haus geschickt würde. Denn wir sind ja leider so reich an Gesetzen, die gar keinem Beteiligten gefallen, und an andern, mit denen nur ein Teil der Beteiligten einverstanden ist. Das Strafgesetzbuch, die Gesetze über Rechtsstreitigkeiten und so viele andre werden von Grund aus umgestaltet werden müssen. Leicht wird es nicht sein, z. B. die Gesetze zum Schutze des Eigentums so einzurichten, daß sie auch den Herren Einbrechern gefallen. Aber für den Abgeordneten Daniel wäre das offenbar eine Kleinigkeit.

Was thun jetzt seine Parteigenossen? Sie ereifern sich auch dagegen, daß die Wählbarkeit erst mit dem dreißigsten Jahr eintreten soll, und verlangen dafür das fünfundzwanzigste. Wo bleibt da die Konsequenz? Das würde allen unter fünfundzwanzig Jahren nicht gefallen. Herr Rickert bezog sich darauf, daß sehr hervorragende Staatsmänner, wie Graf Wilhelm Bismarck, mit fünfundzwanzig Jahren im Reichstage gesessen haben. Das Beispiel war nicht eben glücklich gewählt. Sprach er im Ernst, so hätte gerade er doch Grund genug, den Unterschied zwischen einem tüchtigen Verwaltungsbeamten und einem hervorragenden Staatsmann anzuerkennen. Und wollte er nur die Gelegenheit benutzen, um den frühern Reichskanzler ein wenig zu kitzeln, so fiel das wieder schüchtern aus. Da ist Herr Auer tapferer, der einige Tage

Digitized by Google

später sagte, die Äußerung, daß das Kapital auswandern könnte, wenn die Fabrikanten zu sehr belastet würden, sei bereits so auf den Hund gekommen, daß sie letzthin sogar in Friedrichsruhe gebraucht worden sei. Sehen Sie, Herr Rickert, so muß man dem Manne kommen, der sich etwas darauf einbildet, das deutsche Reich neu geschaffen und ein Vierteljahrhundert lang die europäische Politik geleitet zu haben. Als ob das nicht jeder von uns gethan haben würde, hätte man uns nur rangelassen! Doch uns hat noch keiner ein Portefeuille angeboten, weder Herrn Rickert, noch Herrn Auer, und mir erst recht nicht. Und so gut wie der Abgeordnete Auer konnte Fürst Bismarck gar nicht regieren, weil er kein Sozialdemokrat ist. Die Sozialdemokraten sind die einzigen einsichtigen, urteilsfähigen, gerechten, vorurteilsfreien Menschen; das sagen sie selbst, also muß es wahr sein. In die Gewerbegerichte, sagen die Herren, müssen so viele als irgend möglich von unsrer Partei gebracht werden, nicht weil sie etwas von den Sachen verstünden, sondern weil sie Sozialdemokraten sind. Und einer der hervorragendsten von ihnen, Herr Grillenberger, gab auch gleich ein Beispiel, wie sachlich sie vorgehen. „Ich würde, wenn gar kein andrer Grund gegen das dreißigste Lebensjahr vorhanden wäre, schon deshalb dagegen stimmen, weil der Abgeordnete Ackermann dafür ist.“ Wenn der Verfasser des „Zitatenschatzes“ dieses Wort nicht für die nächste Auflage vormerkt, so versteht er sein Geschäft nicht. Es muß gleich neben die unbekannten, aber gemißbilligten Gründe kommen.

Da ich wieder bei der Altersgrenze angelangt bin, so erlaube ich mir die Frage an Herrn Rickert: Warum denn fünfundzwanzig Jahre? Weil man eben in diesem Alter Mitglied des Reichstages werden kann. Ein schöner Grund, eine längst überwundene Verfassung! Wie alt war denn Alexander der Große, als er den Thron bestieg? Noch nicht zwanzig. Mozart konzertirte mit sechs Jahren, und mit achten komponirte er Sonaten. Kinder, die kaum aus den Windeln sind, tanzen schon auf dem Seile, und das — ich weiß nicht, ob einer von den Herren es schon versucht hat — ist noch etwas schwieriger, als in einer Streitigkeit zwischen einem Arbeitgeber und einem Herrn Arbeiter dem letztern Recht geben, weil er ein Sozialdemokrat ist. Darum fort mit jeder Altersgrenze; wer eine Stimme hat, muß sie auch abgeben können, das ist Menschenrecht, und der Stumme darf durch Zeichen sprechen. Konsequent, Herr Rickert, entschieden!*)

Damit ist schon entschieden, daß auch das weibliche Geschlecht das Wahlrecht erhalten muß, das aktive und das passive, wenigstens alle Mädchen und Frauen, die sich zur arbeitenden Klasse zählen. Für dieses Recht ist der Abgeordnete

*) Zu meiner hohen Befriedigung ist nachträglich wenigstens von sozialdemokratischer Seite durch Citirung Alexanders des Großen die Ehre des Hauses gerettet worden. Aber die Priorität bleibt mir, da meine Rede schon früher ungehalten war.

Digitized by Google

Singer eingetreten, aber auch er hat mich nicht befriedigt. Ich sage das mit Bedauern, denn an ihm habe ich sonst viel Freude. Ich will unerwähnt lassen, daß, seitdem er hier ist, die Rechte besser von der äußersten Linken denkt als früher, weil sie sich sagt: die Sozialdemokraten können doch nicht so gefährlich sein, wie sie behaupten. Ich bewundere an Herrn Singer vor allem den Scharfblick. Andre von seiner Art setzen die von den roßtäuschelnden Ahnen überkommenen Traditionen auf dem Turf fort und äffen auch sonst den Adel nach, weil sie sich einbilden, von ihm als gleich anerkannt zu werden, wenn sie ebenso viele Pferde laufen lassen und ebenso schöne Karossen und andres mehr halten. Herr Singer hat die Aussichtslosigkeit solcher Anstrengungen eingesehen und hat sich mit Entschlossenheit auf einen Boden gestellt, auf dem er schon durch sein Erscheinen ein gewisses Aufsehen erregen mußte. Der Erfolg war ihm so sicher, wie dem Citoyen Philippe Egalité, und gewiß hat er sich vorgenommen, vorsichtiger als der zu sein. Wenn nun gerade er, der durch sein Verhältnis als „Konfektionär" zu den Arbeiterinnen schon vor Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, für „die berechtigten Wünsche der Frauen" eintrat, so entbehrte das wieder nicht der Pikanterie. Bringt er aber in Zukunft nicht bessere Beweisgründe vor, so könnte er seinen Genossen doch verdächtig werden. Die Weltgeschichte muß er hassen, das begreife ich, denn wer sich mit der einläßt, der behält nicht die Naivität, auf das geheime Zukunftsbild zu schwören, das verschleierte Bild, dessen Entschleierung der Abgeordnete Biehler zu verlangen unartig genug war. Doch ist meines Wissens das Studium der französischen Revolution auch den Sozialdemokraten strenger Observanz gestattet. Warum rief er nicht die Damen der Halle, die Trikoteusen aus der Schreckenszeit an, diese leuchtenden Vorbilder für Frauen, die sich an „den Dingen des öffentlichen Lebens" beteiligen wollen? Warum erinnerte er nicht daran, daß selbst in der Revolution den Frauen das Wahlrecht verweigert wurde, und zwar mit dem veralteten Grunde, daß die Natur selbst dem Weibe eine andre Stellung und andre Aufgaben zugewiesen habe als dem Manne? Er hätte ja dieser beschränkten, reaktionären Entscheidung die Schuld für den unerfreulichen Ausgang der glorreichen Revolution beimessen können. Und wenn er nicht so weit zurückgreifen wollte: giebt es nicht eine Louise Michel, dies Heldenweib? Haben nicht bei einzelnen Ausständen in neuester Zeit die Weiber sich im Werfen mit Steinen mindestens ebenso kräftig und entschieden gezeigt, wie ihre Männer?

Konsequent, entschieden! muß ich auch Herrn Singer zurufen. Wenn sogar solche Geister zu wenig Energie entwickeln, dann muß eben der Ungewählte wieder in die Bresche springen.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische und Gemeindefreiheit. Unter der Überschrift „Für unsre Freiheiten" veröffentlicht Jules Lemaitres in Nr. 173 des „Figaro" einen Schmerzensschrei, der nicht bloß für die „republikanische Freiheit," sondern für den modernen Staat überhaupt charakteristisch ist, und den wir deshalb abgekürzt hier wiedergeben wollen.

Da leben wir nun — sagt er — unter der dritten Republik und hundert Jahre nach der großen Revolution und — schmachten nach Freiheit. Von Paris will ich nicht reden. Hier haben wir keine Gelegenheit, unsre Unfreiheit gewahr zu werden. Paris ist der große Jahrmarkt für die Vergnügungssüchtigen Europas. Man läßt uns hier unserm Vergnügen wie unserm Tagewerk nachgehen, und mehr verlangen wir nicht. Sonstige Freiheiten haben wir zwar auch noch, allein wir fühlen selten das Bedürfnis, davon Gebrauch zu machen, und thun wir es ja einmal, so bereitet es uns keine Genugthuung. Was sollen uns unsre politischen Rechte? Unsre Stimme ersäuft in dem Meere der Stimmen von einigen hunderttausend Hohlköpfen und Fanatikern. Was die Kandidaten anlangt, so hat man nur die Wahl zwischen einem Narren der äußersten Linken und einem Starrkopf der äußersten Rechten. In solchen Fällen enthält man sich der Abstimmung, oder man verliert seine Stimme an Pasteur oder Renan. Der ganze Lärm ist einem gleichgiltig. Paris ist für uns keine Heimat; fast keiner von uns ist hier geboren; es ist der Ort, wo man sich am wenigsten an den Staat und vom Staate gebunden fühlt und wo man demnach den Druck schlechter Gesetze am wenigsten spürt.

In der Provinz aber, in den Dörfern und kleinen Städten fühlt man sich wirklich bedrückt. Nicht gerade in der Weise wie die Syrakusaner unter Dionysius und die Schweizer unter Geßler, aber doch in recht empfindlicher Weise bedrückt. Wir haben da z. B. die Geschichte der kleinen Gemeinde Vicq, die für ihre Schule durchaus die Ordensschwestern behalten wollte, und der die weltliche Lehrerin — armes Mädchen! — durch Gendarmen aufgezwungen wurde. Der Präfekt, der Unterpräfekt und die guten Gendarmen haben nur ihre Schuldigkeit gethan; wer Unrecht hat, das ist eben das Gesetz. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, daß eine Gemeinde ihre Volksschule nicht soll nach ihrem Belieben einrichten und den Personen anvertrauen können, die sie selbst wählt. Da verlohnte es sich wahrhaftig nicht, 1789 zu machen!

Ein andres Beispiel solcher Tyrannei. In meinem Heimatsdorfe ist die Schule überfüllt. Die Knabenklasse wie die Mädchenklasse zählen jede über neunzig Köpfe, sodaß der eine Lehrer und die eine Lehrerin offenbar nicht genügen. Der Gemeinderat hat nun beschlossen, die Kinder unter sechs Jahren, Knaben und Mädchen zusammen, in einer Kleinkinderschule [salle d'asile oder école maternelle sagt man in Frankreich] unterzubringen, wodurch die Schülerzahl der beiden Klassen auf das normale Maß zurückgeführt werden würde. Aber die Sache darf nicht viel kosten, denn die Gemeinde ist verschuldet, und der Wein ist vier Jahre hinter einander mißraten. Der Maire erholt sich Rat bei Sachverständigen und kommt zu dem Ergebnis, daß man den Lehrsaal und die Wohnung der Lehrerin mit höchstens 10000 Franks herstellen kann; Boden und Baumaterialien sind spott-

Digitized by Google

billig. Der Plan wird dem Schulinspektor vorgelegt. „Habt ihr denn in euerm Bauplan, sagt dieser gestrenge Bureaukrat, einen Bauplatz von so und so viel Meter Länge und Breite vorgesehen? Habt ihr auch so und so viel Fenster von der vorschriftsmäßigen Größe? Habt ihr auch so und so viel Kubikmeter Luft für jedes Kind? Entspricht euer Plan den gesetzlichen, aus den Grundsätzen der neuesten hygienischen Wissenschaft abgeleiteten Vorschriften? Nicht? Nun, dann gehts nicht. Bei der Kopfzahl eurer Gemeinde könnt ihr eine Kleinkinderschule nicht billiger haben als für 30000 Franks. So will es das Gesetz!" Nun, dann können wir eben keine bauen, sagt der Maire und empfiehlt sich.

Kann es etwas Unvernünftigeres und Bedrückenderes geben als dieses Verfahren? Es ist ja löblich, wenn die Regierung namentlich in großen Städten darauf sieht, daß bei Schulbauten nicht die einfachsten Regeln der Hygiene gröblich verletzt werden. Aber darauf sollte sie sich auch beschränken. Ich kann es beschwören, daß die Kinder meines Heimatsdorfes in dem geplanten Saale vortrefflich aufgehoben gewesen wären. Er hätte auf offenem Felde gelegen, in der gesündesten Luft; er wäre weit geräumiger und sauberer gewesen als die elterlichen Wohnungen, in denen die Würmchen schlafen, ohne ihre roten Backen zu verlieren. Rechnet man außerdem, daß sie sich täglich volle zehn Stunden im Freien herumtreiben, auf der Straße, in den Weinbergen, am Ufer der Loire, unter einem milden Himmel in einer sauerstoffreichen Luft, was will man da mehr für die Gesundheit?

Ähnliche Fälle ereignen sich aller Augenblicke in tausend und abertausend kleinen Landgemeinden. Man zwingt sie, Schulpaläste zu bauen, und sich auf ein Jahrhundert hinaus in Schulden zu stürzen. Niemals haben sich die kleinen Gemeinden in einem solchen Zustande der Bedrückung und so unbehaglich befunden; bloß weil es dreihundert Abgeordneten, intoleranten Politikern, die, in der Stadt aufgewachsen, keine Ahnung von ländlichen Verhältnissen haben, in einem Anfalle des jakobinischen und des Zentralisirungsfiebers beliebte, das Gesetz über den obligatorischen Laienunterricht zu erlassen.

Diese Unterdrückung der Gemeindefreiheiten will mir nicht in den Sinn. Nicht daß wir Dörfler auf die politischen Freiheiten, die Preß- und Vereinsfreiheit namentlich, verzichten möchten, aber wir haben doch eigentlich sehr wenig davon. Dagegen brauchen wir die Gemeindefreiheiten sehr notwendig und würden sie als eine große Wohlthat empfinden. Von den politischen Freiheiten machen wir fast nur durch Stellvertreter Gebrauch; die Gemeindefreiheit gebrauchen wir selbst und genießen ihre Früchte. So müssen wir also gerade die Freiheiten entbehren, die uns notwendig und teuer sind, während man uns mit solchen überschüttet, mit denen wir nichts anzufangen wissen. Wo es sich um die Entscheidung handelt, was wir für eine Staatsregierung haben sollen, da darf der unwissendste Tagelöhner seine Stimme abgeben; aber in den Angelegenheiten seines eignen Dorfes hat dessen Gemeinderat nichts zu sagen.

So liegt denn das Gemeindeleben darnieder. Und doch wäre seine kräftige Entfaltung von höchstem Werte. Wer daheim seinen Thätigkeitsdrang befriedigen und sich nützlich machen kann, der wandert nicht fort. Könnte man sich entschließen, den Gemeinden wieder so viel Freiheit zu gewähren, als die griechischen Demen, die römischen Munizipien und die französischen Gemeinden unter dem ancien régime besaßen, so würde dadurch die unselige Auswanderung der Landbevölkerung in die großen Städte aufgehalten werden. Einstweilen ist der passive Widerstand der Gemeinden gegen die Regierungstyrannei heilige Pflicht.

Digitized by Google

Die Lage der preußischen Gymnasiallehrer. Vor einigen Wochen erschienen in der Berliner „Volkszeitung“ zwei Aufsätze, die die Lage der Gymnasiallehrer in Preußen in sehr bitterer Weise besprachen. Das wäre ja nun an sich nicht tragisch zu nehmen; aber traurig ist es, daß das Blatt diesmal nur zu sehr Recht hatte. Die Darlegungen des Verfassers gingen aus von einer Übersicht der Beamtengehalte verschiedner Klassen in einer Stadt mit Oberlandesgericht. Daraus ergab sich, daß z. B. der zweitälteste Lehrer des betreffenden Gymnasiums weniger Gehalt bezieht als mehrere Subalternbeamte seines Wohnorts; daß zwei Hilfslehrer, von denen jeder über dreißig Jahre alt ist, je 1500 Mark erhalten; daß selbstverständlich die Oberlandesgerichtsräte in einer unvergleichlich bessern Lage sind, als die Oberlehrer u. s. w. Die Übersicht ist nun freilich schon vor zwei bis drei Jahren bekannt geworden, aber die Verhältnisse haben sich seitdem nicht geändert, nur sind die in Betracht kommenden Personen älter geworden.

Und bei solchen Verhältnissen, unter denen ein Mann, der vier bis fünf Jahre einem anstrengenden Studium gewidmet hat, der dann das Probejahr (auch zwei) abzumachen und in der Regel noch mehrere Jahre unentgeltlich zu arbeiten hat, durchschnittlich achtundzwanzig Jahre alt wird, ehe er 1500 Mark verdient, und bis in die Mitte der dreißiger Jahre gelangen kann, ohne fest angestellt zu werden, d. h. 1800 Mark und Wohnungsgeldzuschuß zu erhalten, unter solchen Verhältnissen sind die Gymnasiallehrer bei der letzten Gehaltserhöhung wieder unberücksichtigt geblieben, „aus Mangel an verfügbaren Mitteln.“ Das ist ungerecht und muß auf die Dauer in den beteiligten Kreisen Erbitterung erzeugen, wie denn auch Angehörige andrer Stände stets sehr erstaunt sind, wenn sie einmal davon hören, in welcher pekuniären Lage sich ein preußischer Gymnasiallehrer befindet. Hier ist Abhilfe nötig, und der nationalliberale Antrag, es solle in dem nächsten Etat der nötige Betrag dafür eingestellt werden ohne Rücksicht auf die Finanzlage, war so berechtigt wie möglich, aber — er ist abgelehnt worden.

Jetzt ist die Lage der Gymnasiallehrer derart, daß nicht in einzelnen, sondern in vielen Fällen ein gleichaltriger Volksschullehrer, der natürlich viel früher angefangen hat zu verdienen und dem seine Ausbildung verhältnismäßig geringe Kosten verursacht, sich besser steht als sein akademisch gebildeter Kollege; denn in den größern und mittlern Städten steigt sein Gehalt sehr bald über 1500 Mark, ein wissenschaftlicher Hilfslehrer aber weiß gar nicht, wann ihm dies Glück widerfahren wird; denn ein geregeltes Aufrücken giebt es für den preußischen Gymnasiallehrer nicht. Der Herr Kultusminister hat neuerdings wieder erklärt, er beschäftige sich schon sechs Jahre mit der Frage, sei aber noch zu keinem bestimmten Ergebnis gekommen. Das ist sehr bedauerlich; denn man versteht nicht, wo die ungeheuern Schwierigkeiten liegen sollen. Hoffentlich teilt der Herr Minister nicht die klassische Ansicht Wieses, der seinerzeit so berechtigte Entrüstung hervorgerufen hat: für die Gymnasiallehrer sei ein geregeltes Aufrücken nicht zu empfehlen; es sei nützlich, wenn sie einen Sporn zu besondern Eifer hätten. Wie einfach liegt die Sache doch verglichen mit der sozialen Gesetzgebung, bei der in weit kürzerer Zeit viel bedeutendere Fragen entschieden worden sind! Hier fragt sichs doch eigentlich nur: Soll die Sache für den ganzen Staat oder nach Provinzen geordnet werden? Wir würden bei der großen Zahl der städtischen Anstalten, die zunächst nicht in Betracht kommen können, das erste vorziehen; die Hauptsache ist aber, daß überhaupt eine Regel an Stelle der Willkür tritt, die zum Strebertum verleitet. Daß dabei solche, die nur ein Lehrerzeugnis besitzen, anders behandelt werden müssen als solche mit Oberlehrerzeugnis, ist ohnedies klar; die erstern könnten eben einfach nur bis zur

Digitized by Google

Gehaltsstufe eines ersten ordentlichen Lehrers aufrücken oder müßten eine andre Skala haben. Fortwährende Versetzungen wären durchaus nicht nötig. Brauchte einmal eine Anstalt mehr Geld, als durchschnittlich für sie verfügbar ist, so würde das an einer andern mit vorwiegend jüngern Lehrern erspart; jedenfalls aber brauchte niemand mehr auf den Tod seiner Vordermänner zu warten. Diese ganze Sache könnte geregelt werden ohne nennenswerte Geldopfer.

Aber freilich — auch eine durchgreifende Gehaltsaufbesserung ist durchaus nötig. Dazu muß in einem großen Staate das Geld beschafft werden, gerade so gut wie für die Schlagfertigkeit unsrer Armee, und glücklicherweise handelt es sich ja hier nur um einige Millionen. Auch die Zahl der Hilfslehrer — am meisten an königlichen Anstalten — ist verhältnismäßig viel zu groß. An den ursprünglichen Zweck der Einrichtung, dem vielleicht nur vorübergehenden Bedürfnis nach einer Lehrkraft abzuhelfen, denkt man nirgends mehr; sie wird einfach benutzt, um Geld zu sparen. Es giebt an großen Anstalten nicht selten fünf bis sechs Hilfslehrer (abgesehen von den unbesoldeten Kandidaten), auch an mittlern zwei bis drei. Ja neuerdings sind auch die „halben" Hilfslehrer nichts seltenes mehr, die zwölf bis vierzehn Stunden zu unterrichten haben und dafür 1000 oder auch nur 750 Mark jährlich erhalten — eine Summe von erbärmlicher Geringfügigkeit.

Wir haben nur einige der dringendsten Übelstände berührt; aber das Gesagte genügt wohl, um zu zeigen, daß hier baldige Abhilfe dringend nötig ist, im Interesse des Staates nicht minder als in dem der Lehrer. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Die Heimat Walthers von der Vogelweide. Manche wissenschaftliche Frage hat ein merkwürdiges Schicksal: die Männer vom Fach treffen mit großer Einmütigkeit in einer bestimmten Antwort zusammen, während sich die Welt der Laien mit äußerster Hartnäckigkeit für eine ganz andre Lösung entscheidet. Dieses Schicksal hat auch die Frage nach der Heimat Walthers von der Vogelweide gehabt. Als im September des vergangnen Jahres in Bozen ein Denkmal Walthers enthüllt wurde, da glaubten die Tiroler einen der Ihrigen zu feiern; sie sind fest überzeugt, daß seine Wiege im Laiener Ried im Thale des Eisack gestanden habe. Die Wissenschaft dagegen behauptet, daß Walthers engere Heimat nicht zu ermitteln, höchstens hält sie es im allgemeinen für wahrscheinlich, daß er ein Österreicher gewesen sei, und der hervorragende Forscher, der in Bozen die Festrede hielt, Karl Weinhold, hat mit seinem Sinne nur davon gesprochen, daß die Männer vom Eisack und von der Etsch Walthern das Heimatrecht aus freiem Willen erteilt hätten.

Neuerdings nun hat Karl Domanig eine Entdeckung gemacht, die einen wichtigen Beweis für die Tiroler Heimat bringen soll. Da seine Ausführungen auch bei Fachgenossen Beifall zu finden scheinen und schon in die Tageslitteratur ihren Weg genommen haben, so ist es wohl angemessen, sie mit einem ganz kurzen Wort zu kennzeichnen. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Walther spricht wiederholt von den Urteilen und Stimmungen eines klôsenaere, eines Klausners; wer damit gemeint sei, darüber hat man sich vielfältig den Kopf zerbrochen. Domanig nun vertritt die Ansicht, der klôsenaere sei nichts andres, als eine poetische Objektivirung von Walthers eigner Person und sei nicht mit Klausner, sondern mit Klausener zu übersetzen, bedeute also einen Mann von Klausen. Klausen aber liegt kaum anderthalb Stunden von Laien entfernt; somit kann kein Zweifel mehr bestehen: Walther war ein Tiroler. Das wäre sehr schön und gut. Leider liegt nur da ein ganz kleines, unscheinbares grammatisches Steinchen, über dem die neuere

Digitized by Google

Auffassung zu Falle kommen muß. Der alte Name von Klausen ist nämlich Clusa, Clusna, Clusena,*) und ein Einwohner dieses Ortes konnte nur als Clôsenaere, nicht als Clôsenaere bezeichnet werden. So müssen wir denn leider zu dem durchbohrenden Gefühle unsrer Unwissenheit zurückkehren und uns damit trösten, daß uns noch mancher andre gefeierte Minnesänger seine Heimat nicht verrät, daß es uns z. B. noch nicht gelungen ist, den klassischen Vertreter der höfischen Erzählungskunst, Hartmann von Aue, mit Sicherheit einer bestimmten Landschaft zuzuweisen.

Ein Hauptgrund für diese Ratlosigkeit liegt in dem Umstande, daß so viele unsrer mittelalterlichen Dichter unstete fahrende Gesellen gewesen sind. Auf ihren Wanderungen haben sie heimische Eigentümlichkeiten abgelegt und oft dafür fremde angenommen. So hat Wolfram von Eschenbach, von dem wir allerdings trotzdem wissen, daß er bei Ansbach zu Hause war, auf der Wartburg thüringische Besonderheiten angenommen, und Hans von Bühel, ein Alemanne aus der Nähe von Rastatt, hat in den Diensten des Erzbischofs von Köln gelernt, fränkische Laute und Formen einzumischen. Wenn daher Domanig noch einige sprachliche Eigentümlichkeiten Walthers anführt, die angeblich speziell tirolisch sind und gleichfalls für seine Herkunft aus Tirol zeugen sollen, so kann auch diesen natürlich nicht die geringste Beweiskraft beigelegt werden.

Gießen O. Behaghel

Litteratur

Aus der Regierungsthätigkeit Friedrichs des Großen. Von Rud. Stadelmann. Mit einem Bildnis Friedrichs des Großen nach einer Zeichnung von Gottfried Schadow. Halle a. d. S., O. Hendel, 1890

Eine wichtige Quelle für die Geschichte der Verwaltung Friedrichs sind die Kabinetsordres und die kurzen schriftlichen Randbemerkungen, die sogenannten Marginal-Resolutionen, mit denen der König die ihm zur Prüfung und Unterschrift vorgelegten Schriftstücke versah. Schon Preuß hat im zweiten Bande seines „Urkundenbuches zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen“ (1833) eine Auswahl von mehr als hundert solchen Verfügungen des Königs gegeben, und einige der derbsten und witzigsten sind allgemein bekannt. Doch fehlte bisher eine ausführliche Zusammenstellung und Verarbeitung des reichen Stoffes. Etwas Abschließendes bietet nun zwar auch Stadelmann nicht. Sein Buch ist ein Nebenertrag seiner Arbeiten für die „Publikationen aus den königl. preuß. Staatsarchiven“; es enthält, wie der Verfasser selbst bemerkt, überwiegend Fragmente, einzelne Beiträge zur Charakteristik des Königs und zu der Kenntnis seines Wirkens. Aber trotz mancher Lücken und Mängel bildet das Buch eine wertvolle Zugabe zu jeder

*) Ich bin Herrn Professor von Wieser in Innsbruck für hierauf bezügliche Mitteilungen zu Danke verpflichtet.

Digitized by Google

politischen Geschichte Friedrichs. Die rastlose Thätigkeit und das unermüdliche Vorwärtstreiben des Königs, seine Einsicht, sein Streben nach Einfachheit, Wahrheit und Klarheit, seine unerbittliche Strenge gegen die Beamten, herber Tadel und scharfe Vermahnungen selbst bei geringen Fehlern und Unterlassungen, viel seltener eine wohlwollende Aufmunterung oder nach treuer Pflichterfüllung warme Anerkennung, zuweilen ein fast grausamer Witz und schonungsloser Spott — alle diese Eigenschaften, die die Erscheinung des Königs nicht immer liebenswürdig, aber fast immer bewundernswert machen und von denen in seinem Bilde keine fehlen darf, treten nirgends deutlicher hervor, als in diesen kurzen, rasch hingeworfenen, nur für den Empfänger bestimmten Marginalien. Die zahlreichen Urkunden sind nicht zeitlich — häufig fehlt leider die Zeitangabe überhaupt —, sondern inhaltlich nach den verschiednen Gebieten der Verwaltungsthätigkeit geordnet: Kolonisation, Agraria, Gewerbewesen, Bauthätigkeit, Militärisches, Rechtspflege, Religion und Kirche, bildende Künste; Kabinetsordres verschiednen Inhalts folgen; eine kurze Schilderung der täglichen Lebensweise Friedrichs und seiner letzten Tage bildet die Einleitung und den Schluß des Buches.

Allgemeine Staatslehre. Als Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft. Von Hermann Henschel. Erste Lieferung. Berlin, Sienenroth und Worms, 1890

Dieses auf zwei Bände in Hochquart berechnete Werk will das Staats- und Rechtsleben im Zusammenhange mit den übrigen Schöpfungen der menschlichen Kultur und deren bisheriger Entwicklung behandeln, indem es überall auf die Uranfänge des Werdens zurückgeht, es will in rein sachlicher Weise, fern von jeder Voreingenommenheit und Parteileidenschaft, über die vielverzweigten Fragen des politischen Lebens unterrichten. Ganz besonders aber soll es für den Jünger der Rechtswissenschaft ein Hilfsmittel werden, die Grundlage seines Fachstudiums zu erweitern und einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er das ganze Gebiet seiner, das gesamte Kulturleben umspannenden Wissenschaft mit freiem und sicherm Blick überschauen kann. Fürwahr ein großes Unternehmen; aber wie verhält es sich mit der Ausführung?

Die uns vorliegende acht Bogen starke erste Lieferung bringt nach einer kurzen Einleitung über den Zweck des Rechts eine Erörterung über die natürlichen Grundlagen des Staates, nämlich über das Land in seiner natürlichen Beschaffenheit und Ausdehnung, der eine statistische Tafel über die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten (einschließlich Liechtensteins und Monacos), der Vereinigten Staaten von Amerika und Chinas beigegeben ist, sowie über die Stellung des Menschen in der Natur unter Anschluß einer ausführlichen Darstellung der Darwinschen Abstammungslehre und — in scheinbar objektivem Gewande — einer Bekämpfung nicht nur des biblischen Standpunktes über die Entstehung des Menschengeschlechts, sondern auch der Anschauung, daß der Mensch etwas andres als ein Tier sei, da doch seine Seele nur eine höher entwickelte (potenzirte) Tierseele sei. Hieran anschließend wird eine ausführliche Erzählung über die Entwicklung des Menschengeschlechts vom Stein- zum Metallzeitalter gegeben. Dann folgt eine ausführliche Darstellung des wirtschaftlichen Lebens und seiner Entwicklung vom Zustande des Jäger- und Fischervolkes bis zu dem des Industrievolkes und der zur Lösung der sozialen Fragen aufgestellten Lehren, woran sich 21 Seiten Statistik über das wirtschaftliche Leben im deutschen Reich, insbesondre in Preußen und Sachsen, und in Großbritannien anschließen. Der folgende Abschnitt über das geistige Leben behandelt zunächst die Sprache, bezüglich deren uns wieder ausführlich aus

Digitized by Google

einander gesetzt wird, daß wir uns auf ihren Besitz ja nichts gegenüber dem Tier einbilden sollen, da auch dieses seine Sprache rede. Nach einem Abschnitt über die Entwicklung des Schrifttums behandelt ein weiterer das geistige Leben der Gegenwart und bringt eine Statistik über die litterarische Produktion Deutschlands und die Entwicklung des Zeitungswesens in Deutschland, Italien, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika. Daran reiht sich eine Schilderung des heutigen Parteiwesens und eine Statistik der deutschen Reichstagswahlen. Als Anhang ist ein System der heutigen Wissenschaften nach deren Einteilung in Natur-, Kultur-, philosophische und theologische Wissenschaften beigefügt, die aber in der vorliegenden Lieferung nur zum Teil zum Abdruck gelangt ist. Im weitern Verlauf soll das Buch noch das sittliche und religiöse Leben des Menschen, die Menschenrassen, die Nationen und Völker, die Volksschichten, die Verschiedenheit des Geschlechts, sowie die Entstehung, die Formen und die Funktionen der Staatsgewalt schildern.

Dürfen wir von der ersten Lieferung auf das ganze Werk schließen, so können wir unser Urteil nur dahin zusammenfassen, daß wir dem Jünger der Rechtswissenschaft das Henschelsche Buch nicht als Hilfsmittel zur Erweiterung der Grundlagen seines Studiums oder gar zur Gewinnung eines Standpunktes empfehlen können. Das Buch bringt eine Menge Dinge, die für das juristische Fachstudium gar nicht oder nur von beiläufigem Interesse sind. Daneben fehlt trotz der stellenweise übermäßigen Breite der Darstellung anderseits doch auch wieder die Vollständigkeit, und es macht den Eindruck, als ob der Verfasser verschiedenes, ihm zufällig unter die Hände gekommenes Material mit der Papierscheere zusammengestellt hätte, um dem Stammgast am Biertisch einen Anhalt zu bieten, über allerhand jetzt auf der Tagesordnung stehende Fragen ein billiges, wenn auch lückenhaftes und ungründliches Urteil zu geben. Der angehende Jurist wird aus dem Buche so gut wie nichts lernen.

Lebensbilder von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus, 1890

Bekanntlich gehört der Essay, die biographisch-kritische Darstellung einer einzelnen hervorragenden Persönlichkeit des geistigen Lebens oder der Politik zu den beliebtesten wissenschaftlich-litterarischen Formen der Gegenwart. In einer Zeit des Skeptizismus, wo sich die Weltanschauungen so grenzenlos zersplittern und die große Masse der Gebildeten einer einheitlichen Grundanschauung entbehrt; in einer Zeit ferner, die alles Schwergewicht auf die Thatsachen der Geschichte legt, die zu sammeln, zu ordnen und zu durchdenken man noch lange nicht fertig ist, da muß sich der allgemeine Geschmack derjenigen Form zuwenden, die es gestattet, die Unendlichkeit der geschichtlichen Wirklichkeit zu begrenzen, die die Aussicht darauf sichert, daß das begrenzte Feld sorgfältig durchgeackert werde, und durch eben diese Begrenzung des Forschers auf das Leben und die Wirksamkeit eines geschichtlichen Charakters auch schon den idealen Zweck des ganzen Essays feststellt: nämlich das Wesen dieser bestimmten Persönlichkeit klar und überzeugend begreiflich zu machen. Der Essay gestattet alle möglichen Seitenblicke, ja auch Seitensprünge, aber nur mit Maß. Der Essay räumt allen allgemeinen Betrachtungen bereitwilligst Raum ein, zwingt sie aber, niemals den Hauptzweck des Ganzen aus dem Auge zu verlieren, und vor allem fordert er ein gewisses Maß von künstlerischer Gestaltungskraft, ohne das kein Historiker seine litterarische Aufgabe erfüllen kann; er fordert Sinn für Individualität, denn gerade ihr Reiz hat ihn so beliebt gemacht. Niemals ist dieser Sinn so mächtig gewesen, wie heutzutage (vielleicht nur noch in

Digitized by Google

der Renaissance); in Wissenschaft und Leben offenbart er sich, wenn man z. B. nur an Ranke denken will, dem die ganze Weltgeschichte aus der Biographie herausgewachsen ist; und anderseits an den Zauber überragender Persönlichkeiten wie Bismarck, den viele rein als Menschen lieben, mögen sie in ihren politischen Wünschen auch nicht immer mit ihm übereingestimmt haben. Das Unbegreifliche, Urwüchsige, wie die Natur selbst Unausdenkbare in starken und schöpferischen Menschen soll uns der Essayist mit der größten Sachlichkeit, mit der schärfsten Seelenkunde, die nur erreichbar sind, zum Bewußtsein bringen; dann lieben wir seine Essays und genießen sie mit Dankbarkeit.

Den „Lebensbildern" von Carriere können wir diese Tugenden nicht nachrühmen. Das Vermögen der kurzen, schlagenden Charakteristik besitzen sie nicht. Bei all dem Fleiß und aller Gelehrsamkeit geht Carriere mit Vorliebe darauf aus, in den Aussprüchen andrer Denker und Dichter eine Bestätigung und Bekräftigung für seine eigne Philosophie zu finden. Auf die Dauer ist das aber langweilig. Seine Darstellung geht äußerlich schematisch von Buch zu Buch, von Kunstwerk zu Kunstwerk vor; wie aber der Charakter gewachsen ist, die treibenden Kräfte in ihm zu veranschaulichen, eine etwaige Notwendigkeit in der innern Entwicklung nachzuweisen, interessirt ihn nicht. Er schreibt nicht übersichtlich, weil er nicht aus einer künstlerischen Gesamtanschauung schafft; alles eher als Lebens„bilder" sind diese Abhandlungen über so sehr interessante Menschen wie Cromwell, Cornelius, Bettina, Freiligrath, Geibel, Börne, Johannes Huber u. m. a. Es fehlt ihnen an Plastik, man behält sogar nach sehr aufmerksamer Lektüre wenig oder nichts im Kopfe, gewiß kein Bild. Am anziehendsten ist Carrieres Darstellung da, wo sie neues Material aus vergilbten Papieren andrer mitteilt, wie z. B. in dem Kapitel: „Liebig und Platen," wo aus dem Briefwechsel beider eine wertvolle Blumenlese mitgeteilt wird.

Wir sprechen dieses Urteil bei aller Hochachtung vor den sonstigen Verdiensten Carrieres in aller Aufrichtigkeit aus. Wir sind dabei auf den Einwand gefaßt, daß solche Abhandlungen doch zunächst auf sachliche Beurteilung Anspruch erhöben. Gerade dies leugnen wir. Fast über alle Persönlichkeiten, deren Lebensbilder hier vorgeführt werden, ist schon sehr viel geschrieben worden; wesentlich Neues erfahren wir also wenig aus diesem Buche; wenn es seinen Wert behaupten soll, so kann es nur durch den Geist der Darstellung geschehen — und dem eben gilt unsre Kritik.

Ägypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes. Von J. Hirschberg. Leipzig, G. Thieme, 1890

Die drei Vorträge und Aufsätze, die in dem vorliegenden Buche abgedruckt sind — Ägypten als klimatischer Kurort; Über die Augenheilkunde der alten Ägypter; Über die ägyptische Augenentzündung —, wenden sich zunächst an den Arzt und mit der Erörterung zahlreicher Stellen aus Herodot, Plinius, Galen und andern Schriftstellern an den Philologen. Doch enthalten sie auch für Reisende, von denen Ägypten „jetzt wimmelt" und von denen „die meisten aus Neugier" und aus Modenarrheit, darf man hinzufügen, nach Ägypten kommen, manches Beherzigenswerte. Die Warnung, daß ein Mensch ohne Bildung und Empfänglichkeit für Natur und geschichtliche Altertümer nicht nach Ägypten gehen soll, gilt ihnen gewiß ebenso wie den Kranken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Aufgabe der Gegenwart

3

Ist die Aufgabe der Gegenwart im Grunde eine pädagogische, so hat offenbar die Schule ihren Anteil daran zu nehmen. Nach einem bekannten Schlagwort heißt es: Wer die Schule hat, der hat die Zukunft in den Händen. Es fragt sich aber: Wer hat die Schule in den Händen, und ist es auch wahr, daß man mit ihr die Zukunft, das heißt das heranwachsende Geschlecht in den Händen hat? Wir beschränken uns bei der Erwägung dieser Frage auf die Volksschule.

Wer hat die Schule in den Händen? Der Staat. Seit dem Schulaufsichtsgesetze vom Jahre 1872 wird die Schule ausdrücklich als Staatsanstalt bezeichnet. Bis dahin fand ein gemeinschaftlicher Besitz von Staat und Kirche statt, der seine gute geschichtliche Begründung hatte und auch in der Praxis das natürlichste war. Wenn nun der Staat unter Zuhilfenahme des Schulzwanges die Schule für seine Veranstaltung erklärt, so nimmt er eine große Verantwortung auf seine Schulter und greift tiefer in die Privatverhältnisse seiner Unterthanen ein, als durch irgend eine andre Anforderung, wie Dienstzwang oder Steuerauflage. Streng genommen ist die Schule ein Gesamtunternehmen der Eltern, die ihre Kinder geeigneten Händen zur Erziehung übergeben. Nun kann man sich wohl denken, daß der Staat an die Stelle der Eltern tritt und daß er gegenüber dem Unverstand einzelner die Meinung ihres verständigeren Teiles zur Geltung bringt; aber er darf doch nicht vergessen, daß er Beauftragter der Eltern ist und daß er die Kinder nicht für sich — um ihnen die „für einen vernünftigen Menschen notwendigen Kenntnisse“ beizubringen oder um leistungsfähige Steuerzahler oder Soldaten zu haben —, sondern für die Eltern erzieht. Und dies umso weniger, als er die Eltern zwingt, ihm ihre Kinder zu übergeben. Er wird alle Rücksicht auf

Digitized by Google

die berechtigten Wünsche der Eltern, sowohl wegen der praktischen Ziele, als auch ganz besonders wegen der religiösen und sittlichen Erziehung zu nehmen haben. Ob der Staat recht daran thut, einfach zu erklären: die Schule ist mein, wobei er sich die sehr bedeutenden Zuschüsse aus Kirchenmitteln nach wie vor gefallen läßt, ohne zugleich der Kirche den ihr zukommenden Einfluß auf diese Erziehung freizulassen, darf ernstlich bezweifelt werden.

Aber — sagt man — die Kirche hat ja den Einfluß auf den Religionsunterricht frei. Warum gehen denn die Geistlichen nicht in den Unterricht und kümmern sich um die Sache? Warum nicht? Das mag ein Einzelfall klar machen. Denken wir uns eine Stadt mittlerer Größe, worin der erste Rektor die Lokalschulinspektion hat. Es kommen Klagen über einen Lehrer und dessen Art, den Religionsunterricht zu geben. Oder der Oberpfarrer nimmt wahr, daß sich die aus dieser Klasse ihm überwiesenen Konfirmanden in religiösen Dingen in einem schauderhaften Zustande befinden. Er nimmt also sein Recht wahr, dem Religionsunterrichte beizuwohnen. Der Lehrer verfährt genau nach dem „kleinen Krüger," er lehrt keinen Unsinn, aber er behandelt seinen Stoff in kältester, geisttötendster Weise und verekelt den Kindern den Unterricht gründlich. Der Pfarrer ist außer sich, setzt sich hin und schreibt einen Bericht an den Superintendenten. Dieser giebt ihn weiter an den Rektor. Der Rektor fühlt sich unangenehm berührt, revidirt den Unterricht des betreffenden Lehrers, findet die Sache nicht so schlimm und glaubt, daß sie mit ein paar allgemeinen Hinweisungen abgethan sei. Nun ist aber der Lehrer teufelswild, schimpft auf den Schwarzrock und macht es noch einmal so schlimm. Der Pfarrer hätte vielleicht versuchen können, den Lehrer von seinem Fehler zu überzeugen. Als ob sich so ein Mann überzeugen ließe! Die Antwort wäre doch sicher gewesen: Was hat der mir denn zu sagen? Man sieht, eine Aufsicht ohne Exekutive ist null und nichtig. Es ist den Geistlichen nicht zu verdenken, daß sie auf ein solches Recht lieber verzichten. Und welcher Widersinn ist es, daß ein von der Kirche erhobenes Bedenken erst dann giltig wird, wenn es vom Staate und von Leuten, die in der Sache nicht zuständig sind, anerkannt wird! Hier liegt ein tiefer Schade im Schulwesen, der nur dadurch gemildert wird, daß die Schulinspektion meist noch in den Händen der Geistlichkeit liegt.

Aber auch so ist nicht viel zu machen. Der Staat giebt den Lehrplan und bildet die Lehrer vor. Die alten Stielschen Regulative, die ihrerzeit mit Spott und Hohn in die Wolfsschlucht geworfen wurden, waren doch so übel nicht. Sie vertraten den Grundsatz: Beschränkung und Vertiefung des Wissens. Man nannte das Verdummung des Volkes und jubelte den Falkschen Bestimmungen zu, die der Schule jene nützlichen und wissenswerten Dinge zuführten, ohne die der moderne Mensch nicht glücklich sein zu können glaubte. Jetzt seufzen die Lehrer unter der neuen Last und wären die Geister, die sie riefen, gern wieder los. Das Wort von den „sogenannten Klassikern" hat

Digitized by Google

seinerzeit viel böses Blut gemacht; nun hat man seine Klassiker in der Volksschule, aber welcher Segen liegt darin, daß das Kind beim Examen aufzusagen weiß: Goethe ist geboren den 28. August 1749. Er war der Sohn der Frau Rat Goethe, machte eine Sturm- und Drangperiode durch und starb mit dem Ausspruche: Mehr Licht? Es ist doch prachtvoll, wenn in der Volksschule der pythagoreische Lehrsatz, Mikroskopie und Pflanzenphysiologie gelehrt, und wenn die Naturkunde auf wissenschaftliche Weise getrieben wird. Ich könnte ergötzliche Einzelheiten vorbringen, aber auf diese kommt es nicht an, sondern auf den Grundfehler, daß man glaubt, durch Mehrung des Wissens den Willen bilden zu können. „Bildung macht frei." Ja wohl, aber Halbbildung ist der Übel größtes und führt stracks in die Sozialdemokratie hinein. Es sind oft die Schüler mit den besten Zensuren, die später die ärgsten Sozialdemokraten werden. Wer ist gebildeter, der Mann der Wissenschaft, der eine Unsumme von Wissen in seinem Kopfe aufgespeichert hat, oder die Frau, die wenig gelernt hat, aber gut erzogen ist und weiß, was sich ziemt? Die Schule, wie sie jetzt ist, kann nicht als der zuverlässige Eckstein des Staates gelten, als der sie gerühmt wird. Sie thäte gut, die „Last der hundert Kamele," mit der sie sich schleppt, in der Wüste zu lassen und alle ihre Kräfte auf die Hauptsache zu sammeln, auf die Erziehung des Schülers. Wir haben, wie gesagt, hierbei die Volksschule und ganz besonders die städtische Volksschule im Auge.

Der Kultusminister hat in seiner Begrüßung der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Berlin die Schule den Eckstein des Vaterlandes genannt. Das ging den Herren höchst linde ein, denn wer hört sich nicht gern als den Eckstein des Vaterlandes loben! Später hat der Kultusminister seine Worte dahin ausgelegt, daß er das Institut gemeint habe, nicht die Personen. Aber was sind denn Institute anders als Personen? Wenn wir von der Schule reden, haben wir uns vor allem mit der Person der Herren Schulmeister zu befassen. Und da muß denn billig bezweifelt werden, ob der Staat, der die Schule sein nennt, die Leiter und Inhaber der Schule, nämlich die Schullehrer, so an der Hand habe, daß er sich auf sie verlassen kann. Es giebt unter den Schullehrern zuverlässige, treue, verständige Leute, wir wollen sogar annehmen, daß es die Mehrheit sei, aber es giebt unter ihnen auch mehr als genug, die das Gegenteil davon sind, Leute von radikaler Gesinnung in politischer wie in religiöser Beziehung, denen der Skat der höchste Lebenszweck und der Schulunterricht das größte Übel ist, und die von sich selbst eine hohe, ja sogar die allerhöchste Meinung haben. So ein Schulmeister hält sich für einen Elementarprofessor, für den Inhaber einer unfehlbaren Methode, für den Schöpfer der Nationalintelligenz und für den Macher des Ganzen. Dabei ist er stets unzufrieden. Sein Gehalt würde auch verdoppelt nicht ausreichen, ihn nach Gebühr zu bezahlen. Den Vorgesetzten gegenüber geben die Herren

Digitized by Google

keinen Ton von sich, in den Konferenzen hüllen sie sich in philosophisches Schweigen, in der Schule halten sie ihren Unterricht in handwerksmäßiger Weise, aber wenn sie unter sich sind, dann gehts los! Die jüngsten sind natürlich die tollsten, und wer die fortgeschrittenste Meinung hat oder das meiste fordert, das ist ihr Mann. Und wer ihnen zu schmeicheln versteht, der hat sie in der Tasche. Es giebt unter ihnen viele, die die reinen Demokraten sind — wie viele mögen sozialdemokratisch gewählt haben! Von einem Lehrer, der bis jetzt, soviel ich weiß, noch nicht zur Verantwortung gezogen ist, wird berichtet, daß er bei den letzten Reichstagswahlen durchs Dorf gegangen sei, um für den jüdischen Fortschrittsmann zu wühlen, indem er den kleinen Leuten vorhielt: Wenn ihr wollt, daß der Schnaps billig werden soll, dann wählt den Doktor X. Nehmen wir auch an, daß diese geradezu gefährlich zu nennenden Elemente der Lehrerschaft die Minderheit bilden, so übernimmt doch diese Minderheit, wie es mit radikalen Minderheiten gegenüber besonneneren, aber weniger energischen Mehrheiten immer der Fall ist, die Führung und giebt dem ganzen Stande das Gepräge.

Wir haben die Rede des Herrn Dittes in der erwähnten Lehrerversammlung und den jubelnden Beifall, den sie fand, mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt. Man war auf dem besten Wege, zu vergessen, wes Geistes Kinder jene Herren sind. Noch sind die Regierungsverfügungen in Giltigkeit, die es verboten, den Lehrern zum Besuche des allgemeinen deutschen Lehrertages Urlaub zu geben. Aber sie sind natürlich nicht aufrecht zu erhalten, wenn sich das Unterrichtsministerium auf der Versammlung vertreten läßt. Offenbar war man oben der Meinung, daß sich die Herren, die durchaus nicht die deutsche Lehrerschaft, sondern nur deren äußersten linken Flügel darstellen, etwas gelernt und sich etwas gebessert hätten, zu welcher Ansicht die sehr gemäßigt gehaltenen Themen und Thesen allerdings führen konnten. Nun haben wir aber eine neue Religion kennen lernen, die, die man mit dem Namen Ditteismus, einem Zwischendinge von Atheismus und Theismus bezeichnen kann. In solchen Händen liegt der Religionsunterricht. Das sind die Leute, die der hereinbrechenden Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit entgegenarbeiten sollen. Sie werden dabei unzweifelhaft denselben schönen Erfolg haben, dessen sich der Fortschritt der Sozialdemokratie gegenüber rühmt.

Die Volksschullehrer bilden eine ganz merkwürdige, in sich abgeschlossene mit ganz bestimmten Standesvorurteilen, Ansprüchen und Lebensanschauungen beherrschte Klasse von Menschen. Viele reden über die Lehrerschaft, aber wenige kennen sie wirklich. Neben großem Selbstgefühl und allgemeiner Unzufriedenheit gehört auch ein gewisses mißtrauisches, zurückhaltendes Wesen zu den Eigentümlichkeiten des Lehrers. Wir machen für diese Erscheinungen nicht den Einzelnen, sondern die schiefe soziale Lage, in der sich der ganze Stand befindet, und die Art seiner Ausbildung verantwortlich. Der Schulmeister der

Digitized by Google

ältern Generation war nicht mehr als seine Umgebung, er war kein „Herr“ und wollte nichts vorstellen. Unter solchen Umständen stand sein allerdings dürftiger Gehalt mit seiner Lebensart nicht gar zu sehr im Widerspruch. Nun hat man den Stand des Lehrers „gehoben,“ hat den Lehrern alles mögliche beigebracht, hat alle möglichen Bedürfnisse und Ansprüche in ihnen geweckt, aber man hat versäumt, das Einkommen in Übereinstimmung mit der neuen Lage zu bringen. Und was die Ausbildung betrifft, so ist diese nur Notsache. Es ist die reine Schnellfabrik und der Erfolg jene Halbbildung, die ganz besondre Gefahren in sich birgt. Wenn der fünfzehnjährige junge Mensch in die Präparande kommt, bringt er schon — meist von zu Hause — seine bestimmte Ausprägung mit. Im Seminar wird ihm dann beigebracht, daß er zwar gegenüber dem Direktor und den Lehrern ein armer Schlucker sei, im übrigen aber auf unerreichbarer Höhe stehe. Mit zwanzig Jahren ist er fertig. Er arbeitet sich mit seiner Klasse ein, er sieht wohl auch bis zum zweiten Examen noch in ein Buch, aber die meisten lernen von da an nichts mehr. Nebenbeschäftigung, Nebenverdienst, womöglich eine gute Heirat — das füllt ihr Interesse aus.

Das ist nun der „Sieger von Königgrätz!“ Es ist gar nicht zu sagen, was dieses Wort oder vielmehr die ganze Anschauung, der dieses Wort zum Ausdruck dient, für Schaden angerichtet hat. Der Fortschritt betrachtet es als seine besondre Aufgabe, die Lehrerschaft für sich zu gewinnen, ihr zu schmeicheln, für ihre Interessen einzutreten, um an den Lehrern Wahlagitatoren zu gewinnen. Auf konservativer Seite will man nicht zurückbleiben und macht eine leutselige Verbeugung nach der Seite der Herren Lehrer hin, wenn im Landtage von ihnen die Rede ist. So ein Lehrer ist eine von rechts und links begehrte Person, es ist kein Wunder, wenn er von sich selbst eine große Meinung hat.

Und die Regierung — hat eine unglückliche Hand. Der Grundfehler ist, daß das hundertmal versprochene Schulgesetz noch immer nicht hat erscheinen wollen. Statt dessen ist durch ein Notgesetz festgesetzt worden, daß die Gemeinden soundsoviel hundert Mark aus Staatsmitteln Zuschuß zu den Schulkosten gezahlt erhalten. Die Lehrerschaft aber steht dabei und erhält nichts oder einen geringen Anteil und muß sich wieder auf das in nebelhafter Ferne befindliche Schulgesetz vertrösten lassen. Das hätte man nicht thun sollen; diese Form des Zuschusses mußte vermieden werden. Man hat sie gewählt, um eine leichte Verteilungsart zu haben und schnell mit der Sache fertig zu werden. Aber sie schafft so viel Bitterkeit, wie durch doppelte Wohlthaten nicht wieder gut gemacht werden kann. Man wird mit Bankiers und andern gesättigten Existenzen gegen die Sozialdemokratie nicht viel anfangen können, aber ebenso wenig mit Leuten, die in ihrer ganzen Lebensstimmung unzufrieden sind und die auch einiges Recht dazu haben. Was soll man gar zu folgenden Maßregeln einer preußischen Regierung, deren Namen wir nicht nennen wollen,

Digitized by Google

sagen? Sie verlangte für Zuweisungen an die Schulgemeinde Quittung von der Hand des Lehrers in der Form, als habe er die Zuwendung erhalten. Als sich nun einzelne Lehrer weigerten, als empfangen zu bescheinigen, was sie doch nicht empfangen hatten, wurden sie durch Androhung von Maßregelungen gezwungen! Also Zahlungen an die Gemeinde aus Fonds, die für die Lehrer bestimmt waren! Es ist eine ganze Reihe solcher Fälle festgestellt worden. Die Sache lief vor kurzem durch die Lehrerzeitungen. Eine andre Regierung verlangte bei Gelegenheit der letzten Reichstagswahlen, daß die Lehrer bei Strafe der Amtsentsetzung in staatserhaltendem Sinne zu wählen hätten. Das war etwas für Eugen Richter und Genossen! Die Regierung mußte auf Ministerialverfügung ihren Erlaß zurückziehen. Es wäre aber tausendmal besser gewesen, ihn gar nicht zu geben. Die Gehaltsfrage und die der politischen Unabhängigkeit, das sind die beiden empfindlichen Punkte der Lehrerschaft. Wer sie da verletzt, verdirbt es mit ihnen gründlich. Wir wollten aber Antwort geben auf die Frage, ob der Staat, wenn er die Schule zu seiner Verteidigung heranzieht, auch der Lehrerschaft sicher sei.

Die Schule soll sich also mit der sozialen Frage und ihrer Lösung beschäftigen. Wie macht sie das? Nun, der Schul- und Regierungsrat stellt zunächst ein entsprechendes Thema für die Schulkonferenz auf. Das Thema wird einem der Lehrer zugewiesen, der es seufzend übernimmt. Nehmen wir an, es heiße: Die soziale Frage und die Schule. Der Referent schreibt also aus einem halben Dutzend Bücher etwas über die soziale Frage und etwas über die Schule zusammen, durchflicht sein Werk mit schönen Zitaten und schließt mit der Forderung, daß sich die Schule mit der sozialen Frage zu beschäftigen habe. Dann folgen die üblichen Thesen, in denen einige Gemeinplätze von unanfechtbarer Wahrheit vorgetragen werden. Die Sache wird mit der üblichen Feierlichkeit vorgetragen. Man bemängelt einige Nebensächlichkeiten und streitet sich über die Fassung der dritten oder der vierten These. Dann werden die Thesen angenommen, und die Verhandlung wird protokollirt. Zum Schluß erscheint ein General- und ein Spezialbescheid von der königlichen Regierung — die Schule hat sich mit der sozialen Frage beschäftigt.

Aber im Ernst: was kann denn die Schule mit der sozialen Frage zu thun haben? Soll sie, wie alles Ernstes verlangt worden ist, die Elemente der Staatswissenschaft den ABC-Schützen beibringen? Oder soll sie die Intelligenz so weit fördern, daß der Schüler das Grundgesetz des Angebotes und der Nachfrage begreift und sich ihm widerstandslos unterwirft? Oder soll in der Schule kräftig über die Sozialdemokraten geschimpft werden? Auch die mehrerwähnte Berliner Lehrerversammlung hat das Thema behandelt und ist zu überraschend verständigen Schlußsätzen gekommen. Sie lehnt die theoretische Behandlung der Sache ab und legt den Hauptnachdruck auf die „erziehliche" [richtiger: erziehende oder erzieherische] Thätigkeit der Schule. Das ists!

Digitized by Google

Diese „erzieherliche“ Thätigkeit setzt freilich die des Hauses voraus, sie ist doch nur die Ergänzung der häuslichen Erziehung und kann nicht die Aufgabe haben, wider das Haus zu kämpfen und das gut zu machen, was das Haus verdirbt. Aber das ist eben die gegenwärtige Lage. Man kann die Beobachtung machen, daß in dem Maße, als die Selbstbestimmung des einzelnen Menschen, der der Leitung bedarf, freier gemacht wird, die Fähigkeit der Selbstbestimmung schwindet; der Mensch verliert sich selbst aus der Hand, er verliert das Regiment über sich selbst, und in demselben Maße verliert er die Fähigkeit, seine Kinder zu erziehen. Auch das ist die gegenwärtige Lage. Einem großen Teile unsers Volkes ist die Kunst, die Kinder zu erziehen, gänzlich abhanden gekommen. Es liegt nicht so sehr an dem Erwerb außer dem Hause, es liegt an der sittlichen Ohnmacht, an der Willenlosigkeit der Eltern, wenn die Kinder nicht geraten.

Nun solls die Schule machen. Schön. Aber mit welchen Mitteln? Der verwahrlosten Gesellschaft gegenüber, die das Wort Gehorsam nicht kennt, muß doch erst der Stock einmal ein freundlich-ernstes Wort mit reden. Da geht aber ein Heidenspektakel los. Natürlich nehmen die Eltern die Goldföhnchen in Schutz, und die entrüstetsten Mütter stürmen das Haus des Lokalschulinspektors. Der giebt der Klägerin zu bedenken, sie möge Gott danken, daß der Schlingel die ihm zukommenden Schläge, die die Eltern versäumt hätten, in der Schule erhalte. Solche Auseinandersetzungen kamen früher alle Tage vor. Wenn sich die lieben Eltern ausgetobt hatten, so wars abgethan. Vorausgesetzt, daß der Lehrer mit dem vorschriftsmäßigen Stocke die vorschriftsmäßigen fünf Hiebe auf die vorschriftsmäßige Körperstelle gebracht hatte, war nichts weiter zu machen, der Lehrer genoß den ihm dringend nötigen amtlichen Schutz. Der ist nun weggefallen. Die Gerichte verurteilen bei einer nach ihrer Meinung vorliegenden Strafrechtsüberschreitung den Lehrer wegen Körperverletzung zu Gefängnis. Die Meinung des Richters wird durch das Gutachten des Arztes bestimmt, das aber gänzlich unberechenbar ist. Der eine Arzt schickt den sich beklagenden Bengel lachend fort, und der andre, von Hygiene, Gefühlsdusel und Unerfahrenheit bestimmt, mißt den Striemen mit dem Zentimetermaß, konstatirt eine Hautabschürfung und erwägt die möglichen gesundheitsschädlichen Folgen, und der Lehrer — sitzt im Loche! Um ihn nicht doppelt zu strafen, hat der Minister alle seine besondern Strafbestimmungen zurückgezogen. Aber der Lehrer hat nun keinen Schutz mehr. Was ist die Folge? Er stellt seinen Stock in die Ecke und läßt es gehen, wie es gehen will, was ihm doch wahrhaftig nicht zu verdenken ist.

Nun giebt es ja noch andre und bessere Erziehungsmittel als den Stock, und ein tüchtiger Lehrer wird auch ohne ihn auskommen; aber einesteils giebt es der Natur der Sache nach nicht bloß tüchtige Lehrer, und anderseits ist es eine merkwürdige Sache, daß, wenn die ultima ratio gebrochen ist, die andern

Digitized by Google

rationes auch nicht viel helfen. So sieht es aus; das Haus versäumt die Erziehung der Jugend, und der Schule, die es nachholen soll, wehrt mans.

Dazu kommt noch die Fürsorge des Staates für die jugendlichen Tangenichtse. Es war gut gemeint, das jugendliche Alter bis zu zwölf Jahren außerhalb des Strafgesetzbuches zu stellen und auch weiterhin frei zu geben, daß eine Verwarnung an Stelle der Bestrafung trete. Aber besser wäre es gewesen, zu bestrafen, nur die Strafakten nach gewisser Frist zu beseitigen, während man jetzt eine geschehene Bestrafung einem Menschen in engherziger Weise sein ganzes Leben lang nachträgt. So kann ein Lümmel unter zwölf Jahren machen, was er will, wenn er sich nur davor hütet, etwas zu begehen, das ihn zur Zwangserziehung reif machen würde. Man übersieht hierbei vollständig, daß die entscheidenden Jahre für die Charakterbildung gerade diese frühern Jahre sind, und daß, wenn einer mit des Staates gütiger Hilfe in dieser Zeit ein Lump geworden ist, er es wahrscheinlich Zeit seines Lebens bleiben wird. Man stellt die Frage: Hat der Übertreter die nötige Einsicht in die Folgen seiner That gehabt? statt dem Patron einen väterlichen Denkzettel zu geben mit der Begründung: Das mußtest du wissen, und du hast es auch gewußt, einer Begründung, bei der sich einem richtigen Juristen die Haare sträuben. Da nun doch eine Bestrafung stattfinden soll, hat man sie der Schule zugeschoben, ohne die Schule zu fragen, ob sie den Auftrag übernehmen will, und ohne sie zu verpflichten, daß sie ihn übernehmen muß. Was machen wir in Preußen mit unsern vielen Gesetzen für traurige Stückarbeit!

Trotz alledem ist der erziehende Einfluß der Schule unverkennbar. Man sieht das deutlich in den letzten Schulquartalen vor der Konfirmation, wo einzelne in der Aussicht auf die bevorstehende goldne Freiheit an der Schulkette zu rütteln anfangen. Mit der Konfirmation tritt nun auch jene goldne Freiheit ein, in der, was die Schule vielleicht Gutes gethan hat, schnell wieder zu Grunde geht. Offenbar ist ein junger Mensch von vierzehn bis achtzehn Jahren nicht imstande, sich selbst zu bestimmen. Bleiben diese Altersjahre ohne Aufsicht, so muß ja das heranwachsende Geschlecht Schaden leiden. Das hat man längst erkannt, aber wie helfen? Die erwähnte Lehrerversammlung hat auch dies erwogen und ist zu dem Schlusse gekommen, man müsse eine Art Nebenschule bis zum achtzehnten Jahre einrichten. Das ist ersichtlich eine undurchführbare Sache. Auch die Mädchen bedürfen der Pflege und Weiterbildung. Jetzt liegt es so, daß zahlreiche Mädchen, wenn sie heiraten, nicht wissen, wie sie eine Kartoffelsuppe kochen sollen. Vom Haushalten, von sparsamem und vernünftigem Wirtschaften haben sie keine Ahnung. Dadurch geht mancher Haushalt zu Grunde, wird manche Ehe zerrüttet. Die Frau bildet sich zur Schlumpe aus, der Mann zum Säufer. Man hat Haushaltungsschulen eingerichtet, aber die Wohlthat solcher Schulen wird von Hunderten von Mädchen einer zu Teil. Auf das Haus kann man sich gar nicht verlassen.

Digitized by Google

Denn wenn die Eltern ihrer Kinder nicht Herr ſind, ſo lange ſie ſie ernähren, ſo haben ſie allen Einfluß auf ſie verloren, wenn die Kinder, kaum aus der Schule heraus, in ihrem Einkommen ſelbſtändig geworden ſind. Solche Zuſtände bilden den eigentlichen Boden der Sozialdemokratie.

Unſer Volk hat mit der Veränderung der Erwerbsverhältniſſe und mit der geſetzlichen Regelung dieſes Zuſtandes durch die Gewerbefreiheit die innere Gliederung verloren. Sonſt kam ein junger Burſch in die Lehre und damit in ſtrenge Zucht. Auch auf dem Lande gab es das Lehrlingsverhältnis in Geſtalt des „Enken.“ Jetzt giebt es nur noch Arbeiter. Der junge Burſche iſt ſo gut Arbeiter wie der erfahrene Mann. Er will Gehilfe und Meiſter ſein, ohne gelernt zu haben. Daß dies ein unhaltbarer Zuſtand iſt, iſt doch klar. Wir ſind nicht ſo kurzſichtig, zu glauben, daß mit der Wiedereinführung der alten Zünfte aller Not abgeholfen ſei, aber das meinen wir, daß für die neuen Verhältniſſe neue Formen gefunden werden müſſen, um aus dem gegenwärtigen Chaos herauszukommen.

Zur Lehre von der ſtrafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit

Von W. Simon

Im vorigen Jahrgange der Grenzboten erörtert ein mediziniſcher Sachverſtändiger die Lehre von der Zurechnungsfähigkeit nach geltendem Recht und gelangt zu folgendem Ergebnis: 1. Der § 51 des Strafgeſetzbuchs macht es nötig, zwiſchen Schwachſinn hohen und niedern Grades zu unterſcheiden. Nur der erſtere befreit von Schuld im Sinne des Geſetzes. 2. Schwachſinn hohen Grades wird jedesmal dann anzunehmen ſein, wenn die geſetzliche Entmündigung nach § 28, Teil 1, Titel 1 des preußiſchen Landrechts möglich iſt. 3. Die innere Berechtigung dieſer Unterſcheidung beruht darauf, daß dem, der die Folgen ſeiner Handlungen zu überlegen außer ſtande iſt, damit auch die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einſicht abgeſprochen werden muß. Dieſe aber iſt die allgemeine Vorbedingung jeder Verſchuldung. Unter Schwachſinn verſteht der Verfaſſer jenes Aufſatzes auch den ſogenannten moraliſchen Schwachſinn.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Erörterung bezweckt, diese Sätze an der Hand des Gesetzes zu prüfen, und wird sich in diesen Grenzen halten.

Das Strafgesetzbuch bestimmt:

§ 51. Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

§ 52, Abs. 1. Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter durch unwiderstehliche Gewalt oder durch eine Drohung, welche mit einer gegenwärtigen, auf andre Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib und Leben seiner selbst oder eines Angehörigen verbunden war, zu der Handlung genötigt worden ist.

Beiden Bestimmungen gemeinsam ist die Voraussetzung, daß die freie Willensbestimmung des Thäters ausgeschlossen sei; und man sollte meinen, daß es hierauf allein und nicht auf die Ursachen des Ausschlusses ankomme. Es entsteht daher die Frage, ob das Gesetz auch dann anzuwenden ist, wenn wegen geistiger Mängel die freie Willensbestimmung des Thäters ausgeschlossen war, er sich aber weder in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, noch in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden hat. Weiter entsteht die Frage, was unter Bewußtlosigkeit und krankhafter Störung der Geistesthätigkeit zu verstehen ist.

Zur Beantwortung dieser Fragen muß auf die Entstehungsgeschichte des Gesetzes zurückgegangen werden. Dem Gesetze liegt das preußische Strafgesetzbuch, diesem wieder der französische Code pénal zu grunde. Art. 64 des Code pénal lautet:

Il n'y a ni crime, ni delit, lorsque le prévenu était en état de demence au temps de l'action, ou lorsqu'il a été contraint par une force à laquelle il n'a pu resister.

§ 40 des preußischen Strafgesetzbuchs:

Ein Verbrechen oder Vergehen ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der That wahnsinnig oder blödsinnig, oder die freie Willensbestimmung desselben durch Gewalt oder durch Drohung ausgeschlossen war.

Gegen die letzte Bestimmung wurde geltend gemacht, daß sie zu eng sei, weil es außer Wahnsinn und Blödsinn noch Seelenzustände gebe, die die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit ausschlössen. In der Rechtsprechung habe man unter den Begriff des Wahnsinns und Blödsinns Krankheitsformen eingezwängt, die nach Annahme der medizinischen Wissenschaft nicht wohl darunter zu begreifen wären, außerdem fasse das Landrecht den Begriff des Wahnsinns und Blödsinns anders auf als die medizinische Wissenschaft, und zum Teil anders als das preußische Strafgesetzbuch. Die statt der preußischen Vorschriften in dem ersten Entwurf des jetzigen Strafgesetzbuchs vorgeschlagene Bestimmung lautete daher:

Digitized by Google

Ein Verbrechen oder Vergehen ist nicht vorhanden, wenn zur Zeit der That die freie Willensbestimmung des Thäters ausgeschlossen war.

Doch erregte diese Fassung wieder wegen ihrer Allgemeinheit, die große Gefahren für die Handhabung des Strafrechts herbeiführen konnte, Bedenken. Einerseits konnten die Gerichtsärzte die Willensfreiheit schon durch jede Leidenschaft, jede Erregung u. dergl. als ausgeschlossen ansehen, anderseits konnten Richter und Staatsanwälte selbst beim Vorhandensein einer Geisteskrankheit die Willensfreiheit dann annehmen, wenn ein Einfluß der Wahnvorstellungen auf die That nicht nachweisbar war. Man wollte die Gründe genau angeben, in denen bei Entscheidung des einzelnen Falles die Ausschließung der freien Willensbestimmung zu suchen sei. Einen großen Vorzug, meinte man, würde es nun darbieten, wenn die Hinstellung eines fest umschriebenen Thatbestandes möglich sei, und in der That lasse sich ein solcher für die durch äußern Zwang begründete Ausschließung der Zurechnungsfähigkeit hinstellen, dagegen sei dies bezüglich der Geisteskrankheiten nicht möglich oder wenigstens nicht ratsam. Die psychologischen Thatsachen ließen, weil sie im Innern des Menschen vor sich gehen, keine anschauliche und gemeinverständliche Bezeichnung zu, es gebe im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens kein allgemein geläufiges Wort, wodurch die die Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Geisteskrankheiten mit hinreichender Bestimmtheit zusammengefaßt und von andern Krankheiten getrennt würden. Zur Zeit sei es daher geboten, die in Betracht kommenden krankhaften Zustände in das Gesetz aufzunehmen, und zwar in der sich am meisten empfehlenden Bezeichnung, anderseits aber die Notwendigkeit der Beziehung derselben auf den Ausschluß der freien Willensbestimmung hervorzuheben. Die Bezeichnung „krankhafte Störung der Geistesthätigkeit" sei von den vielen in Vorschlag gebrachten die passendste. Namentlich werde dadurch die gerichtsärztliche Aufgabe scharf umgrenzt, indem der Gerichtsarzt zunächst zu untersuchen habe, ob Krankheit vorhanden gewesen sei, wenn nicht, sich aller weitern Erörterungen zu enthalten habe. Neben der krankhaften Störung der Geistesthätigkeit seien dann noch die auf die Willensfreiheit störend einwirkenden Zustände, die gewöhnlich nicht als Krankheit aufgefaßt würden, besonders zu nennen, und hierher sei der Ausdruck „Bewußtlosigkeit" der richtigste und gemeinverständlichste.

Der zweite Entwurf beruht hinsichtlich des § 49 auf diesen Erwägungen. § 49 stimmt mit § 51 des jetzt geltenden Strafgesetzbuchs überein, nur enthielt § 49 noch hinter den Worten „freie Willensbestimmung" den Zusatz „in Beziehung auf die Handlung." Man wollte damit sagen, daß es nicht nötig sei, festzustellen, daß die freie Willensbestimmung nach allen Richtungen hin ausgeschlossen sei. Wenn der Arzt feststelle, daß Wahnideen, wenn auch nicht in unmittelbar ursächlichem Zusammenhange mit der That und ihrem Zwecke stehend, das geistige Bewußtsein des Thäters so gestört haben, daß er auch

Digitized by Google

über die Grenzen der Wahnidee als geistig gesund nicht anzusehen sei, so werde hierdurch zugleich festgestellt, daß die freie Willensbestimmung auch bezüglich der einzelnen That ausgeschlossen sei; der Thäter könne nach vielen Richtungen hin eine freie Willensbestimmung zeigen und doch die That unfrei begehen. Gleichwohl wurde dieser Zusatz vom Reichstage gestrichen, indem man besorgte, es möchte zum Nachteil des Angeklagten der Nachweis gefordert werden, daß gerade in Beziehung auf die angeschuldigte Handlung die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen sei.

Die Entstehung des Gesetzes ergiebt also, daß man nicht beabsichtigte, die Vorschrift des ersten Entwurfs einzuschränken und alle Handlungen, bei denen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist, abgesehen von den im Gesetz hervorgehobenen Fällen, für strafbar zu erklären, sondern daß man lediglich einer mißbräuchlichen Anwendung des Gesetzes vorbeugen wollte. Der Gesetzgeber geht sichtlich von der Auffassung aus, daß seine Aufzählung erschöpfend sei, und daß es weitere Fälle, wo die freie Willensbestimmung ausgeschlossen sei, nicht gebe. Die Fälle des äußern Zwanges hat er unter § 52 des Gesetzes untergebracht. Was § 51 betrifft, so unterscheiden die Motive 1. Zustände, die gewöhnlich nicht als Krankheit aufgefaßt werden (Bewußtlosigkeit), 2. Zustände, bei denen eine Krankheit festzustellen sei (krankhafte Störung der Geistesthätigkeit). Zu beachten ist aber, daß die Ausdrücke „Bewußtlosigkeit" und „krankhafte Störung der Geistesthätigkeit" keine juristisch technischen Begriffe, sondern dem gewöhnlichen Leben entnommen sind. Obwohl nun die Motive für die Auslegung des Gesetzes von hohem Werte sind, so ist doch nur das, was im Gesetz zum Ausdruck gekommen ist, maßgebend, und deshalb der Sprachgebrauch von wesentlicher Bedeutung.

Es ist nun nicht zu bezweifeln, daß unter Bewußtlosigkeit sprachgebräuchlich der vorübergehende Zustand völliger Geistesabwesenheit verstanden wird. Der Einwand, daß bei völliger Bewußtlosigkeit von einer Handlung gar nicht die Rede sein könne, ist nicht stichhaltig, da man thatsächlich auch in solchen Fällen von Handlungen spricht. In dem Satze, daß jemand im Zustande sinnloser Trunkenheit etwas gethan oder unterlassen habe, liegt beispielsweise nichts Sprachwidriges. Zwar wäre es logisch richtiger, solche Fälle als Reflexerscheinungen zu kennzeichnen, aber für diese fehlt es der deutschen Sprache an einem zutreffenden Ausdruck. Der Sprachgebrauch ist überdies nicht immer logisch. Mit demselben Rechte ließe sich geltend machen, daß, wenn eine strafbare Handlung nicht vorhanden sei (Ausdruck des Gesetzes), auch von einem Thäter nicht die Rede sein könne, weil der Thäter nach dem Sprachgebrauch des Gesetzes stets strafbar sei, ferner, daß die Überschrift des vierten Abschnitts „Gründe, welche die Strafe ausschließen oder mildern," nicht richtig gewählt sei, weil, wenn eine strafbare Handlung nicht vorhanden sei, eine Strafe nicht eintreten, folglich auch nicht ausgeschlossen werden könne.

Digitized by Google

Die Motive, ebenso wie das sächsische Landesmedizinalkollegium, fassen allerdings den Ausdruck „Bewußtlosigkeit" viel weiter auf, dahin, daß er alle die Seelenzustände umfasse, die, ohne zu den wirklichen Geisteskrankheiten zu gehören, doch den Menschen der Freiheit der Willensbestimmung berauben, daß es sich nicht bloß um die Trunkenheit und Schlaftrunkenheit, um das Fieberdelirium und die abnormen psychischen Zustände der Gebärenden handle, sondern daß auch noch andre psychische Zustände hierher gehören, wie z. B. das Nachtwandeln, der psychische Zustand nach einem epileptischen Anfalle, der Zustand der Verwirrung im höchsten Grade mancher Affekte, wie des Schreckens, der Angst und Furcht, der abnorme Zustand der Vergiftung durch manche Narkotika. Das gemeinsame psychologische Merkmal aller dieser Seelenzustände sei die vorübergehende Störung des Selbstbewußtseins, und deshalb sei auch nach diesem gemeinsamen Merkmale die Bezeichnung zu wählen.

Unter einem krankhaften Zustande versteht man im gewöhnlichen Leben erstens einen wirklichen Krankheitszustand, sodann einen Zustand, der ähnliche Erscheinungen darbietet, wie eine Krankheit. Man spricht von krankhaften Gelüsten auch dann, wenn sie ihre Ursache nicht in einem Krankheitszustande haben. Krankheit des Körpers bezeichnet einen bedeutendern Kampf der Lebensorgane gegen äußere Eingriffe. Minder bedeutende Kämpfe bezeichnet man als Unpäßlichkeit, Unwohlsein; geringfügige berücksichtigt man überhaupt nicht. Ob der Zustand mit Genesung endigt oder zum Tode führt, ob er dauernd oder vorübergehend ist, kommt nicht in Betracht. Ein Mensch, der ein Glied verliert, ist krank, so lange der Organismus gegen den Verlust oder dessen Folgen sich widersetzt (z. B. Knochenbrand, Wundfieber), er ist gesund, wenn der Kampf beendet ist. Gleiches gilt, soweit die körperliche Krankheit in Frage steht, für Verletzungen oder Verlust eines Teiles des Gehirns. Aber der Begriff der Geisteskrankheit reicht weiter, als der Begriff der körperlichen Krankheit. Wesentliche Verminderungen der Geistesthätigkeit bezeichnet man auch dann als Geisteskrankheit, wenn die ursächliche Körperkrankheit längst gehoben oder der Zustand angeboren ist. Der Grund des abweichenden Sprachgebrauches liegt darin, daß bei körperlichen Krankheiten das Vorhandensein des Kampfes feststellbar ist, bei geistigen Zuständen aber schon die bloße Möglichkeit eines Kampfes in Betracht kommt. Noch weiter geht, wie bemerkt, der Begriff der Krankhaftigkeit. Denn da hier nur die Ähnlichkeit mit einem Krankheitszustande in Betracht kommt, der Begriff der Ähnlichkeit aber relativ ist, so kann füglich jedes regelwidrige, willensunfreie Verhalten eines Gesunden ohne Verstoß gegen den Sprachgebrauch als krankhaft bezeichnet werden.

Unter Störung versteht man einen vorübergehenden Eingriff. Da nun die Störung etwas Regelwidriges ist, so ist streng genommen in dem Ausdruck „krankhafte Störung" das Wort „krankhaft" überflüssig, da jede Störung der Geistesthätigkeit eine willensunfreie Regelwidrigkeit dieser Thätigkeit voraussetzt.

Digitized by Google

In der That muß es zur Ausschließung der Zurechnungsfähigkeit genügen, wenn durch Störung der Geistesthätigkeit die freie Willensbestimmung beseitigt wird. Die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks fällt sofort auf, wenn man das Gutachten der preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen bezüglich der Richtigkeit des Satzes prüft, daß mangelhafte geistige Entwicklung nur unter der Voraussetzung einer krankhaften Störung die Zurechnungsfähigkeit ausschließe, nicht aber, wenn sie auf mangelhafter Erziehung, auf Vernachlässigung oder Verwilderung beruhe. Man kann zu dieser Schlußfolgerung gelangen, wenn man die Begriffe „krankhaft" und „durch Krankheit verursacht" als gleichbedeutend ansieht. Alsdann müßte, wie die Leipziger Fakultät sagt, der Gerichtsarzt untersuchen, ob Krankheit vorhanden gewesen sei oder nicht, und in dem letztern Falle sich aller weitern Erörterungen enthalten. Aber die Begriffe „krankhaft" und „durch Krankheit verursacht" sind eben keineswegs gleichbedeutend; durch den erstern wird ein einem Krankheitszustande ähnlicher Zustand bezeichnet. Daß aber mangelhafte Erziehung u. s. w. nicht ein einem Krankheitszustande ähnlichen Zustand bewirken könne, dafür bleibt das Gutachten den Beweis schuldig. Nehmen wir an, daß der von frühester Kindheit an isolirt eingesperrte Kaspar Hauser nach seiner plötzlichen Freilassung ein Verbrechen begangen hätte und seine Zurechnungsfähigkeit in Frage gekommen wäre, so würde die Annahme einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit keineswegs ausgeschlossen gewesen sein. Die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks liegt in seiner unbegrenzten Dehnbarkeit.

Hiernach hat der Gesetzgeber seine Absicht, die Fälle, wo die Freiheit der Willensbestimmung wegen geistiger Mängel ausgeschlossen sei, erschöpfend aufzuführen, nicht erreicht, weil 1. der Ausdruck „Bewußtlosigkeit" nach gewöhnlichem Sprachgebrauch nicht alle Fälle umfaßt, die gewöhnlich nicht als Krankheit bezeichnet werden, 2. der Ausdruck „krankhafte Störung der Geistesthätigkeit" keineswegs auf die Fälle zu beschränken ist, wo eine Krankheitsursache festgestellt werden kann, anderseits wegen seiner Dehnbarkeit Einschränkungen nach persönlichem Belieben gestattet.

Hiernach entsteht, insbesondre bei zweifelhaften Fällen, die Frage, ob eine ausdehnende Anwendung des Gesetzes statthaft sei. Hierbei ist vornehmlich von dem Zwecke des Gesetzes auszugehen. Das Gesetz kann entweder die Aufstellung eines Rechtssatzes bezwecken oder es kann einen Rechtszustand erklären. Insbesondre kann der Gesetzgeber bei Aufstellung von Strafausschließungsgründen entweder von der Ansicht ausgehen, ohne das Gesetz müsse die Bestrafung eintreten, oder er kann annehmen, daß zwar der Strafausschließungsgrund aus allgemeinen Grundsätzen folge, aber daß es zur Verhütung mißbräuchlicher Auslegung ratsam sei, den Strafausschließungsgrund besonders aufzustellen. Beispielsweise folgt aus allgemeinen Grundsätzen, daß eine willensfreie That nicht strafbar sein kann, da die Strafe sich gegen den widerrechtlichen Willen

Digitized by Google

richtet, ein Gesetz also, das Bewußtlosigkeit (im gewöhnlichen Sprachsinn) oder unwiderstehliche Gewalt für Strafausschließungsgründe erklärt, ist erklärender Natur. Es liegt ja nun nahe, Strafausschließungsgründe als Ausnahmebestimmungen nicht ausdehnend anzuwenden. Man könnte sagen, bei krankhafter Störung der Geistesthätigkeit sei — abgesehen von dem Falle der völligen Geistesumnachtung — ein widerrechtlicher Wille vorhanden, folglich habe das Gesetz den Strafausschließungsgrund positiv normirt, sodaß ohne das Gesetz die Bestrafung eintreten müßte. Von diesem Standpunkt aus erscheint eine ausdehnende Anwendung des Gesetzes unstatthaft. Aber die Entstehungsgeschichte des Gesetzes führt zu einem andern Ergebnis. Beabsichtigt war die Aufstellung des Rechtssatzes, eine strafbare Handlung sei nicht vorhanden, wenn die freie Willensbestimmung des Thäters zur Zeit der Begehung der Handlung ausgeschlossen war. Die Aufzählung der Fälle sollte mißbräuchlichen Ausdehnungen und Einschränkungen vorbeugen, sie sollte erschöpfend sein. Hierbei hat der Gesetzgeber, wie die Motive aussprechen, von den vorgeschlagenen Bezeichnungen die gewählt, die ihm die passendsten zu sein schienen, also lediglich deswegen, weil er bessere nicht kannte. Der Ausdruck „Bewußtlosigkeit" ist zu eng, der Ausdruck „krankhafte Störung der Geistesthätigkeit" der Abgrenzung nicht fähig, das persönliche Ermessen entscheidet im einzelnen Fall. Das persönliche Ermessen kann bald dazu führen, daß man stets das Vorhandensein einer Krankheitsursache verlangt, bald dazu, daß man jede Beeinträchtigung der Geistesthätigkeit für eine krankhafte Störung erklärt. Eine solche Rechtsungewißheit ist auf die Dauer unhaltbar. Jede Beeinträchtigung der Geistesthätigkeit, durch die die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wird, fällt unter das Gesetz; die Ursachen der Beeinträchtigung sind gleichgiltig.

Hiernach ist dem Verfasser des angeführten Grenzbotenaufsatzes darin beizutreten, daß Schwachsinn, durch den die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wird, Strafausschließungsgrund ist, gleichviel aus welchen Ursachen der Schwachsinn entspringt. Man kann einen solchen Schwachsinn unbedenklich als hohen Schwachsinn bezeichnen. Hiermit stimmt das Gutachten des Medizinisch-Psychologischen Vereins zu Berlin im Ergebnis überein, insofern er es für zweckmäßig, aber nicht für nötig gehalten hat, den Schwachsinn besonders aufzuführen. Dagegen ist das Gutachten der Deputation für das Medizinalwesen, das die angeborene Geistesschwäche, als durch krankhafte Verhältnisse begründet, für einen Strafausschließungsgrund erklärt, die später entstandene Geistesschwäche aber nur dann, wenn sie auf krankhafter Störung beruht, wegen Verkennung des Begriffes der Krankhaftigkeit unhaltbar.

Die Frage, ob hochgradiger Schwachsinn vorhanden sei, läßt sich allgemein nicht beantworten. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes sucht hier den Begriff der Zurechnungsfähigkeit für Zivilrecht und Strafrecht übereinstimmend hinzustellen. Er bezeichnet sie als einen Zweckmäßigkeitsbegriff, insofern sie

Digitized by Google

den Geisteszustand darstelle, der als Vorbedingung gelte, um die Vorteile der Gesellschaft zu genießen, anderseits den Zustand, wo der Einzelne seine Gebundenheit durch die Gesellschaft in Form der Strafe anerkennen müsse. Die Frage, ob jemand die Folgen seiner Handlungen überlegen könne, entscheide, ob er als blödsinnig zu entmündigen sei, sie sei aber auch für die Feststellung der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit entscheidend. Denn wer die Folgen seiner Handlungen nicht überlegen könne, dem fehle auch die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht, das Vorhandensein dieses Unterscheidungsvermögens sei aber ganz allgemein Voraussetzung der Schuld. Diese Ausführung bezweckt offenbar, die Grenze zwischen hohem und niederm Schwachsinn festzustellen, und wenn der Verfasser am Schlusse des Aufsatzes zu dem Ergebnis gelangt, daß Schwachsinn hohen Grades stets anzunehmen sei, wenn die Entmündigung wegen Blödsinns erfolgen könne, so ist in seinem Sinne hinzuzufügen, daß andernfalls diese Annahme ausgeschlossen sei.

Die Ausführungen des Verfassers sind nicht ohne Bedenken. Die Entmündigung und die Bevormundung erfolgen aus Rücksicht für die Person und das Vermögen des Einzelnen, die Bestrafung aus Rücksicht für den Einzelnen und die Gesellschaft. Beide Interessen decken sich nicht notwendig. Es ist denkbar, daß jemand zur Wahrung seiner Person entmündigt und bevormundet werden muß, daß aber in strafrechtlicher Beziehung bei ihm die freie Willensbestimmung durch den Schwachsinn nicht ausgeschlossen ist, und umgekehrt.

Wie weit übrigens die zivilrechtlichen und die strafrechtlichen Interessen aus einander gehen, dürfte ein Blick auf den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs zeigen. Dieser bezeichnet nur solche Personen als geisteskrank, die des Vernunftgebrauchs beraubt sind, erklärt sie für die Dauer dieses Zustandes und ihrer Entmündigung für geschäftsunfähig, ordnet für Entmündigte eine Vormundschaft an und läßt für solche, deren Entmündigung beantragt ist, eine vorläufige Vormundschaft zu. Bloßer Schwachsinn bleibt unberücksichtigt. Wer des Vernunftgebrauchs nicht beraubt, aber durch seinen geistigen Zustand ganz oder teilweise gehindert ist, seine Vermögensangelegenheiten zu besorgen, ist unbeschränkt geschäftsfähig; er kann einen Pfleger erhalten, soll aber, wenn eine Verständigung mit ihm möglich ist, in die Anordnung der Pflegschaft einwilligen und bleibt ungeachtet der Einleitung einer solchen unbeschränkt geschäftsfähig.

Gleichwohl mag es gegebnen Falls zweckmäßig sein, daß der Sachverständige, der sich über die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit gutachtlich zu äußern hat, zur eignen Kontrole prüft, ob eine Entmündigung des Schwachsinnigen wegen Blödsinns erfolgen könne, und umgekehrt, wenn er sich über die Entmündigung zu äußern hat, ob eine strafrechtliche Verurteilung möglich sei. Nur ist, da die zivilrechtliche Entscheidung für den Strafrichter ohne

Digitized by Google

Bedeutung ist, und umgekehrt, auf einer etwa schon erfolgten zivilrechtlichen oder strafrechtlichen Entscheidung allein nicht zu fußen.

Man wird deshalb den Satz 2 dahin aufstellen können:

Der Sachverständige hat hochgradigen Schwachsinn in der Regel dann anzunehmen, wenn er die Entmündigung wegen Blödsinns für möglich erachtet; andernfalls kann in der Regel nur mindergradiger Schwachsinn angenommen werden.

Die landrechtliche Begriffsbestimmung: „Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt," dürfte dabei nur mit Vorsicht anzuwenden sein. Denn „die Fähigkeit, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, besitzt auch der geistig gesunde Mensch nur in einem gewissen Grade, und zweifellos geisteskranken ist sie anderseits nicht völlig abzusprechen."

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß moralischer Schwachsinn als solcher niemals die Strafausschließung begründen kann. Man versteht unter moralischem Schwachsinn einen geistigen Zustand, bei dem die logischen Prozesse ungestört vor sich gehen, die Besonnenheit erhalten ist, Wahnideen und Sinnestäuschungen ganz fehlen, der Mensch aber statt sittlich-rechtlicher Motive nur Begriffe der Nützlichkeit und Schädlichkeit verwertet, das Strafgesetz nur als eine Art polizeilicher Vorschriften beurteilt, und bei diesem sittlichen und geistigen Mangel mehr oder weniger widerstandslos seinen selbstsüchtigen Antrieben preisgegeben ist. Die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht fußen auf dem Mangel der Widerstandskraft, sie sagen, daß der Betreffende an der That ebenso unschuldig sei, wie bei angebornem Schwachsinn. Dieser Grund ist aber nicht stichhaltig und trifft bezüglich eines jeden Verbrechers, namentlich des gewohnheitsmäßigen schlimmen Verbrechers zu. Die Gewohnheitsverbrecher stammen meist aus dem Proletariat, haben von frühester Jugend an in Verbrecherkreisen gelebt; wie soll sich da der Sinn für das Sittliche und die Widerstandskraft gegen das Unsittliche entwickeln? Bei dem Schwachsinn im engern Wortsinne ist der widerrechtliche Wille, gegen den sich die Strafe richtet, ausgeschlossen oder so bedeutend vermindert, daß die Willensfreiheit ausgeschlossen ist, bei dem moralischen Schwachsinn ist sowohl der widerrechtliche Wille, wie die Willensfreiheit vorhanden. Wenn z. B. eine Person, um der Bestrafung ihrer Naschhaftigkeit zu entgehen, ihren Mitwisser ermordet, so mag eine solche That unbegreiflich erscheinen, es mag auch zugegeben werden, daß die Person aller sittlichen Begriffe ermangelt und als moralisch schwachsinnig erachtet werden muß. Aber wenn keine Thatsachen vorliegen, die auf eine krankhafte Störung der geistigen Thätigkeit, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wird, hinweisen, so muß die Bestrafung des moralisch Schwachsinnigen ebenso wie die des Gewohnheitsverbrechers im Interesse der Gesellschaft unbedingt erfolgen, die Ursachen des widerrechtlichen Willens können, gleichviel ob verschuldet oder

Digitized by Google

nicht verſchuldet, nicht in Betracht kommen. Man vergleiche damit die Anſicht des Verfaſſers des erwähnten Aufſatzes, daß die Zurechnungsfähigkeit ein Zweckmäßigkeitsbegriff ſei, indem ſie den Geiſteszuſtand bezeichne, der als Vorbedingung gelte, um die Vorteile der Geſellſchaft zu genießen, anderſeits den Zuſtand, wo der Einzelne ſeine Gebundenheit durch die Geſellſchaft in Form der Strafe anerkennen müſſe.

Für die Gegenwart erſcheint übrigens die Frage, ob der moraliſche Schwachſinn als Strafausſchließungsgrund gelte, durch die Rechtſprechung des Reichsgerichts in verneinendem Sinne erledigt. Auch für eine künftige Geſetzgebung wird ſie verneinend zu entſcheiden ſein, man müßte ſich denn entſchließen, moraliſch ſchwachſinnige und Gewohnheitsverbrecher in Erziehungs- oder Sicherungsanſtalten unterzubringen.

Chriſtian Günther in Leipzig

Von Reinhard Kade

Im Auguſt 1717 kam der ſchleſiſche Dichter Chriſtian Günther in dem Alter von zweiundzwanzig Jahren aus Wittenberg nach Leipzig. Als Student der Medizin hatte er in Wittenberg nur wenig geleiſtet, auch ſein Dichterruhm leuchtete bisher nur ſchwach, er gründete ſich nur auf fabrikmäßige Gelegenheitsarbeit. Da lockten ihn freundſchaftliche Beziehungen und der Ruf der Leipziger Univerſität, er betrat das „angenehme Pleißathen," und nun beginnt, wie mit einem Schlage ein Umſchwung in ſeiner geiſtigen Entwicklung. Wie ein dunkler Traum liegen die wüſten Erinnerungen des Wittenberger Aufenthaltes hinter ihm, neues Hoffen, neues Wollen erfüllt ihn, über Erwarten ſchnell erſtehen dem jugendſchönen, geiſtvollen Manne gute Verbindungen, ihn ſelbſt umgiebt bald ein Kreis anregender Freunde, die in Leipzig die alte Schulzeit aus Schweidnitz erneuern.

Im Vordergrunde ſeiner Leipziger Gönner und Freunde ſteht Burkard Menke, der teilnehmende Förderer aller wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen, der Dichter und Gelehrte und Vorſteher der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, der, wie Thomaſius, darnach ſtrebte, die herrſchende lateiniſche Sprache durch die Mutterſprache zu verdrängen. Günther war durch einen ſeiner ſchleſiſchen Freunde, der eine Tochter Menkes zur Braut hatte,

Digitized by Google

in Menkes Hause eingeführt worden. Näher führte sie beide das gemeinschaftliche Wohlgefallen an der Dichtkunst zusammen. Denn auch Menke machte unter dem Namen Philander von der Linde satirische Gedichte. Sie verrieten zwar wenig poetische Kraft, und Günthers Urteil läßt sich durch Nebenrücksichten beeinflussen, wenn er von Menkes Liedern sagt:

Gerat' ich in das Buch beschreibner Scherzgedichte,
So sagt Demokritus den Cato vom Gesichte.

Aber was oft mehr als die eigne Begabung hilft, ist die anregende Art und das Verständnis. Menke fühlte warm, erkannte offenbar in Günther den hochbegabten Dichter und suchte auf seinen verwirrten Lebensweg ordnend einzuwirken. Er führte ihn deshalb der vergessenen Medizin wieder zu, er veranlaßte ihn noch 1718 ein längeres Gedicht auf den weltbewegenden Passarowitzer Frieden (1718) zu schreiben, in der Hoffnung, dadurch die Augen des Dresdener Hofes auf den jungen Dichter zu lenken. Günther strengte die ganze Vollkraft seines urwüchsigen Talentes an. Wie prachtvoll anschaulich ist z. B. folgende Strophe, wie unnachahmlich giebt sie die Kriegslage und die Stimmung der Zeit wieder:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle;
Hans ißt und schneidet doppelt vor
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
„Da, spricht er, Schwäger, seht nur her,
Als wenn nun dies die Donau wär"
(Hier macht er einen Strich von Biere)
„Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer, als man meint.
Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre."

Leider hatte diese bedeutendste Leistung Günthers aus seiner Leipziger Zeit nicht die gewünschte Wirkung. Das Gedicht wurde über einer elenden Lobhudelei eines gewissen Valentin Pietsch vergessen, und nur das frei urteilende Deutschland erkannte den Wert, indem es eine Geldsammlung zu Gunsten des unbemittelten Dichters veranstaltete. Auch der Gedanke Menkes, Günthern als Hofpoeten an den kurfürstlichen Hof zu bringen, mußte bei dessen hitzigem Wesen, das zu allem eher als zu einer Zeremonienmeisterstelle paßte, fehlschlagen. Aber erkannt hat Günther in allem, was Menke that, den guten Willen dieses trefflichen Mannes, von dem er gelegentlich sagt, „er habe mehr an ihm gethan, als er kann, wie weit er denke, seinem Lob erwidern kann."

Und wie gefiel dem Jüngling erst Leipzig selber, das er oft als „Philuris"*) feiert, „wo Kunst und Linden blühn Und Witz und Höfflichkeit die Länder an sich ziehn!" „Leipzig mustert Ansehn, Wort, Verstand und auch Geberden,

*) *Φιλύρα* = Linde.

Digitized by Google

Läßt Glieder und Gestalt zugleich gelehrter werden." Athen könne man wohl für Leipzigs Tochter halten. Vor allem aber weilt er gern unter den Linden des Rosenthals:

In unserm Rosenthal ist hinter Weg und Wald
Ein angenehmer Hayn, der Nymphen Aufenthalt,
Den Still' und Einsamkeit zur Poesie bequemen
Und Ufer, Wies' und Teich recht in die Mitten nehmen.

Dort, „wo Pleiß' und Elster rauscht," will er „den seufzenden Gebüschen des dunkeln Rosenthals manch nasses Ach vermischen." Wenn er die Gesellschaft scheute, so wählte er das Rosenthal zum Arzte seiner Qual und zum Vertrauten seiner Liebe. Als dann auch schwere Stunden in Leipzig für ihn kamen, als der Vater ihm dauernd wegen seiner dichterischen Bestrebungen zürnte, da erfüllte er auch wohl mit Verzweiflungsangst „das Gebüsch der schönen Philyris, die dennoch seiner Not fast Mutterhände bot und, wenn es nah und fern auf seine Scheitel krachte, Empfindung, Furcht und Last ein gut Teil leichter machte." Es waren aber auch für Günther inhaltsschwere, bewegte Tage an der „grundgelehrten Pleiße"; da zog man nach „Golitz" oder „nach Stettritz auf das Land" und schrieb dann aus der Schenke an den vielbesorgten Vater: „Ich mache mir die Welt bekannt." Denn gezecht und Virginia-Knaster geraucht wurde weidlich in dem lustigen Leipziger Kreise:

Vom Morgen in die Nacht und durch die Nacht bis früh
Steht Kann' und Lampe voll, das grundgelehrte Vieh
Sitzt unter Rauch und Dampf, wie Engel in der Hölle,
Der flucht die Stuben schwarz, der parfümirt die Zelle.

Da wurde denn auch wohl das neuentstandene Studentenlied Günthers zum erstenmale angestimmt:

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.

Oder es hieß in kräftigerer Tonart:

Kostet auch den Wurzner Saft,
Gerstenblut macht Brüderschaft,
Fort, ihr Brüder, trinkt und schreit,
Weil ihr noch in Leipzig seid,
Und man in der schönen Stadt
Doch kein ewig Leben hat.

Versäumte auch Günther darüber ein Jahr lang, sich immatrikuliren zu lassen — er that es erst 1718 —, so waren es ihm doch „güldene Zeiten", und er gesteht selbst, daß in Leipzig „sein Geist gewachsen und sie trotz aller Unglücksposssen nach Menkes kluger Hand nichts freudigeres genossen, als wenn er früh und spät, nachdem es etwa kam, die deutsche Laute zur Hand nahm."

Digitized by Google

Aber die beiden Leipziger Jahre sind auch mit reger dichterischer Thätigkeit gefüllt, obwohl Günthers Vater diese brotlose Kunst nie anerkennen wollte. Mit wunderbar leichter Schaffenskraft, die oft an einem Tag und in einer Nacht mehr als zweitausend Verse vollendete, dichtete Günther in Leipzig außer den Ergüssen seines eignen Seelenlebens gegen dreißig größere Gelegenheits-oden, die nebst dem Passarowitzer Friedenslied einen stattlichen Band füllen würden. Daneben vergaß man die Klassiker nicht; Daniel Wilhelm Triller*) giebt in seiner poetischen Verherrlichung Günthers Zeugnis davon:

Ich gedenk' noch oft und viel
An die angenehmen Stunden,
Die bei Phöbus Saitenspiel
Uns im Pleißathen verschwunden.

Damals mußt' Anakreon
Deutsch von dir verstehen lernen,
Und du sangst vom Lauf der Sternen
Einen geisterfüllten Ton.

Spielt Triller in den ersten Versen der zweiten Strophe unzweideutig auf Günthers Übersetzung des Anakreon an, so weisen die letzten Zeilen wahrscheinlich auf eine Nachahmung der Ovidischen Fasti hin, die schon ziemlich angewachsen und in ein dickes Buch in Quart geschrieben war. Daß Günther auch eine deutsche Ars amandi zu dichten schon in Leipzig beabsichtigte, erwähnt er selbst in einem Gedicht, in den „Letzten Gedanken"; das Thema paßte auch vortrefflich für ihn, dem „Leben Liebe" galt.

Denn auch hier fehlte es dem Dichter nirgends an Liebe, wobei ihm der Wechsel die Sinne vergnügte. „Klug, thöricht, frei, furchtsam, stark, lang oder klein, Sie sein, wie sie wollen, ich finde mich drein." Kaum hat er die Schweidnitzer Leonore (Magdalis, Lenchen, Eleonore), seine wärmste Neigung, zu vergessen gesucht, als ihn im Herbst 1718 nach der Genesung aus einer schweren Krankheit schon wieder ein Mädchen zu leidenschaftlichster Liebe entflammt. Nun bleibt es ja seltsam und für alle Forscher ein schweres Kreuz, daß er die Leipziger Geliebte auch unter dem Namen Leonore verherrlicht hat. Daran zu zweifeln ist aber nicht möglich. Günther richtete mit Absicht eine künstliche Verwirrung in seinen Liebesverhältnissen an, um vorwitzige Spürnasen irre zu führen. Der Ton freilich dieser Leipziger Leonorenlieder unterscheidet sich wesentlich von dem der Liebesgesänge an die Schweidnitzer Geliebte. Hier ein derb sinnlicher Zug, dort zarte Innigkeit. Offenbar war die Leonore Leipzigs eine berechnende Kokette, „eine falsche Sirene," die sich zwar den Huldigungen des begabten Dichters willig hingab, aber ihm kein tieferes Gefühl entgegenbrachte. Wir wissen von ihr nur, daß sie eine Waise und vielleicht

*) Poetische Betrachtungen III, 101.

Digitized by Google

aus Schlesien war, und daß die Liebeszusammenkünfte auf — dem Johannis-kirchhof stattfanden: „Sie führte mich an den schon oft besuchten Ort, wo nichts als Graus und Nacht regieret und Tod und Stille triumphiret.“ Später gedenkt er ihrer nur noch ein paarmal, er giebt aus Dresden dem Winde viel tausend heiße Küsse an sie mit und bittet an andrer Stelle das edle Sachsen, dem „kleinen Lorchen“ nach dem Trennungsschmerz Ruhe zu verleihen. Aber zwischen der ersten Leonore in Schweidnitz, die ihn sein ganzes Leben hindurch gefesselt hat, und der Leipziger Namensschwester, die ihn mehr in plötzliche Glut versetzte, drängt sich gleich zu Anfang der Leipziger Studentenzeit eine dritte Geliebte in sein leicht entzündbares Herz, die man bisher nicht gewürdigt hat. Es sind ihr auch nur vier Lieder gewidmet: „An Rosette.“ Nur versuchsweise hat man die vier Gedichte in die Leipziger Zeit gesetzt, aber viel hat man damit nicht anzufangen gewußt. Der neueste Herausgeber Günthers, Ludwig Fulda, meint in einer Anmerkung, die Datirung sei nicht sicher, doch sei es das wahrscheinlichste, diese Lieder auf eine vorübergehende Neigung in Leipzig etwa im Sommer 1718 zu beziehen. Diese Vermutung läßt sich zur Gewißheit erheben.

Sehen wir uns die Lieder etwas näher an. Das erste Gedicht giebt freilich nichts als einen Vornamen des Mädchens: Rosette. Sie haben zusammen ein Pfänderspiel veranstaltet, dabei sich die Hände gedrückt, und dieser Druck, unschuldig in seiner Natürlichkeit, veranlaßt den Dichter zu folgendem Wunschgedicht:

Ihr drückt mich zwar, ihr schwanenweiche Hände,
Ihr drückt mich zwar, doch leider nur aus Scherz.
Ihr fühlt den Puls, ihr weckt die schnellen Brände,
Ach, führt sie doch Rosetten in das Herz!
Meldet ihr dabei
Den Ursprung solcher Qual,
Und sagt, es sei
Nichts andres als ein Strahl.

Ein holder Strahl der feuerreichen Blicke
Steckt unverhofft den Sitz der Freiheit an;
Da diese flieht, so bleibt kein Trost zurücke,
Als den mir noch die Liebe geben kann;
Aber ach, auch die
Giebt Finsternis auf Licht
Und zeigt zu früh,
Wie leicht die Hoffnung bricht.

Die Hoffnung bricht; ach Kind, du könntest retten,
Du siehst und hörst viel Sehnsuchtszeichen gehn;
Ich wünsche mir das Glücke deiner Ketten,
Es giebt es selbst mein Finger zu verstehn.

Digitized by Google

Ach, erbarm dich noch:
Und folgt auch kein Gehör,
Vergeß ich doch
Dein Wesen nimmermehr.

Der sanfte Händedruck begeistert ihn dann zu einem zweiten Gedicht auf sie mit ähnlichem Inhalt:

Versteht ihr auch, ihr sanften Hände,
Warum euch mein Verlangen drückt?
Die Freiheit, merk' ich, geht zum Ende
Und wird mir mit Gewalt entrückt.

Aber er weiß ihr nicht zu nahen. Ein flüchtiges Begegnen am Abend ist alles:

Und hätt' ich auch noch sonst zu hoffen,
So wehrt es mir die kurze Zeit,
Es steht kein Weg zum Umgang offen;
Komm, selige Gelegenheit,
Und schaffe, daß ich zeigen könne,
Wie zart und rein mein Herze brenne.

Ich weiß, die artige Rosette
Erklärte sich vor meine Treu,
Wofern sie erst geprüfet hätte,
Wie gleich ihr mein Gemüte sei,
Und wenn sie aus Erfahrung wüßte,
Was manch Verliebter dulden müßte!

Ich bin mit mancher umgegangen,
Die noch wohl liebenswürdig wär;
Bis jetzo blieb ich ungefangen;
Du, schönes Kind, kömmst ungefähr
Und rührst mich gleich zum erstenmale
Auch nur mit einem holden Strahle.

Selbst der Traum zaubert ihm ihr Bild vor, und so hofft er, daß sich verwirklichen werde, was er gesehen hat:

Dies alles ist wohl nicht vergebens,
Der Himmel paart oft wunderlich;
Zum Troste des betrübten Lebens
Begehrt' ich sonst kein Kind als dich;
Die Liebe könnte Mittel zeigen,
Und heute — doch ich muß nur schweigen.

Eine eigentümliche Zurückhaltung klingt aus diesen Worten. Aber der Dichter wird wärmer und geht einen Schritt weiter. Er schreibt ein heißglühendes drittes Gedicht, worin er die Geliebte um einen Kuß bittet:

Ach, was ist das vor ein Leben,
Niemals recht verliebt zu sein!
Nichts kann Trost im Unglück geben,
Als ein Kuß voll süßer Pein.

Digitized by Google

Reizt mich nicht an, große Titel,
Oder rühmt mir etwan Geld;
Schöne Redlichkeit im Kittel
Ist mein höchstes Gut der Welt.

Neider fluchen, Spötter kränken,
Alles hoff' ich auszustehn,
Laß mir nur dein Angedenken
Auf den Hoffnungsrosen gehn.

Nach dem Hauche deiner Lippen
Geht der Sehnsucht schneller Kahn:
Ist die Lieb' ein Meer von Klippen,
Nimm nur mich zum Anker an!

Aber das gute Kind hat die geheime Sprache nicht verstanden. So muß er ihr es denn noch ein wenig deutlicher sagen, und das thut er in dem vierten und letzten Gedicht:

Ich unterstehe mich dir, galant- und treues Kind,
Ein schlecht gesetztes Lied verwegen darzureichen.
Doch weil dein Schluß und Wort sein schönster Inhalt sind,
So wird ein holder Blick auf dessen Zeilen streichen.

Den Sinn dieser Worte hat kein Erklärer Günthers bis jetzt durchschaut. „Ihr Wort" soll der schönste Inhalt desjenigen Gedichtes sein, das er vorher als drittes an sie geschickt hat. Die Herausgeber haben nicht bemerkt, daß jenes dritte Liebeslied eines der akrostichischen Gedichte bei Günther ist, deren er eine ganze Anzahl geschrieben hat. Es konnte ihnen leicht entgehen, weil die ältern Ausgaben es ohne jede Markirung gedruckt, es also offenbar auch nicht bemerkt haben. Und was ergiebt der Anfangsreim? Den Namen: Anna Rosina Langin. Die Rosette der Dichtung tritt also in das Gebiet der greifbaren Wirklichkeit.

Wer war diese Anna Rosina Lange? Der Name Lange begegnet so häufig, daß eine Enthüllung fast undenkbar erschien. Zum Glück bot sich ein andres längeres Gelegenheitsgedicht Günthers dar, das uns den erwünschten Aufschluß gewährt, da es uns ihren Vater vorführt. Dieses Gedicht entstand: „Bei Herrn D. Gottfried Langens Erwehlung zum Bürgermeister in Leipzig." Lange wurde am 16. März 1719 zum Bürgermeister gewählt; Günther bezieht sich auf den Monat, wenn er sagt:

Und da sonst Näß und Wind den Mertz verdrießlich machen,
So läßt ihr warmer Schein Luft, Feld und Vögel lachen.

Lange folgte dem Bürgermeister Schacher im Amte, einem tüchtigen Manne, auf den Günther ebenfalls drei längere Gedichte geschrieben hat; es entsprach der Wahrheit, wenn Günther in dem Gedicht auf Lange sagte:

Jetzt hat ihm Wahl und Rang die Stelle zugedacht,
Die Schachers frühe Flucht mit Ehren leer gemacht,
Und also wird sein Bild auf Leipzigs Hoheits-Bühnen
In jener langen Reih berühmter Väter grünen.

Digitized by Google

Auch die Fäden, die den jungen Dichter an den Bürgermeister Lange knüpfen, lassen sich aufdecken, sie weisen nach Schlesien, beider Männer gemeinsamer Heimat. Günther selber sagt:

Wird Greiffenberg was stolz und wächst sein Mut zu sehr,
So sei es ihm verziehn, denn jetzo heißts nicht mehr:
Die kleinst' und niedrigste der Städt im Vaterlande,
Aus ihr kommt jetzt ein Haupt, das an dem Pleißenstrande
Die Gegend der Geburt mit sich zugleich erhöht,
Solang' ein Zug von ihm in Tagebüchern steht.

Ganz genau so verhielt es sich zwar nicht, aber viel fehlt daran nicht. Riemer in seinen Leipziger Annalen, die sich handschriftlich im Leipziger Ratsarchiv befinden, berichtet (Bd. II, S. 706): „Den 8. Nov. 1748 starb abends um 8 Uhr der geheimbde Kriegsrath und Bürgemeister Hr. Joh. Gottfried Lange, gewesener Vorsteher der Kirche zu St. Thomae, nachdem er sein Leben gebracht auf 76 Jahr 9 Monat. Dieser hochverdiente Mann ist den 7. April 1672 zu Schwerta, nicht weit von Marcklissa in der Oberlausitz geboren worden, allwo sein Vater M. Caspar Lange Prediger gewesen." Schwerta liegt nun höchstens eine Stunde von Greiffenberg entfernt.

Dazu kam ein zweiter Berührungspunkt. Lange, wie Menke, liebte die schönen Künste, vorzüglich die Dichtkunst. Er hatte in seiner Jugendzeit sich selbst in Übersetzungen versucht, als er in Begleitung des Grafen von Wied auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel weilte. (Vgl. Jöchers Gelehrtenlexikon.) Damals hatte er den Cid des Corneille so musterhaft ins Deutsche übertragen, daß Gottsched davon entzückt war und ihn 1742 in den ersten Band seiner deutschen Schaubühne aufnahm, allerdings ohne Langes Namen zu nennen. Die erklärenden Worte Gottscheds in der Vorrede (Seite 16) werfen ein so schönes Licht auf Langes Tüchtigkeit, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier zum Vorteil des Gesamtbildes herzusetzen. „Was die deutsche Übersetzung des Cid anlangt, so haben wir dieselbe einem vornehmen Manne zu danken, der sich durch viel wichtigere Verdienste, als die Poesie geben kann, zu den ansehnlichsten Ämtern emporgeschwungen hat. Er hat dieselbe bereits vor 42 Jahren*) und also in seiner Jugend verfertiget, als er mit einem jungen Grafen, den er als Hofmeister geführet, am Braunschweigischen Hofe gelebet: welchen damals der durchlauchtigste Herzog Anton Ulrich zu einer Residenz der deutschen Musen gemacht. Eben dieses durchlauchtigsten Herzogs Verlangen und Befehl munterte diesen geschickten Dichter auf, sich an die Übersetzung dieses Trauerspiels zu machen; und der Beyfall eines so erleuchteten Hofes, hat ihm die darauf gewandte Mühe reichlich vergolten. Ich habe mirs also für eine Pflicht geschätzet, diese wohlgeratene Übersetzung, die gleich da-

*) Die erste Auflage erschien 1699.

Digitized by Google

mals im Drucke erschienen, der Welt nochmals vor Augen zu legen; zumal ich nicht nur die Erlaubnis dazu von dem Herrn Verfasser, sondern auch eine von desselben eigner Feder verbesserte Abschrift davon zu erhalten das Glück gehabt."

Günther verkehrte also unzweifelhaft in Langes Haus, das sich aufstrebenden jungen Geistern gewiß gern aufthat. Ein Sohn, später auch Mitglied des Rates, zu Günthers Zeit noch ein Knabe, genoß hauptsächlich als Nesthäkchen die Liebe seiner Eltern, doch auch das Wohlwollen der Freunde:

> Der klein- und muntre Sohn, das hoffnungsvolle Kind,
> An dem des Vaters Geist und Mienen kenntlich sind,
> Kriegt, wie Papyrius, das Alter vor den Jahren.

Die beliebten Pfänder- und Schäferspiele wurden ins Werk gesetzt, vielleicht sogar von der Mutter Johanna Rahel, einer gebornen Feller, gern gesehen. Denn Bürgermeister Lange hatte drei Töchter, über die uns Riemer freilich nur wenig berichtet: „Von den drei Töchtern ward die älteste mit Herrn Hofrat Dr. Benedictus Oertel verheiratet, welcher aber kurz vor seinem Herrn Schwiegervater die Zeitlichkeit verlassen." Welche von diesen drei Mädchen Günthern nun so ausnehmend gefiel, ob es diese später vermählte gewesen ist oder eine der andern, bin ich nicht imstande zu sagen.*) Aber bewahrt hat er das Andenken an diese eine von ihnen noch lange, und als er von schwerer Krankheit ergriffen war, empfindet er noch „das zärtliche Gefühl und die treue Redlichkeit," die er einst Leonilden**) — so nennt er sie da — geweiht hat. Es war ein unglückseliges Geschick, daß sich auch diese Neigung zu einem Mädchen aus vornehmen Kreisen zu keinem dauernden Bunde gestaltete.

Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß auch der junge Goethe, mit dem Günther oft verglichen worden ist, sechzig Jahre später als Leipziger Student in dem Hause eines Leipziger Ratsherrn, namens Lange, des kurfürstlich sächsischen Hofrats Dr. Johann Gottfried Lange, aus und ein ging. (Vgl. darüber die zuerst im 7. Bande des Goethejahrbuches veröffentlichten Briefe Goethes an seine Schwester Cornelia). Dieser Lange war der Sohn von dem, in dessen Hause Günther verkehrt hatte.

*) Leider ist in den Taufbüchern der Leipziger Kirchen Anna Rosina Lange nicht aufzufinden. Vielleicht besaß die Familie ein Gut in einem Kirchdorfe in der Nähe Leipzigs, und die Kinder sind dort geboren und getauft worden.

**) Leonore ist an dieser Stelle nicht zu lesen, da er diese erst nach der Krankheit, in der dieses Gedicht geschrieben wurde, kennen lernte. Vgl. L. Fulda, Seite 114.

Digitized by Google

Dramaturgische Vorträge

Im Verlage von C. Konegen in Wien hat kürzlich Freiherr von Berger ein Bändchen Dramaturgische Vorträge veröffentlicht.*) Das Buch hat im eigentlichsten Sinne des Wortes sein Schicksal, seine Geschichte, und sie spiegelt sich auch teilweise in seinem Texte wieder. Entstanden ist es aus Vorlesungen, die Berger letzten Winter (1889/90) als Privatdozent an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität gehalten hat. Aber in der Zwischenzeit hat sich Bergers Stellung in Wien sehr geändert; er ist aus einem wichtigen Amte, wo er der öffentlichen Aufmerksamkeit ausgesetzt war, unter großer Teilnahme der Wiener Gesellschaft geschieden, ohne doch deshalb ganz in das Dunkel des Privatlebens verschwinden zu können. Berger gehört zu den Erscheinungen, die, ohne es zu beabsichtigen, im guten und im bösen Sinne der Leute Mund beschäftigen, die ein Hauch moderner Romantik umgiebt. Nach dem Rücktritt Wilbrandts von der Führung des Burgtheaters wurde er dem zeitweiligen Leiter des Theaters, Sonnenthal, unter dem Titel eines „artistischen Sekretärs" als litterarischer Beirat an die Seite gestellt. Ein Sohn des verstorbenen österreichischen Ministers, hatte er bis dahin in aller Stille philosophischen und dichterischen Arbeiten obgelegen, er war als Privatdozent an der Wiener Universität habilitirt, ohne irgendwie weitere Kreise zu beschäftigen. Durch seine Berufung an das Burgtheater trat er mit einem Schlage ins Licht der Öffentlichkeit, man sah in ihm schon den künftigen Direktor des Burgtheaters, dem wohlwollende Gönner aus den höchsten Kreisen in der Stellung eines dramaturgischen Sekretärs (die seit Schreyvogel nicht mehr besetzt worden war) Gelegenheit geben wollten, sich in die Geschäfte des ebenso berühmten wie von den Wienern eifersüchtig geliebten Hauses einzuarbeiten. In dieser Stellung blieb er längere Zeit, ohne viel von sich reden zu machen. Er strebte auch gar nicht darnach, sondern freute sich, im Stillen lernen und helfen zu können. Als dann Sonnenthals Provisorium durch die Berufung August Försters aus Burgtheater abgelöst wurde, behielt Berger auch an der Seite des neuen Direktors die Stellung eines stillen litterarischen Ratgebers

*) Dramaturgische Vorträge. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Carl Konegen, 1890.

Digitized by Google

bei; er hatte zunächst den Eingang an Theaterstücken zu prüfen und draus zu wählen, was sich etwa als brauchbar ansehen ließ. Ob seine Einwirkung auf die Führung und die Leistungen des Burgtheaters nicht doch etwas größer war, als es schien, wußte das Publikum nicht, obwohl sich die Zeitungen nicht ungern etwas boshaft mit ihm beschäftigten, so oft sich ein Anlaß dazu bot. Beim Abschied vom alten Burgtheater hatte er sich durch einen fein empfundenen Epilog neue Freunde gemacht, und mit einem im „Verein der Litteraturfreunde" gehaltenen Vortrag über den Hamletcharakter bei Shakespeare und Turgenjew hatte er großen Beifall gefunden.

Bei Beginn des letzten Wintersemesters war er nun den akademischen Gesetzen gemäß genötigt, wieder einmal ein Kolleg zu halten; denn der Privatdozent verliert seine venia legendi, wenn er länger als zwei Jahre seine Vorlesungen unterbricht. Mit dieser Wiedereröffnung seiner Vorlesungen war Berger plötzlich der Mann des Tages geworden. Daß er schön spricht und geistvoll denkt, wußte man schon; daß aber einer der Führer des Burgtheaters seine dramaturgischen Erfahrungen von dem Katheder herab mitteilen wollte, war noch nicht vorgekommen. Man muß wissen, wie sehr die Wiener, namentlich die edlere Jugend Wiens, am Burgtheater hängt, um den Andrang von Männern und Frauen zu Bergers Vorlesungen zu begreifen. Es war, als ob der Genius des Burgtheaters in einem andern, nicht minder geweihten Raume seine Stätte aufgeschlagen hätte: so stark war der Zudrang. Die Zeitungen brachten von jeder Vorlesung Auszüge, sogar Polemiken dagegen druckten sie. Von allen Seiten wurde er mit Einladungen, anderwärts Vorträge zu halten, bestürmt, er folgte auch ein- oder das andremal diesen Rufen, und es sind nicht die am wenigsten gelungnen Vorträge seines Buches, die er außerhalb der Hochschule gehalten hat. Doppelt interessant war er den Wienern dadurch geworden, daß er plötzlich als der Gatte einer der genialsten Schauspielerinnen des Burgtheaters, des Fräulein Hohenfels, erschien, die ihm ihre große Beliebtheit als Hochzeitsgeschenk mitgebracht hatte. Da trat auf der Höhe seines Erfolges ein Ereignis ein, das das Schicksal des Philosophen und Dichters entschied. Zu Weihnachten starb August Förster plötzlich an einem Schlagfluß. Man war kaum der endlich im Burgtheater hergestellten Ordnung froh geworden, man hatte sich gefreut, daß es unter der sachkundigen Leitung Försters wieder seinen alten Glanz und seine Größe wiedergewinnen würde; nun war alle diese Hoffnung mit einem Schlage erschüttert. Natürlich wandten sich nun aller Augen wieder auf Berger, der ja seine Fähigkeit zur Leitung des Burgtheaters genügend erprobt hatte, und nun begann ein gewaltiges Reden für und gegen ihn in allen Blättern. Durch seine Heirat mit der Hohenfels hatte sich die Sachlage sehr verwickelt. Der zukünftige Direktor des Burgtheaters sollte nicht eine der wichtigsten Schauspielerinnen desselben Theaters zur Gattin haben, sonst war eine unparteiische Regierung nicht wahr-

Digitized by Google

scheinlich; die Schauspielerin durfte nicht Direktorin sein. Aber die noch junge Schauspielerin in den Ruhestand versetzen, das ging doch auch nicht an, das hätte dem Theater eine seiner bedeutendsten Kräfte geraubt. Also durfte Berger nicht Direktor werden? Aber es war ja weit und breit kein Mann zu finden, der mehr dazu berufen gewesen wäre als er! Dieses Dilemma wurde in endloser Weise hin und her erwogen. Berger konnte bei dieser Gelegenheit erfahren, daß man auch bei dem reinsten Streben, bei dem edelsten Eifer, bei der echtesten Bescheidenheit nicht davor bewahrt bleibt, Feinde zu haben; denn was für Niederträchtigkeiten bei dieser Gelegenheit gegen ihn geschrieben worden sind, der doch nichts weiter gethan hatte, als sein berechtigtes Selbstbewußtsein in kritischer Zeit hervorzukehren, ist gar nicht zu sagen. Ganze Misthaufen wurden von ebenso urteilslosen wie großmäuligen Journalisten auf ihn geworfen, auf denselben Mann, der bis dahin nichts als Gutes geleistet und erstrebt hatte. Schließlich wurde er trotz des Eintretens des einflußreichsten und einsichtigsten Wiener Kritikers, Ludwig Speidels, doch nicht zum Direktor des Burgtheaters ernannt; viele sagen: gerade deswegen nicht, weil sich die obersten Behörden des Hoftheaters nicht von Speidel die Wahl des Direktors vorschreiben lassen wollten; doch ist das unverbürgtes Gerede. Ein der Kunst und Litteratur bis dahin ganz fernstehender Jurist wurde an die Spitze des Theaters gestellt, und Berger blieb, was er bis dahin gewesen war — Privatdozent an der Wiener Universität, und führte sein Kolleg: „Beiträge zur Theorie und Technik des Dramas“ in größerer Stille, als er es begonnen hatte, aber mit nicht geringerm Geist zu Ende.

Unter diesen aufregenden Erlebnissen also ist sein Buch zustande gekommen. Als Berger seine ersten Vorträge hielt, stand er mit einem Fuß in der Universität, mit dem andern im praktischen Theatergetriebe, und diese gerade für den Ästhetiker, den „praktischen Philosophen“ sehr vorteilhafte Doppelstellung merkt man auch den ersten Vorträgen an, denn Berger hat mit wirksamer Absicht seinem Buche die ursprüngliche Form der Rede gelassen. Als er seine Vorträge schloß, war er nichts mehr als ein wie jeder andre das Theater von außen beobachtender Kritiker. Aber wenn er auch nicht Direktor des Burgtheaters geworden ist, so hat das doch seinem Buche nichts geschadet; weil er aber lange Jahre Mitarbeiter an einem den höchsten dramatischen Zielen gewidmeten Theater war, hat er ein so gutes Buch machen können. Es ist vielleicht das erstemal, daß ein philosophischer Kopf von der Tiefe und der kritischen Schärfe Bergers das Theater aus nächster Nähe studiren und seine Urteile fortwährend an dem Boden der Erfahrung nähren und läutern konnte. Daher kommt es, daß sein Buch auf jeder Seite interessant ist, insofern es einerseits alle die Fragen besonders hervorhebt und durchspricht, die gerade jetzt im praktischen Bühnenleben die Geister am meisten beschäftigen, andrerseits viele Beobachtungen mitteilt, die dem auf seine Bücher und Grübeleien allein

Digitized by Google

angewiesenen Denker leicht entgehen. Freilich kommt noch seine Kunst in der Deutung, Erklärung und Zergliederung ästhetischer Gefühle hinzu, seine Fähigkeit, den Dichtern nachzuempfinden, mitzudichten, ferner seine Gabe, so zarte Dinge, wie es die dichterische Schöpfung und der ästhetische Genuß sind, in drastischer Klarheit darzustellen, um sein Buch zu dem lebensvollen Werke zu machen, das es geworden ist. Denn, die Wahrheit zu sagen: wir zählen es zu den schönsten, gedankenreichsten und anregendsten Schriften, die seit langer Zeit auf dem Gebiete der Ästhetik erschienen sind. Es bietet eine Fülle von tiefen Bemerkungen über die Kunst im allgemeinen und über bestimmte Dichter im einzelnen.

Alfred v. Berger gehört zu den Denkern, die auch im wissenschaftlichen Leben den Wert des Gefühls über den der Reflexion stellen. Man hat, sagt er, die Wahrheit aller Dinge bezweifelt, die wir wahrnehmen, der Phänomenalismus ist die herrschende Philosophie; allein so weit auch die Zweifelsucht ging, so hat sie doch beim Gefühl von den Dingen Halt machen müssen: das Gefühl ist uns der letzte und allersicherste Beweis für die Existenz der Dinge. Die wichtigste Rolle aber spielt das Fühlen in der Kunst. Was man nicht fühlt, das besteht auch dichterisch nicht für uns. Aus dem Gefühl und nicht aus dem Verstande muß der Dramatiker schaffen. Das macht den Unterschied z. B. zwischen Hebbel und Shakespeare. Hebbel besaß von jeder seiner Gestalten ein staunenswertes psychologisches Wissen; er hatte aber nicht jenes fühlende Gesicht, jenes intuitive Gefühl für sie, das Shakespeare eigen war, der gewiß nicht so tiefsinnig wie Hebbel seine eignen Geschöpfe hätte zergliedern können. In der dramatischen Kunst ist aber dieses intuitive Gefühl einzig maßgebend. Der Dichter bedarf seiner, um seine Handlung wahrhaft bühnenfähig zu gestalten, der Schauspieler bedarf seiner, um die Charaktere des Dichters darstellen zu können, und nur das naive Publikum, das die Vorgänge auf der Bühne nicht blasirt zergliedert, sondern mit unmittelbarer Teilnahme verfolgen kann, ist das richtige; zum Schaden der Kunst ist es leider jetzt selten geworden. Mit einem einfachen Gleichnis erklärt Berger diesen Begriff. „Ich erinnere Sie, um Ihnen ganz klar zu machen, was ich meine, an das Verhältnis, in dem Sie zu den Charakteren Ihrer Freunde und Verwandten stehen. Sie wissen oft voraus, was z. B. Ihr Onkel oder Ihre Tante in einem bestimmten Falle thun oder sagen wird. Folgern Sie Ihr prophetisches Wissen etwa aus einer von Ihnen gewußten Psychologie Ihres Herrn Onkels oder Ihrer Frau Tante? Sie haben etwas wie eine intuitive Anschauung des innern Wesens dieser Respektspersonen, und aus dieser Intuition heraus sagen Sie: das wird er sagen und das wird er thun ... Dieses Gefühl Ihnen in Bezug auf die in ein Drama verflochtenen Personen so zu geben, wie Sie es hinsichtlich Ihrer Freunde und Verwandten besitzen, ist eines der Ziele des dramatischen Darstellers."

Digitized by Google

In dem stetigen Rückgang dieser unmittelbaren Art zu fühlen und zu urteilen, der eine Folge der fortschreitenden Zivilisation, der Ausbildung der Verstandesurteile ist, findet Berger eine der Ursachen des Verfalls der dramatischen Litteratur: Dichter und Publikum leiden an diesem Mangel. Er wird aber noch schlimmer dadurch, daß eine krankhafte Neigung zur Selbstbeobachtung verheerend wie der Borkenkäfer im Fichtenwalde um sich greift. In der modernen Romanlitteratur füllen sich die Druckbogen mit langen und langweiligen Zergliederungen seelischer Zustände; der Erzähler berichtet nicht mehr, sondern er analysirt; er stellt nicht dar, sondern er beschreibt seine Charaktere. Da aber unsre begabtesten Dichter sehr selten oder nie in unmittelbaren Verkehr mit den Schauspielern treten, im Gegensatz zu Shakespeare, der gleichsam am Regiepulte dichtete, fern von der Bühne in der Einsamkeit der Studirstube schaffen, so stehen sie in demselben Bann wie die Erzähler. Dies ist für die dramatische Produktion ein großer Schade, denn auf der Bühne ist die psychologische Analyse gänzlich wirkungslos. Es ist ein sehr großer Unterschied, ob der Dichter ein fremdes Ich aus der innern Beobachtung des sich selbst teilenden Ich darstellt, indem er sich in eine fremde Seele innerlich versetzt und von hier aus spricht, oder ob er das fremde Ich aus dessen sinnlich wahrnehmbaren Äußerungen, als da sind: Melodie der Sprache, Gesichtsausdruck, Körperbewegung, unbewußt das Innere verratende Rede u. dgl. m., zur Anschauung bringt. Nur diese mittelbare Darstellungsweise ist dramatisch wirksam. Ja sie ist für das Drama so wichtig, daß Berger von vornherein die dramatische Kunst für zusammengesetzt aus drei Künsten erklärt, die in den Persönlichkeiten, die sie ausüben, freilich getrennt sind. Das Buch des Dichters ist nämlich noch lange nicht das dramatische Kunstwerk, wenn es auch sein wichtigster Teil ist; es müssen noch die durchaus kongenialen Künste des Schauspielers und des Regisseurs, der zu den bildenden Künstlern gehört, hinzutreten, um das Drama zum Drama zu machen. Gegen die Unterschätzung der Schauspielkunst wendet sich Berger mit großem Nachdruck, und wie wichtig die Kunst des Inszenirens geworden ist gerade in unsrer Zeit, die sich den Menschen nicht getrennt von seiner Umgebung vorstellen kann, ja in ihrer Einseitigkeit so weit geht, den Menschen nur allzu klein im Verhältnis zur Natur zu betrachten, weist Berger einsichtig nach.

Also zum schauenden Gefühl spricht die Bühne; alle Forderungen ans dramatische Kunstwerk lassen sich von dieser einzigen Erkenntnis ableiten. Gefühl erzeugen ist schließlich sowohl Mittel als Zweck der dramatischen Kunst. Es ist ein Mittel insofern, als die dramatische Illusion durch gar nichts andres so wirksam hervorgerufen wird, als dadurch, daß unser Gefühl für das, was auf der Bühne vorgeht, erregt wird. Wir glauben erst dann an die Menschen da oben, wenn wir mit oder für oder auch gegen sie zu fühlen begonnen haben, und dann ist diese Täuschung so mächtig, daß die Ausstattung des Stückes

Digitized by Google

gleichgiltig wird; folglich ist hier auch das Maß und das Gesetz für die Ausstattung der Dramen gegeben. Und noch eine andre wichtige Folgerung ergiebt sich daraus, nämlich die, daß der Naturalismus unmöglich bühnenwirksam werden kann. Diesem Naturalismus rückt Berger von den verschiedensten Seiten zu Leibe, er bekämpft ihn in glänzenden Gefechten.

Der Naturalismus will sich in der Poesie zur Welt und zu den Menschen gerade so wie die Naturwissenschaft selbst stellen, d. h. er will nicht über die Dinge vom Standpunkt irgend eines über die Erfahrung hinausgehenden Ideals urteilen, sondern die Wirklichkeit kalt nachahmen, wiederholen: sie ist nicht böse, sie ist nicht gut, sondern nur: so ist sie! Ganz abgesehen nun von der Täuschung, die sich der Naturalismus mit dieser Lehre selbst bereitet — denn befolgt kann sie gar nicht werden, und die naturalistische Praxis lehrt das Gegenteil: eine Tendenz haben alle naturalistischen Romane —, ist diese Lehre auch künstlerisch deswegen wertlos, weil ganz nüchtern auf die Bühne hingestellte Figuren den Zuschauer auch nüchtern lassen, und wenn die Illusion ausbleibt, tritt die Langeweile oder das Gelächter ein. Wir müssen für die Menschen auf der Bühne fühlen, nur unsre Teilnahme macht sie lebendig, wie überhaupt alles, was in der Welt da ist, nur für den da ist, der ihm ein Gefühl weiht. Daher auch ein andrer grundsätzlicher Gegensatz zwischen der echten Kunst und dem Naturalismus, den Berger betont: ohne eine ideale Weltanschauung oder Grundstimmung religiöser Art ist gar kein hohes Drama möglich; dem Naturalismus fehlt diese Wurzel, und darum kann er nicht die Bühne gewinnen. Der moderne Naturalismus ist pessimistisch; aber ein Drama, das nicht in dem Glauben an eine sittliche Weltordnung, an das Bestehen einer Gerechtigkeit wurzelt, ist unmöglich, weil unerträglich, von Volkstümlichkeit gar nicht zu reden. Berger ist weit davon entfernt, diesen Glauben in flacher Weise zu fordern; er meint nicht, daß der Dichter von Wonne triefen, daß er sich blind stellen solle gegen das viele unbegreifliche Leid, das besteht; aber das Welträtsel gläubig zu betrachten hält er für eine notwendige Voraussetzung des Gedeihens der dramatischen Kunst, und in der Erschütterung dieser gläubigen Grundstimmung erkennt er einen andern der Gründe, weshalb trotz aller Anstrengungen die dramatische Kunst nicht gedeihen will. Auch die Frage und Suche nach Begriff und Wesen der poetischen Gerechtigkeit hängt für ihn mit dem Mangel an Religion zusammen. So lange der Glaube an ein sittliches Prinzip bestand, haben die Dichter und Ästhetiker nicht nach der poetischen Gerechtigkeit gefragt: sie verstand sich von selbst, sie wurde intuitiv mit Sicherheit geübt. Die Sicherheit schwand mit der Herrschaft des Zweifels; und die Anschauung der Naturwissenschaft, die den Menschen entthront, die alte und unverwüstliche anthropozentrische Weltbetrachtung bekämpft, den Menschen als einen allen andern Organismen gleichwertigen Teil der Natur betrachtet, ist nicht geeignet, die Poesie zu fördern, die ihrem Wesen nach die

Digitized by Google

Natur zu vermenschlichen bestrebt ist. Das ist der Gegensatz zwischen dem Naturalismus und der Poesie: er haßt, sie kann nur lieben.

Mit dem Mangel an weltfreudiger Grundstimmung der Dichter unsers Jahrhunderts bringt Berger auch die geringe Produktion selbst der besten Dramatiker in Zusammenhang, wenn man sie mit der üppigen Fruchtbarkeit der alten Dichter vergleicht. Der moderne Dichter muß sich erst künstlich in die Stimmung des Dramas hineinarbeiten, während sie dem alten Dichter Lebenselement war. Dazu kommt noch die Verinnerlichung des modernen Lebens, die Ausgleichung der Gegensätze, die Zähmung der Leidenschaften, während das Drama nur in Epochen zu gedeihen pflegt, die am Wendepunkte zweier Zeitalter stehen.

Nach alledem wird man nicht überrascht sein, daß Berger sich öfter gegen die naturwissenschaftliche Methode im Gebiete der Ästhetik ausspricht, auch gegen die Poetik Scherers Stellung nimmt. Scherer leugnete den Wert und die Möglichkeit einer gesetzgeberischen Ästhetik, selbst Aristoteles ist ihm zu wenig Empiriker und zu viel Gesetzgeber. Dem gegenüber weist Berger darauf hin, daß in der Praxis die gesetzgeberische Ästhetik gar nicht zu entbehren oder zu vermeiden sei. Jeder Theaterdirektor, der die Wahl zwischen neuen Werken zu treffen hat, ist ein nichtempirischer, ein idealistischer Ästhetiker; jeder Dichter ist es mehr oder weniger bewußt, insofern er an seinem Werke herumbessert, bevor er es aus der Hand giebt, und überhaupt fügen wir hinzu, ist eine Poetik, die die dichterischen Erscheinungen nur aufzählen will, ohne sie zu beurteilen, ohne sie ihrem verschiednen Werte nach abzuschätzen, eine Unmöglichkeit. Es war ein Irrtum Scherers, als er eine Poetik auf rein induktivem Wege schaffen zu können glaubte. Man muß wissen und nicht bloß fühlen, was poetisch mehr- oder minderwertig ist, wenn man die Poesie in allen ihren Gestalten in naturwissenschaftlichem Geiste ordnen will. Scherer hat in seinem reichgebildeten Sinne dieses Wissen auch schon mitgebracht, aber der Methode zuliebe eine philosophische Naivität geheuchelt, die mit Recht angegriffen und verurteilt wurde. Bergers Standpunkt ist der der innern Erfahrung nicht weniger als der der äußern Beobachtung; sein Wissen gelangt durch das, was er aus dem Schatz der eignen philosophischen Begabung dazuthut, erst zur richtigen Bedeutung. Gegenüber dem vorwiegend auf das biographische und geschichtliche Material gerichteten Interesse der modernen Litterarhistoriker erscheint der Wert der „Dramaturgischen Vorträge“ Bergers umso größer, weil sie von den äußerlichen Dingen zu dem Wesen der Kunst führen, der Verflachung entgegentreten und die Dichter tiefer verstehen lehren, weil sie sich vornehmlich um die Erkenntnis ihrer künstlerischen Absichten bemühen. Die Vorträge, die sich nicht mit den allgemeinen ästhetischen Fragen des dramatischen Stils und der Technik, sondern mit der Erklärung einzelner vielumstrittenen Stücke von Shakespeare (Hamlet), Grillparzer (Jüdin von

Digitized by Google

Toledo, Esther) und Hebbel (Der Ring des Gyges) beschäftigen, sind das Beste in seinem Buche und von bleibendem Werte für die richtige Erkenntnis und Schätzung der Dichter, da sie uns zum Teil geradezu ein neues Licht über sie aufstecken. Natürlich können wir den Gedankengang dieser Vorträge hier nicht wiederholen, nur die Bemerkungen über Hamlets Charakter wollen wir in aller Kürze nachschreiben.

Zum „Hamlet" scheint Berger ein ganz persönliches Verhältnis zu haben, es ist sein Lieblingswerk, worauf er sehr häufig bei verschiednen Anlässen zu sprechen kommt. Die Brücke zwischen der Dichtung und dem Kritiker schlägt das Thema der Selbstbeobachtung, worauf Berger auch häufig zurückkommt. Der Philosoph, dessen Theorien in solchem Umfange auf der innern Erfahrung beruhen, weiß wohl den Nutzen und Schaden der Selbstbeobachtung zu beurteilen. Gewisse Erkenntnisse, ja die ganze Methode analytischer Kritik sind ohne diesen Trieb der Selbstbeobachtung gar nicht möglich. Den tiefen Gegensatz zwischen Anschauung und Reflexion in der Kunst, kann auch nur ein Geist recht erfassen, der sich seiner Neigung, zu reflektiren, sich selbst zu beobachten, im Gegensatz zu den naiv hinausschauenden andern Menschen bewußt geworden ist. Eine der feinsten Bemerkungen Bergers stammt aus dem Kreise dieser Gedanken: „Auch die Lyrik kennt eine dem Buchdrama verwandte Erscheinung: das unsangbare »lyrische Gedicht,« welches nicht wie das sangbare Lied das naive Ausjubeln und Aussklagen eines Gefühls ist, sondern die versifizirte Schilderung eines von der Selbstbeobachtung festgehaltenen Seelenzustandes. Darin liegt die Eigenart der »Reflexionspoesie,« nicht darin, daß sie Gedanken ausspricht, wie man oft diejenigen sagen hört, die selbst keine haben." Wir kennen keine Erklärung, die den Unterschied der genannten zwei Formen der lyrischen Poesie besser beleuchtete, als diese kurze von Berger, die er im Vorübergehen giebt. Darum hat er auch den Hamlet am besten verstanden. Er sagt:

Das tragische Grundmotiv des Stückes ist, daß Hamlet der ihm vom Schicksal aufgezwungenen Aufgabe nicht gewachsen ist, und zwar aus ganz persönlichen, in der Eigenart seines hohen und edeln, der ihn umgebenden Welt überlegenen und dieser daher rätselhaften und geheimnisvollen geistigen Wesens liegenden Gründen. Das Schlagwort, mit welchem Goethe im „Wilhelm Meister" den Grundnerv der Dichtung streift: „Eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist," scheint mir den Gehalt des „Hamlet" nicht zu erschöpfen. Er ist der Rolle, die ihm das Schicksal zuteilt, nicht gewachsen, aber nicht wegen des einfachen Fehlens einer hierzu erforderlichen Eigenschaft, sondern aus subjektiven Ursachen, welche zugleich sein ganzes Wesen adeln, etwas Leuchtendes um seine trauernd sinnende Stirn ergießen, und ihn auch in den Augen einfacher Leute als den gebornen Vertrauten einer unsichtbaren Welt erscheinen lassen, die für sie stumm ist. Die Schwäche, die Untauglichkeit zu dem, was er zu leisten hat, darf um keinen Preis als ein Gebrechen, als eine beklagenswerte Verstümmelung eines sonst wohlgebildeten Charakters erscheinen, dem zur Vollkommenheit nur ein Stück „sinnlicher Stärke," wie Goethe sagt, fehlt. Im Gegenteil, seine Unfähigkeit zu den

Digitized by Google

Werken, wie sie in dieser verderbten Welt unerläßlich sind, soll geradezu eine Beglaubigung seines höhern Wesens und Wertes sein, er ist dadurch mehr, nicht weniger als andre Menschen. Wie viel hat man von dem an vielen genialen Menschen beobachteten „unpraktischen“ Wesen gesprochen, ohne diese geniale Unfähigkeit mit der alltäglichen Untüchtigkeit zu den Geschäften des Lebens zu konfundiren. Der tragische Gesamteindruck des Trauerspiels besteht darin, daß wir einem großen Menschengeist zuschauen, dessen natürliche Heimat eine bessere, weichere und reinere Welt wäre, tief verstrickt in die Händel und den Jammer dieser Erde, mit denen er nicht zurecht kommen kann, wie Millionen andrer dieser im Argen liegenden Welt so recht kongenialer menschlicher Wesen. Hamlet ist von der geheimnisvollen Macht, die ihn schuf, in eine Welt hineingeschaffen, für die er nicht eigentlich geschaffen ist. Ein tiefes Bedürfnis nach einer reineren Sphäre, nach besserer Gesellschaft, nach höhern Angelegenheiten und Beschäftigungen, als diese Erde sie zudringlich bietet, und eine Ahnung einer höhern Ordnung der Dinge, die sich hinter der irdischen verbirgt, geht durch sein Wesen. Er hat das Gefühl eines geborenen Königssohnes, der unversehens in eine Gesellschaft von Dieben und Mördern verzaubert ist und ihr niedriges Treiben, vor dem ihm schaudert und ekelt, mitmachen soll. Ja er ist dazu verurteilt, den Henker zu machen, und con amore kann doch nur Henker sein, wer von einerlei geistiger Rasse mit dem Verbrecher ist. Um ordentlich auf das Pack loszuschlagen, muß man sich unter Umständen auch mit ihm vertragen können, also etwas vom Pack in sich tragen. Das fehlt nun Hamlet gänzlich. Als ein durch und durch adlicher Mensch ist er gezwungen, in einer die Forderungen seines Gemüts verhöhnenden Pöbelwelt zu atmen, sich mit nichtigen und schuftigen Gesellen bis zu einem gewissen Grade einzulassen, mit ihnen Gespräche zu führen, und endlich soll er gar dem Oberhaupt all dieser Schurken, dem König dieser niederträchtigen Gilde, den Garaus machen! Nicht eine That, der er nicht gewachsen ist, sondern eine That, der er [deshalb] nicht gewachsen ist, weil sie unter seiner Würde ist, eine That, die ihm widersteht, ist auf Hamlets Seele gelegt. Das ist die Tragik des Stückes. Wie Hamlet als dichterische Gestalt aus dem Rahmen eines wüsten und bluttriefenden Spektakelstückes für den großen Haufen heraus wehmütig schön dem edlern Zuschauer ins Auge sieht, so steht er als Mensch in einer nicht zu ihm passenden Welt, in der ihn ein dummes und brutales Schicksal, das für das übrige Gelichter der richtige Zuchtmeister ist, en canaille behandelt. Ein für die Seligkeit reifer Geist im Zuchthause! Hamlet zeigt die typischen Charakterfehler abnorm ideal angelegter Naturen: Mangel an Sinn für die Interessen, welche andern Menschen das Höchste sind, ist die natürliche Folge seiner intellektuellen und moralischen Überlegenheit. Zum Typus überirdisch veranlagter Menschen, wie Hamlet einer ist, gehört auch, daß sich in ihnen sekundäre Eigenschaften entwickeln, welche ihre Willenskraft lähmen. Die wichtigste dieser Eigenschaften ist die habitnelle Beschäftigung mit sich selbst, die stets nach innen gekehrte Aufmerksamkeit, das unaufhörliche grübelnde Analysiren der Vorgänge im eignen Bewußtsein, wodurch weder ein eigentlicher Glaube an etwas, noch feste Entschlossenheit aufkommen kann, ja wodurch das physische Phänomen des Willensaktes beinahe zur Unmöglichkeit wird. U. s. f.

Dieser Ausschnitt wird genügen, um Bergers Auffassung klar zu machen. Er geht noch tief auf die Technik des Stückes ein und auf die staunenswerten Mittel, die Shakespeare benutzt hat, um seinen so tief in sich selbst vergrabenen Helden zu charakterisiren. Eine Folgerung, die Berger aus der

Digitized by Google

Technik zieht, ist zu interessant und geistvoll, als daß wir sie nicht noch hier wiedergeben sollten:

Menschen vom Schlage Hamlets bleiben immer sie selbst. Das, was sie von Natur sind, ihr echtes Selbst, überwiegt so sehr alles, was sie durch Beziehungen zu andern, durch menschliche Konvention u. dgl. sind, daß es ihnen schwer fällt, sich mit einer ihnen vom Weltlauf diktirten Rolle zu identifiziren, was tief unter ihnen stehenden Geistern nicht nur gelingt, sondern was diese gar nicht vermeiden können. Solche Hamlet-Menschen stellen sich daher gar oft schüchtern, steif und unbeholfen an, wenn sie versuchen, auch einmal zu thun, was sie andre so natürlich thun sehen, und werden bei solchen Versuchen das Gefühl, erkünstelt Komödie zu spielen, nicht los. Aus diesem Gefühl heraus wundert sich Hamlet so sehr, daß der Schauspieler nur zu wollen braucht, um sich mit einer Rolle bis zum Vergießen eigner Thränen zu identifiziren. Er selbst bleibt stets wie Haus der Träumer seiner Sache fremd. Es scheint mir zweifellos, daß Shakespeare, da er den „Hamlet" schuf, eine der eben dargelegten ähnliche Theorie von den menschlichen Charakteren im Kopfe hatte. Nur so ist es zu erklären, daß er die Thatlosigkeit Hamlets durch Kontrastirung desselben mit einem Schauspieler am besten zur Anschauung zu bringen hoffte — ein genial-grillenhaftes Motiv, das jedenfalls höchst subjektiven Reflexionen des Dichters seinen Ursprung verdankt —, und daß er dieser Episode so breiten Raum an so wichtiger Stelle gönnte.

Berger erinnert dabei (nach Otto Ludwig) an Shakespeares Neigung, die Charaktere sich durch den Kontrast gegenseitig erklären zu lassen: „Und so stehen sich im »Hamlet« der König, der Meister der praktischen Schauspielkunst im Leben, der Repräsentationskünstler, der nur ein einzigesmal aus der Rolle fällt, der hitzige Laertes, der die ihm durch die Umstände diktirte Rolle des rächenden Sohnes und trostlosen Bruders ohne Besinnen annimmt und etwas outrirt spielt, der Schauspieler, der Thränen um Hekuba vergießt, und Hamlet, dem nicht gelingen will, was all diese geringeren Seelen fertig bringen, sinnvoll gegenüber. Das den innern Mechanismus dieser Charaktere durchleuchtende Licht geht vom Schauspieler aus, und das ist für mich ein Beweis, daß aus »Hamlet« eine dem Schauspieler natürliche Anschauung menschlichen Wesens spricht, daß also nicht Baco von Verulam ihn gedichtet hat."

Mit diesem geistvollen Schluß Bergers wollen wir auch diesen Auszug schließen. Wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir seine „Dramaturgischen Vorträge" den Shakespearestudien von Otto Ludwig, auf die sie öfters liebevoll verweisen, für ebenbürtig erklären.

Wien M N

Digitized by Google

Alumneumserinnerungen

Weiß nicht, obs anders worden
In dieser neuen Zeit.

Alumneum — so nannten wirs auf der Kreuzschule in Dresden. Es ist zwar keine schöne Bildung, lateinisch im Stamm und in der Endung griechisch: alumneîon — anderwärts sagt man vielleicht richtiger dafür Alumnat —, aber die Form ist mir einmal lieb und vertraut, darum will ich dabei bleiben.

Alumneum — was für Erinnerungen weckt dieses Wort in mir! Ich sehe mich als zehn- oder elfjährigen Jungen im harten Winter früh halb nackt in kalter, finstrer Kammer stehen und mit der Faust die Eisdecke des blechernen Waschbeckens durchschlagen, aus dem ich mich waschen sollte, oder in heißer Sommernacht in engem, dumpfigem Schlafsaal auf dem Bette liegen, von Wanzen gepeinigt, oder an einem lustigen Frühlingstage beim Mittagessen traurig an der Thür des Eßsaales stehen, zusehen, wies den andern schmeckt, „kariren" — zur Strafe für irgend eine Lumperei, die ich begangen haben sollte. Das war schrecklich! Und dann sehe ich mich wieder als vierzehnjährigen auf dem Chor der Kreuzkirche stehen, unmittelbar neben dem Kantor, bei der Osterkantate, in der ich eben mit Herzklopfen die Sopranarie „solo" gesungen habe, und den Kantor sich zu mir neigen, während er weiter dirigirt, und mir ein paar Worte des Lobes zuflüstern, und dann wieder als siebzehnjährigen selber am Dirigentenpulte stehen, den Taktstock schwingen, und rings um mich eine Schar von fünfzig Jungen, die meinem Taktstock pariren und eines jener wunderbaren Magnificat anima mea dominum des alten Kreuzschulkantors Homilius herntersingen. Das war wonnig! Das schönste, was mir träumen kann, und was mir immer wieder einmal träumt, ist, daß ich auf dem Chor der Kreuzkirche stehe und eine Motette dirigire.

Wir waren unser zweiunddreißig und hausten in der alten Kreuzschule, die noch heute neben der Kreuzkirche steht, aber, wie so viele alte Schulhäuser, jetzt durch einen neuen Schulpalast ersetzt ist. Unten und im ersten Stock war die Schule, oben, im zweiten, das übrigens schon Dachgeschoß war (denn wenn wir zum Fenster hinaussahen, sahen wir auf die Dachrinne), war das Alumneum. Als Wohnräume sollten uns fünf „Zellen"

Digitized by Google

dienen, wie sie im feierlichen Amtsstil genannt wurden; wir nannten sie „Kammern“: erste Kammer, zweite Kammer, dritte Kammer u. s. w. Diese Kammern waren von verschiedner Größe; einige waren für acht oder neun, andre nur für fünf oder sechs eingerichtet. Wir hielten uns aber wenig darin auf, im Winter gar nicht, da sie weder Heizung noch Beleuchtung hatten, sondern saßen, auch in der freien Zeit, meist im „großen Auditorium,“ einem Zimmer, das als gemeinschaftlicher Arbeits- und Eßsaal diente. Außerdem gab es zwei Schlafsäle, einen für achtzehn und einen für vierzehn Betten, eine Krankenstube, eine unbenutzte dunkle Küche und zwei Zimmer für den Inspektor des Alumneums. Alle Zimmer, mit Ausnahme des zweiten Schlafsaals, der neben dem heizbaren großen Auditorium lag und deshalb für behaglicher galt, mündeten auf die „Tablate“ (tabulata). An der Treppe stand eine dünne hölzerne Säule, an der eine Klingel hing, die an einem Draht gezogen wurde. Die nächste Treppe, die mit Latten verschlagen war, führte hinauf auf den Dachboden, der an eine Droguenhandlung in der Nähe vermietet war, voll offner Tonnen, Kisten und Säcke stand und fortwährend jenes würzige Duftgemisch ausströmte, das uns in einem Kräutergewölbe umfängt. Täglich kam mehreremal der Markthelfer herüber, und wenn wir seinen schweren Schritt die Treppe heraufkommen und seinen Schlüsselbund klirren hörten, vetterten sich immer ein paar an ihn an, um mit hinaufgenommen zu werden auf den Boden und dort ein Stück Johannisbrot oder Süßholz oder ein paar ausländische Nüsse zu ergattern.

Die Kammern waren ganz unwohnlich und unbehaglich. Sie waren hell getüncht und enthielten weiter nichts als einen Tisch, eine Waschbank und für jeden einen Schrank. Stühle gab es nicht. Der Rat der Stadt — die Kreuzschule ist eine städtische Schule — ließ zwar einmal zweiunddreißig Stühle machen, aber schon nach drei Jahren war auf dem ganzen Alumneum kein Stuhl mehr zu finden. Wie das möglich war? Sehr einfach. Kosten sollte es immer nicht viel, wenn wirklich einmal etwas für uns angefertigt wurde, und so waren auch diese Stühle nichts als elende Lehnschemel aus weichem Holz. Natürlich dauerte es keine vier Wochen, so fielen überall die Beine heraus. Anfangs nahm man sich noch die Mühe, sie wieder hineinzuschlagen, aber das nützte nichts. Bald lagen überall Schemelbeine in den Kammern herum, die Schemel fielen fortwährend um, Sitze und Lehnen zerspellten, nach und nach wanderten die Trümmer in die dunkle Küche und dort in den Ofen des großen Auditoriums, der von der Küche aus geheizt wurde, und schließlich waren die Schemel verschwunden, ohne daß irgend jemandem ein Vorwurf deshalb hätte gemacht werden können, und wir saßen wieder, wie zuvor, auf den aufgerichteten Kisten und Koffern, die hie und da in den Kammern standen, den Verkehrsvermittlern zwischen Alumneum und Elternhaus. Am liebsten hielten wir uns gar nicht in der Kammer auf. Nur wer

Digitized by Google

eine Pfeife rauchen, einen Skat spielen oder einen Leihbibliotheksroman lesen wollte, zog sich in die Kammer zurück. Im übrigen war man nur früh beim Ankleiden drin oder wenn es etwas aus dem Schranke zu holen gab.

Die Schränke waren sehr zweckmäßig eingerichtet; bei einem, der nicht ein geborner Liebrian war, konnte kaum Unordnung drin aufkommen. Jeder Schrank hatte eine obere, größere und eine untere, kleinere Thür. Wenn man die obere öffnete, sah man den Schrank von oben nach unten in zwei Hälften geteilt. In der rechten Hälfte hingen die Kleider, dabei lagen die Toilettengegenstände, Seifennäpfchen, Kamm und Bürste, die linke war durch Querbretter zu Bücherfächern hergerichtet, im untersten Fach lagen Brot, Butter und sonstige Lebensmittel. Öffnete man die untere Thür, so sah man den Kasten für die Wäsche, und drunter wieder zwei offene Fächer für Stiefel, Schuhe und Wichszeug. Außerdem hing inwendig an der obern Schrankthür in malerisch geschwungenem Bogen an zwei Nägeln das Handtuch, ein kleiner Spiegel und vielleicht noch ein Bild. Sinnige Gemüter aber hatten sich hier ein ganzes kleines Museum, eine Porträtgalerie oder dergleichen eingerichtet. Mein Vater besaß ein schönes, vollständiges Exemplar der „Saxonia," einer Zeitschrift für sächsische Vaterlandskunde, die von 1835 bis 1841 erschienen war und eine Menge hübscher Lithographien, namentlich Porträts und Städteansichten enthielt. Noch heute empfinde ich Reue darüber, daß ich, nur um meinen Schrank zu schmücken und mit dem Schmuck bisweilen zu wechseln, nach und nach eine ganze Reihe von Porträts aus dieser „Saxonia" herausgenommen, beschnitten und mit Oblaten an meine Schrankthür geklebt habe.

Auf der Waschbank standen in jeder Kammer ein paar Waschbecken aus lackirtem Blech — nicht für jeden eins; wenn wir uns waschen wollten, mußte einer auf den andern warten —, darunter die zugehörigen Blechkrüge. Dieses Waschgeschirr war zu meiner Zeit auch einmal neu angeschafft worden, sah aber in kurzem auch schon wieder entsetzlich aus. Es waren Tellen hineingestoßen, und das bischen Lackfarbe war vom Seifenwasser ganz zerfressen.

Man sollte meinen, daß für zweiunddreißig Jungen, die alle musikalisch waren, die zum guten Teil aus Pfarrer-, Lehrer- und Kantorfamilien stammten und alle schon im Elternhause musizirt hatten, ein Klavier zum Üben dagewesen wäre. Ja, ein Klavier war wohl da, es stand unten im Erdgeschoß im Singesaal; sowohl der Gesanglehrer der „Extraner," wie unser Kantor benutzte es bei den Singestunden. Aber es war ein fürchterlicher alter Klapperkasten, dunkelrot angestrichen, ganz ausgespielt, klang so dünn wie eine Harfe und hielt keine Stimmung mehr, obwohl der Stimmer nicht sehr aus dem Hause kam. Für die Singestunden der Extraner schien er uns ja gut genug, denn auf deren Gesangsleistungen wie auf ihren Leiter, den Singelehrer, blickten wir mit großer Verachtung hinab; daß sich aber auch unser Kantor damit

Digitized by Google

begnügte, daß er nicht drauf drückte, daß der Rat einmal ein ordentliches Klavier anschaffte, konnten wir nicht begreifen.

Als ich in Obersekunda saß, mietete ich mir mit Erlaubnis des Inspektors mit einem Präfekten zusammen für die Sommermonate ein anständiges Klavier, das in der ersten Kammer aufgestellt wurde. Es war das ein Ereignis, das ein gewisses Aufsehen erregte: ein Klavier, ein anständiges Klavier auf dem Alumneum! Für uns zwei wurde es eine Quelle unsäglicher Freuden, aber auch steter Angst und Sorge, denn wir hatten ja damit eine schwere Verantwortung auf uns geladen. Wie manchen schönen Sommerabend haben wir bis gegen Mitternacht vierhändig gespielt, erst Haydnsche Symphonien, dann Mozartsche, dann alle Beethovenschen, diese in der meisterhaften, so leicht spielbaren und dabei für damals unglaublich billigen Bearbeitung von Markull, die in Typensatz gedruckt bei Holle in Wolfenbüttel erschienen, aber, wie es hieß, „verboten" war. Wenigstens war sie bei keinem Musikalienhändler Dresdens zu bekommen; nur einer hinter der Frauenkirche hatte sie, langte sie aber immer vorsichtig, wenn wir uns ein Heft kauften, aus einem besondern Versteck hervor und schärfte uns ein, daß wir ja nicht verraten sollten, wo wir sie gekauft hätten. Auf der Brühlschen Terrasse gab es damals jede Woche einen Abend Symphoniekonzert für — zwei und einen halben Neugroschen! Da hörten wir in kurzer Zeit alle Beethovenschen Symphonien nach einander, sogar die neunte, natürlich ohne den letzten Satz. Wenn wir dann nach Hause kamen, ließ es uns keine Ruhe, wir mußten die Symphonie, die wir eben vom Orchester gehört hatten, noch einmal vierhändig spielen. Welcher Stolz, als wir die Hauptthemen und die Gesangsthemen aller sechsunddreißig Sätze fest im Kopfe hatten, sodaß wir eine Art musikalisches Morraspiel damit treiben konnten; der eine rief: siebente Symphonie — vierter Satz — zweites Thema! und im Nu sang der andre die geforderte Melodie. Und für solche Jungen gab es kein Klavier auf der Schule! Ist das wohl glaublich? Aber welche Angst standen wir auch aus um das gute Klavier: daß es nicht von andern als Tisch benutzt, nicht ein Wasserkrug draufgesetzt und umgeschüttet, vor allem daß es beim Auskehren der Kammer nicht beschmutzt wurde! Jede Kammer mußte täglich früh von ihrem „Ultimus" gekehrt werden. Dazu nahm er ein Waschbecken voll schmutzigen Waschwassers, sprengte daraus die Dielen ein, daß alles schwamm, und fegte nun mit einem Ruteubesen drüber, daß der Schmutz fußhoch spritzte. Wir hatten daher gleich am ersten Tage um die Klavierbeine große Papierbogen gewickelt und mit Bindfaden festgebunden.

Der damalige Inspektor war ein höchst liebenswürdiger Mann. Obgleich er sein Schlafzimmer unmittelbar neben der ersten Kammer hatte, ließen wirs doch drauf ankommen, ob er unsre musikalischen Sommernachtsgenüsse unterbrechen und uns zu Bett schicken würde oder nicht. Im Bett wartete unser freilich

Digitized by Google

nichts Gutes. Ihrer achtzehn in einem engen Raume schlafen müssen, worin außer für die Bettstellen kaum noch ein paar Quadratellen Platz war, das war schon an sich nicht schön. War ein Schnarcher drunter, wie das zuweilen vorkam, so hatte der ganze Schlafsaal unter seinem „Cellospiel“ zu leiden. Indeß im Winter mochte es gehen. Aber im Sommer, wenn die Wanzen kamen, das war entsetzlich! Und sie kamen jeden Sommer mit unabwendbarer Gewißheit und in unglaublichen Scharen. Ganz unerträglich war es in den Wochen vor den großen Ferien. Einmal in jedem Jahre, in den Sommerferien, schlug die „Maari“ alle zweiunddreißig Bettstellen aus einander, schleppte sie in den Schulhof an den Brunnen, dort wurden alle Löcher und Glinzen erst mit kochend heißem Seifenwasser ausgegossen und dann noch unterm Brunnen mit kaltem Wasser nachgespült. Dann hatten wir für den Rest des Sommers Ruhe. Aber die letzten Wochen vor der Reinigung! Daß wir das ausgehalten haben und haben aushalten müssen, auch das ist mir heute unbegreiflich. Es wurde eben hingenommen wie etwas Selbstverständliches, niemand beschwerte sich drüber — wer hätte sich denn getraut, dem Inspektor gegenüber das Wort Wanze auszusprechen! —, und so gab es auch keine Abhilfe. Wie oft sind wir nachts aufgestanden, haben Licht gemacht und ein großes Morden veranstaltet! Aber es half uns wenig. Schließlich, wenn es gar nicht mehr zu ertragen war, zogen wir in die Kammer und machten uns dort eine Pritsche zurecht, indem wir eine Schrankthür aushoben und schräg auf ein paar Lexika legten.

Wer die Maari war, die uns einmal im Jahre so als rettender Engel erschien? Ja, wenn die Maari nicht gewesen wäre! Was wären wir ohne die Maari gewesen! Die Aufsicht über das ganze Alumneum und die Sorge für unser geistiges Wohl war dem Inspektor anvertraut. Es war das immer der letzte, jüngste Lehrer der Schule, der natürlich unverheiratet sein mußte. Er führte übrigens den Titel „Collaborator,“ den wir der Bequemlichkeit wegen in „Collätsch“ (nicht wie das englische College zu sprechen, sondern mit dem Ton auf der letzten, langen Silbe) abgekürzt hatten. Unser leibliches Wohl aber lag in den Händen des Hausmanns, noch mehr der Hausmannsfrau und ihres Küchenmädchens, und das war eben die Maari. Die Hausmannsfamilie führte den sinnigen Namen Hahnefeld; wir hatten Hahnebambel draus gemacht und das dann wieder zu Bambel verkürzt: er hieß der „Bambel,“ sie die „Bambeln.“ Die Köchin aber, ein schmuckes, sauberes Mädel, das während meiner ganzen Alumnenzeit dawar und auch später noch in ihrer wirklich nicht leichten Stellung ausgehalten hat, hieß Marie; für uns war sie „die Maari.“

Die Neigung der Jugend, aller Welt Spitznamen zu geben, auch Wörter und Redensarten eine Zeit lang zu Tode zu hetzen, war in uns sehr lebendig. So war uns der Begriff eines hohen Grades oder Maßes eine Zeit lang ausschließlich an das Wort „diebisch“ geknüpft: man hatte diebischen

Digitized by Google

Hunger, fror oder schwitzte diebisch, freute oder ärgerte sich diebisch, bekam dafür diebische Prügel u. s. w. Ein andermal überboten wir uns darin, an einen beliebigen Wortstamm alle möglichen und unmöglichen griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Adjektivendungen zu hängen: kolossal, kolossiv, kolossubel, kolossin, kolossär, kolossesk u. s. w. Wieder ein andermal war die lächerliche Zahlangabe „zwei bis sieben" Mode, dann wieder die „Geschwindigkeit des Mokkakäfers," man sollte sogar einen Auftrag „mit der Geschwindigkeit von zwei bis sieben Mokkakäfern" ausführen. Ebenso erfinderisch waren wir nun auch in Spitznamen; jeder Lehrer hatte den seinen, wir alle hatten unter einander welche, es wurde niemand anders als mit seinem Spitznamen genannt. Da hieß der eine Puppater, der andre Hundemama, ein dritter Davus, ein vierter Cacus, ein fünfter Schoppelmann, ein sechster Schweppermann u. s. w. Woher die Namen stammten, wußte man keineswegs immer zu sagen. Daß ein kleiner dummer Kerl, dem die Dummheit im Gesichte stand, und der alle Aufträge falsch ausrichtete, nach dem Diener aus der Andria genannt wurde, der selbst von sich gesteht: Davus sum, non Oedipus, einem großen ungeschlachten Kerl der Name Cacus anflog, sobald in Ovids Fasten die Geschichte vom Herkules und Cacus gelesen wurde, ist wohl kein Wunder. Aber es gab auch Namen, deren Herkunft dunkel war. Aber auch ihre Schöpfung mußte doch auf einer glücklichen Eingebung beruhen, denn sie schienen mit dem Wesen oder einer Wesensseite der Betreffenden wie durch eine geheime necessitas verknüpft, und sie hatten dabei unleugbar einen onomatopoetischen Reiz. Zu ihnen gehörte auch der Name Bambel. Das ganze Wesen des Bambel war so durchaus bambelhaft, daß ein besserer Name für ihn ganz „unerfindlich" gewesen wäre — hier paßt einmal das Wort.

Die Thätigkeit des Bambel bestand darin, uns früh zu wecken und im Winter für Feuer und Licht zu sorgen. Unsre Tagesordnung war kurz folgende. Im Sommerhalbjahr, von Ostern bis Michaeli, wurde früh dreiviertel fünf Uhr geweckt, einviertel sechs Uhr begann die „Arbeitsstunde," die bis einhalb sieben Uhr dauerte, dann blieb eine halbe Stunde Zeit zum Ankleiden und Frühstücken, von sieben (genauer einviertel acht) bis elf Uhr waren Schulstunden. Im Winterhalbjahr rückte das alles um eine Stunde vor. Nach dem Vormittagsunterricht folgte dann irgend welcher Chordienst, Singestunde oder auch freie Zeit, um zwölf Uhr im Sommer, um ein Uhr im Winter wurde zu Mittag gegessen. Von zwei bis vier Uhr waren wieder Schulstunden, dann kam wieder freie Zeit und abends von halb sieben bis neun Uhr wieder Arbeitsstunde, dann gings zu Bett.

Wer einen leisen Morgenschlaf hatte, hörte den Bambel schon über die Tablate schlurfen und den Klöppel der Weckerglocke in seiner Hand klirren, noch ehe sie läutete. Eine Minute später stand er im Schlafsaal, schwang das verwünschte Werkzeug in der Hand und brummte dabei: „Immer munter,

Digitized by Google

munter, munter! immer munter, munter, munter!“ Dann brannte er, wenns nötig war, die Öllampe des Schlafsaals an und trollte sich wieder. Uns fiel es nicht ein, aufzustehen. Ein oder zwei Minuten vor ein Viertel sprang alles aus den Betten, strich sich die Haare aus dem Gesicht, schlüpfte in den Schlafrock und in die Schuhe, und punkt ein Viertel saß jeder auf seinem Arbeitsplatz im „großen Auditorium,“ wo nun der Präfekt das Morgenlied im Gesangbuche bezeichnete: 843, Vers 1—3 und gleich darauf auch anstimmte; wenn die Verse gesungen waren, stand alles auf, und der Präfekt las noch ein paar weitere Verse vor. Eigentlich sollte wohl beim Morgengebet immer der Kollaborator zugegen sein, für den zu diesem Zweck ein kleines Katheder dastand und der sein Wohnzimmer unmittelbar neben dem Arbeitssaal hatte. Er kam aber ganz unregelmäßig, einmal eine Woche lang jeden Tag, dann ließ er sich vier Wochen lang gar nicht sehen, wahrscheinlich um uns sicher zu machen. Plötzlich erschien er dann wieder einmal, und da schlüpften richtig drei oder vier, deren Ohr der erste Ton des Morgenliedes noch auf dem Kissen getroffen hatte, beim dritten Liedervers verlegen und beschämt in die Bank.

Daß wir uns im Schlafrock — neun- bis achtzehnjährige Jungen! —, ungewaschen und ungekämmt zu Gebet und Arbeit einstellten, war eine Lotterwirtschaft, deren Duldung ich heute auch nicht begreifen kann. Aber sie war hergebracht und schleppte sich fort, so oft auch der Kollaborator wechselte. Der wattirte Schlafrock gehörte zur häuslichen Ausstattung jedes Alumnus. Nicht etwa daß er gefordert gewesen wäre, bewahre; gefordert war nur, wenn man das Alumneum bezog, ein Bett — die Bettstelle mit dem Strohsack fand man vor —, zwei zinnerne Teller, ein flacher und ein tiefer, und Messer, Gabel und Löffel. Aber da sie alle den Schlafrock hatten, so quälte jeder Neue seine Mutter so lange darum, bis er auch einen hatte. Bei den Kleinen richtete übrigens das ungewohnte Kleidungsstück auf eine eigentümliche Weise manches Unheil an. Die Schlafröcke waren zu lang, man trat darauf, wenn man die Treppe hinaufging und in beiden Händen etwas zu tragen hatte. Mir ist es mehr als einmal begegnet, daß ich mit zwei vollen Wasserkrügen, mit denen ich vom Brunnen kam, auf der Treppe stürzte, weil ich auf den dummen Schlafrock getreten hatte; da lagen beide Krüge in Scherben da, und das Wasser strömte die Treppe hinunter.

Im großen Auditorium standen vier Tafeln mit je zwei Bänken; an jeder Tafel saßen acht, so verteilt, daß an der ersten der erste, der fünfte, der neunte, der dreizehnte u. s. w. saß. Über der Mitte jeder Tafel hing an der niedrigen Decke eine Öllampe. Könnt' ich einen Begriff von dieser Beleuchtung geben! Man glaubt es nicht, was für Zustände noch vor einem Menschenalter möglich gewesen sind! Diese Lampen mochten wohl fünfzig Jahre alt sein. Sie bestanden aus einem ringförmigen Ölbehälter, auf dem ein Schirm lag, alles grün angestrichen, der Schirm inwendig weiß (gewesen!), alles von schmierigem

Digitized by Google

Brennöl klebend, daß es einem graute, es anzugreifen. Eine solche Funzel sollte acht Arbeitsplätze beleuchten! Täglich im Winter kam der Bambel mit der Ölkanne, um die Behälter frisch zu füllen und die Dochte und die Cylinder zu putzen. Dennoch war täglich mitten in der Arbeitsstunde an irgend einer Lampe etwas nicht in Ordnung, sie rauchte oder sie tropfte, sie hatte zu viel oder zu wenig Öl, und so wurde der Bambel aus seiner Abendruhe aufgescheucht, um Abhilfe zu schaffen. Dann kam er mürrisch angeschlurft und begleitete, zu unser aller Vergnügen, seine Besserungsversuche mit lauten Monologen, worin er stets dem Verdacht Ausdruck gab, daß wir „Saujungen," die wir ja „gar keene Rallion" hätten, uns an der Lampe vergriffen haben möchten. Einmal, wo in den Lampen so viel Öl war, daß die Behälter es kaum fassen konnten, und es oben am Dochte herausquoll, stellte er fluchend die Thatsache fest, daß „alle Döchter ersoffen" wären. Daß die Lampen, weil sie dem guten Alten so viel Ärger und dieser Ärger uns so viel Vergnügen machte, Anlaß zu allerhand Schabernack gaben, will ich nicht leugnen. Ich weiß, daß uns eine Zeit lang lebhaft der Gedanke beschäftigte, eines schönen Tages in alle Lampen zwischen das Öl Tinte zu gießen, entsinne mich aber nicht, ob es wirklich ausgeführt worden ist.

Die Arbeitsstunden waren eine gute Einrichtung. Sie verschafften uns mehr als genügende Zeit, ruhig und ungestört unsre Schularbeiten anzufertigen, wobei es den Kleinern zu statten kam, daß sie sich bei den Größern Rats erholen konnten, da Jungen aus allen Klassen durch einander saßen. Auch sonst half man sich gegenseitig aus. Ich hatte in Quarta noch kein lateinisches Wörterbuch, mein Nachbar am Tische, der in derselben Klasse saß, hatte den „großen Georges," um den ich ihn lange beneidet habe. Er war aber ein ungefälliger Junge. Obwohl das dicke Buch immer zwischen uns lag, wenn wir am lateinischen „Specimen" drechselten, durfte ich es doch nicht anrühren, ohne ihn jedesmal vorher drum gefragt zu haben, und manchmal hätte er mirs lieber ganz verweigert. Da war die Sache nun sehr einfach. Er war sich meist nicht klar darüber, ob der Accusativus cum infinitivo oder ein Nebensatz, ne oder ut non, quid oder quod zu stehen hätte, und versuchte es dann, mich auszuhorchen. Natürlich mußte er da jede syntaktische Auskunft lexikalisch bar bezahlen.

Die Zeit zwischen der Früharbeitsstunde und den Schulstunden war für ihren Zweck etwas knapp bemessen. Besonders schlimm aber waren die Kleinen dran. Sie mußten die Großen beim Herzuholen des Frühstücks bedienen, jeder Kammerultimus mußte seinem Kammerprimus die Stiefel wichsen, und dabei sollte er doch auch die eignen putzen, sollte die Kammer kehren, sollte sich waschen und ankleiden und wollte doch auch essen und trinken. Schauderhaft war es im Winter, wenn in den unheizbaren Kammern eine Kälte war, daß einem die Wichsbürste aus den Fingern sprang, und in den Waschbecken die

Digitized by Google

Eisstücken schwammen. Daß das am Abend in die Becken gegossene Wasser früh zu vollständigen Schollen gefroren war, die am Ofen herausgethaut werden mußten, war keine Seltenheit. Leider benahmen sich die „Obern," die doch den „Untern" in solcher Zeit mit gutem Beispiel hätten vorangehen sollen, oft recht memmenhaft: sie wuschen sich im großen Auditorium hinterm Ofen und überließen die kalten Kammern den Kleinen.

Das Verhältnis der „Obern" zu den „Untern" war überhaupt in mancher Beziehung nichts Schönes. Die Kreuzschule hatte damals neun Klassen: die Prima einfach, die andern Klassen von der Sekunda bis zur Quinta doppelt. Wer in einer der drei obersten Klassen saß: in Prima, in Ober- oder in Untersekunda, zählte auf dem Alumneum zu den Obern, alle übrigen zu den Untern. Die Obern konnten befehlen, konnten die Untern zu allerhand Dienstleistungen heranziehen, Wege besorgen lassen u. s. w., die Untern hatten zu gehorchen. Die Obern hatten auch Strafgewalt über die Untern. Wer nicht gehorchte, wer sich irgend einen Verstoß gegen die Ordnung zu Schulden kommen ließ, den konnte der Obere, der ihn dabei betraf, mit einem Pensum (Auswendiglernen eines Cäsarkapitels oder dergleichen), sogar mit Entziehung des Mittagessens bestrafen. Natürlich nahm die Fähigkeit und das Recht, zu strafen, nach obenhin, die Fähigkeit und das Recht, bestraft zu werden, nach untenhin zu. Wenn sich ein neubackener Oberer, ein Untersekundaner, hätte herausnehmen wollen, einen Obertertianer zu bestrafen, es wäre ja die reine Lächerlichkeit gewesen, er mußte sich jüngere Opfer aussuchen, wenn er seine Strafgewalt erproben wollte; der Primaner aber konnte sich selbst am Obertertianer vergreifen. Schön, wie gesagt, war die ganze Einrichtung nicht, sie führte zu mancherlei Mißbräuchen, eine Berufung an eine höhere Instanz — etwa den Inspektor — war bei Ungerechtigkeit und Willkür so gut wie ausgeschlossen, denn sie hätte dem Beschwerdeführer mehr geschadet als genützt, und so ertrug man manches stumm und tröstete sich mit der Hoffnung, auch einmal hinaufzukommen und Oberer zu werden.

Ein ganz gefährlicher Kunde, der förmlich drauf ausging, etwas auszuschnüffeln, damit er etwas zu bestrafen oder anzuzeigen hatte, war die Hundemama mit ihrer langen, spitzen Nase. Wir hatten einmal, drei Obertertianer, am Sylvesterabend zu unserm Glase Grog einen Skat riskirt — im großen Auditorium! Die Kleinen schliefen, die Großen waren noch nicht zu Hause. Da erschien unerwartet zeitig die Hundemama, „klappte" uns, nahm uns die Karten weg und — trug sie andern Tages hinein zum Kollaborator! Es folgten für uns ein paar sehr unruhige Tage. Der Kollaborator ging an eine noch höhere Instanz, er zeigte nach den Weihnachtsferien das fürchterliche Verbrechen dem Rektor an. Der Rektor, unser guter, lieber Rektor, dem nichts widerwärtiger war als solche Klatscherei, ließ uns in der Freiviertelstunde herunterkommen, verhörte uns, gab jedem einen Patsch ins Gesicht — eine

Digitized by Google

Ohrfeige konnte mans kaum nennen — und entließ uns dann mit der köstlichen Bemerkung: „Spielt ihr doch Schafkopp! Jetzt geht nauf und laßt euch vom Kollaborator ein Pensum geben!“ Da mußten wir denn den Ovid bringen und bekamen über achtzig Verse aufgebraunt — beiläufig: eine sehr geeignete Art, Liebe zu den alten Schriftstellern zu erwecken. Zum Glück waren es Verse, die wir schon in der Schule gelernt hatten — sie fingen an: Regia Solis erat sublimibus alta columnis —, und so war der augenblickliche Schade nicht groß. Schlimmer war, daß zu Ostern auf der Zensur eine 2ª in den Sitten prangte, und dazu die unheimliche Bemerkung: Mag sich hüten, nicht auf Abwege zu geraten. Ungefährlicher als die Hundemama, aber auch noch schlimm genug war ein andrer, der sich stets ans Fenster stellte, wenn er einen einen Weg geschickt hatte, und aufpaßte, ob man schnell oder langsam zurückkommen würde. War man langsam gegangen, so hieß es: „Bring mal deinen Cäsar!“ Und hinterher, wenn man sein Strafkapitel gelernt hatte, überhörte ers nicht einmal, sondern ließ sich nur die ersten zwei oder drei Zeilen sagen, dann hatte ers satt und klappte das Buch zu.

Die freie Zeit nach dem Nachmittagsunterricht bis zur Abendarbeitsstunde und namentlich Mittwochs und Sonnabends nachmittags wurde in der verschiedensten Weise vertempert. Man ging spazieren — im Sommer in den Prießnitzgrund oder in den Planischen Grund —, lehnte auch halbe und ganze Stunden an der Hausthür, jagte sich auf der Tablate oder im Schulhofe herum — einem nach hinten spitz zulaufenden Höfchen von etwa fünfzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite! Als ich nach Jahren einmal wieder hineintrat, überkam mich eine förmliche Angst vor dieser Enge, ich konnte mir kaum noch vorstellen, daß auf diesem Raume einst in den Freiviertelstunden Schneebataillen veranstaltet worden waren und dabei die Großen auch noch Platz gefunden hatten, περιπατητικῶς ihre Horazoden zu lernen! Es gab aber auch solche, die den lieben langen Nachmittag zu Hause hockten, „büffelten“ oder in der Kammer heimlich über einem Leihbibliotheksschmöker saßen. Eines schönen Nachmittags vergnügten sich zwei damit, daß sie sich auf der Tablate mit einem Wasserkrug und einer Spritze verfolgten. Es ging ziemlich laut dabei her, fortwährend wurden die Kammerthüren zugeworfen, und so erschien endlich der Kollaborator. Er sieht die triefende Tablate, klopft an die Thür, die zuletzt zugeworfen worden ist, und fordert Einlaß. Niemand öffnet. Er geht in sein Zimmer zurück und holt den Hauptschlüssel. Wie er aufschließen will, wird von innen fest zugehalten. „Nimm dich in Acht, du kriegst die volle Ladung ins Gesicht!“ ruft es drinnen. „Machen Sie sofort auf, ich bins!“ erwidert der Kollaborator. „Du kannst den Kollätsch famos nachmachen! Aber nimm dich in Acht, ich rate dirs!“ Endlich reißt der Kollaborator die Thür mit Gewalt auf und — bekommt richtig die volle Spritzenladung ins Gesicht. Es war ihm hinlänglich vorher angekündigt worden — er konnte

Digitized by Google

sich also nicht beklagen. Er machte auch gute Miene zum bösen Spiel, und der Spritzer kam mit dem Schrecken davon.

Zur Abendarbeitsstunde mußten alle pünktlich wieder zur Stelle sein; doch hielt es nicht besonders schwer, sich beim Kollaborator auch für den Abend frei zu machen, wenn man einmal aufs Liulische Bad oder auf die Brühlsche Terrasse ins Konzert oder, wenn Dawison spielte oder Rienzi, Tannhäuser oder Lohengrin, selbst Orpheus in der Unterwelt gegeben wurde, ins Theater gehen wollte. Für die Wagnerschen Opern, soweit sie damals vorhanden waren, schwärmten wir alle. Im Theater — es war der schöne alte Sempersche Bau, der 1869 abbraunte — war eine Treppe, die ins Souterrän führte zu einer großen, mit einem eisernen Gitter verwahrten Maueröffnung, an der man laut und deutlich das Orchester hörte. Wie oft habe ich an dieser Öffnung gestanden, um wenigstens die Ouvertüre zu erschnappen! Besonders die Rienzioouvertüre, an der sich zu berauschen es übrigens noch eine andre Gelegenheit gab: die Wachparade am Blockhause in Neustadt, wo sie oft Sonntags unter der Leitung eines kleinen, etwas hochschultrigen Militärkapellmeisters wundervoll gespielt wurde. Aber auch Dawison wurde von uns vergöttert. Wo wir nur konnten, liefen wir ihm zu Gefallen, um ihn zu sehen. Richard den Dritten, Falstaff und Narziß konnten wir alle auswendig. „Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für'n Pferd!" oder: „Du kennst meine alte Parade! so lag ich, und so führte ich meine Klinge" oder: „Ich bin ein Nichts von einem Menschen und hab' mich mein Lebtag nie auf Fachstudien eingelassen" bemühten wir uns genau so nachzusprechen, wie er es sprach, und wie er als Richard in der ersten Szene erst lange auf sich warten ließ und dann endlich hereinhinkte, selbst das wurde ihm nachgemacht. Einer hatte das unsägliche Glück, daß er, infolge hoher Verbindungen — ein Verwandter von ihm war, glaub' ich, Theaterschneider — während der Aufführung manchmal hinter die Kulissen durfte. Der konnte dann sogar erzählen, was Dawison außer der Rolle noch gesagt hatte, wie er, wenn draußen Beifall geklatscht wurde, mit den Fingern geschnalzt und in den Schnürboden hinaufgerufen hatte, den Vorhang wieder aufzuziehen.

So schön wars in der Arbeitsstunde freilich nicht. Da konnte man sich vor Müdigkeit manchmal kaum aufrecht erhalten und lauerte auf den Glockenschlag, der das Abendlied und das Abendgebet brachte. Und doch knarrte mitunter eine Viertelstunde vor Schluß ganz überflüssigerweise noch einmal die Thür des Kollaborators, und er ging noch einmal an den Tafeln entlang und wartete seines Inspektoramtes. Aber man hatte doch wenigstens Mitleid mit den Kleinen; man neckte sie höchstens ein bischen, wenn sie sich gar so sehr nach dem Bettzipfel sehnten. Mich hatten sie einmal, während ich mit dem Kopf auf dem Tische liegend fest eingeschlafen war, ganz mit Büchern umbaut und einen Spiegel in die Mitte gestellt.

Digitized by Google

Der Verkehr unter uns Alumnen war im großen und ganzen friedlich und freundschaftlich. Die in ein und derselben Klasse saßen, duzten sich natürlich; die Kleinen aber sagten zu den Großen „Sie," die Großen zu den Kleinen „du," und erst von Obertertia an konnte man beanspruchen, von oben wie von unten her gesiezt zu werden, und dann blieb es besondrer Übereinkunft überlassen, wie mans mit dem Einzelnen halten wollte. Immer aber konnte nur der Ältere dem Jüngern das vertrauliche „du" anbieten, was von diesem dann nicht ohne Rührung angenommen wurde, denn es war ja nur der längst erwartete Schlußpunkt einer gegenseitigen Zuneigung, die schon vorher im Stillen bestanden hatte und die nun, nachdem sie durch den Bruderkuß besiegelt war, bisweilen die Zärtlichkeit eines Liebesverhältnisses annahm. Aber auch Trübungen und Entzweiungen blieben nicht aus. Da lief man dann monatelang neben einander her, sah sich nicht an und sprach kein Wort mit einander, obwohl man sich vor Liebe hätte fressen mögen; es war ein schmerzlich-süßer Zustand. Endlich sprach einer das erlösende Wort, und dann folgte die Seligkeit der Versöhnung. An einem Tag im Jahre galt es für anständig, auch mit den bittersten Feindschaften einmal aufzurämmen, an dem Tage, wo die konfirmirten Alumnen zusammen mit dem Lehrerkollegium zur Kommunion gingen; dem Kirchgange ging da immer ein kleines Versöhnungsfest voraus.

Aber auch das Verhältnis zwischen den Alumnen und den „Extranern," d. h. den Schülern, die nicht zum Singechor gehörten, sondern nur die Schule besuchten und dafür Schulgeld bezahlten, ließ wenig zu wünschen übrig. Ursprünglich, vor Jahrhunderten, waren ja die Alumnen die eigentlichen und hauptsächlichen Schüler der Schule gewesen, während die Extraner oder „Externen," wie man sie anderwärts nennt, nur so daneben hergelaufen waren. Dieses Verhältnis hatte sich längst umgekehrt: die Extraner bildeten, schon ihrer großen Zahl nach, den Hauptschülerbestand, und die kleine Alumnenschar war es, die die Ausnahmestellung einnahm. Unter den Extranern waren natürlich vornehme und reiche Jungen, die Alumnen waren fast lauter arme Teufel von bescheidenster Herkunft. Aber solche Unterschiede waren hinfällig, wo alles auf Begabung und wissenschaftliche Leistungen ankam, und es waren die dümmsten nicht, die oft gerade unter den Alumnen zu finden waren. Der gescheiteste Kerl in meiner ganzen Klasse war ein Alumnus, ein armer Bergmannssjunge aus der Nähe von Freiberg. Der brachte es fertig, daß er bei einer deutschen Examenarbeit drei Aufsätze über dasselbe Thema schrieb, einen für sich und zwei für zwei Extraner, die ihn dafür jeder mit zehn Neugroschen belohnten; und dabei schrieb er diese beiden auch noch zuerst, damit die Empfänger sie noch abschreiben konnten, und jeden so anders, daß eine Entdeckung ganz unmöglich war, seinen eignen zuletzt, gleich „ins Gute," und doch hatte er sich für den noch die besten Gedanken aufgespart! Solche Alumnen mußten von den Extranern schon warm gehalten werden. Freilich gab es unter den Extranern auch dumme Häuse, die mit Verachtung auf die armen Jungen herabblickten, die sich ihren Schulunterricht jahraus jahrein durch Chordienst ersingen mußten.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Germanisirung in Elsaß-Lothringen

Es werden nun bald zwanzig Jahre verflossen sein, seitdem im Reichslande die deutsche Herrschaft eingerichtet ist. Da erscheint gewiß auch weitern Kreisen im deutschen Reiche eine Prüfung der Frage wünschenswert, wie weit bis jetzt das Werk gediehen ist, die eingeborene Bevölkerung für das neue Vaterland zu gewinnen. Die rechtlichen Ausnahmezustände, wie sie sich besonders in dem bei Einführung einer geregelten Verwaltung im Jahre 1871 erlassenen sogenannten Diktaturparagraphen, in der Aufrechterhaltung einer Reihe meist aus der französischen Zeit übernommener Polizeigesetze und zuletzt in den Paßvorschriften hinsichtlich des Personenverkehrs mit Frankreich offenbaren, sind bisher in den Kampf der politischen Parteien noch nicht hineingezogen worden, und es ist anzunehmen, daß auch in absehbarer Zeit, trotz der Anregungen im Reichstag über die Aufhebung des Paßzwanges, eine eigne Behandlung der elsaß-lothringischen Verhältnisse fortbestehen wird, wie es zum Vorteile des Reiches geboten ist. Gewisse staatsrechtliche Schwierigkeiten lassen sich nach der Grundlage unsrer gegenwärtigen Reichsverfassung überhaupt nicht überwinden; sie sind dadurch gegeben, daß Elsaß-Lothringen einen Bestandteil des deutschen Reiches bildet, ohne doch einem einzelnen Bundesstaat anzugehören oder ein selbständiges Mitglied des Bundes zu sein. Trotz verschiedner, nicht zu vermeidender Mißgriffe, die namentlich bei der Auswahl der zur Leitung bestimmten Personen vorgekommen sind, ist man doch sachlich auf dem richtigen Wege zu Werke gegangen. Man übertrug nach Beseitigung der vorübergehenden und durch die Okkupation erklärlichen Militärherrschaft zuerst die Verwaltung einem unter dem Reichskanzler stehenden Oberpräsidenten und teilte das Land in Anlehnung an die französischen Departements in drei Verwaltungsbezirke ein, Unterelsaß, Oberelsaß und Lothringen. Mit dem 1. Januar 1874

Digitized by Google

trat die Reichsverfassung für das Reichsland in Kraft, und seither sind fünfzehn Abgeordnete aus den drei Bezirken zum Reichstag gewählt worden, während Elsaß-Lothringen zum Bundesrat nur Vertreter mit beratender Stimme entsendet. Vorher wie nachher sind die meisten schon damals bestehenden Reichsgesetze auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt worden. Um die Bevölkerung für das Wohl ihres engern Vaterlandes durch Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, rief ein kaiserlicher Erlaß vom 29. Oktober 1874 den Landesausschuß ins Leben, zunächst nur zur gutachtlichen Beratung der Gesetzentwürfe und Landesangelegenheiten, aber schon durch das Gesetz vom 2. Mai 1877 wurde dieser Landesausschuß zum Gesetzgebungsorgan, wenngleich der Reichsgesetzgebung ebenfalls die Erlassung von Landesgesetzen vorbehalten wurde. Die wesentliche Umgestaltung seiner staatsrechtlichen Verhältnisse und seiner Verwaltung erfuhr Elsaß-Lothringen seit dem 1. Oktober 1879, seitdem ein Statthalter nicht nur mit den Befugnissen des Reichskanzlers und des frühern Oberpräsidenten, sondern noch mit einer Reihe landesherrlicher Machtvollkommenheiten ausgestattet und unter ihm ein Ministerium an die Spitze gestellt worden ist.

Die eingeschlagenen Maßregeln haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Zugehörigen der bessern Klassen haben, nachdem die erste Angstperiode nach dem Kriege überwunden war, allmählich den doktrinär protestlerischen Standpunkt, wenigstens im Interesse des Landes und gewiß nicht ohne ein eignes mitsprechendes Interesse verlassen, und zum Zustandebringen der meisten wirtschaftlichen Gesetze gelang es, die Zustimmung der Mehrheit des Landesausschusses zum Regierungsvorschlage herbeizuführen, sodaß man sich des Weges der Reichsgesetzgebung nicht zu bedienen brauchte. Nur die lothringischen Abgeordneten suchten hin und wieder durch eine geschlossene Verneinung Eindruck zu machen, auch wurde gegenüber Abänderungsentwürfen des Code civil, des in Elsaß-Lothringen geltenden bürgerlichen Rechts, eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, sodaß man wenigstens zuerst auch da sich ablehnend verhielt, wo, wie z. B. auf dem Gebiete der Liegenschaften und Hypotheken, das französische Recht längst von der modernen deutschen, vorzüglich der preußischen Gesetzgebung überholt war. Im Anfange trug gewiß zu dieser Haltung auch die Erwägung bei, daß man hypnotisch auf die Bresche in den Vogesen blickte und es den befreienden Franzosen ersparen wollte, mit so vielen unnützen Dingen aufräumen zu müssen. Nach und nach machten sich doch die Vorteile der deutschen Gesetze in ihrer Ausführung bemerkbar, und jetzt kommen die Regierung und der Landesausschuß mit einander aus, wie verständige Eheleute, die sich ursprünglich nicht aus gegenseitiger Neigung genommen haben. Wenn gegen die zweite, allzu schnell arbeitende Gesetzgebung von Elsaß-Lothringen ein Vorwurf erhoben werden kann, so trifft er jedenfalls weniger die eingebornen Elemente, die daran beteiligt sind. Soweit es sich freilich um rein

Digitized by Google

politische Maßregeln handelt, hat die Regierung, wenn sie die Form des Gesetzes wählte, sich an den Reichstag gewandt. Dies geschah unter der Herrschaft Kaiser Friedrichs in einem mit Rückwirkung versehenen Gesetz, das gegenüber einer abweichenden Auffassung des Reichsgerichtes die Wirksamkeit zweier französischen Preßbestimmungen aufrecht erhielt. Da der Thatbestand, bei dem diese Gesetze zur Anwendung gelangen, für die Stimmung im Reichsland eigentümlich ist, so mag es gestattet sein, ihn an dieser Stelle wiederzugeben. Die Gesetze verbieten das öffentliche Ausstoßen aufrührerischer Rufe und das Tragen von demonstrativen Abzeichen. Es fallen darunter alle jene Ausschreitungen meist der untern Volksschichten, bei denen der Sympathie für Frankreich und dem Haß gegen Deutschland und Preußen Ausdruck geliehen wird. Es reizt den Ackerer, den Fabrikarbeiter und die bei einer Grenzbevölkerung nicht selten vorkommenden zweifelhaften Existenzen, „Wackes," wie sie im Volke genannt werden, zumal wenn sie von dem starken oberelsässischen Weine genossen haben, Vive la France, à bas la Prusse! zu rufen, obwohl sie sich der Strafbarkeit ihrer Handlungsweise bewußt sind und nicht viel mehr von der französischen Sprache verstehen, als diesen verbotenen Ausruf. Die bei der Musterung ausgehobenen jungen Burschen, die Conscrits, wählen sich einen Tambourmajor, von dessen Stab die Bänder der französischen Trikolore herabwehen, oder die jugendlichen Teilnehmer an den Volksfesten, „Kilben," ziehen in geschlossenen Reihen mit blauen, weißen und roten Mützen durchs Dorf, um die Altdeutschen zu kränken, um ihre Landsleute an Frankreich zu erinnern. Zu diesen verbotenen Genüssen gehören auch Gedichte und Lieder, wie die Marseillaise, ein Klagegesang über die Abtretung des Reichslandes, das mit den Worten beginnt:

Vous n'aurez pas l'Alsace et la Lorraine,
Et malgré vous nous resterons Français.
Vous avez pu germaniser la plaine
Mais notre cœur vous ne l'aurez jamais —

ein im Volkston gehaltenes Lied, teils französisch, teils im Dialekt gedichtet und nach einer bekannten Melodie aus dem Repertoire der Madame Therese zu singen:

Allons nous Alsaciens,
Le chassepot dans la main,
Pour chasser les Prussiens
De l'autre coté du Rhin.
Vive la France, à bas la Prusse
De Schwobe müsse zum Ländle nüs.

Endlich ist noch das sogenannte Sebastopollied zu erwähnen, ein Gesang nach einer alten deutschen Volksweise, womit die Elsässer im Krimkriege zum Kampfe gegen Rußland angefeuert werden sollten; unerlaubterweise ändert man den Text ab, und das „Siegreich wollen wir Rußland schlagen" wird in „Siegreich wollen wir Deutschland schlagen" verwandelt.

Digitized by Google

Es muß jedoch anerkannt werden, daß der Charakter der reichsländischen Bevölkerung keineswegs zu politischen Ausschreitungen neigt. Eine Unruhe im vergangnen Herbst bei der Rekruteneinstellung in Altkirch, an der französischen Grenze gegen Belfort gelegen, verlief durchaus harmlos und wurde nur von ausländischen Zeitungen aufgebauscht. Bei dem Arbeiterausstand, der in diesem Frühjahr im Oberelsaß stattfand, haben in Mülhausen eine Woche hindurch zwanzig- bis dreißigtausend Arbeiter gefeiert, ohne daß irgend eine größere Ausschreitung vorgekommen wäre. Die Arbeiter leisteten den Anordnungen der Polizeibehörde unbedingt Folge, selbst als man ihnen untersagte, sich auf den Straßen anzusammeln oder in Reihen durch die Stadt zu marschiren. Daß diese Behutsamkeit nicht etwa lediglich auf die Furcht vor einem Eingreifen des Militärs zurückzuführen ist, beweisen die Ausstände in Thann und Sennheim, wohin erst später Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung abgesandt wurden. Auch hier ist keine nennenswerte Ausschreitung zu verzeichnen. Dem Kreisdirektor von Forbach ist es weit besser und leichter gelungen, die streikenden Bergwerksleute von Rosseln wieder an die Arbeit zu bringen, als seinem preußischen Kollegen in Westfalen. Der Grund dieses Verhaltens liegt, abgesehen von dem friedfertigen Charakter der Bevölkerung, darin, daß man dem Kaiser und seinen Beamten Vertrauen entgegenbrachte und den Anforderungen der Fabrikherren gegenüber von ihnen Schutz hoffte. Dies bedeutet aber einen Fortschritt im Vergleich zu der französischen Zeit, wo der Arbeiter auch den öffentlichen Organen mit Mißtrauen begegnete.

Der Hilfe der Reichsgesetzgebung bedarf die Regierung zum Erlaß von Ausnahmemaßregeln gewöhnlich nicht; hierzu ist in dem Diktaturparagraphen, der jedoch in den letzten Jahren nicht mehr zur Anwendung gekommen ist, sowie in den dehnbaren, aus der Zeit vor der französischen Revolution herrührenden Polizeigesetzen die erforderliche Rechtsgrundlage gegeben.

Die bessern Gesellschaftsklassen haben sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, von politischen Kundgebungen ferngehalten. Aber sind sie für die deutsche Sache gewonnen worden, oder sind sie ihr auch nur näher getreten? Im Landesausschuß wie im Reichstag ist behauptet worden, daß in Elsaß-Lothringen die Ruhe des Kirchhofs herrsche. Es giebt nichts Übertriebeneres, als diese Ansicht; denn im Lande blühen Handel und Industrie, Ackerbau und Weinkultur, und überall regt sich eine frohe Schaffenskraft. Der Etat weist erfreuliche Ergebnisse auf, sodaß es nicht an Mitteln zu Aufbesserungen fehlt. Wäre die polizeiliche Knechtung so stark, wie man fabelt, so würde eine derartige Kraftentwicklung nicht möglich gewesen sein. Straßburg, unter französischer Herrschaft eine vernachlässigte Provinzialmittelstadt, ist seit dem Jahre 1870 zu einer prächtigen und geschmackvollen Großstadt herangewachsen. Die engen Festungsmauern, die die Altstadt einschlossen, sind gefallen, und eine vornehme Neustadt mit monumentalen Prachtbauten, der Universität, der

Digitized by Google

Kaiserpfalz, dem Landesausschußgebäude und der Landesbibliothek hat sich auf dem freigewordenen Boden angeschlossen. Mülhausens Industrie hat sich regelrecht fortentwickelt, die großen Firmen der Dollfus, Mieg, Köchlin gedeihen, wie sie früher gediehen sind, und nicht zum mindesten hat bei ihnen die veränderte Zollgesetzgebung gut angeschlagen. Nur Metz ging zunächst in seinem Handel wie in seiner Bewohnerzahl, deren bessere Elemente nach Nancy übersiedelten, zurück, ist aber auch schon längst wieder im Steigen begriffen, wobei zu beachten ist, daß der gewaltige Festungsring dem Wachstum der Stadt natürlich Grenzen setzt. Es herrscht also keine Kirchhofsstille, sondern nur eine gewisse Resignation in politischer Beziehung bei der obern eingebornen Gesellschaft, die eingesehen hat, daß die Befreiung durch die Franzosen auf den griechischen Kalenden zu erwarten steht. Man äußert seine Abneigung bei den Wahlen und dadurch, daß man sich hermetisch von den Altdeutschen abschließt. In der Hauptstadt wird diese Absonderung weniger fühlbar als an andern Orten; denn mit dem Statthalter und den Spitzen der Behörden wollen die Einheimischen unter allen Umständen Beziehungen unterhalten. Am meisten tritt der Gegensatz der alt- und der neudeutschen Gesellschaft in Mülhausen zu Tage. In dieser Fabrikstadt, wo sich, ähnlich wie in den Hansestädten, ein angesehener, vornehmer Patrizierstand mit bedeutendem Vermögen gebildet hat, spielt die eingewanderte Gesellschaft, von der allein die Beamten, Offiziere und deren Anhang in Betracht kommen, den eingebornen Kreisen gegenüber eine ganz geringfügige Rolle. Es giebt keine Anknüpfungen zwischen beiden. Wie erzählt wird, sollen insbesondre die Frauen der Großfabrikanten durch ihre Verhetzungen jede Annäherung an die Eingewanderten hintertreiben, während die Männer schon in Folge ihres Berufes äußerliche Berührungen nicht vermeiden können. Es wäre am Platze, in diese Stadt an die Stelle eines Generals einen verheirateten Prinzen zu entsenden; er würde am ehesten imstande sein, beide Elemente mit einander in Verkehr zu bringen. An Entgegenkommen hat es von altdeutscher Seite nicht gefehlt.

Da man durch das in büreaukratischen Bahnen sich bewegende System des Oberpräsidenten Möller in der Germanisirung nicht schnell genug vorwärts gekommen zu sein meinte, ließ man einen Wechsel eintreten. Der verstorbene Statthalter, Freiherr v. Manteuffel, führte ein persönliches Regiment ein, er suchte und unterhielt einen intimeren Verkehr mit den Notabeln manchmal sogar gewaltsam. In seinem Hause überwog die französische Sprache in der Konversation. Vielleicht glaubte er die Notabeln durch Anknüpfung an die Formen der französischen Präfektenmethode, die sie von früher her gewohnt waren, für sich zu gewinnen. Sein Liebeswerben fand aber keine Gegenneigung, man nutzte die Liebenswürdigkeit des Statthalters aus, und es erlangten über die Köpfe der Beamten hinweg Leute Einfluß, die sich nachträglich als unzuverlässig und noch schlimmer als das herausstellten. Dabei verstimmte dieses

Digitized by Google

Verfahren die Beamten und erfüllte auch weite Schichten des Volkes mit Mißtrauen. Die Franzosen, unter ihnen Tausende von Militärpflichtigen, überschwemmten das Land, die Optanten, die im Lande wohnten und als geborne Elsässer und Lothringer mit der deutsch gewordenen Bevölkerung den engsten Verkehr unterhielten, schürten immer aufs neue die Flammen der Unzufriedenheit. Familien mit nachweisbar revanchelustiger Gesinnung verbrachten den Sommer auf ihren Besitzungen in den Reichslanden, französische Offiziere in großer Menge verlebten die Jagdzeit bei ihren Freunden und Bekannten im Elsaß. Der Handlungsreisende brachte mit den neuesten Modeartikeln aus Paris auch jene Hetzblätter mit, die wie der Sozialdemokrat von persönlichen Denunziationen wimmelten und zeigen sollten, daß man in der Hauptstadt alles genau kontrollire. Wehe den Abgefallenen, den Männern wie Petri, Schlumberger, Bulach — was müßte ihr Schicksal sein, wenn wieder die befreienden Franzosen herrschen würden! Es folgte eine Reihe von Landesverratsprozessen, die bewiesen, wie unsre Nachbarn im Westen die ihnen gewährte Gastfreundschaft verwandten. Es stellte sich heraus, daß subalterne Beamte, die aus der französischen Zeit übernommen waren, ihre Stellungen, bei denen man ihnen Vertrauen schenken mußte, zum Verrat mißbraucht hatten. Gerade für diese lagen in den Verhältnissen selbst schwere Gefährdungen; von zwei Brüdern war der eine vielleicht als französischer Gendarm an der Grenze beschäftigt, der andre stand dicht daneben im deutschen Eisenbahndienst. Dazu kam, daß die internationalen Beziehungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche sich verschlechterten. Jules Ferry hatte gehen müssen, Boulanger wurde Kriegsminister und schien einen unwiderstehlichen Zauber auf seine Landsleute auszuüben. Selbst Reibungen, wie sie die Kauffmann- und die Schnäbeleaffaire zeigen, blieben nicht aus.

Noch unter Manteuffel selbst trat der aus den Umständen sich notwendig ergebende Umschwung ein. Selbst ein Mann von der Richtung des Abgeordneten Guerber mußte zugeben, wie er dies kürzlich in seiner Reichstagsrede gethan hat, daß der Kriegsminister Boulanger das deutsche Reich zur Vorkehrung aller Schutzmaßregeln zwang. Bei den Reichstagswahlen siegten die protestlerischen Kandidaten, und nicht ohne Grund konnte jemand aus Altdeutschland seine Stimme erheben und verlangen, daß man Personen, die das deutsche Reich in seinem Bestand anfechten, auch die Eigenschaft zum Abgeordneten gesetzlich absprechen sollte.

Die neue Ära wird eingeleitet mit dem Erlaß des Statthalters Manteuffel an den Staatssekretär v. Hofmann vom 28. August 1884, der, um die Bildung einer französischen Kolonie zu verhindern, das Reichsland von den Optanten und den Elementen, die vor Eintritt in das wehrpflichtige Alter ausgewandert und nach Verlust der deutschen Reichsangehörigkeit zurückgekehrt waren, säubern sollte. Es folgten Verordnungen, die Aufenthaltsbeschränkungen für Ausländer

Digitized by Google

enthielten; es mußte zuvor von der Verwaltungsbehörde eine Erlaubnis nachgesucht werden. Damit wurde den französischen Offizieren der Besuch im Reichslande wenigstens öffentlich unmöglich gemacht. An Ausländer, auch an solche, die in Elsaß-Lothringen Jagden hatten, wurden keine Jagdscheine mehr erteilt. Den Abschluß dieser nach innen wie außen gerichteten Maßnahmen bildet der Paßzwang, der den von Frankreich her die elsaß-lothringische Grenze passirenden Ausländern die Verpflichtung auferlegt, einen mit dem Visum der deutschen Botschaft versehenen Paß vorzuweisen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Vorkehrungen, höchstens die später fallen gelassenen Aufenthaltsbeschränkungen ausgenommen, nicht gegen den völkerrechtlichen Frankfurter Friedensvertrag verstoßen; denn die Meistbegünstigungsklausel, die sich Deutschland und Frankreich darin in ihren gegenseitigen Beziehungen zusichern, verhindert keine der beiden Nationen, sich gegen politische Übergriffe der andern zu sichern. Jeder Staat muß es im Interesse seiner Selbsterhaltung in der Gewalt haben, den Zufluß fremder Unterthanen zu bestimmen.

Die Elsaß-Lothringer, die alle diese Maßregeln lediglich aus dem Gesichtspunkte der sie treffenden Unannehmlichkeiten beurteilten, haben sich übereinstimmend dagegen erklärt und sich im Landesausschuß wie im Reichstag bemüht, die Wiederaufhebung des Paßzwanges zu erwirken. Man hat insbesondre vor dem Lande die traurigen Folgen erörtert, die aber mehr in der Möglichkeit bestehen, als daß sie häufiger vorgekommen wären. Gewiß hat es nicht in der Absicht der Paßverordnung gelegen, zu verhindern, daß der Sohn an das Totenlager der Mutter eile. Hin und wieder sind Ausschreitungen untergeordneter Organe vorgekommen, man hat sie aber auch an die große Glocke gehängt. Solche Ausschreitungen sind traurig, aber unvermeidlich, sie kommen überall vor, in Deutschland ebensowohl wie in Frankreich, der Schweiz und Amerika. Sicher hat sich auch die Spionage durch den Paßzwang nicht wesentlich vermindert, aber die Verhetzungen, die in dem geöffneten Reichslande von Frankreich aus bequem Einlaß fanden, haben aufgehört. Es ist Thatsache, daß in den letzten Jahren keine Hochverrats- und Landesverratsfälle zur Anzeige gelangt sind. Es war durchaus erforderlich, den Grenzgraben zu vertiefen in einem Lande, in das die fremden Mächte aus Rücksicht auf Frankreich keine diplomatischen Vertreter entsenden, Deutschland mußte den Elsaß-Lothringern, Frankreich und der ganzen Welt offenbaren, daß es das Schicksal des teuer genug erkauften Reichslandes zu bestimmen habe, wobei vor der Wohlfahrt des Ganzen die Interessen des Teiles zurücktreten. Diese Wirkungen haben die Maßnahmen seit dem Jahre 1884 gehabt, sie haben in gewissen Kreisen eine politische Resignation hervorgerufen. Das ist aber für die deutsche Sache nur günstig. Besser wäre es freilich gewesen, wenn man schon im Jahre 1871 den Schritt gethan hätte, den man erst 1888 unternommen hat.

Digitized by Google

Aber damals überwogen die Empfindungen, daß die verlornen Brüder lediglich durch die Liebe wiedergewonnen werden könnten, und niemand verdient deshalb einen Vorwurf.

Im Innern ist man gleichzeitig bestrebt gewesen, die Durchführung der deutschen Sprache in den französischen Sprachgebieten energischer zu betreiben. Vor den Gerichten wird auch in diesen Kantonen in deutscher Sprache verhandelt, die Urteile werden deutsch abgefaßt, und die Notare müssen ihre Akte in deutscher Sprache aufnehmen. Die Buchführungen der Kaufleute, zumal der Großkaufleute, sind allerdings meist noch französisch gehalten und lauten sogar vielfach auf Franken und Centimes. Die Behörden sind aber darauf hingewiesen, solche Urkunden nicht zu berücksichtigen. Übrigens ist das französische Sprachgebiet im Elsaß von sehr geringer Ausdehnung. Zum Landgerichtsbezirk Straßburg gehört nicht eine einzige französisch redende Gemeinde. Lediglich die dicht an der französischen Grenze belegenen Kantone bei Schirmeck, Markirch und Dammerkirch sind dem fremden Sprachgebiet überwiesen. Es ist dies der beste Beweis, wie wenig es den Franzosen gelungen ist, das Land für ihre Kultur zu gewinnen. Der Dialekt des Volkes ist deutsch, im Süden nähert er sich der badischen und schweizerischen, im Norden der pfälzischen Mundart. Man hat den Eindruck, als ob die deutsche Kultur seit zwei Jahrhunderten im Lande unverändert geblieben wäre. Wie die Anrede von Person zu Person nicht Sie, sondern Ihr lautet, so erinnert sogar der Stil und die Schriftform der Bevölkerung an die Formen, wie sie in Altdeutschland im siebzehnten Jahrhundert verbreitet gewesen sind. Umfangreicher ist das französische Sprachgebiet in Lothringen, obwohl hier der bei weitem größere Teil des Volkes eine deutsche, an das Pfälzische anklingende Mundart redet. Bei Falkenberg wird der Übergang durch ein französisches Patois gebildet. In Metz ist bereits der französische Charakter zum vollen Durchbruch gelangt, hier wird die Germanisirung, wenn nicht etwa, wie es den Anschein hat, die Eingewanderten die Mehrheit erlangen und die Eingebornen ersetzen, natürlich längere Zeit währen. Aber wir wissen von sachverständiger Seite, daß die Annexion von Metz für Deutschland eine militärische Notwendigkeit war, daß sie Frankreich gegenüber eine Armee von 100000 Mann bedeutete.

Da die Schule ohne Zweifel das berufene Organ ist, das heranwachsende Geschlecht für die deutsche Sache zu gewinnen, so müßten in dieser Hinsicht noch strengere Bestimmungen zur Durchführung der Schulpflicht ergehen. Insbesondre sollte es den bessergestellten Familien nicht ermöglicht werden, ihre Kinder durch häuslichen Unterricht dem allgemeinen Schulbesuch und so auch dem Verkehr mit den Kindern aus altdeutschen Familien zu entziehen. Eine von der Verwaltungsbehörde etwa ausgeübte Aufsicht bei der Wahl des Hauslehrers kann nicht als geeignetes Gegenmittel erachtet werden. Bei der niedern Grenze des schulpflichtigen Alters sind gerade diese Gesellschafts-

Digitized by Google

klassen in der Lage, ihre Kinder in den entscheidenden Entwicklungsjahren in Frankreich ausbilden zu lassen.

In der Schulbildung steht Elsaß-Lothringen noch weit zurück gegen das Maß von Kenntnissen, das in Altdeutschland fast jeder besitzt. Unter den Landleuten sind nicht wenige, die weder schreiben noch lesen können. Hier liegt noch eine große Aufgabe für den Lehrerstand, der durch Zuziehung bewährter altdeutscher Kräfte noch gestärkt werden müßte, damit die Kinder nicht das erlernte Deutsch gar zu schnell wieder vergessen.

Durch die Einwirkung des Klerus, dessen Sympathie sich Frankreich zuwendet, ist die Schulfrage freilich besonders heikel geworden. In der französischen Zeit sollen umgekehrt die katholischen Geistlichen im deutschen Interesse, namentlich für Erhaltung der deutschen Sprache gewirkt haben.

Eine Verordnung der Bezirkspräsidenten aus dem Jahre 1887 sucht einem Mißstande zu steuern, der namentlich bei den Fremden den Eindruck erwecken könnte, als ob das Reichsland wirklich verwelscht worden sei. Es sind das die Schilder und Inschriften der Geschäfte und Läden, die selbst an solchen Orten in französischer Sprache abgefaßt sind, wo sonst die Bewohner nicht mehr, als einige in den Dialekt eingedrungene Brocken französisch verstehen. Wer Straßburg kennt, weiß, daß überall das Gewerbe oder der Beruf des Gewerbetreibenden in französischer Bezeichnung angebracht ist. Da liest man als Aufschriften der kleinsten Läden ferblantier, boucherie, charcuterie, boulangerie, quincaillerie, obwohl die Inhaber nur ihr elsässer „Ditsch“ reden. Noch mehr fällt dieser Mißstand in den kleinern Städten und Gemeinden auf. Mit der Durchführung der erwähnten Verordnungen, die allerdings keine rückwirkende Kraft haben und das Bestehende unberührt lassen, wird diese welsche Außenseite von der Oberfläche verschwinden.

Eine wesentliche Förderung würde die Germanisirung Elsaß-Lothringens durch eine Hebung der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Reichsland und Altdeutschland erfahren; die Vollendung der in Aussicht genommenen Wasserstraße zwischen Straßburg und Ludwigshafen nach dem schiffbaren Rhein wird diesen Anschluß an den Osten begünstigen. Der altdeutsche Kaufmann und Grundbesitzer zeigt sich außerordentlich zurückhaltend, und es ist darin nicht die letzte Ursache zu suchen, weshalb die einheimischen industriellen Kreise wie die Gutseigentümer ihrer frühern Gewohnheit nach an Paris festhalten. Man bringt den hiesigen Verhältnissen ein Mißtrauen entgegen, das nach der kraftvollen wie friedfertigen Politik des deutschen Reiches als unbegründet bezeichnet werden muß. Man sollte in der Kolonisirung ähnlich vorgehen, wie es Preußen in Posen gethan hat. Vermögende und angesehene Kaufleute und Fabrikanten sollten es wagen, sich in Elsaß-Lothringen niederzulassen. Gewiß würde der Kampf und die Konkurrenz mit den Eingeborenen nicht leicht sein, aber unser Kaufmannsstand klebt heute nicht mehr so an der Scholle, er ist stark und

Digitized by Google

mutig geworden. Ein mächtiger Rückhalt würde ihm an der großen Beamtenzahl gewährt werden; denn nur allzu sehr wird von dieser das fehlende kaufmännische Element, werden die Großgrundbesitzer vermißt, die in die Einseitigkeit und Einförmigkeit des Beamtenlebens Abwechslung bringen könnten. Man stelle die Mitgliederzahl der Nichtbeamten und Nichtstudirten in den deutschen Kasinos, die, von Straßburg abgesehen, den Mittelpunkt des geselligen Verkehrs bilden, zusammen, und man wird über ihre geringe Zahl erstaunt sein. Ein lebhafter Zuzug der Gewerbe- und Handeltreibenden aus Altdeutschland würde auch auf die öffentlichen Angelegenheiten eine günstige Einwirkung nicht verfehlen. Man könnte daran denken, unter der Mitarbeit solcher Kräfte in die Gemeindeverwaltungen, die jetzt auf der Grundlage der französischen Gesetzgebung in vollster Abhängigkeit vom Staate stehen, das deutsche Prinzip der Selbstverwaltung hineinzutragen. Denn anders als der Franzose, der seinen Beamten zwar mit gewaltigen staatlichen Machtbefugnissen ausstattet, aber ihn doch wieder in jedem Augenblick aus seiner Stellung entfernt, bethätigt der deutsche Bürger im öffentlichen Leben seine Teilnahme an der Einrichtung selbst und übt seine Kontrolle in der Mitwirkung.

Insbesondere aber möge es dem altdeutschen Publikum ans Herz gelegt sein, Elsaß-Lothringen zahlreicher, als es bisher geschehen ist, aufzusuchen und Land und Leute kennen zu lernen. Ein solcher Anreiz bestand bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts, wie es die Beispiele Goethes, Herders und der um sie versammelten Gesellschaft zeigen. Er scheint jetzt verschwunden zu sein. Es verlohnt sich, die kleinern Ortschaften auch außerhalb Straßburgs zu besuchen. Vom Schwarzwald, von der Schweiz und dem Jura aus sind die Blicke nach den Vogesen gerichtet. Die Reisenden sehen das Gebirge vor sich liegen, mögen aber nicht ins Innere eindringen. Ohne Zweifel sind die Vogesen dem Schwarzwald nicht gleichwertig in der Naturschönheit, in der Aufnahme und Verpflegung der Fremden durch die nicht immer gastfreundlichen Bewohner. Auch sind die Wege nicht so leicht und bequem. Erst nach dem Kriege, seit der „Schwabenzeit" ist das Interesse für die Besteigung der Berge erwacht. Aber nach dem Schwarzwald sind die Vogesen gewiß das herrlichste deutsche Mittelgebirge, und sie können es an Fernsicht auf die Alpen von den Höhen der beiden Belchen und des Roßberg mit diesem aufnehmen. Und um die alten Burgruinen und Bergeshalden schwebt die deutsche Sage und Erzählung, die von den Riesen bei Niedeck, von dem Kampfe Walters von Aquitanien, dem Waltariliede und von ruhmvollen Geschlechtern berichtet. Das St. Amariner und das Wesserlinger Thal, das waldumkränzte Zabern laden jeden ein, der sich vom Lärm in die Einsamkeit zurückziehen will. Sollte überhaupt erst einmal ein regerer Verkehr in den Vogesen stattfinden, dann wird es auch dem Furchtsamern minder bedenklich erscheinen, auf den Kammpartien den französischen Boden zu betreten. Niederbronn, ein Bad, dessen

Digitized by Google

stattliche Kurhalle den Beweis liefert, daß es vor dem Kriege stark besucht gewesen ist, hat in den letzten Jahren nur wenige Hunderte von Badegästen in der Saison aufzuweisen. Seine Quellen haben ähnliche Bestandteile wie die von Karlsbad und Kissingen. Das heranwachsende Geschlecht, das nicht mehr Zeuge der deutschen Einigung gewesen ist, möge es sich im Anblick der blutgetränkten Schlachtfelder zum Bewußtsein bringen, wie kostbar das deutsche Reich und Elsaß-Lothringen errungen worden sind.

Wie heute die Verhältnisse liegen, haben selbst die Eingewanderten noch nicht die volle Empfindung, als ob sie im Lande heimisch geworden wären, sie betrachten ihren Aufenthalt in Elsaß-Lothringen, wie wenn sie in eine Kolonie entsendet wären. Gewiß trägt hierzu beim Militär der häufige Wechsel der Garnisonorte und bei den aus allen Teilen des Vaterlandes zusammengewürfelten Zivilbeamten der Umstand bei, daß sie sich nicht genug in einander einleben. Es ist übrigens charakteristisch, daß die Mehrzahl der höhern Zivilbeamten nicht etwa aus Altpreußen herrührt, sondern in der Verwaltung aus Hessen, in der Justiz aus der Pfalz übernommen ist. Die meisten von diesen Beamten verbringen, wenn sie in den Ruhestand getreten sind, ihre alten Tage nicht in Elsaß-Lothringen, sondern kehren in das alte Vaterland zurück. In den zwanzig Jahren ist ihnen Elsaß-Lothringen noch nicht zur zweiten Heimat geworden! Eine weitere Annäherung wird sich erst bei den spätern Geschlechtern vollziehen, wenn sich die alten Familienbande mit Frankreich gelockert haben und neue mit Altdeutschen geknüpft worden sind, wenn erst die obersten Ämter mit den Söhnen des Landes besetzt werden können. Nur sehr wenige junge Reichsländer haben sich bisher entschließen können, in den höhern Staatsdienst einzutreten.

Wer die Germanisirung von Elsaß-Lothringen mit ruhigem Blick betrachtet, nachdem er sich im Lande umgesehen hat, der wird erkennen, daß wir noch nicht so weit gelangt sind, um auf alle Ausnahmemaßregeln zu verzichten. Schule und Heeresdienst werden noch lange arbeiten müssen, um den politischen Einfluß der Familie zu überwinden. Übergangsperioden pflegen mit Härten verbunden zu sein, der Lohn aber ist, daß die Zukunft gesichert wird. Nur von diesem Gesichtspunkte muß man im deutschen Reiche, wo man der Zukunft fest und sicher entgegenschaut, den durch die Sonderverhältnisse notwendigen Sonderrechtszustand von Elsaß-Lothringen beurteilen. Es ist nicht gut, wenn von außen zuviel daran gerührt wird. Verfolgt die Regierung bei ihrem Vorgehen den Grundsatz Fortiter in re, suaviter in modo, wie dies die jüngste Ermäßigung des im allgemeinen aufrecht erhaltenen Paßzwanges bezeugt, so können ihre Schritte nur gebilligt werden.

Digitized by Google

Ein kleinstaatlicher Diplomat

aus der Zeit des deutschen Länderhandels

Mitgeteilt von Karl Schwabe

Der deutsche Länderhandel, wie er sich in der Zeit vom Frieden zu Luneville (9. Februar 1801) bis zum Reichsdeputationshauptschluß (25. Februar 1803) abspielte, bildet eines der tragischsten Blätter unsrer vaterländischen Geschichte. Doch denkt man, wenn es sich um diesen Schacher handelt, gewöhnlich nur an alle die nichtswürdigen Mittel, wodurch die Gesandten der hervorragenderen deutschen Mittel- und Kleinstaaten sich in Paris selbst die Vertreter der französischen Republik geneigt machen wollten; von den Mühen und Nöten der harmloseren ganz kleinen Fürsten und Grafen, deren Arm oder Beutel nicht bis Paris reichte, hören wir selten. Und doch wird gerade durch eine Darstellung ihrer Kämpfe das trostlose Zeitbild in charakteristischer Weise vervollständigt. Selbst für diese wenig bemittelten Herren war nämlich, wenn auch in viel beschränkterer Weise, immer noch etwas zu machen, wenn sie nur einen geschickten Vertreter zur Reichsdeputation entsenden konnten; denn wurde auch das Geschäft im großen zu Paris abgeschlossen, so blieb doch für den Einzelhandel in Regensburg immer noch etwas übrig. Einer von diesen wenig bemittelten Reichsständen war Graf von Wartenberg; auch er hatte durch den Frieden von Luneville, der das linke Rheinufer Frankreich zuerkannte, seine kleine Grafschaft in der Rheinpfalz verloren und war, wie seine von gleichem Geschick betroffenen Standesgenossen, mit seinen Entschädigungsansprüchen auf die noch zu säkularisirenden geistlichen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer verwiesen worden. Als Vertreter dieses Grafen von Wartenberg bei der Reichsdeputation wirkte Joh. Friedr. Knapp*), Regierungsrat des Grafen von Erbach i. O., eines Schwagers von Wartenberg. Über seine Thätigkeit in der Wartenbergischen Angelegenheit berichtet nun Knapp, wie folgt:

*) Geboren 1776 zu Erbach im Odenwald, anfänglich in Diensten des Grafen von Erbach-Erbach, dann nach Mediatisirung der Grafschaft Erbach in großherzoglich hessischen Diensten, gestorben als Geheimer Staatsrat in Darmstadt 1848.

Digitized by Google

Graf Ludwig von Wartenberg, der letzte seines Stammes, ein Schwager meines Herrn, hatte seine Grafschaft mit seiner Residenz Meckenheim*) ebenfalls verloren und hatte versprochen, die Entschädigung, die er erhalten würde, den Söhnen meines Herrn zuzuwenden. Mein Herr hatte also ein großes Interesse an dieser Entschädigungsangelegenheit. In dem ersten Entschädigungsplan, den die vermittelnden Mächte, Frankreich und Rußland, vorlegten, war dem Grafen von Wartenberg Neckarsteinach, die Kellerei Ehrenberg und der Wormserhof zu Wimpfen zugewiesen worden. Weder der Graf von Wartenberg, damals Generaladjutant zu München, noch sein Geschäftsführer zu Regensburg, Kanzleidirektor Nonne, hatten Kenntnis von dem Ertrag der erwähnten Objekte. Sie wendeten sich an meinen Herrn; dieser schickte mich sogleich ab, und es gelang mir in einigen Tagen, die nötigen Notizen zu sammeln, um das Unzureichende dieser Entschädigung darzuthun. Graf Wartenberg ließ also dagegen reklamiren. Nun erschien ein zweiter Entschädigungsplan. Nach diesem sollten die Reichsgrafen mit den Reichsprälaturen in Oberschwaben entschädigt und diese Masse durch Württemberg und Baden nach Maßgabe des Verlustes verteilt werden. Wartenberg sollte aus dieser Masse ebenfalls seine Befriedigung erhalten. Kanzleidirektor Nonne hielt diese Verfügung für sehr nachteilig für seinen Herrn, überwarf sich darüber, wie ich erst lange nachher erfuhr, so sehr mit dem russischen Gesandten, Baron von Bühler, daß er nicht mehr vor ihm erscheinen durfte, verließ Regensburg unter dem Vorwande eines Übelbefindens, schrieb dies auf der Reise nach Frankfurt von Miltenberg aus meinem Herrn und bat ihn, den Grafen von Wartenberg von seiner Entfernung von Regensburg zu benachrichtigen. Mein Herr erhielt diesen Brief abends, und am folgenden Morgen, den 17. Oktober 1802, ernannte er mich zu seinem Regierungsrat und befahl mir, zu seinem Schwager nach München zu reisen und, wenn mich dieser bevollmächtigen wollte, seine Entschädigungsgeschäfte zu führen. Ich fuhr mit Extrapost Tag und Nacht fort, und als ich in München ankam, war Graf Wartenberg, der die Desertion seines Geschäftsmannes eben auch erfahren hatte und sich in der größten Verlegenheit befand, über die freundschaftliche Vorsorge seines Schwagers bis zu Thränen gerührt, fuhr andern Tages mit mir nach Regensburg und stellte mir dort die erforderliche Vollmacht aus, womit ich mich am 27. Oktober 1802 an Nonnes Stelle bei der Reichsdeputation legitimirte.

Ganz unbekannt mit den Revenüen der verlornen Besitzungen des Grafen Wartenberg und seinem Verhältnisse zum Reich, hatte ich gehofft, in den von meinem Vorgänger in Regensburg zurückgelassenen Akten genügende Auskunft zu finden; allein dieselben bestanden, als es mir geglückt war, sie zu finden, aus wenigen ganz unbedeutenden Blättern. Als ich nach Überreichung meiner Vollmacht die nötigen Visiten machte und zu dem russischen Gesandten, Baron von Bühler, kam, wurde ich anfangs sehr kalt empfangen. Kaum hatte ich aber geäußert, daß ich die neuen Verfügungen für meinen Kommittenten als sehr vorteilhaft betrachtete und dem Herrn Gesandten deshalb den besondern Dank des Grafen auszudrücken beauftragt sei, sprang der Gesandte von seinem Sitze auf, sagte, es sei allerdings die neue Verfügung nur in der wohlmeinendsten Absicht gegen den Grafen geschehen, es freue ihn, daß ich dies anerkenne, und wenn mir in meinen Geschäften etwas vorkäme, wo ich glaubte, daß er mir nützlich sein könne, so sollte ich mich nur an ihn wenden. Ich war sehr überrascht von diesen wohlwollenden Äußerungen — daß mein Vorgänger im entgegengesetzten Sinne gesprochen hatte, wußte ich damals noch

*) Pfarrdorf bei Dürkheim in der bairischen Rheinpfalz.

Digitized by Google

nicht —, glaubte jedoch mich nicht darauf verlassen zu können. So erfreulich diese Aufnahme war, so niederschlagend war es, als der württembergische Regierungsrat Reuß, der Herausgeber der Staatskanzlei, der eigentlich das württembergische Votum bei der Reichsdeputation als Staatsrechtsgelehrter führte, bei meinem ersten Besuch zu mir sagte: „O junger Mann, wie dauern Sie mich, das ist wohl Ihr erstes Geschäftle, was Sie machen wollen, aber der Wartenberg ist kein Reichsstand mehr, videatur Moser!“*) Diese Worte aus dem Munde eines berühmten Publizisten wirkten wie ein Donnerschlag auf mich, denn nur die wirklichen Reichsstände sollten aus der oberschwäbischen Masse, die man zur Befriedigung aller darauf angewiesenen für unzureichend hielt, in „erster Klasse,“ also vorzugsweise entschädigt werden. Tröstlicher war mir der Empfang bei dem Grafen Metternich, dem Vater des nachmaligen österreichischen Fürsten-Staatskanzlers. Dieser Staatsmann, damals auch Direktor des westfälischen Grafenkollegiums, war mit seinen Entschädigungsansprüchen ebenfalls auf die oberschwäbischen Prälaturen angewiesen worden. Er hatte Absicht auf die Prälatur Ochsenhausen.**) Ich erklärte ihm, Wartenberg mache auf diese keine Ansprüche, und da ich ihm auch etwas Schmeichelhaftes über ein Zirkularschreiben sagte, das er kurz vorher an die übrigen Grafenkollegien erlassen hatte, so nahm er mich in seine Gunst auf. Ich mußte jeden Vormittag zu ihm kommen, wo sich auch einige andre Grafen oder ihre Bevollmächtigten einfanden und über unser Wirken für das gemeinschaftliche Interesse Verabredungen getroffen wurden. Der bairische Gesandte, Graf von Rechberg-Rothenlöwen, sowie der preußische Gesandte, Graf von Görz, waren stets sehr gnädig und gefällig gegen mich. Von den französischen Gesandten Laforet und Matthieu kann ich dasselbe nicht rühmen, ich konnte ihnen aber auch weder Geld noch Wechsel durch ihren Agenten, den Löwensteinschen Geheimrat von Feder, der mir aus dieser Operation kein Geheimnis machte, anbieten lassen.

Mein Erstes war nun, nach Erbach zu schreiben, um mir von der Wartenbergischen Debitkommission, die ihren Sitz in Frankfurt hatte, die nötigen Rechnungen und Dokumente zur Liquidirung des Wartenbergischen Verlustes zu verschaffen und in Mosers Staatsarchiv nachzusehen. Ich fand darin, daß Graf Johann Kasimir von Wartenberg,***) der 1707 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, wegen nicht bezahlter Kollegialprästanden aus dem wetterauischen Grafenkollegium 1738 ausgeschlossen worden war. Es schien mir vor allem darauf anzukommen, ob die Reichsstandschaft des Grafen Johann Kasimir vor 1738 vollständig begründet und anerkannt gewesen sei. Ich ließ mir Abschriften der im Reichstag befindlichen Introduktionsakten dieses Grafen geben, und es ging daraus hervor, daß er nicht nur ein kaiserliches Einberufungsschreiben erhalten, sondern auch den Gesandten des wetterauischen Grafenkollegiums eine eigne Vollmacht ausgestellt hatte. Auf diese Dokumente gestützt, suchte ich in einem kurzen Aufsatz auszuführen, daß ein Grafenkollegium einen wirklichen Reichsstand seiner Reichsstandschaft nicht habe berauben können, da dies dem Kaiser selbst nicht zustehe, und ging damit zu Regierungsrat Reuß. Er las meinen Aufsatz durch und gab

*) Joh. Jak. Moser, Deutsches Staatsarchiv, 13 Bände. Hanau und Frankfurt, 1761—1775.

**) Bei Biberach im württembergischen Donaukreis.

***) Johann Kasimir Kolb Graf von Wartenberg, der berüchtigte Minister des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, wurde nach andern Angaben 1704 unmittelbarer Reichsgraf und starb 1712 in Frankfurt a. M. Der Ausgeschlossene war mithin ein Nachfolger jenes Johann Kasimir.

Digitized by Google

ihn mir mit der Äußerung zurück, er habe wirklich nicht geglaubt, daß in dieser Sache für den Grafen noch etwas zu thun sei, allein ich hätte den richtigen Weg eingeschlagen und sollte nur dabei bleiben, er wäre jetzt mit meiner Ansicht einverstanden.

Am 12. November 1802 trafen die subdelegirten Kommissarien, nämlich von Württemberg der Geheimrat von der Lüh und von Baden der Geheimreferendar von Hofer, zu Ochsenhausen ein, und ich ging einige Tage nachher ebenfalls dahin ab. Als ich deshalb in Regensburg Abschiedsbesuche machte, sagte mir Graf Goldstein: „Gehen Sie nur nach Ochsenhausen, Ihr Graf bekommt doch nichts, denn er ist kein Reichsstand mehr, aber mein Bevollmächtigter bekommt ein Empfehlungsschreiben von dem russischen Gesandten mit.“ Dies erinnerte mich an die mir von Baron von Bühler bei meinem ersten Besuch gegebene Zusicherung; ich ging geraden Weges zu ihm, bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an die Kommission in Ochsenhausen, und der Erfolg war, daß ich andern Tags das erbetene Schreiben von ihm erhielt, und Graf Goldstein brachte es nur dahin, daß seiner nebenbei darin gedacht wurde. So gerüstet kam ich zu Ochsenhausen an, wurde aber von Geheimrat von der Lüh ebenso empfangen wie früher von Regierungsrat Reuß. Er fragte mich nämlich über Tisch — die Kommissarien und Abgeordneten logirten und aßen zusammen in dem sogenannten Fremdenbau der Prälatur —: „In welche Klasse will denn der Graf Wartenberg gesetzt sein?“ „In die erste,“ erwiderte ich. „Ei, ei! sehr bestimmt gesprochen, aber videatur Moser!“ sagte er, worauf ich bemerkte, die Gründe meiner bestimmten Antwort wollte ich ihm angeben, wenn er mir erlauben würde, ihm auf seinem Zimmer aufzuwarten. „Das soll mir ein Vergnügen sein,“ versetzte er, „denn ich nehme sehr gern Belehrung an.“ Als ich ihn aber besucht und meine Gründe auseinander gesetzt hatte, spottete er nicht mehr, und nach sorgfältigen Beratungen mit dem badischen Kommissar und nachdem man sich auch bei einem andern Staatsrechtsgelehrten (wahrscheinlich dem Regierungsrat Reuß) Rats erholt hatte, wurde Wartenberg in die erste Klasse der zu entschädigenden gesetzt.

Meine Liquidation der Revenüen stützte ich nicht sowohl auf Rechnungsauszüge, teils weil es mir daran mangelte, teils weil die Wartenbergische Debitkommission schlecht verwaltet hatte, sondern auf den Flächengehalt der Domänen, Güter und Waldungen und die Ertragsfähigkeit derselben pro Morgen, in Rücksicht auf die verschiednen Kulturarten nach kameralistischen Grundsätzen oder Erfahrungen. Meine Berechnung stieg dadurch auf jährlich 52000 Gulden, wohl das Doppelte des wirklichen Verlustes, wurde aber von Hofrat Spittler, der zur Prüfung der Liquidationen der Kommission beigegeben war, nicht beanstandet, sondern sogar belobt. Da hiernach Wartenberg auf die zweiteinträglichste Prälatur Roth*) Ansprüche machen konnte, so nahm mich Hofrat Spittler mit, als er die Revenüen derselben untersuchte. Die Geistlichen hielten mich für ein Mitglied der Kommission und machten keine Einwendungen gegen meine Gegenwart bei dem Geschäft, die ich dazu benutzte, auf möglichst geringe Ertragsberechnungen hinzuwirken. Erst als wir abgereist waren, erfuhren die Geistlichen, daß ich ein Abgeordneter sei, und führten deshalb Beschwerde über Hofrat Spittler bei der Kommission, jedoch ohne Erfolg.

Der Graf von Sickingen war längere Zeit in pfandschaftlichem Besitz eines Teiles der Grafschaft Wartenberg gewesen und hatte 1788 das dazu gehörige Dorf

*) Bei Biberach im württembergischen Donaukreis.

Digitized by Google

Ellerstadt,*) sowie den Aspacher- und Oranienhof verkauft. Die gänzliche Berichtigung des Kaufschillings und die Immission waren aber noch nicht erfolgt, als das linke Rheinufer an Frankreich kam. Um nun die Rechte des Grafen Wartenberg zu sichern und zugleich Sickingens Entschädigung in erster Klasse zu bewirken, nahm ich die verkauften Objekte unter der Rubrik „Wartenberg für Sickingen“ in meine Entschädigungsberechnung auf. Als Sickingen dies erfuhr, kam er nach Ochsenhausen und protestirte bei der Kommission und bei mir dagegen, jedoch ohne eine Abänderung zu bewirken. Da er aber zugleich der Kommission versicherte, ich hätte die Wartenbergischen Revenüen viel zu hoch liquidirt, und er dies vermöge des lange innegehabten pfandschaftlichen Besitzes wissen konnte, die Masse auch zur Befriedigung aller, die Entschädigungsansprüche erhoben hatten, nicht zureichen wollte, so forderte mich die Kommission plötzlich auf, in aller Geschwindigkeit Rechnungen vorzulegen. Ich erwiderte, daß ich dies nicht könne, weil die Franzosen die Rechnungen zerstört hätten, daß ich längst meine Liquidation eingereicht hätte, ohne daß ein Anstand dagegen erhoben worden sei; und weil ich wußte, daß die Kommission von Regensburg aus auf Erstattung ihres Berichtes sehr gedrängt worden war und nur noch einige Tage übrig hatte, so hielt ich es für das Beste, um allen weitern Behelligungen zu entgehen, eine Reise nach Schussenried und Lindau zu machen, in der Überzeugung, daß mir die Kommission weniger abziehen würde, wenn sie aufs Geratewohl handeln müsse, als wenn ich diejenigen Rechnungen vorlegte, in deren Besitz ich war.

Als ich zurückkam, war der vom 29. Januar 1803 datirte Kommissionsbericht fertig. Wartenbergs Verlust war auf 47 000 Gulden jährlicher Revenüen herabgesetzt und ihm die Abtei Roth mit einem Ertrag von 38 850 Gulden nebst einer auf Ochsenhausen angewiesenen Rente von 8150 Gulden als Entschädigung gegeben worden. Überdies erhielt „Wartenberg für Sickingen“ das Dorf Bleß**) mit 4050 Gulden Revenüen und eine Rente von 5500 Gulden. Ich jammerte zwar sehr über den mir gemachten Abzug, aber innerlich sehr froh, so davon gekommen zu sein, und in der Überzeugung, daß der Verlust meines Kommittenten mehr als reichlich ersetzt sei, eilte ich zu ihm nach München, um ihn von dem Ausgange der Ochsenhausener Verhandlungen in Kenntnis zu setzen. Er war höchst erfreut darüber, beschenkte mich mit einer goldnen Repetiruhr, und seine besten Wünsche begleiteten mich nach Regensburg. Dort galt es, dem Kommissionsbericht die Genehmigung der Reichsdeputation zu erwirken. Ich konferirte wieder täglich mit dem Grafen Metternich. Wir hatten den Wunsch geäußert, die Grafen möchten zur Besitzergreifung förmlich autorisirt werden; dies fand aber Anstand, und während der entscheidenden Deputationssitzung vom 12. Februar 1803 schrieb der böhmische Gesandte Baron v. Schraut an den Grafen Metternich deshalb einige Zeilen, worauf wir — ich war gerade wieder bei Metternich — von jenem Wunsche abstrahirten. Metternich antwortete hiernach, und der Kommissionsbericht wurde von der Deputation genehmigt. Einige Tage später, nachdem Graf Wartenberg noch dahin gekommen war, um sich selbst von dem glücklichen Ausgang seiner Angelegenheit zu überzeugen, verließ ich Regensburg, froh über das Gelingen meines Geschäfts, aber höchst indignirt über das Benehmen mehrerer Fürsten und Grafen und ihrer Geschäftsmänner, das ich zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte.

*) Pfarrdorf bei Dürkheim in der bairischen Pfalz.

**) Bei Memmingen im bairischen Regierungsbezirk Schwaben.

Digitized by Google

Von meinem Herrn erhielt ich hierauf eine Gehaltszulage von 200 Gulden, und der Graf von Wartenberg, nachdem er Roth in Besitz genommen hatte, machte mir ein Geschenk von 4000 Gulden. Meine Diäten und Reiserechnungen, während ich als sein Bevollmächtigter agirte, beliefen sich auf 800 Gulden.

Die Bemühungen Knapps für seine beiden Auftraggeber waren nicht von dauerndem Erfolge gekrönt, denn schon im Jahre 1806 wurden mit der Gründung des Rheinbundes auch die Grafen von Erbach und Wartenberg mediatisirt.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland

Wenn das Jahr 1789 als Ausgangspunkt, das Jahr 1889 als Zielpunkt einer geschichtsphilosophischen Darstellung gewählt würde, so müßte es sich darin hauptsächlich um die Wirkungen der französischen Revolution auf die Welt und um die wirklichen oder vermeinten Ergebnisse des Jahrhunderts handeln, das seit der Eröffnung der französischen Nationalversammlung und dem Bastillensturm verflossen ist. Es darf als ein großer und nicht hoch genug zu schätzender Vorzug anerkannt werden, daß ein deutscher Denker im Jahre 1889 Studien und Betrachtungen über den Zeitgeist veröffentlicht hat, die nicht an den 5. Mai, den 14. Juli oder den 4. August des Jahres 1789 anknüpfen, sondern den Begriff des Jahrhunderts freier und tiefer auffassend, das Erscheinen von Kants „Kritik der reinen Vernunft" als den geistigen Beginn großer Wandlungen und Umbildungen auf deutschem Boden und im deutschen Leben ansehen. In dem Buche: Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland, Geschichte und Kritik, von Julius Duboc (Leipzig, Otto Wigand) haben wir jedenfalls einen ernsten Versuch vor uns, „den Zeitgeist über eine größere Strecke Weges zu begleiten, seine Wandlungen zu beobachten und über die Ursachen und Bedingungen derselben Rechenschaft zu geben." Unter Zeitgeist will Dr. Duboc „in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch die in einem bestimmten Zeitabschnitt herrschend gewordene tonangebende Gesamtrichtung des Meinens, Urteilens, Empfindens, des Geschmacks und von ihnen beeinflußt des Strebens und Wollens" verstanden haben. Natürlich konnte er sich nicht darüber täuschen, daß die Begrenzung seiner Darstellung auf das heimatliche Gebiet manchen Bedenken begegnen muß, aber er macht geltend, daß die nationale Begrenzung durchzuführen sei, „weil trotz des internationalen Charakters der unter einander verschlungenen Kulturmomente jedes groß beanlagte und wirkende Volk schließlich sein eignes Leben lebt und seine eigne

Digitized by Google

Bahn in Fußspuren beschreibt, die ihm angehören, die Abdrücke seines Wesens sind und Zeugnisse seines Erdenwandels. Sie ist aber auch, wie mir scheint, mit Vorteil durchzuführen, weil nur dadurch jene geschlossene, ins einzelne reichende auffallende Übersichtlichkeit zu erzielen ist, welche mir wertvoll und wesentlich erscheint."

In der That ist bei einer Aufgabe, wie sie sich Duboc stellt, eine möglichste Begrenzung um so notwendiger und willkommener, als der Begriff des Zeitgeistes selbst schwankend und vieldeutig bleibt. Er erläutert ihn als „die Persönlichkeit der Vielen," die der Persönlichkeit des Einzelnen gegenüber eine ausschlaggebende Bedeutung habe, er verhehlt sich nicht, daß dem Einzelnen viel mehr Zeit und Genie innewohnen könne als dem Zeitgeist, meint aber, daß dem Einzelnen gleichwohl geschichtlich nur eine untergeordnete Rolle zufallen könne. „Wenn sich dem Einzelnen die geeigneten Handhaben der Einwirkung versagen, wenn er sie verschmäht oder nicht zu benutzen weiß, so kann er, trotz des reichsten individuellen Lebensinhaltes, für die Entwicklung seiner Zeit wenig oder nichts bedeuten, er kann in diesem Sinne untergehen. Was nicht untergeht, was sich als lebendiges Kraftelement herauskrystallisirt, ist eben der Zeitgeist." Gegen diese Erklärung würde nicht viel einzuwenden sein, wenn der Verfasser nicht eins zu sehr in den Hintergrund stellte. Dies ist die Wandelbarkeit und Bestimmbarkeit der Persönlichkeit der Vielen. Wenn wir Dubocs auf scharfen Beobachtungen und mannichfachen Studien beruhende, überall den Ernst eines warmfühlenden Denkers offenbarende Betrachtungen und Darstellungen aufmerksam verfolgen, so nehmen wir bald wahr, daß der Verfasser die Kraft der Minderheiten innerhalb der modernen deutschen Gesellschaft und für die Entwicklung des „Zeitgeistes" stark unterschätzt. Er betrachtet, wo seine eigne genauere Beschäftigung mit den Zeiterscheinungen und Zeitfragen nicht ausreicht, die Zeitungen allzu willig als getreue und unbefangene Spiegel der gesellschaftlichen Stimmungen, der Geschmacksrichtungen, sobald es sich darum handelt, „das geistige Gesamtleben der Stammgenossen, wie es sich in der Gegenwart im Meinen und Urteilen, in Empfindung und Geschmack, im Streben und Wollen gestaltet hat," zu schildern. Er vergißt, daß auf allen Lebens- und Schaffensgebieten jene „rückläufigen Bewegungen im Zeitgeist," die er auf seinem eigensten, dem philosophischen Gebiete, so fein und vortrefflich beobachtet und darstellt, fort und fort stattfanden und stattfinden, daß die Geschmacksurteile und Empfindungen der höher begabten Minderheit, die von der Tagespresse entweder ganz übersehen oder in flüchtig unzulänglicher Weise gespiegelt werden, sich nach Verlauf einer gewissen Zeit entweder in Bewußtsein der Mehrheit oder in herrschende Überlieferung wandeln, somit „Zeitgeist" werden müssen. Dieser Wandlungsprozeß aber ist stumm und in gewissem Sinne selbst unsichtbar; zwischen der Zeit, wo die verehrlichen Spiegel des Zeitgeistes Schöpfungen der Kunst oder Erkenntnisse der Wissenschaft entweder

Digitized by Google

geringschätzig ignoriren oder lästern, und der, wo sie die Anerkennung derselben Schöpfungen und Leistungen als eisernen Bestandteil der Bildung voraussetzen, liegen Jahre und Jahrzehnte. Wollte man nun annehmen, daß alle diese Wasserläufe im Sande verrinnen müßten und nicht in succum et sanguinem des Zeitkörpers umgesetzt würden, so liefe man Gefahr, dem „Zeitgeiste“ gerade alles das abzusprechen, wodurch er sich zu unserm Glück noch vom Zeitgeist des sinkenden Rom und Byzanz unterscheidet. Duboc denkt natürlich nicht hieran, aber in der Besorgnis, geistige Erscheinungen mit zu schätzen, die bei den „Vielen“ noch nicht ins Gewicht fallen, geht er entschieden zu weit.

Doch gegenüber der sonstigen Bedeutung des interessanten und auch da, wo man mit ihm nicht in Einklang ist, anregenden Buches will dieser Vorbehalt wenig besagen. Der Verfasser hat seiner Umschau über das Jahrhundert, die sich im wesentlichen zur Umschau über die unmittelbare Gegenwart gestaltet, das Lessingsche Wort vorangesetzt: „Wahrheit ist der Seele notwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun.“ Es ist also zunächst ein persönliches Bedürfnis unsers Verfassers, sich mit den Erscheinungen der Zeit und namentlich mit denen auseinanderzusetzen, die übermächtig und übermütig herandrohend, wenn nicht unsre gesamte Kultur, doch deren mögliche friedliche und gedeihliche Weiterentwicklung in Frage stellen. Nun ist es schwer, mit dem Einzelnen darüber zu rechten, wie hoch er hierbei die Stärke und Macht namentlich der geistigen Erscheinungen anschlagen will, denen er sich entschlossen entgegenwirft. Den Schwimmer im Strom umrauschen die Wogen, die er teilt, anders als den Beobachter am Ufer. Und da nun der Leser eines Buches wie des Duboc'schen den Einzelfragen gegenüber bald Mitschwimmer, bald Beobachter im Trocknen zu sein pflegt, so wirkt das, was dem Verfasser als Wahrheit gilt, bald mehr, bald minder überzeugend. Unter keinen Umständen kann man sich aber dem Eindruck entziehen, daß hier eine tiefer angelegte, in ernster Arbeit und stetem Nachdenken gereifte Natur, die das Leben, die Aufgaben der Menschheit wie des Einzelnen nicht leicht nimmt, nach Wahrheit trachtet. Und so wird denn jeder Leser den Ausführungen Duboc's über „die metaphysische Periode des Zeitgeistes,“ den „realistischen Idealismus der vierziger Jahre,“ den „Pessimismus,“ den „ethischen Materialismus und seine Einwirkungen,“ den „naturalistischen Realismus,“ die „rückläufigen Bewegungen im Zeitgeist“ und endlich über „Evolution und Revolution“ willig oder unwillig, oft mit zustimmendem Anteil, immer mit Belehrung folgen. Unter jeder dieser Kapitelüberschriften birgt sich eine Fülle von Einzelerörterungen. Greifen wir nur ein Kapitel wie das vierte, über den ethischen Materialismus und seine Einwirkungen, heraus. Es handelt nach einer kurzen Einleitung von dem doppelseitigen Charakter des ethischen Materialismus, bespricht die Gründerperiode und die Signatur der aus ihr hervorgegangenen Gesellschaft, geht

Digitized by Google

von da auf das Kunstgebiet über, beleuchtet hier den Naturalismus, den Sexualismus, zieht Turgenjew, Zola, Ibsen, Richard Wagner, sowie eine Reihe minder berühmter Erscheinungen in den Kreis der Betrachtung, wendet sich von Wagners musikalischen Produktionen zu den „Problemen" der freien Liebe, der Halbwelt, der Ehe, der Familie, prüft schließlich die Umstimmung in dem seelischen Habitus des Weibes und verhält sich zu allen diesen Fragen und Erscheinungen großenteils kritisch, immer jedoch mit dem Bestreben, die Erscheinungen selbst als notwendige Ergebnisse der vorausgegangnen Erschütterungen und Wandlungen des allgemeinen Bewußtseins, als Verkörperungen herrschender Stimmungen zu erklären. Um eine Probe der Anschauungen und der Ausdrucksweise Dubocs zu geben, mögen hier einige Sätze seiner Charakteristik des neuesten Naturalismus stehen. Unsre Leser, die den Standpunkt der Grenzboten in dieser Frage hinreichend kennen, werden wahrnehmen, daß der Verfasser der lärmenden und anspruchsvollen Tendenzlitteratur des Augenblicks viel mehr zugesteht, als wir je einräumen würden und könnten, aber schließlich und in der Hauptsache doch zu der gleichen Anschauung gelangt, die in diesen Blättern beständig vertreten worden ist. Er sagt:

Ich will einmal von dem Mischcharakter der Motive ganz absehen, welche auf den Künstler bei seinem Hinabtauchen in die „abgründigsten Tiefen" des gesellschaftlichen Lebens bestimmend einwirken können. Denn er erhält dadurch ja gleichzeitig einen aufregenden Stoff und einen, der sich für eine effektvolle charakteristische Schilderung und eine realistische Kraftleistung besonders eignet. Ich will den Künstler nur als Gewissensprediger ins Auge fassen und [ihm] als solchem gerecht werden. Es soll also nur der Beantwortung der Frage gelten, ob wir denn, indem wir verneinen, daß das, was geboten und auf den Markt gebracht wird, noch eigentliche Kunst sei, noch Kunstwerke und Ziele verfolgen, blind gegen die wertvolle Mitarbeit der Kunst an dem Ringen der Zeit seien und wie wir dieselbe, wenn wir sie verpönen, zu ersetzen gemeint sind. Um die Fragestellung und die Antwort zu vereinfachen, will ich von vornherein zugeben, daß der wünschenswerte Griff ans Herz und an das Gewissen der Gesellschaft vielleicht wirksamer durch den realistischen, mit allen Mitteln der Darstellung die Einbildungskraft erhitzenden Roman besorgt werden kann, als durch die nüchternen ziffermäßigen Belege und Auseinandersetzungen von Sozialpolitikern, Volkswirten, Statistikern und sonstigen Beamten der öffentlichen Wohlfahrt. Ich will also in diesem Sinne das Vorhandensein einer Unersetzlichkeit der sozialpolitischen realistischen Dichtung als möglich zugeben. Ich für meinen Teil würde ihr nicht den Mund verbieten wollen, wenn ich es auch könnte. In diesem Zugeständnis liegt aber nicht die Einräumung, daß darin Kunst, künstlerisches Schaffen, Kunstzwecke und Kunstaufgaben zu erblicken seien. Abgesehen davon, daß eine spezielle, nicht unmittelbar mit der künstlerischen Gestaltung zusammenfallende Tendenz der Kunst überhaupt widerspricht, wird diese Frage zu verneinen haben, wer künstlerisches Schaffen nur innerhalb der drei Momente für möglich hält: Ähnlichkeit und charakteristischer Ausdruck, Ästhetisierung des Stoffes oder demgemäße Auswahl, Beherrschung der Technik des künstlerischen Ausdrucks. Er wird den mit Kunstmitteln arbeitenden revolutionären Agitator für keinen Künstler halten, weil er im zweiten Punkt die künstlerische

Digitized by Google

Grenze überschreitet, unbeschadet dessen, daß die beiden andern Punkte in hoher Vollendung vorhanden sein können. Jede hochgradig erregte Zeit hat stets an die Kunst dieselbe Anforderung gerichtet, sich ihr zu Diensten zu stellen. Soweit sie es that, ward sie gepriesen, wo sie sich weigern mußte, ward sie verunglimpft und ihren Jüngern das Verharren im Idealbereich als kühle Ablehnung und Vornehmheit vorgerückt. Der künstlerische Idealismus muß sich das gefallen lassen. Er kann eher zugeben, daß es Zeiten giebt, in denen die Kunst verkümmern muß, als daß sie ihr Wesen zur Erscheinung bringen könne, wo ihr der Boden dadurch entzogen wird, daß ihr zugemutet wird, sich in das sittlich und ästhetisch Beleidigende einzupferchen, statt von demselben zu befreien. Freilich giebt es auch auf diesem Gebiet Affektation und Schein. Nervenschwäche, Zimperlichkeit, Ziererei, Konvenienzlüge und Modegeschmack können mit ihren Ansprüchen die Maßstäbe für das, was als sittlich und ästhetisch beleidigend zu gelten hat, fälschen. Diesen falschen Rücksichten gegenüber, in die verfallen werden kann, ist derjenige im Vorteil, der die absolute Rücksichts- und Zwanglosigkeit proklamirt, denn er ist dann jedenfalls auch der falschen Rücksichten enthoben. Nur darf er daraus nicht das Recht ableiten, die Richtung zu verlästern, welche dieser Verschnörkelung des Geschmacks statt mit dem Unmaß mit dem Prinzip des Maßes und der innern Wahrheit und Einfachheit entgegenstrebt.

Wir haben bezüglich des Verhältnisses der sogenannten naturalistischen Schule zur Wirklichkeit, zur Gesamtheit unsers Lebens von Duboc wesentlich abweichende Ansichten, aber sie fallen gegenüber der gesunden Sachlichkeit seiner Schlußergebnisse hier nicht weiter ins Gewicht. Und wie in der berührten Frage, wird der aufmerksame Leser noch an zahlreichen andern Stellen des Buches ein wohlthuendes Gefühl haben, wie es durch ehrlichen Ernst und reife Bildung immer erweckt wird. Auch wer politisch und religiös auf durchaus anderm Boden steht, als Julius Duboc (und das dürfte bei den meisten Lesern der Grenzboten der Fall sein), wird vor dem Wahrheitsdrange und dem selbstlosen Aufgehen im Allgemeinleben nur die entschiedenste Achtung hegen und wo er von den Untersuchungen und Erörterungen des Verfassers nicht überzeugt wird, sich doch gefesselt und zu eignem Nachdenken über den Zeitgeist angeregt fühlen.

Neue Photogravüren

Vor einiger Zeit war ich in der angenehmen Lage, den Lesern der Grenzboten die Bekanntschaft einer Anzahl vorzüglicher Erzeugnisse der neuesten Radirungskunst zu vermitteln, und ich sprach damals die Hoffnung aus, nächstens auch von neuen Photogravüren Nachricht geben zu können. Indem ich heute dieses Versprechen erfülle, möchte ich zunächst auf einige von den Kunstwerken hinweisen, die im Verlage einer der berühmtesten französischen Firmen

Digitized by Google

erschienen sind. Ich meine das Haus Goupil u. Co. (jetzt Boussod, Valadon u. Co.) in Paris. Seit ihrem Entstehen im Jahre 1827 hat diese Verlagsanstalt nicht nachgelassen, das Vorzüglichste zu leisten, was sich nur ermöglichen ließ. Früher durch Herstellung guter Grabstichelblätter, neuerdings durch Anfertigung fast unübertrefflicher Photogravüren hat sie es erreicht, daß sie in dem Range der außerdeutschen Kunstinstitute obenan steht. Ja sie ist es recht eigentlich, der die Photogravüre die Bedeutung verdankt, die ihr unter den vervielfältigenden Künsten gegenwärtig zukommt. Als eine Erfindung, die in den Werkstätten des Goupilschen Hauses selbst durch einen Herrn Rousselon gemacht worden ist, hat sie dort immer auch besondre Pflege gefunden; und wenn auch anderwärts mancherlei ähnliche Verfahren in Anwendung gebracht werden, so ist doch die Goupilsche Photogravüre unerreicht und wird es wohl auch bleiben, so lange das Geheimnis ihrer Herstellung mit der bisherigen Strenge gehütet wird. Was sich da den Augen des Publikums als fertiges Bild darstellt, ist das Erzeugnis einer Verschmelzung der Photographie mit dem Kupferdruck. Bald vornehm kühl in schwärzlichem Grau, bald einfarbig in heitern Tönen, bald in buntem Farbenschmucke, zeigen uns diese französischen Blätter alles, was sich bis zur Stunde an Vervollkommnungen des Verfahrens hat ersinnen lassen. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles gleichwertig sei. Meinem Geschmacke wenigstens und dem einiger Personen, deren Urteil mir maßgebend ist, sagen die schwarzen und einfarbig getönten Stücke mehr zu als die bunten. Ich wähle den letzten Ausdruck mit Absicht, weil er die Eigenschaft deutlich macht, die diesen Blättern einen höhern Kunstwert nimmt. So schwierig ihre Ausführung sein mag und so gern ich zugebe, daß die Hersteller auf diese Leistungen als auf etwas besondres hinweisen können, so wenig genügen doch die bunten Photogravüren den Ansprüchen, die man an wahre Schönheit der Farben stellen kann. Es bleibt eben ein Unterschied zwischen einem Kunstwerk und einem bloßen Kunststück. Was geht es mich an, ob die vielen Farben von einer oder von vielen Platten gedruckt sind, wenn die Harmonie der Farben zu wünschen läßt, wenn sie keinen Glanz haben und sich am Ende nichts weiter darstellt als ein mäßig kolorirtes Bild? Die glücklicherweise heutzutage verschollenen bunten Aquatintablätter der englischen Stecher waren ähnliche Erzeugnisse, und wie jene, werden auch die bunten Photogravüren allmählich wieder verschwinden — sie müßten sich denn noch wesentlich ändern.

Was die Gegenstände auf den Blättern des Goupilschen Verlages betrifft, so ist klar, daß sie nicht alle auf gleicher Stufe stehen können. Sendet doch die Firma zweimal jährlich eine Menge neuer Erzeugnisse in die Welt, und wenn schon infolge dessen die stete Auswahl wirklich bedeutender Vorbilder schwierig wird, so muß außerdem die Geschäftspraxis des französischen Hauses erwogen werden, das sich zwar ein vornehmes, dabei aber doch möglichst

Digitized by Google

großes Publikum wünscht und daher jedem Geschmacke Rechnung zu tragen sucht. So wechseln denn in bunter Folge Landschaften, Tierstücke, Genreszenen, Allegorien, auch mancherlei Verfängliches mit einander ab, und sogar unsre deutschen Märchen, wie Dornröschen, Aschenbrödel und Blaubart sind der Feder eines französischen Umdichters verfallen, um als Grundlage für Goupilsche Illustrationen zu dienen. Übrigens will ich dieses Märchenbuch nicht etwa herabsetzen. Ich habe noch nie etwas Reizenderes gesehen, als diese Bilder, zu denen Edouard de Beaumont die Vorbilder geliefert hat. Der Künstler entfaltet darin den ganzen Zauber seines reichen Talents und bietet uns dessen Früchte mit so entzückendem Humor, daß wir ihm nicht böse werden können, auch wenn er noch so tolle Dinge anrichtet. Denn stillos sind die Beaumontschen Illustrationen in einem Maße, daß jeder schulgerechte Kritikus darob in Entsetzen geraten muß. Der Künstler macht sich gar nichts daraus, seine Figuren mit den Beinen in den Text des Märchens hineinragen zu lassen; seine Pflanzen wuchern vergnügt zwischen den Druckzeilen; er treibt es so weit, die Buchstaben an einer Stelle hinter den Dampfwolken eines Kochtopfes nur blaß hervorschimmern zu lassen. Aber wer könnte der Liebenswürdigkeit dieser neckischen und geistreichen Zeichnungen gegenüber griesgrämliche Einwendungen machen? Man läßt den Künstler gewähren und vergnügt sich — das ist ja am Ende auch seine Absicht. Er hätte sie aber nicht erreicht, wenn ihm nicht die Kunst der Goupilschen Werkstatt mit ihrer Vollkommenheit dazu geholfen hätte.

Was mir sonst von Photogravüren des Goupilschen Verlages bekannt ist, reicht an die künstlerische Höhe des eben besprochenen Werkes nicht hinan. Gleichwohl bietet jede der zwei jährlichen Ausgaben neuer Blätter beachtenswertes; besonders gelungen sind die Tierstücke und Landschaften. Die Bilder aus dem Leben der Beduinen von Schreyer, hervorragend durch die musterhafte Zeichnung der herrlichen Pferde, brauche ich, da sie allbekannt sind, hier nur zu nennen. Von sonstigen Tierbildern ist sehr hübsch Les Poneys de la Princesse, wobei freilich der, der den altmodischen Wunsch hat, den Titel durch das Bild gerechtfertigt zu sehen, vergeblich nach der Prinzessin oder nach irgend etwas suchen wird, was auf eine Prinzessin hindeutete. Unter den Allegorien erwähne ich die Musique sacrée et profane, ein zweiteiliges Bild von Dubufe, das auf einer Seite die heilige Cäcilie mit Engeln musizirend zeigt, während auf der andern Gesang und Instrumentalmusik durch eine Anzahl allegorischer Frauengestalten dargestellt sind. Sehr niedlich sind die Variations sur un thème connu, eine Anzahl von Kindergruppen, freilich ganz in französischem Geiste gehalten, die parodistisch die verschiednen Arten der Liebe vorführen. Von Landschaften greife ich nur zwei heraus: The old Homestead von Horace Hooger, ausgezeichnet durch die Wiedergabe des in tausend Pfützen glänzenden Regenwassers, und das Bernier'sche Bild: Les

Digitized by Google

bords de l'Isole. Eine Menge andrer, zum Teil sehr effektvoller Stücke muß ich unerwähnt lassen, weil ihre Besprechung mich allzu weit führen würde.

Wer die Leistungen des Goupilschen Verlags kennt, wird sich nicht wundern, daß sie fast bis auf diesen Tag unbestritten die Herrschaft gehabt haben; es gehört Mut dazu, mit solchen Leistungen in Wettbewerb zu treten. Gleichwohl ist das Wagnis auch bei uns Deutschen mehrfach unternommen worden, freilich nicht allenthalben mit Erfolg. Die meiste Aussicht auf ein ehrenvolles Bestehen scheint gegenwärtig der Caspersche Verlag in Berlin zu haben, auf dessen vorzügliche Produktionen auf dem Gebiete der Radirung ich die Leser schon neulich aufmerksam machte. Die Leitung dieses Instituts läßt sichs angelegen sein, eine Hebung der Photogravüre in dem Sinne anzustreben, daß sie sie aus der Reihe der bloß mechanisch nachbildenden Techniken auf die Höhe einer wirklichen Kunstübung emporzuheben sucht. Die Verschmelzung der Photogravüre und der Radirung, die wir bei einer ganzen Anzahl der Caspersschen Werke bemerken, ist an sich kein neuer Gedanke, auch kann jene Hebung natürlich nie weiter als bis zur Hälfte des Weges gelangen; trotzdem darf man sich darüber freuen, daß sich jemand findet, der sie unternimmt. Einesteils kommt darin doch wenigstens einigermaßen das Bewußtsein zur Geltung, daß das wahre Kunstwerk dem Auge und Sinn und der schaffenden Hand des Menschen, nicht der Maschine entspringt. Andernteils steht trotz ihres freudig anzuerkennenden Aufschwunges die Kupferradirung doch noch auf schwachen Füßen, sodaß es immer eine gewagte Sache ist, die hohen durch sie verursachten Kosten auf die Nachbildung solcher Bilder zu wenden, die rein durch Schönheit der Form erfreuen. Eine entsetzlich zugerichtete Madonna von Murillo, die ich kürzlich sah, lieferte den deutlichsten Beweis dafür. Den Namen des unglücklichen Radirers will ich lieber verschweigen. Und doch verdiente der Mann Lob, denn er versuchte sich doch am Größten. Aber es gelingt eben nur wenigen, und darum muß die Photogravüre vorläufig aushelfen. Natürlich nur so lange, als sie unentbehrlich ist!

Von solchen Erwägungen hat sich der Caspersche Verlag leiten lassen, als er dasjenige Bild in Photogravüre nachbilden ließ, das sich Salve Regina nennt. Gemalt von Morelli in Florenz, stellt es eine thronende Madonna dar. Die Auffassung ist etwas ungewöhnlich, modern im höchsten Grade. Das Gesicht der in ganz schlichten Gewändern bescheiden mit gesenktem Blicke dasitzenden Frau hat etwas idealisirt-porträtartiges; auf ihren Armen hält sie den Knaben, aus dessen strahlenden Augen das Heil der Welt leuchtend hervorbricht. Entzückend ist die Beimischung von Kindlichkeit, die den überirdischen Erdengast zugleich als irdischen Knaben zu erkennen giebt — die zierliche Bewegung des kleinen Fingers der linken Hand (und was für einer Hand!) gegen die Lippen. Salve Regina ist ein Werk, das ich unbedenklich neben die besten Schöpfungen der italienischen Frührenaissance stelle. Daß es gleichwohl

Digitized by Google

anders aussieht als diese, ist wohl kein Vorwurf. Oder macht man jenen Alten etwa Vorwürfe, weil ihre Kunstwerke anders aussehen, als die der von ihnen so hoch gepriesenen Antike?

Auch was uns sonst von Photogravüren in dem Casperschen Kunstsalon begegnet ist, verdient Lob, teils wegen des erlesenen Geschmacks, mit dem die meisten Sachen ausgesucht sind, teils wegen der durchweg vortrefflichen Ausführung. Einiges könnte man freilich trotz des letztern Vorzuges leicht missen. Das kleine, „Haideröschen" benannte Gänsemädchen mit den schwarzen Haaren und dem koketten Blick (von G. Wertheimer), das sich „gelangweilt" fühlende Fräulein, das ihr Blumenbegießen unterbricht, um sich in ihrer Langenweile zu einer wenig schönen Stellung auszurecken (von A. Romagnoli), und noch einiges andre erscheint doch allzu unbedeutend und der sonstigen vornehmen Bildergesellschaft nicht recht angemessen.

Da nimmt man das „Vorpostengeplänkel" von A. Sani schon lieber hin. Dieser Krieger des siebzehnten Jahrhunderts, der mit der hübschen Inhaberin einer Schenke schäkert und ganz darnach aussieht, als ob er aus dem Geplänkel bald einen regelrechten Sturmangriff machen wollte, erinnert lebhaft an die Gestalten Vineas, was keine schlechte Empfehlung für das Bild ist. Überaus anmutig ist die „Interessante Lektüre," ein Werk des Italieners Tito Conti, darstellend eine lesende junge Dame im Kostüm des vorigen Jahrhunderts, das freilich nach der von Conti beliebten Art von Anachronismen nicht völlig frei ist. Die deutsche Kunst ist durch mehrere ausgezeichnete Werke vertreten. Ich erwähne namentlich ein vorzügliches Tierstück von C. Rud. Huber, betitelt „An der Tränke," ferner ein reizendes Grützner'sches Bild, selbstverständlich einen Mönch darstellend, der voll Andacht im Klosterkeller das neueste Gewächs probirt, endlich ein Bild von Harburger: „Das Bittgesuch": in seiner Studirstube sitzt im bequemen Lehnsessel am Tische der gestrenge Herr Rat, satt und wohlbeleibt, die verquollenen kleinen Augen gleichgiltig blinzelnd auf den vor ihm sitzenden Bittsteller gerichtet. Die halbverhungerte Gestalt des letztern hat der Künstler etwas gar zu absichtlich gebildet; dennoch ist es ein wirkungsvolles Genrebild, lebendig und spannend, wie der vorletzte Akt eines Dramas.

Leistungen wie die eben besprochenen kann man, mit den gemachten Einschränkungen, als Meisterwerke bezeichnen. Sollte jemand einwenden, daß mechanische Reproduktion auf jeden Fall nur einen relativen Wert behalte, so bin ich ganz derselben Ansicht. Wenn der Kupferstich, insbesondre die Radirung, die Photogravüre einmal wieder beiseite schieben sollte, so würde eben ein Schwächerer von einem Tüchtigern besiegt werden. Bis dahin bleibt mir eine vorzügliche mechanische Reproduktion lieber, als eine mittelmäßige nichtmechanische. Sollte ich damit nicht Recht haben?

Berlin O. Doering

Digitized by Google

Alumneumserinnerungen

(Fortsetzung)

Der ganze Singechor der Kreuzschule bestand aus vierundfünfzig Jungen. Außer den zweiunddreißig Alumnen waren noch zweiundzwanzig da, die nicht auf dem Alumneum wohnten, sondern auf Kosten ihrer Eltern in Familien untergebracht waren oder auch die Eltern selbst in der Stadt hatten, aber am Chordienst teilnahmen, um freien Schulunterricht zu haben. Sie hießen „Kurrendaner."

Diese vierundfünfzig zusammen hatten Sonn- und Wochentags den Chordienst in drei Kirchen zu versorgen: in der Kreuzkirche, in der Frauenkirche und in der evangelischen Hofkirche oder Sophienkirche. In der Kreuzkirche gab es Sonntags Frühgottesdienst, im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr, Vormittagsgottesdienst um halb neun Uhr und Nachmittagsgottesdienst um halb drei Uhr, jeden Wochentag dreiviertel zwei Uhr Betstunde, außerdem Donnerstags früh um sieben Uhr Wochenkommunion, Freitags früh Betstunde und Sonnabends halb zwei Uhr Vesper. In der Frauenkirche war Sonntags Vormittags- und Mittagsgottesdienst, in der Woche nichts. In der Sophienkirche bestand eine eigentümliche Teilung. Sonntags Vormittags galt sie als Hofkirche, da war Hofgottesdienst, eine Einrichtung, die noch aus der Zeit stammte, wo der Hof evangelisch gewesen war; für diesen Gottesdienst war ein besondrer Organist da, und ein besondrer kleiner Singechor, die Kapellknaben. Sie sangen aber nur Sopran und Alt, daher blickten wir mit einer gewissen Geringschätzung auf sie hinab und nannten sie „Kapellschuster." Mittags und nachmittags dagegen galt die Kirche als Stadtkirche, und da hatten wir Kreuzschüler den Gottesdienst zu besorgen. Zu alledem kam dann noch die Kurrende, Brautmessen, Leichensingen vor den Häusern und Leichensingen auf den Kirchhöfen.

Um diesen vielfachen Aufgaben genügen zu können, war der Chor in verschiedner Weise gegliedert. Die Alumnen allein waren in drei „Amtsparten," die Alumnen und die Kurrendaner zusammen in zwei „Chöre" und außerdem in vier „Wochenparten" geteilt. Eine „Amtspart" bestand also aus zehn, ein „Chor" aus siebenundzwanzig, eine „Wochenpart" aus dreizehn Jungen. Jede Part war, ebenso wie die beiden Chöre, vollständig vierstimmig; sie

Digitized by Google

bestand etwa aus vier Sopranisten und zwei oder drei Altisten, Tenoristen und Bassisten. An der Spitze jeder „Part“ stand ein „Vorsänger,“ an der Spitze jedes „Chors“ ein „Präfekt.“ Die beiden ersten in jeder Stimme hießen und waren „Solosänger.“

Diese ganze Einteilung wurde zu Beginn jedes Semesters, zu Ostern und zu Michaeli, von neuem festgestellt. Wer in der Zwischenzeit die Stimme wechselte, aus dem Sopran in den Alt, in den Tenor oder, was auch geschah, in den Baß umschnappte, mußte bis zu Ende des Semesters in der bisherigen Stimme weiterpfeifen. Schonung gab es da nicht. Am Semesterschluß hielt der Kantor eine kurze Stimmprobe ab; nach deren Ausfall wurde die Neuordnung der Parten vorgenommen, bei der zugleich die Neulinge mit eingereiht wurden. Ein einzigesmal kam es vor, daß der Kantor mitten im Semester einen in eine andre Stimme steckte. Er hatte in der Singestunde gehört, wie einer im Sopran fortwährend „überschnappte“; da neigte er sein Haupt, horchte herum, bis er ihn herausgefunden hatte, und führte ihn stillschweigend am Ohrläppchen zu den Tenoristen. Freilich gab es auch Fälle, wo die Jungen selbst so lange als möglich in einer Stimme zu bleiben suchten. Die beiden Solosänger im Sopran führten einen besondern, sehr vornehmen Titel: sie hießen „Ratsdiskantisten,“ und mit diesem Titel war eine schöne Einnahme verbunden, sie bekamen jeder allmonatlich vom Rate einen Thaler, gewiß infolge einer Stiftung, die in alten Zeiten einmal jemand, der in die Jungen verliebt gewesen war, gemacht hatte. Schon um dieser Einnahme willen, noch mehr aber um der sonstigen Einnahmen willen, die den Solosängern zuflossen, suchten sie so lange, als es die Stimme irgend hergab, in dieser Stellung zu bleiben. Welcher Kummer, wenn dann das hohe a nur noch mit Fistelstimme zu ermöglichen war, dann auch das g, das f, und endlich gar die Mittellage rauh und krähig wurde, sodaß man den Ratsdiskantisten spöttisch einen Raazdiskantisten nannte!

Entworfen wurde die neue Ordnung stets vom Kantor in Gemeinschaft mit den beiden Präfekten, und zwar in der Wohnung des Kantors, wobei es gewöhnlich ein Fläschchen Wein gab. Die entscheidende Stimme hatten aber doch die Präfekten, die ja die Einzelnen viel genauer kannten als der Kantor. Daher wurden auch vorher eine Menge Bitten an die Präfekten gebracht: da wollte der und der Vorsänger gern den und den Sopranisten in seine Part haben, da wollten hier ein paar Busenfreunde, dort ein paar Landsleute zusammen in eine Part gesteckt sein, und was dergleichen mehr war. Wenn dann die Präfekten mit dem frisch geschriebenen „Chorzettel“ aus der Kantorwohnung kamen — welches Gedränge um die Küchenthür auf der Tablate, wo er nach altem Herkommen angeschlagen wurde! Da gab es frohe und enttäuschte Gesichter. Die Einrichtung des Chorzettels sehe ich noch deutlich vor mir. Links standen in zwei Kolumnen die beiden Chöre, rechts oben die Amtsparten, darunter die

Digitized by Google

Wochenparten. Am schwächsten war es gewöhnlich um den Alt bestellt. Ich glaube auch gar nicht, daß der Alt eine Knabenstimme ist; einen wirklich schönen Alt kann immer nur eine Frau singen. Ein Knabenalt ist nichts weiter als ein heruntergequetschter Sopran oder ein hinaufgeschraubter Tenor, und da auch im vierstimmigen Gesang, wenn er nicht figurirt ist, der Alt die undankbarste Rolle hat, so war gewöhnlich zum Alt die geringste Neigung da; am liebsten suchte man ihn zu überspringen.

Mit einem besondern Nimbus waren natürlich die beiden Präfektenstellen umgeben, besonders die erste. Der erste Präfekt hatte das Präfektenbuch in seiner Verwahrung, einen alten Quartband, den er bei seinem Amtsantritt vom Vorgänger gegen eine Kaution von fünf Thalern erhielt, um ihn später ebenso an seinen Nachfolger weiterzugeben. Dieses Präfektenbuch wurde den Augen der übrigen um keinen Preis gezeigt, sein Inhalt war tiefstes Geheimnis. Das war aber auch nötig, denn wenn der Nachfolger den Inhalt vorher gekannt hätte, hätte er sich vielleicht geweigert, es zu übernehmen: es stand nämlich weiter nichts drin als ein paar veraltete Bestimmungen und die vollständige Reihe der ersten Präfekten, zurück, wenn ich nicht irre, bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, jeder von eigner Hand eingeschrieben. Das war ja gewiß fünf Thaler wert, doch war die Schätzung immerhin Gefühlssache, und darum war es klug, das Schicksal des Buches noch auf andre Weise zu sichern.

Im Frühgottesdienst in der Kreuzkirche hatten nur die Amtsparten zu singen. Nur bei ihnen war man sicher, daß sie zu so früher Stunde pünktlich und vollzählig zu haben waren. Aller drei Wochen also mußte der Alumnus auch Sonntags frühzeitig aus den Federn, die beiden andern Sonntage konnte er ausschlafen. Am schlimmsten waren auch hier wieder die Kleinen dran. Der letzte in jeder Part hatte das Amt des „Aussteckers." Es war das eine ganz abscheuliche Einrichtung. Die Aufgabe des kleinen Burschen bestand darin, etwa eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes in die Sakristei zu gehen, dort den „Liederzettel" zu holen, den der Kirchendiener (wir bezeichneten ihn mit einem etwas despektirlichen Namen, den ich hier nicht wiedergeben kann, den aber jeder „Letzte" in der Part, in der Kammer, wie in der Schulklasse führte) vorher aus der Wohnung des Geistlichen geholt hatte, und nun die Liedernummern an den schwarzen Tafeln, die auf der Emporkirche an mehreren Säulen angebracht waren, „auszustecken." Diese Tafeln waren drehbar. Um die Nummern auswechseln zu können, drehte man die Tafel von der Säule herum bis an die Emporenbrüstung, trat auf die Brüstung und nahm nun die alten Ziffertäfelchen heraus, um die neuen einzuschieben. Nun denke man sich, daß diese so herumgeschlagene Tafel in keiner Weise — etwa durch einen Haken — an der Brüstung befestigt werden konnte, daß die Oberfläche der Brüstung etwas schräg war, um Gesangbücher darauf

Digitized by Google

legen zu können, daß man auf dieser schrägen Brüstung stehend mit der einen Hand die Ziffertäfelchen zu wechseln, mit der andern die Tafel zu halten und sich gleichzeitig daran anzuhalten hatte, und man wird verstehen, warum ich die Einrichtung abscheulich genannt habe. Daß in den acht Jahren meiner Alumneuzeit bei diesem Ausstecken kein Unglück vorgekommen ist, daß so ein kleiner Ausstecker nicht einmal von der Brüstung hinunter ins Schiff und in die Kirchenbänke gestürzt ist, daß ich selber nicht hinuntergestürzt bin — denn ich habe das Ausstecken hundertmal besorgen müssen —, ist mir heute ein reines Rätsel. Jetzt überläufts mich schon, wenn ich mirs nur wieder vorstelle.

In den Amtsparten hatte aber der Ausstecker auch noch das Amt des „Weckers." Er mußte sich am Sonnabend Abend beim Bambel melden und war nun der erste, der am Sonntag früh etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes aus den Federn geholt wurde, um dann die übrigen zu wecken, die zur Part gehörten. Du lieber Gott, war das eine Not! Man sollte sich selber in wenigen Minuten zum Chordienst ankleiden, inzwischen noch drei- bis viermal von Bett zu Bett laufen, um die Part aus dem Schlafe zu rütteln, und dann noch rechtzeitig in der Kirche sein, um das Ausstecken zu besorgen! Zum Glück gab es in jeder Part einen „Nachwecker"; das war der Vorletzte. Ehe man in die Kirche hinüberlief, überzeugte man sich, daß wenigstens der Nachwecker wirklich aus dem Bett war, und überließ es dann dem, die übrigen vollends herauszubringen. Was dem Nachwecker nicht gelang, mußten schließlich die Glocken besorgen. Sowie die Glocken zu läuten anfingen, sprangen die Letzten aus den Betten, fuhren wie der Teufel in die Hosen und standen, wenn das Orgelvorspiel vorbei war, richtig noch zum ersten Liedervers auf ihrem Platze. Der Organist dehnte schon sein Vorspiel ein bischen aus, bis alle dawaren, und die Kirchgänger konnten sich das auch gefallen lassen, denn der Alte war, bei all seiner äußerlichen Unscheinbarkeit, ein Musikus recht von Gottes Gnaden und phantasirte herrlich. Einmal geschah aber doch das Unerhörte: der Nachwecker verschlief es, und ich war der Unglückselige, den die Verantwortung traf! Ich hatte ihn, bis ich zum Ausstecken lief, nicht aus dem Bette bringen können, hatte ihm aber zuletzt noch ein paar Klitsche auf seine feisten Schenkel versetzt, in der Hoffnung, daß die eine Weile nachwirken würden. Aber die Glocken hatten ausgeläutet, der Organist hatte sein Vorspiel schon so lang gemacht, daß es anfing, auffällig zu werden, und noch immer ließ sich niemand weiter auf dem Chore sehen. Wir entschlossen uns endlich — wir, der Organist und ich! —, das Lied anzufangen. Ich sang, so laut ich konnte, um die ganze Part zu ersetzen. Vielleicht merkts niemand, dachte ich. Aber ich hatte kaum einen Liedervers gesungen, so erschien auf dem Altarplatz in der Sakristeithür das lockige Haupt des Kirchendieners. Er mußte die Sachlage sofort durchschaut haben, denn

Digitized by Google

er ist dann — wie mir erzählt wurde — hinüber in die Schule gekommen, dort schreckensbleich im Schlafsaal erschienen und — er war ein ängstliches und dabei sehr höfliches Männchen — zitternd in die Worte ausgebrochen: „Meine Herren, Sie möchtens wohl verschlafen haben, der Ausstecker singt ganz alleine drüben!" Da kamen sie denn endlich.

Dreimal im Jahre aber sprangen wir alle vergnügt aus den Betten: zum Turmsingen am ersten Feiertage der drei hohen Feste. Das war doch immer aufs neue wieder ein Gaudium! Zu Ostern und zu Pfingsten um vier Uhr, zu Weihnachten um fünf Uhr zog die ganze Schar die enge steinerne Wendeltreppe des Kreuzturms hinan. Alle Glocken läuteten, auch die große, die nur an Festtagen bei vollem Geläute drankam. Die dicken Turmmauern schienen zu zittern. Immer näher kam das Summen und Brummen. Jetzt — man hörte sein eignes Wort nicht mehr — gings an der offnen Thür des Glockenbodens vorbei, da schwangen, an mächtigen Seilen gezogen, die Glocken auf und nieder, und dann noch höher hinauf, während der Schall wieder dumpfer wurde, bis zur Türmerwohnung. Hier ein kurzes Verschnaufen — dann gings hinaus auf den von eisernem Geländer geschützten Umgang, wo schon die Bläser des Stadtmusikchors unser harrten. Welches Vergnügen, von dort oben an einem schönen Pfingstmorgen die Stadt zu überschauen, den Altmarkt zumal, der von Menschen wimmelte, denn auch für die Bürgerschaft war ja das Turmsingen immer eine Freude; viele, die sich zu einem Pfingstausflug aufgemacht hatten, wollten auf dem Markt erst noch den Pfingstchoral mitnehmen, der aus der Höhe herniederklang. Zu Weihnachten freilich, da sah es anders aus. Da zogen wir hinauf wie eine Schar vermummter Schreckgestalten, im Schlafrock, darüber den Winterpaletot, dicke Shawls um Hals und Ohren gewickelt, und oben war manchmal eine Kälte, daß den Bläsern die Instrumente einfroren und sie aller drei, vier Töne überschnappten. Aber ein Gaudium wars doch!

Den Sonntagsvormittagsgottesdienst hatten die beiden andern Amtsparten zu besorgen; die Kurrendaner wurden zur Hälfte in die Kreuzkirche, zur Hälfte in die Frauenkirche geschickt. Für die vier Mittags- und Nachmittagsgottesdienste waren die vier Wochenparten bestimmt, die aber auch einander so nachrückten, daß innerhalb von vier Wochen jede Part einmal an jeden Gottesdienst kam. An manchen Sonntagen war man also um ein Uhr, an manchen erst um vier Uhr fertig. Ähnlich waren die Betstunden und der sonstige Wochengottesdienst verteilt, auch da kam jeder einmal an jedes. Einzelne Vertauschungen und Stellvertretungen waren mit Genehmigung der Vorsänger gestattet.

Bei den Betstunden wurden die Lieder ohne Orgelbegleitung gesungen. Der Vorsänger stimmte einfach den Choral an, und sofort wurde vierstimmig eingesetzt. Manche Vorsänger bedienten sich, um richtig anfangen zu können,

Digitized by Google

einer Stimmgabel. Doch galt das im allgemeinen nicht für ehrenvoll, der Vorsänger sollte so viel Musik im Leibe haben, daß er ohne weiteres jeden Ton angeben konnte. Man riskirte das auch, nur stellte sich dann manchmal nach zwei Zeilen heraus, daß man viel zu hoch oder viel zu tief angefangen hatte: der Diskant konnte nicht hinauf oder der Baß nicht hinunter. In der Kreuzkirche befand sich am Notenpult in der Mitte des Chors ein drehbarer eiserner Leuchter. Daran war irgendwo ein Eisenplättchen los, das, wenn man es mit dem Finger anschnippte, in Schwingungen geriet und das schönste a summte. Dieses Plättchen war der heimliche Tröster aller Vorsänger und hat manches Unheil verhütet.

Daß wir bei all dem vielen Kirchengehen nicht mit Erbauungsstoff überfüttert wurden, dafür sorgten wir selbst. Von hundert Predigten haben wir keine zehn mit angehört. Wenn der Prediger auf die Kanzel gestiegen war, mußten wir zwar zunächst noch ein paar Minuten aushalten; denn wenn er seine Einleitung gemacht und das „Thema" und die üblichen „drei Teile" genannt hatte, wurde ja erst noch der „Kanzelvers" gesungen. Sowie aber von dem der letzte Ton verklungen war, überließen wir die weitere Ausführung der drei Teile dem Prediger und der Gemeinde, und die ganze Part verschwand aus der Kirche — geduckt und auf den Zehen, um jedes Geräusch zu vermeiden, was leider doch nicht immer gelang, denn es gab in den alten vertrockneten Chorpodien Stellen, die niederträchtig knackten, wenn man auch noch so leise auftrat. Wie lange die Predigt dauern würde, wußten wir sehr genau; jeder Prediger hatte sein bestimmtes Maß. Des einen Worte loderten wie Feuerflammen, aber in längstens fünfzehn Minuten war alles niedergebrannt; ein andrer — wir nannten ihn den „Damenprediger" — brauchte zwanzig Minuten, bis er sich auf den Wellen seines schönen, hohen Barytons satt geschaukelt hatte; ein dritter ließ seine Mühle eine volle halbe Stunde klappern. Weit entfernten wir uns ja nicht. Im Sommer schlenderten wir ein paar mal um die Kirche oder lehnten an der Kirchthür, im Winter wärmten wir uns irgendwo, während der Frühpredigt natürlich drüben auf dem Alumneum beim Kaffee — denn an Kirchenheizung dachte damals noch niemand, empfanden wir es doch schon als eine ganz gotteslästerliche Neuerung, als in der Kreuzkirche Gasbeleuchtung eingeführt wurde und die Kirchenbesucher nicht mehr nötig hatten, im Frühgottesdienst im Winter ihr Lichtchen neben dem Gesangbuch aufzupflanzen. Im Notfall war auch der Organist da, der stets in der Kirche blieb und ein paar Vorspielgriffe mehr that, bis wir alle wieder beisammen waren. Manchmal gab es freilich auch hier ein Unglück. Einem Prediger war der Faden etwas eher ausgegangen, als wir gedacht hatten, und der Organist mußte auffällig lange spielen, um die Lücke auszufüllen. Da wurde dann wieder einmal eingeschärft, daß wir während der Predigt unbedingt auf dem Chore zu bleiben hätten. Aber nach ein paar Wochen bröckelte

Digitized by Google

doch wieder einer nach dem andern ab, der Vorsänger voran, die andern hinterher. Es war aber auch durch das Dableiben nicht jedes Unglück ausgeschlossen. Die Kapellknaben der Sophienkirche hatten für den Winter große schwarze Filzschuhe, sogenannte Bärlatschen, in die sie gleich mit den Stiefeln fuhren. Sie schlossen sie gewöhnlich ein, damit wir sie nicht mitbenutzen könnten. Einmal waren aber doch ein paar stehen geblieben und wurden nun für uns während der Predigt zu einem willkommenen Spielzeug: wir sackten sie uns gegenseitig mit den Fußspitzen zu. Nun lag der Altarplatz in der Sophienkirche dem Chor nicht gegenüber, sondern zur Rechten des Chores, auf derselben Schmalseite der Kirche. Da wollte es das Unglück, daß ein solcher Latsch über die Chorbrüstung flog, hinunter auf den Altar, unmittelbar vor das Kruzifix! Wir waren starr vor Schrecken und völlig ratlos; das Ding war ja auf keine Weise dort wieder wegzubringen. Nach der Predigt kam der Geistliche zur Liturgie und sah die Bescherung. Die ganze Part wurde in die Sakristei bestellt, wir erzählten offen und ehrlich, wie alles zugegangen war, im Innern mag wohl auch der Geistliche gelacht haben, wir erhielten aber doch eine niederschmetternde Strafpredigt und zitterten noch lange vor den Folgen, die glücklicherweise ausblieben.

An manchen Sonntagen — und vor allem natürlich an den hohen Festtagen — war vormittags Kirchenmusik, wobei das Stadtmusikchor den Orchesterteil besorgte. Dazu mußte, solange die Kantate oder was es nun war, dauerte, die Part, die den Frühgottesdienst gehabt hatte, sich zur Verstärkung einfinden. Beide Chöre zusammen aber — also alle vierundfünfzig — waren nur in der Sonnabendsvesper in Thätigkeit, wo in der Regel eine Motette und dann, nach einer kurzen Liturgie, eine Arie, beides a cappella, d. h. ohne Musikbegleitung, gesungen wurde. Die Kirchenmusiken leitete der Kantor selbst, die Vesper Woche um Woche abwechselnd der erste und der zweite Präfekt.

Nur diese Kirchenmusiken und Vespern waren es denn auch, die im Laufe der Woche einige Vorbereitung in Gestalt von „Singestunden" zu erfordern schienen; die Choräle des gewöhnlichen Gottesdienstes bedurften keiner Übung. An einem der ersten Wochentage, oft auch erst an einem der letzten, war nach dem Vormittagsunterricht „Singestunde." An welchem Tage, das hatte, soweit es sich um die Vorbereitung zur Vesper handelte, der Präfekt zu bestimmen, der die Woche hatte; er bestimmte auch die Motette und die Arie, die am Sonnabend gesungen werden sollten. War eine Kirchenmusik in Sicht, so setzte der Kantor eine Singestunde an, der übrigens jeden Vormittag in der „großen Freiviertelstunde" durch den „Kantorfamulus" in seiner Wohnung — er wohnte gleich neben der Schule in dem schmalen Schulgäßchen — begrüßt und um seine etwaigen Wünsche und Anordnungen befragt werden mußte. Die Stellung des Kantorfamulus war eine beneidete Ehren- und Vertrauensstellung, zu der sich der Kantor stets ein flinkes und freundliches

Digitized by Google

Bürschchen, gewöhnlich den zweiten Ratsdiskantisten, aussuchte. An vielen Tagen wurde er gleich an der Saalthür abgefertigt mit dem Bescheid: „Es ist nichts heute.“ An andern wurde er aber auch hereingerufen, erhielt dann mündlich die Weisungen des Kantors, zugleich den etwa mitzunehmenden Notenpack und, wenn das Glück günstig war, auch ein Glas Weißwein, ja sogar eine halbe Buttersemmel mit geschabtem rohem Rindfleisch, denn der Kantor pflegte um diese Stunde auf seinem roten Plüschsofa zu sitzen und zu frühstücken.

Nach Schluß des Vormittagsunterrichts versammelte sich der ganze Chor, Alumnen und Kurrendaner, oben auf dem Alumneum. Da zog der Präfekt die Klingel und rief dabei entweder: „Nichts zu singen“! oder: „Alle Singestunde“! worauf entweder alle vergnügt aus einander stoben oder, weniger vergnügt, sich hinunter in den Singesaal verfügten. An einem der letzten Wochentage, meist am Donnerstag oder Freitag, kam dann der Kantor selbst zur Singestunde, hörte sich an, was der Präfekt eingeübt hatte, probirte wohl auch an diesem Tage erst, wenns nicht schon früher geschehen war, die Kirchenmusik für den Sonntag.

Im allgemeinen wurde nicht viel geübt. Von einer Übung, um zu üben, war nie die Rede. Von den kleinen Neulingen, die zu Ostern oder zu Michaeli in den Chor eintraten, galt im eigentlichen Sinne das Wort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.“ Der Kantor sah bei der Aufnahme nur auf hübsche Stimme, „Gehör“ und ein klein wenig musikalische Vorbildung. Irgend welchen Unterricht gab es nicht für sie, sie wurden mitten drunter gestellt unter die Übrigen, und in wenigen Monaten sangen sie alles tapfer mit. Der Umkreis dessen, was gesungen wurde, war freilich nicht groß. Er bestand in der Hauptsache aus einem Bande Motetten — vielleicht vierzig — und einem Bändchen Arien — vielleicht fünfzig —, von denen manche noch dazu nie drankamen; wie bald war man da herum und konnte wieder von vorn anfangen! Die Singestunden waren deshalb auch nicht sehr beliebt, besonders wenn, wie es freilich bisweilen vorkam, recht unmusikalische Präfekten an der Spitze standen. Das Präfektenamt war nämlich ein reines Aucienmitätsamt. Präfekten waren stets die beiden obersten Primaner des Singechors; ob sie besondre Befähigung dazu hatten, darnach wurde nicht gefragt, sie waren an der Reihe gewesen, mußten also verbraucht werden. Was konnte ein solcher Präfekt dem Chore viel lehren? Er trat eben hin und fuchtelte mehr oder weniger anmutig mit dem Taktstock in der Luft herum, und wir sangen. Wenn p. dastand, sangen wir leise, wenn f. dastand, sangen wir laut, und auf ein leidliches crescendo und decrescendo verstanden wir uns auch. Mit Tonbildung, Aussprache, Atemverteilung, gar mit „Phrasirung,“ wovon jetzt so viel geschwafelt wird, belästigte uns niemand. Von den wohlfeilen Mätzchen, mit denen sich heute jeder lumpige Gesangverein spreizt: dem unnatürlichen

Digitized by Google

Unterdrücken der unbetonten Silben, dem rohen Kontrast zwischen Fortissimogebrüll und Pianissimogesäusel und ähnlichem wußte man damals überhaupt noch nichts. Machten wirs gut, so machten wirs eben von selber gut, weil es uns so gefiel, weil es uns so am hübschesten zu klingen schien, und weil es immer so gemacht worden war. Es kam vor, daß der Präfekt, wenn eine Motette durchgesungen war, nicht ein Sterbenswörtchen dazu zu sagen wußte, wir hätten sie wahrscheinlich ohne Probe am Sonnabend genau so gesungen — wozu also die Singestunde? Es gab aber doch auch musikalischere Präfekten, die die hergebrachte Aufgabe einmal etwas anders auffaßten und anfaßten, die über die oder jene Stelle einen Wink zu geben wußten, sie wiederholen ließen, hie und da die Stimmen einzeln singen ließen, wohl gar — horribile auditu! — neue Motetten brachten, die noch nie gesungen worden waren, an der Klingel den unerhörten Ruf ertönen ließen: „Sopran und Alt Singestunde!“ u. ähnl. Die erregten dann natürlich anfangs etwas Mißvergnügen, aber schließlich waren sie uns lieber als die unmusikalischen, bei denen alles, wie von selber, in den hergebrachten Gleisen trottete.

Etwas mehr zu üben und zu probiren gab es in den acht oder vierzehn Tagen vor Ostern, Pfingsten und Weihnachten. An den drei hohen Festen waren an beiden Feiertagen fast alle Gottesdienste mit Kirchenmusik ausgestattet. Dazu kam, daß am Karfreitag stets ein „Oratorium“ aufgeführt wurde — etwa Beethovens „Christus am Ölberge“ oder Haydns „Sieben Worte des Erlösers am Kreuze.“ Dazu mußten doch ausnahmsweise etwas größere Anstrengungen gemacht werden, der Kantor hielt da öfter selbst einmal eine Singestunde ab, wobei wir seine Geschicklichkeit, aus der Partitur — er hatte nie Klavierauszüge! — eine klangvolle, alles Wesentliche erschöpfende Klavierbegleitung zu schaffen, immer aufs neue bewunderten, und endlich wurde dann eine große, gewöhnlich einen ganzen Vormittag ausfüllende „Musikprobe“ mit dem Stadtmusikchor abgehalten, bisweilen in der Kirche, oft aber auch nur im Singesaal der Schule, obwohl in der Kirche die Sänger und Spieler ganz anders aufgestellt waren als im Saale, also sehr leicht einmal hätte „umgeschüttet“ werden können. Es kam aber selten ein Unglück vor; höchstens daß einmal einer von den Bläsern, die auf dem linken Seitenchor standen und daher der zusammenhaltenden Gewalt der Taktstockspitze und der Blicke des Kantors etwas weiter entrückt waren, an unrechter Stelle dazwischenfuhr. Freilich entsinne ich mich auch des peinlichen Vorgangs, daß ein Chorsatz — ich glaube gar, es war in einem Karfreitagsoratorium — infolge der Unsicherheit des Orchesters vollständig in Verwirrung kam, der Kantor abklopfen und, während sich die Köpfe aller Zuhörer ängstlich nach dem Chore richteten, den Satz von vorn beginnen mußte.

Eine ganz eigentümliche gottesdienstliche Aufgabe war endlich noch die „Büttelei,“ d. h. der Gesang beim Gottesdienst im Gefängnis. Aller vier

Digitized by Google

Wochen, glaube ich, fand an einem Wochentage früh im Gefängnis ein regelrechter Gottesdienst mit Predigt statt, zu dem eine kleine Anzahl Chorschüler kommandirt wurden. In einem engen Betzimmer saßen, getrennt und hinter hohen Ständen abgeschlossen, die gefangenen Männer und Frauen; für uns stand eine kleine Bank neben der Kanzel, den Mädchen gegenüber. Es war immer eine schaurige Stunde für uns. Bald malten wir uns aus, daß einer von den Grankitteln, deren Köpfe dort über die Holzwand schauten, ausbrechen könnte, bald beschäftigten uns die Gesichter, Thaten und Schicksale der zum Teil sehr hübschen Sünderinnen, die uns gegenüber saßen und die jedesmal in lautes Schluchzen ausbrachen, wenn der Prediger sich besonders an sie wandte und ihnen ins Gewissen redete. Wir waren froh, wenn wir wieder in der freien Luft waren — auch schon unsrer Nasen wegen, denn das ganze Haus roch nach armen Sündern.

Damit wäre wohl erschöpft, worin unsre gottesdienstlichen Aufgaben bestanden. Nun die außergottesdienstlichen. Was wir „Kurrende" nannten, war nur noch ein kümmerlicher Überrest der Einrichtung, die es ehemals gewesen war, vielleicht nicht einmal das, vielleicht nur die Übertragung des alten Namens auf etwas andres. Mit Kurrende bezeichnet man ja eigentlich die Sitte, daß die Chorschüler an gewissen Festtagen Choräle und Lieder singend durch die Straßen zogen. Das war zu meiner Zeit längst abgekommen. Kurrende nannten wir folgendes. An einzelnen Sonntagen lief der ganze Chor, Alumnen und Kurrendaner, unmittelbar nach Schluß des Vormittagsgottesdienstes vor einige in Altstadt am Markt und in der Nähe des Marktes gelegene Häuser, eins auf der Schloßgasse, eins auf der Weißengasse u. s. w. — es waren drei oder vier —, stellte sich im Halbkreis um die Hausthür, der Präfekt an die Thür, und sang eine Motette oder Arie. Wahrscheinlich lagen alte Stiftungen zu Grunde; irgend jemand hatte in alter Zeit auf ein Haus ein Darlehen, eine Hypothek gegeben, aber keine Zinsen genommen, sondern die Zinsen an die Schule gewiesen und sich dafür das Singen ausbedungen. Uns war die Einrichtung im höchsten Grade unangenehm. Aus mehreren Gründen. Erstens raubte sie vielen die kurze Erholungspause zwischen dem Vormittags- und dem Mittagsgottesdienst und ließ ihnen kaum ein paar Minuten zum Essen übrig. Der Hauptgrund aber war die garstige Prostitution vor dem Sonntagspublikum. Ich muß hier mit ein paar Worten unsrer Kleidung gedenken.

Als ich 1854 Chorschüler wurde, war unsre vorgeschriebene Kleidung für alle chordienstlichen Handlungen Frack und Zylinder! Ich sehe mich noch als zehnjährigen Jungen, wie ich zum erstenmale während der Mittagspredigt vor der Sophienkirche auf dem Straßenpflaster stand und in der Mittagssonne meinen eignen Schatten in Frack und Zylinder bewunderte. Zu beiden gehörte eigentlich noch ein Drittes, nämlich ein Chormantel aus schwarzem Mohair,

Digitized by Google

ohne Schnitt, ein Ding, etwa wie es einem der Haarschneider umhängt. Aber dieser Chormantel wurde bei der Aufnahme nur erwähnt, drauf gedrungen wurde nicht mehr, und so schaffte sich ihn auch niemand mehr an. Es gab aber noch eine Anzahl aus frühern Jahren in den kleinen Kurrendanerschränken, die auf der Tablate standen, und in denen die Kurrendaner für unvorhergesehene Fälle Zylinder, Frack und Gesangbuch aufbewahrten; da lagen auch noch ein paar solche Mäntel, und ich habe selbst noch einige von uns in diesen dünnen, fadenscheinigen Lirepipien beim Straßensingen herumlaufen sehen. Für gewöhnlich nun, und auch zum Gottesdienst, brauchten wir nur im dunkeln Anzuge zu gehen. Dazu trugen wir eine grüne Mütze, die in Dresden sehr geschickt und fein angefertigt wurde, noch geschickter und feiner in Leipzig bei der Witwe Saft in Auerbachs Hof, von wo, wer das Geld dazu übrig hatte, sich alljährlich eine neue kommen ließ. Es waren das noch wirkliche Mützen, weich, nach wenigen Wochen des Gebrauchs sich in hübschen Falten zusammensetzend, nicht solche Jammertöpfe mit Rohr und Pappe, wie man sie heute trägt. Aber bei allem Straßensingen, auch beim Kirchhofssingen, war der Zylinder vorgeschrieben. Nun denke man sich, daß wir in diesem Aufzuge, der uns selber lächerlich war, Sonntags vormittags um elf Uhr an einem Hause auf der Schloßgasse, wo schon damals um diese Zeit die vornehme Welt flanirte, uns vor die Hausthür stellen und singen sollten! Als kleiner Kerl verschwand man ja unter den übrigen und steckte die Nase ins Notenbuch. Aber als Präfekt da stehen, dirigiren und sich angaffen lassen zu müssen — es war abscheulich. Kein Wunder, daß die Kurrende so selten wie möglich, nur aller vier bis sechs Wochen einmal abgehalten wurden, und daß uns der Ruf an der Klingel: „Alle Kurrende!“ wohl das verhaßteste Kommando war. Mitunter vergingen sogar Monate, ehe einmal an die Kurrende gedacht wurde; wenn sie nur nicht ganz einschlief.

Das Haus auf der Schloßgasse wechselte zu meiner Zeit einmal seinen Besitzer, und der neue — seines Zeichens ein Schneider — mochte bei der Übernahme unter alten Papieren auch die Stiftungsurkunde unsers Singens gefunden haben, er bestand plötzlich auf seinem Schein und verlangte, daß wir jeden Sonntag vor seinem Hause singen sollten. Das Schularchiv war natürlich auch im Besitz der Urkunde, es wurde nachgesehen, und siehe da, der Mann hatte Recht. Aber in der Urkunde stand nur von einem Liedervers etwas, und wir hatten doch immer eine lange Motette gesungen. Da gingen wir denn wirklich einige Sonntage hinter einander hin und sangen unsern Liedervers. Das hatte der gute Mann nicht erwartet. Er bat, wir möchten wieder kommen, so oft wir wollten, aber nur ja eine Motette singen, und so kehrten wir denn bereitwillig zu der frühern Einrichtung zurück.

Außer dem regelmäßigen Chordienst gab es nun aber noch unregelmäßigen, außerordentlichen. Dazu gehörten vor allem die Leichensingen. Diese

Digitized by Google

waren von doppelter Art. Die einen führten den seltsamen Namen „Extra“ und hatten große Ähnlichkeit mit der Kurrende. Wenn nach Schluß des Vormittagsunterrichts an der Klingel der Ruf ertönte: „Erstes Chor Extra!“ — zu unsrer Schande muß ich gestehen, daß „Chor“ in unserm Sprachgebrauch als Neutrum behandelt wurde —, so waren wir auch nicht gerade erbaut. Der erste Chor machte sich dann unter Führung seines Präfekten nach dem Sterbehause auf, von wo das Singen bestellt worden war; dort bildeten wir wieder den üblichen Halbkreis um die Hausthür und sangen zwei Sterbelieder aus dem Gesangbuch und eine Trauerarie. Für diese Leistung wurden — zwei Thaler bezahlt, wovon der führende Präfekt fünfzehn Neugroschen und der Kantor, der inzwischen ruhig zu Hause auf seinem Sofa saß, auch fünfzehn Neugroschen bekam; der zweite Thaler wanderte in die „Chorkasse.“ Wo sich diese befand, wer sie verwaltete, was daraus bezahlt wurde, habe ich nie erfahren; wir fragten damals auch nicht darnach. Die Leute, die sich solche Extra singen ließen, waren meist Kleinbürger, die noch an den Gebräuchen der Altvordern festhielten; sie wohnten auch meist in der innern, alten Stadt, sodaß wir nicht weit zu laufen hatten. Es kam aber doch auch vor, daß wir weit hinaus in die Vorstadt mußten, der „Präfekt μακρὰ βιβάς voran, die schwarze Schar in kleineren Schritten eilig hinterher. Dann fragten wir wohl ungeduldig: „Wo ist es denn? weiß es keiner, wos ist?“ bis endlich der Präfekt, der sich in vornehmes Schweigen hüllte oder höchstens einigen der Obern Aufschluß gab, an der betreffenden Hausthür Halt machte.

Bisweilen geschah es, daß solche Singen für den Abend bestellt wurden, mit Fackeln. Das ließ man sich schon eher gefallen, das war doch eine interessante Abwechslung. Wir mußten die qualmenden Pechfackeln während des Singens selber halten, und das war ein Hauptspaß. Bei solchen „Fackelsingen“ wurde auch zur Schonung der Kleider alles hervorgesucht, was noch von alten Chormänteln aufzutreiben war.

Vornehmer, beliebter und zahlreicher als die Extra waren die Singen auf den Kirchhöfen bei Begräbnissen. Sie hatten einen noch wunderlicheren Namen: ein solches Leichensingen beim Begräbnis hieß ein „Bär“ — ich schreibe das Wort, so wie wirs sprachen. Vom Brumm- und Tanzbär unterschied es sich sprachlich nur in der Mehrzahl: die hieß nicht Bären, sondern Bäre. Woher dieser seltsame Name stammen mochte, die Frage hat uns viel beschäftigt. Der Bär wurde nur von einem Doppelquartett gesungen, und zwar immer von denselben acht, nämlich von den beiden Präfekten und sechs Solosängern. Der Idee nach sollten es wohl eigentlich aus jeder Stimme die beiden besten Sänger sein, und die waren es ja auch unzweifelhaft im Sopran und im Alt. Nun sollten und wollten aber doch auch stets die beiden Präfekten dabei sein, denn die Bäre bildeten das Jahr über eine fette Einnahme, das Geld dafür floß nicht in jene geheimnisvolle Chorkasse, sondern in die

Digitized by Google

Taschen der Sänger. Man konnte aber doch auch im Tenor und Baß wenigstens den ersten Solosänger nicht ausschließen. Wenn beide Präfekten zufällig von Natur Tenoristen gewesen wären, so wäre der Solosänger im Tenor um seine Bäre gekommen. Die Sache wurde also, wenn irgend möglich — und es mußte möglich sein —, so eingerichtet, daß der eine Präfekt Tenor, der andre Baß sang, so sehr sich auch vielleicht ihre Stimme — ihre „stimmliche Veranlagung" würden unsre Herren Kritiker jetzt schreiben — dagegen sträubte. Bezahlt wurden für einen Bär vier Thaler. Davon bekam der erste Präfekt fünfundzwanzig Neugroschen, der Kantor — der wieder gar nichts dabei that, oft nicht einmal die Bestellung annahm, denn die Leichenbitter oder Leichenwäscherinnen, die das Singen zu bestellen hatten, kamen am liebsten gleich aufs Alumneum — zwanzig Neugroschen, der zweite Präfekt fünfzehn, jeder von den sechs Solosängern zehn Neugroschen, für damals eine sehr reichliche Bezahlung. Auf einem Kirchhofe, der außergewöhnlich weit von der Stadt entfernt lag — ich glaube, es war der „weite Neustädter" — wurden sogar fünf Thaler bezahlt; dann erhöhte sich jeder Anteil um ein Viertel. Unsre Aufgabe bei einem Bär bestand darin, daß wir vom Thore des Kirchhofs an, wo die Leiche vom Wagen gehoben und auf die Bahre gesetzt wurde, hinter dem Leichenbitter, der den Zug eröffnete, und vor den Leichenträgern, die auf der Bahre den Sarg trugen, hergingen und einen Choral sangen, so lange bis der Zug am Grabe angekommen und der Sarg über das offene Grab gesetzt war. Dann stellten wir uns in der Nähe des Grabes, etwa hinter einer Cypresse oder einem Hollunderstrauch auf und sangen dort, nachdem die Grabrede vorüber war, während die üblichen drei Hände Erde ins Grab geworfen wurden, noch eine Arie: entweder „Wie sie so sanft ruhen" oder „Eine Hand voll Erde" oder „Wir drücken dir die Augen zu" (aus Schichts „Ende des Gerechten," mit etwas verändertem Text) oder: „Lieb und Freundschaft" (aus Tiedges „Urania," in der Komposition von Himmel). Namentlich die beiden letzten waren sehr beliebt, und sie gehören ja auch zu dem Schönsten, was je für gemischtes Quartett geschrieben worden ist. Wir Jungen waren doch gewiß durch das häufige Singen an Gräbern und durch das häufige Anhören von Leichenpredigten, in denen immer dieselben Redensarten wiederkehrten, gegen die Thränen der Leidtragenden abgestumpft; aber bei der rührenden Weise des Himmelschen Liedes, namentlich bei der süßen Chromatik der Worte: „Treten weinend an ein Blumengrab, wo die Brust versank, an der sie ruhten," wurde uns doch auch mitunter ein bischen weich ums Herz. Gesungen haben wir bei all diesen Gelegenheiten, das weiß ich, wie die Engel. Wir setzten unsern ganzen Stolz darein, diese Arien so rein und zart und voll Empfindung, wie nur möglich, zu singen. Das beste Stimmmaterial des Chores war auf dem Platze. Wenn also nicht unglückliche Zufälle (Heiserkeit oder dergleichen) eintraten, so waren die a cappella-Gesänge dieses Doppel-

Digitized by Google

quartetts wohl das Beste und Schönste, was wir bieten konnten. Woher aber nun der seltsame Name „Bär“? Die einen meinten, es bedeute eigentlich „Bahrsingen,“ weil wir vor der Bahre hergingen, andre wollten es als „Paarsingen“ deuten, weil wir paarweise gingen, noch andre wollten es gar vom lateinischen parentatio (Totenfeier, Totenopfer) ableiten. Eine befriedigende Erklärung konnte keiner geben; auch der Kantor wußte nicht zu helfen, der doch schon jahrzehntelang an der Schule war.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Neues über Elsaß-Lothringen. Obgleich in der letzten Zeit die deutschfeindliche Gesinnung in Frankreich mehr und mehr zu verschwinden scheint und die Revanchegedanken nach dem traurigen Ende des Boulangismus immer weiter zurücktreten, um einer ruhigeren politischen Auffassung Platz zu machen, so giebt es doch noch einen großen Kreis von Chauvinisten, die von einer Versöhnung mit Deutschland und einem endgiltigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen nichts wissen wollen. Sie hören nicht auf, in Büchern, Flugschriften und Zeitungsartikeln jeden für einen Vaterlandsverräter zu erklären, der sich mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden giebt. Diese planmäßige Aufhetzung wird mit großer Hartnäckigkeit namentlich von frühern Elsässern betrieben, die trotz ihrer echt deutschen Namen das Deutschtum gründlich hassen und sich als die eifrigsten Franzosen geberden.

Neuerdings ist ein Buch von R. Käppelin erschienen, das den langen Titel führt: L'Alsace à travers les âges, son unité d'origine et de races avec la France, ses liens avec la Lorraine, ses rapports avec l'Allemagne (Paris, Fischbacher, 1890). Der Verfasser begnügt sich nicht mehr, wie die andern Heißsporne, mit dem Nachweis, daß das Elsaß unsers Jahrhunderts ein französisches Land geworden sei; er geht in seiner oft romanhaft aufgeputzten Darstellung bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück und sucht dem Leser klar zu machen, daß Elsaß auch in geologischer Beziehung zu Frankreich gehöre, also nicht von ihm getrennt werden dürfe(!). Wenn Deutschland das alles nehmen wollte, was in geologischer Hinsicht zu ihm gehört!

Der Verfasser, der sich übrigens durch eine Reihe naturwissenschaftlicher Schriften bekannt gemacht hat, schildert die Eiszeit, das Auftreten des Mammuths am linken Rheinufer, das Erscheinen des ersten Menschen im Elsaß, die Steinzeit, das Zeitalter der Bronce und des Eisens und findet im Elsaß überall dieselben Erscheinungen wie im übrigen Frankreich. Er durcheilt die Zeit der keltischen Eroberungen, der gallo-romanischen Einrichtungen und der gallo-fränkischen Zustände; überall und immer erscheint ihm das Elsaß als ein untrennbarer Bestandteil des übrigen Frankreichs. Karl den Großen nennen die Deutschen nach seiner Ansicht widerrechtlich ihren Kaiser; bezeichnend für die historischen Begriffe des französischen Verfassers ist es, wenn er von den Sachsen sagt: Sie leisteten ihm so lange Widerstand, bis er sie fast vernichtet und durch seine fränkischen Soldaten niedergetreten

Digitized by Google

hatte; deshalb feiern ihn die Nachkommen der Sachsen, die heutigen Deutschen, als germanischen Kaiser und nennen ihn ihren großen Karl. Sie wollen sich ihn aneignen, wie sie alles an sich zu reißen suchen, was ihnen nützlich ist und was ihren materiellen Bestrebungen und ihrer schwerfälligen Eitelkeit günstig erscheint.

Der Verfasser kommt schließlich auf Grund seiner naturwissenschaftlichen, ethnographischen und geschichtlichen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß auch die ursprünglichen Bewohner des Elsaß von Anfang an echte Franzosen, d. h. Gallo-Franken gewesen seien. Unter den Nachfolgern Karls des Großen fiel Elsaß allerdings an Ludwig den Deutschen, aber das Land erhielt niemals eine Einwanderung deutscher Stämme von der andern Seite des Rheines; auch haben sich im Elsaß niemals längere Zeit deutsche Heere aufgehalten, die irgend eine Veränderung des Menschenschlages hätten herbeiführen können. Wie sollte sich also das gallo-fränkische Blut der Elsässer, worin das gallische vorherrschend war, plötzlich in ein germanisches verwandelt haben, und wie darf man die Behauptung aussprechen, daß die Elsässer deutscher Herkunft seien? Käppelin ist natürlich ein echt französischer Name! Zwar haben die elsässischen Großen, die Behörden und angesehene Bürger während der siebenhundertjährigen Verbindung mit Deutschland die deutsche Sprache in Rede und Schrift angenommen; trotzdem hat das Elsaß stets seinen ursprünglichen Charakter, seine Selbständigkeit und seine Sonderinteressen bewahrt und sich bei seiner ausgesprochenen Unabhängigkeit, d. h. doch wohl bei seinem echt deutschen, engherzigen Partikularismus, niemals einem deutschen Stamme jenseits des Rheines angeschlossen.

Während der langen Zeit seiner Isolirung, sagt der Verfasser, hat das elsässische Volk nicht, wie die deutschen Stämme, die absolute Herrschaft seiner verschiednen Fürsten sklavisch getragen; selbst unter dem Regiment der Bischöfe von Straßburg und einiger besondern Herrscher und unter der Oberhoheit des Kaisers von Deutschland wußte es wichtige Freiheiten zu bewahren oder zu erwerben, und seine hauptsächlichen Städte regierten sich durch eigne Behörden. Thätiger und willensstärker als die Nachkommen der alten Germanen, behielten die Elsässer stets einen lebendigern Zug und ein kühneres Auftreten als ihre Nachbarn jenseits des Rheines, die sie nicht liebten, während sie lebhaft mit den Schweizern sympathisirten, deren Sitten und Einrichtungen am meisten den ihrigen entsprechen. Der Rhein ist die Grenze in geologischer, ethnographischer und geschichtlicher Beziehung; er trennte die Kelten von den Teutonen, die Franken von den Deutschen; er muß auch jetzt wieder die Grenzlinie zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Pour le repos et le progrès du monde, so schließt der Verfasser, il faut revenir à cette grande tranchée, tracée par la nature, entre des peuples d'origines et de races différentes.

Die Eltern des Podagras. Prof. Kuntze in Karlsruhe verfolgt in Nr. 25 der Grenzboten einige „geflügelte Worte," darunter das „Vinum der Vater u. s. w." aus Fritz Reuters „Stromtid." Ich gebe dazu hier noch ein paar Zwischenglieder.

In Rists „Aller-Edelstem Naff Der Gantzen Welt," jener prächtigen Apotheose des Alkohols, die es trotz des moralischen Schlusses nun doch einmal ist — die Tinte wird freilich endgiltig als das Aller-Edelste Naff genennet — in diesem Büchlein findet sich (Franckfurt 1674, S. 106) folgende Stelle: „Kan auch jemand grössere Schmertzen erdulden, als diejenige thun müssen, die von dem abscheulichen Podagra (welche schöne Tochter von ihrem dickbäuchichtem Vatter Bacchus, dem vielversoffenem Wein-Gott ist erzeuget) werden geplaget?"

Digitized by Google

Wahrscheinlich kannte Rist die poetische Fassung des Gedankens. Hielt er es vielleicht nicht für angemessen, das Verslein dem Kurandor in den Mund zu legen, seinem ernsten Freunde aus dem Elbschwanenorden, dem Herrn Conrectori der Saldrischen Schule in Altbrandenburg, Balthasar Kindermann? Die Spruchform bestand schon, war auch verbreitet, das zeigt Harsdörffers „Grosser Schau-Platz jämmerlicher Mord-Geschichten." Dort heißt es (Hamburgk 1666, S. 450 f.): „Pechio (ein Handelsmann zu Mailand, der mit einem vornehmen Herren in Feindschafft und Strittigkeit gerathen) war ein Zipprianer, das ist, mit der schmertzlichen und fast unheilsamen Kranckheit deß Zipperleins behafftet, welche man von Cypern oder der Venus Königreich benamet: weil dieselbe vielleicht nit die geringste Ursach darzu giebet, nach den gemeinen [d. i. den allbekannten] bösen Reimen von einer bösen Sache:

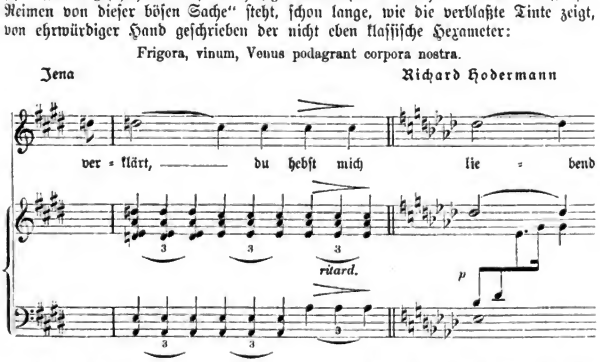
Bacchus der Vater
Venus die Mutter
Ira die Hebamm
Zeugen Podagram.

Als nun dieser Zipprianer in seines Feindes Gewalt, hat er ihn in ein finstres und kleines Gefängniß zu stecken, und mit ein wenig harten Brot und stinckenden Wasser täglichs abzuspeisen befohlen. So hat Pecchio neunzehen gantzer Jahr zugebracht, und bey solcher gezwungenen Mässigkeit das Zipperlein niemals gespüret, auch nachmals, als er ledig worden, desselben befreyt gewesen" — ein recht probates Mittel, das aber wohl wenig Verehrer unter den Zipprianern finden dürfte. Daß „sich bald erzürnen viel Kranckheiten verursachet" (Ira die Hebamm) schreibt auch ein braver Vater, Christoph Schorer, Phil. & Med. Doct. in seiner Information An Seine liebe Söhne (Ulm 1669, S. 31, § 11).

Zum Schluß noch eine Randbemerkung aus dem Exemplar der Harsdörfferschen „Mordgeschichten" auf der hiesigen Universitätsbibliothek. Neben den „bösen Reimen von dieser bösen Sache" steht, schon lange, wie die verblaßte Tinte zeigt, von ehrwürdiger Hand geschrieben der nicht eben klassische Hexameter:

Frigora, vinum, Venus podagrant corpora nostra.

Jena Richard Hodermann

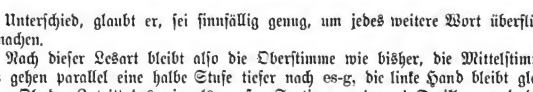


Eine Schlimmbesserung bei Robert Schumann. Wem von den freundlichen Lesern käme beim Anblick dieser Noten nicht das Lied in holde Erinnerung, das Robert Schumann, es sind jetzt gerade fünfzig Jahre, als „Widmung"

Digitized by Google

seiner Liedersammlung „Myrthen" voranstellte, die er in seliger Stimmung „seiner geliebten Braut" damals als Hochzeitsgeschenk entgegenbrachte? Das Lied wurde zuerst am 31. März 1841 öffentlich gesungen, in demselben Konzert, in dem sich der edle Meister mit seiner B-dur-Symphonie auch zuerst als Orchesterkomponist den gespannt lauschenden Zuhörern vorführte, und wie es damals, von Sophie Schloß ausdrucksvoll vorgetragen, gleich dermaßen ansprach, daß es wiederholt werden mußte, so hat es seitdem mit seinem süßen Zauber viele Tausend Menschenherzen erfüllt, daß sie ihm bis heute mit gleicher Liebe zugethan geblieben sind. Die oben stehende Stelle ist getreu nach der ursprünglichen Ausgabe wiedergegeben. Sie vergegenwärtigt den sinnigen Zug, wo aus dem Mittelsatz des Liedes in E-dur wieder in die Haupttonart As-dur eingemündet wird. Die Singstimme und die obern Töne der Begleitung bilden mit dem cis und seiner enharmonischen Verwechslung nach des die Vermittelung des Übergangs; die Mittelstimmen a und c verschwinden, das a des Basses geht nach b, und die Dominante es tritt wieder geheimnisvoll in ihre frühern Rechte ein. Natürlich muß hier die Oberstimme etwas heller als die übrigen Stimmen ertönen; nimmt die Begleitung die vorgeschriebene Klangabstufung für die drei letzten Akkorde vor Eintritt der wechselnden Vorzeichnung und die vorgeschriebene geringe Verzögerung des Tempos, der vielleicht eine kaum merkbare Pause folgen kann, gehörig wahr, so wird die wunderbare Wirkung des Überganges nie ausbleiben. Fünfzig Jahre lang, wie gesagt, hat sich nunmehr diese Wirkung erhalten.

Siehe, da kommt ein Weiser aus dem Morgen- oder Abendlande, mit Namen Siegfried Ochs. Der bringt die eben ins Auge gefaßte Stelle mit „einem bisher unbemerkt gebliebenen Druckfehler" in Verbindung und nennt auf Grund seiner Forschung den Übergang siegessicher einen „sehr schroffen und ungeschickt klingenden." In dem Autograph des Liedes, das als Stichvorlage gedient habe, sagt er, habe Schumann „in unendlich feinsinniger Weise" anders geschrieben. In den drei letzten Akkorden der Begleitung stehe nicht mehr a, sondern gis, und im folgenden Takt erscheine ein Zusatz von einem Viertel es-g, sodaß sich der Übergang in der rechten Hand der Begleitung so darstelle:



Der Unterschied, glaubt er, sei sinnfällig genug, um jedes weitere Wort überflüssig zu machen.

Nach dieser Lesart bleibt also die Oberstimme wie bisher, die Mittelstimmen c-gis gehen parallel eine halbe Stufe tiefer nach es-g, die linke Hand bleibt gleichfalls. Ob der Zutritt des gis als großer Septime zu dem A-Dreiklang und dann der Parallelschritt zweier großen Terzen, ob der Schritt e-es, der sich mit dem Basse a-es kreuzt, wirklich vorteilhaft für den Übergang sei, das soll nicht zum Streite werden. Aber wenn Herr Ochs in der ersten Lesart einen sehr schroffen, ungeschickt klingenden, in der zweiten Lesart einen in unendlich feinsinniger Weise gestalteten Übergang erblickt, so muß es Wunder nehmen, daß er den vermeintlichen Druckfehler als „an sich nicht von schwerwiegender Bedeutung" ansieht; das wäre doch, dem von ihm zum Ausdruck gebrachten Gegensatze gemäß, ein das herrliche Lied außerordentlich schändender Druckfehler! Und der sollte bisher unbemerkt geblieben sein?

Digitized by Google

Er ist es in der That geblieben. Schumann selbst hat ihn nicht bemerkt, auch Clara Schumann nicht. Es ist auch gar kein Druckfehler. Glaubt Herr Ochs wirklich, wenn der Unterschied der beiden Lesarten so haarsträubend wäre, wie er ihn schildert, daß Schumann den vermeintlichen Fehler nicht sofort auf den Platten hätte tilgen lassen, und daß Frau Schumann, die in der großen Gesamtausgabe die Lesart gerade so wiedergiebt, wie sie in der Originalausgabe steht, ihn so ganz außer Acht gelassen hätte?

Sagen wir einmal Stichfehler statt Druckfehler. Stichfehler der Art, daß ein Notenkopf statt eines andern falsch gesetzt wird, kommen häufig vor, zumal wenn ein Akkord mehrere Male gleichmäßig nach einander erscheint (wie oben der A dur-Akkord); Stichfehler der Art dagegen, daß Noten, für die doch der Platz allenthalben punktirt wird, ganz unbeachtet bleiben, laufen den Stechern sehr selten unter. Schon nach rein technischer Seite hin betrachtet, wäre der Ausfall jenes es-g ganz unwahrscheinlich. Nun muß man aber wissen, daß Schumann die Korrekturabzüge sehr sorgfältig durchsah; wie hätte er also gerade bei einer so empfindlichen Stelle wie der in Rede stehenden nach seinen eigensten Worten „Bretter vor den Augen haben sollen“?

Das Rätsel löst sich sehr einfach. Komponisten und Schriftsteller ändern und feilen bekanntlich bis zum letzten Augenblick an ihren Produkten, um sie so vollendet wie möglich in die Öffentlichkeit zu bringen. Die Herren Stecher und Setzer ärgern sich oft schwer über die nachträglichen Korrekturen, auch die Verleger; jenen stören sie oft die vorher wohlbedachte Anordnung, diesen kosten sie oft schweres Geld. Unter den Komponisten waren es besonders, wie der Verfasser dieser Zeilen aus persönlicher Erfahrung weiß, Mendelssohn, Schumann und Hauptmann, die unermüdlich bis vor Thorschluß feilten; Mendelssohn kam bisweilen selbst noch in die Stecherei, um gleich nach mündlicher Angabe und schon während des Druckes der Noten noch eine Note oder ein Vortragszeichen abändern zu lassen. Hat nun im vorliegenden Falle die Stichvorlage eine andre Lesart als der Reindruck, so hat eben Schumann die Änderung auf dem Revisionsabzug vorgenommen, wie in der That der Fachkenner in den ersten Drucken die Korrekturspuren, die die Tilgung der beiden Noten es-g hinterlassen haben, noch erkennen kann. Sieht sich Herr Ochs weiter um, so wird er auch bei Schumann noch mancherlei derartige Fälle vorfinden. Die Erfahrung ist demnach die, daß das Autograph nicht immer den letzten Willen des Komponisten oder des Schriftstellers kund thut. Wer so siegessicher auf das Autograph pocht wie Herr Ochs, kann dabei leicht sehr irre gehen.

Übrigens hat sich auch Clara Schumann zwar dahin vernehmen lassen, daß das gis richtig sei, aber über den Zusatz des es-g, der dann gar nicht zu umgehen wäre, hat sie sich ausgeschwiegen. Das hat aber nichts auf sich: sie hat in der Gesamtausgabe den endgiltigen Willen ihres Gatten richtig wiedergegeben, und das genügt.

Der Leser aber möge sich nicht beirren lassen, wenn noch öfters derartiger blinder Lärm geschlagen werden sollte. Unsre großen Musikalienhandlungen sind heute gewissenhaft genug, daß nichts geschehe, was die Rechte der Komponisten schädigen könnte. Mithin bleibt es bei der Lesart, die oben gegeben und die gegen alle Anzweiflungen unerfahrener Personen gesichert ist.

Digitized by Google

Litteratur

Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift von Rudolf Sohm, Professor in Leipzig. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

Der Titel dieser Schrift ist eigentlich falsch; der Verfasser handelt darin ausschließlich vom Stadtrecht, das doch nur einen von den Bestandteilen des Städtewesens bildet. Im Anschluß an v. Below (Zur Entstehung der deutschen Stadtverfassung) und Aloys Schulte (Über Reichenauer Städtegründungen) gelangt er zu folgendem Ergebnis. Aus dem Marktrecht ist das Stadtrecht hervorgegangen. Das Marktrecht, und zwar das Marktrecht allein, hat dem Stadtrecht seinen Ursprung und seinen eigentümlichen Inhalt gegeben. Die Stadtgründung in Radolfzell (die von Schulte und Sohm als Typus angesehen wird) vollzieht sich durch Marktgründung. Der Markt hat sein bestimmtes örtliches Gebiet. Für dies Gebiet besteht ein besondres Marktgericht und ein besondres Marktrecht. Den Markt sichert ein Friede. Im Marktgericht urteilen Kaufleute, und zwar nicht bloß unter sich, sondern auch über Fremde, nicht bloß über Handelssachen, sondern auch über Grundbesitz und peinliche Sachen. Das Gebiet des Marktgerichts (Weichbild) deckt sich weder mit den Immunitätsgrenzen (für den kirchlichen Grundbesitz) noch mit den Gemarkungsgrenzen. So wenig die Immunitätsprivilegien, ebenso wenig sind die alten Gemeindeverbände für die unmittelbare Grundlage der städtischen Entwicklung zu erachten. Das Stadtrecht oder Weichbildrecht ist das Recht des Kreuzes. Das Kreuz ist Marktzeichen. So lange das Kreuz aufgerichtet ist, dauert der Markt. Die Stadt besitzt das Recht, ständig ein Kreuz zu haben. Auf den Märkten des platten Landes steht das Kreuz nur vorübergehend, so lange der Markt dauert. Damit ist die rechtliche Unterscheidung zwischen Stadt und Land gegeben. Kreuz, Fahne, Hut, Handschuh, Schwert sind des Königs Leibzeichen; sie bedeuten, daß der König anwesend ist. Mit dem christlichen Kreuz hat das Stadtkreuz nichts zu thun. Als man in späterer, nach geschmackvollerer Form begehrender Zeit Handschuhe, Schwert und Schild nicht mehr ans Kreuz hängen wollte, wurde aus diesem die Rolandssäule. Der Name Roland ward dem Ritter gegeben, weil es Karls des Großen Schwert ist, das er trägt. Das Sinnbild bedeutet, daß der König am Orte weilt; daß dort der königliche Burgfrieden, das königliche Burgrecht herrscht; jede Stadt ist eine Burg des Königs. Durch das Marktkreuz ist die Stadt für den König in Besitz genommen. Die Immunität, das befreite Gut des Königs, der Kirche, ist von der öffentlichen Gerichtsverfassung grundsätzlich nicht ausgenommen. Nur daß die Vollstreckung des öffentlichen Gerichtsurteils gegen den Hintersassen der Mitwirkung seitens (überflüssiges Wort!) der gefreiten Gutsverwaltung bedarf. Ein besondres Gericht, ein besondres Recht. Die Bedeutung der stadtgerichtlichen Rechtsprechung und Rechtserzeugung beruht im wesentlichen in drei Stücken. Einmal in der Entfaltung des peinlichen Weichbildstrafrechts. Sodann in der Beseitigung der Geburtsstandesunterschiede für die Stadtverfassung. Drittens in der Erzeugung eines Handels- und Verkehrsrechts.

Sollte nicht dieses dritte das erste gewesen sein? Und ist nicht am Ende das mächtige Köln, von dem Nitzsch mit seiner Untersuchung ausgeht, ein besserer Typus als das armselige Radolfzell? Es scheint doch zu weit zu gehen, wenn

Digitized by Google

Sohm behauptet, durch die neuern Untersuchungen „sei die ältere Ansicht von Nitzsch, die die städtische Entwicklung aus dem Hofrecht abzuleiten sich bemühte, endgiltig beseitigt worden.“ Auch Sohm leugnet nicht, daß neben dem neuen Marktrecht das alte Hofrecht in vielen Städten noch eine Zeit lang fortbestand, und auch Nitzsch hat gebührend hervorgehoben, wie die allmähliche Befreiung der Kaufleute vom Hofrecht und die Erwerbung eines eignen Marktrechtes das städtische Wesen der spätern Zeit begründet. Ebenso gut könnte man sagen, die Hypothese Maurers sei endgiltig beseitigt, nach der die deutsche Stadt ursprünglich nur ein ummauertes Dorf, die Stadtgemeinde eine Markgemeinde und das Stadtrecht ein Markgemeinderecht war. Aber auch damit wäre zu viel behauptet, denn Sohm selbst gesteht Spuren der alten Gemeindeverfassung in einigen Städten zu. Es wird also wohl bei der Kompromißansicht bleiben, die in neuerer Zeit ziemlich allgemein geworden ist und nach der jede der drei Hypothesen über die Entstehung der Stadtgemeinden sich auf ein wirklich vorhandenes Element stützt, das aber eben nur eines unter mehrern war. Die Macht und Bedeutung der seit Karl dem Großen herrschenden Idee, daß alles Recht in der Person des Königs verkörpert sei, soll nicht bestritten werden. Aber gerade den für die städtische Entwicklung so wichtigen Seestädten des deutschen Nordens galt ebenso wie den freien Bauernschaften in der Schweiz und an der Nordsee der geheiligte Name des Königs, der später hinter dem kaiserlichen zurücktrat, nur als ein Vorwand und Schirm, hinter dem sie sich der Herrschaft des Landesherrn erwehren und zu republikanischer Selbständigkeit entwickeln konnten. Immerhin sind Wert und Tragweite der Idee des Königtums, die mit erstaunlicher Lebenskraft nach einem Jahrhunderte langen Schattendasein seit Friedrich dem Großen wieder volle frische Wirklichkeit gewonnen hat, nicht zu unterschätzen, und so können wir, wenn auch mit einigem Vorbehalt, schon in den Satz einstimmen, mit dem Sohm seine gründliche und anziehende Untersuchung schließt: „Nicht das Hofrecht, noch das römische Recht, dem noch Savigny die Erzeugung der deutschen Stadtverfassung beimessen zu müssen meinte, sondern allein das Amtsrecht des germanischen Königtums hat machtvoll als sein lebenskräftigstes, noch heute blühendes Erzeugnis der deutschen und der ganzen abendländischen Entwicklung das deutsche Bürgertum geschenkt.“

Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomie, sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Berlin, Otto Liebmann, 1890

Die hergebrachten Vorstellungen über Smiths Leben, sagt der Verfasser, enthalten zahlreiche Irrtümer; durch die Arbeiten von Delatour und Haldane fand er sich zu einer neuen Durchsicht der Litteratur über Smith veranlaßt, und das Ergebnis dieser mühevollen Arbeit legt er in diesem kleinen, in zwei Kapitel abgeteilten Buche vor. Das zweite Kapitel beginnt mit der Zurückweisung der Ansicht Buckles, „Smith habe in seiner Theory of Moral Sentiments alles ebenso einseitig auf die sympathy zurückgeführt, wie in seinem Wealth of Nations auf das selfinterest. Ein so unwissenschaftliches und pedantisches Verfahren lag dem großen Schotten fern.“ So gar unwissenschaftlich würde das Verfahren doch wohl nicht sein. Buckle sieht im Gegenteil darin den höchsten Triumph der wissenschaftlichen Abstraktion; indem Smith die Wirkungen der Selbstsucht und die des Mitgefühls von einander gesondert darstellte, habe er es so gemacht wie der Anatom, der das Nervensystem und das Gefäßsystem gesondert darstellt, obwohl keines von beiden in der Natur gesondert vorkommt. Walcker entwickelt die Ideen Smiths, indem er

Digitized by Google

Stellen aus den beiden Hauptwerken, die sich also doch auch nach seiner Ansicht gegenseitig ergänzen, mit einander verbindet; aus dem ersten sehr unbekannten wünschte man bei dieser Gelegenheit etwas mehr zu erfahren, als Walcker mitteilt. Bei dem geringen Umfange der Schrift muß die Darstellung des weitschichtigen Stoffes trotz großer Knappheit der Form aphoristisch bleiben. Das Verständnis wird noch durch die Gewohnheit des Verfassers erschwert, bei jedem Punkte alle die Gelehrten anzuführen, die die eine oder die andre Ansicht darüber vertreten. Diese zahlreichen Namen bekunden zwar die große Belesenheit und Gründlichkeit des Verfassers, stören aber den Leser mehr, als sie ihm nützen. Als dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Smiths verdient die Schrift empfohlen zu werden.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1890

Diese Gedichte üben ihren Reiz weniger durch die in ihnen sich offenbarende Kunst des Erzählers als durch die eigenartige Persönlichkeit, die jeder Zeile ihr eigentümliches Gepräge aufdrückt.

Pichler ist einer jener Menschen, die der Widerspruch mit besondrer Kraft anzieht, die ihr Hauptvergnügen darin finden, der Gegensätze voll zu erscheinen, obwohl sie sie in einer für den Tieferblickenden erkennbaren höhern Einheit aufzuheben wissen. Hinter dem meisten, was Adolf Pichler sagt und thut, steckt der Humorist, nur daß sein Humor sich nie in schallendem Gelächter entlädt, sondern in knappen Epigrammen ironisch auszulaufen pflegt.

Pichler vereinigt in sich merkwürdige Gegensätze. Einmal ist er ein Mann der Naturwissenschaft; anfänglich Arzt, wurde er dann Professor der Geologie und Mineralogie an der Innsbrucker Universität, was er noch jetzt ist, und er ist stolz auf seine naturwissenschaftliche Bildung; mit Vorliebe schildert er sich selbst, wie er in den heimischen Tiroler Bergen oder in den nördlichen Apenninen Gesteine abklopfend umherwandert. Aber aufzugehen in der Gesteinkunde ist seine Sache nicht. Wenn er so in den Bergen mit dem Mineralogenhammer herumklettert, so ist sein Gemüt noch mehr empfänglich für die Erhabenheit der Natur, und sein Auge verfolgt mit der Teilnahme des Dichters und des Ethnographen die Sitten und Schicksale der Menschen. Neben den naturwissenschaftlichen hat Pichler von Jugend auf humanistische und schöngeistige Studien betrieben, und wenn er sich auf der einen Seite über die Schwärmer lustig macht, die im Blauen nach dem abstrakten Ideal des rein Menschlichen herumsuchen, statt fest im Volkstum zu wurzeln, so sind auf der andern Seite die Darwinianer, die rohen Materialisten, die nichts anerkennen, was sie nicht greifen können, ihm noch widerwärtiger. Er hält zu keiner Partei, kennt aber alle Parteien, da er ein unermüdlicher Bücherwurm ist bei all seiner Bergsteigerei.

Ein andrer solcher Gegensatz ist der der Religion. Ausdrücklich bekennt sich Pichler als absoluter Skeptiker, d. h. als einen Menschen, der nicht glaubt, daß unsre Erkenntnis jemals die Rätsel des Daseins durchdringen werde. Dieser Skeptizismus ist die Wurzel seines Spottes, der sich gegen alle und gegen alles richtet; aber seinen Idealismus zu entwurzeln war er nicht imstande, vielmehr hat er ihn wieder auf eine über die Parteien erhobene Warte gestellt, von wo aus er teilnehmend alles verfolgt, was den Stempel echter Menschenliebe an sich trägt. Darum ist es nur folgerichtig, daß er seine Dichtung „Der Zeggler Franz," die das Bekenntnis des absoluten Zweifels enthält, mit dem Bilde des Tiroler Seelenhirten schließt, der mitten durch Sturm und Wetter einen einsam

Digitized by Google

und hoch gelegenen Bauernhof aufsucht, um einer mit dem Tode ringenden Seele die letzten Tröstungen der Religion zu gewähren. Oder er gestaltet ein ideales Mannesbild, den Fra Serafico, der in der Felsenwildnis der Apenninen einsam und entsagend als Mönch im Dienste der armen Bergbewohner lebt, die ihn, ihren Leib- und Seelenarzt, so verwildert und roh sie sind, mit Recht geradezu als einen Heiligen verehren. Oder er vertieft sich in die christliche Legende und gestaltet in wirklich reiner Poesie das Bild des ewigen Juden, der in seinem nüchternen Sinn ohne Liebe den Opfertod des Heilands für diese nichtsnutzige Menschheit schlechtweg nicht begreifen kann. Und um das Äußerste an Unparteilichkeit zu leisten, zeichnet er, nachdem er den Juden hie und da einen spöttischen Seitenhieb versetzt hat, die Gestalt einer schönen Jüdin, die auf absonderlichem Wege dahinkommt, einen Tiroler Bauer glücklich zu machen

Ebenso macht er es in politischen, in nationalen Dingen. Den Tiroler betont er in seinen Dichtungen fast bis zur Geschmacklosigkeit. Er spickt seine Sprache mit tirolischen Worten und mit einer Menge von Anspielungen auf lokale Menschen, Zustände, Sitten, Ereignisse, und zwar dermaßen, daß der Dichter seine eignen Gedichte kommentiren muß, was doch nicht mehr schön ist. Er treibt sein Tirolertum so weit, daß er an demselben Strange wie die einheimischen Kirchtürmler zieht, die den Fremdenzufluß mit scheelen Augen sehen, ihre Berge durch den Tritt der Berliner entweiht fühlen. Und doch ist dieser selbe Tiroler Dichter ein begeisterter Verehrer Bismarcks, er erinnert an den Schmerz darüber, daß 1870 die Tiroler ihre treffsichern Kugeln nicht auch gegen die Franzosen schicken durften, er sehnt sich nach der Einheit mit dem auferstandenen Reich, brummt über die Zustände in Österreich, und wenn er dort bis über die Ohren im Tirolertum zu stecken scheint, so zeigt er hier, daß seine Bildung universell ist, daß Pindar und Dante, Byron und Goethe die Gefährten seiner Einsamkeit sind.

Ebenso humoristisch widerspruchsreich ist auch Pichlers Verhältnis zu den Frauen. Er findet schöne, reine, heitere und sehnsüchtige Töne zu ihrem Preise; aber auch boshaft neckische, satirisch strafende; er kennt das liebend dienende, aber auch das keifende Weib, das dem Manne auf Erden eine Hölle bereitet.

An allen diesen Widersprüchen hat Pichler, der gar nichts naiv, alles mit Bewußtsein, ja geradezu mit dem undichterischen Bewußtsein der Selbstbespiegelung thut, seinen Hauptspaß. Da es uns hier nicht so sehr ums Beurteilen, als ums Abbilden zu thun ist, so urteilen wir auch nicht darüber.

Zuweilen ist es, als wenn Pichler den Geist des Tiroler Schnaderhüpfels in seiner Poesie auf höherm künstlerischen Boden hätte ausbilden wollen. Seine Verse verbergen das Gefühl hinter allerlei Bosheit und Spitzfindigkeit, atmen eine unverwüstliche Freude an Kampf und Streit und zanken selbst, wo sie der Liebe Ausdruck geben wollen. Es scheint der Tiroler Volksseele eine gewisse Sprödigkeit anzuhaften, die sich scheut, zarten Gefühlen unmittelbar Ausdruck zu geben, die lieber grob als sentimental erscheint. So macht es Pichler. Mitten in einem Hymnus auf Pindar ein grobes Wort einzustreuen, das ist sein Stil, und die Verachtung, die er vor der zeitgenössischen Litteratur zur Schau trägt, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und doch läßt ihn das Papier nicht los, doch knittert es zuweilen recht trocken durch seine Verse! Darum ist ihr Gesamteindruck, den man nach dem Zuklappen des in zierlichem Elzevier gedruckten Buches behält, der, daß man keinen Erzähler, sondern ein Original kennen gelernt hat, noch dazu: ein einsames Original! Es ist begreiflich, daß ein Mensch, der zu keiner Partei hält, der über die Gegensätze hinausstrebt, auch von keiner Partei

Digitized by Google

im alltäglichen Leben verſtanden wird, und hier hat man auch die Urſache der großen Liebe zu ſuchen, die Pichler dem großen Florentiner Dante weiht. Der Geſtalt dieſes Mannes fühlt er ſich wahlverwandt, und darum iſt auch das Gedicht „Dante in Ravenna“ das rührendſte und ſchönſte Stück des Buches. In der Einſamkeit aber hat ſich Pichler die Liebe zum Volke und die Liebe zur Heimat, die Begeiſterung für die Kunſt und die Empfänglichkeit für die erhabene Natur ſeiner Heimat bewahrt. Darum ſchließt ſein Buch mit dem ſchönen Gedichte „Das letzte Lied der Lerche,“ das wir noch hierher ſetzen wollen.

Verſchwimmt im Oſten der Morgenſtern?
Iſt trüb meines Auges Licht?
Noch einmal regt' ich die Schwinge gern,
Die ſchon das Alter zerbricht.

Du ſteigſt mir, Sonne, zum letztenmal
Aus feurigem Morgenrot:
Ich will mich wärmen an deinem Strahl,
Dann faſſe mich der Tod.

So manche Hymnen ſang ich dir
Laut ſchmetternd hinaus in die Luft —
Bald trifft mich ſterbend der Abend hier,
Die Nacht weint auf die Gruft.

Und wenn das Grün zum Golde reift,
Zur Ernte der Schnitter geht —
Eh noch die Sichel die Ähre ſtreift
Bin ich zu Staube verweht.

Dann fällt die Cyane, fällt der Mohn
Als Todesopfer der Flur;
Ich lebte ſo viele Lenze ſchon —
Die Blume blüht einen nur.

So flute der Jahreszeiten Strom
Im Wechſel ſtets auf und ab,
So wölbe ſich ewig des Himmels Dom
Auf meinem beſcheidenen Grab!

Und wenn mein Lied auf Erden ſchweigt —
Sie bleibt ja nicht ſtumm und tot;
Denn eine andere Lerche ſteigt
Und jubelt im Morgenrot.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der ehrliche Makler

Die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie," mit andern Worten das Staatsideal, das die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen und ihrer mehr oder minder gebildeten Führer dem gegenwärtigen Stande der Dinge entgegenstellt, nimmt für den Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen deutschen Leserwelt in Anspruch, und mit vollem Rechte, denn von ihrem Ausgange hängt die ganze Zukunft unsers Volkes, ja der ganzen gesitteten Menschheit ab. Darum ist jeder Gebildete, der seine eigne, wohlbegründete und wohlerwogene Ansicht über die Ursachen und den Berechtigungsgrad jener Beschwerden wie über die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Abhilfe zu haben glaubt, gewissermaßen verpflichtet, sein Scherflein in den Opferstock der öffentlichen Meinung zu werfen und so die Summe der aufgebrachten Staatsweisheit, wenn auch um einen noch so geringen Beitrag, zu vermehren. Nun ist aber von vornherein abzusehen, daß eine ausreichende Lösung dieser brennenden Frage nicht von solchen zu erwarten ist, die mitten im Kampfe der streitenden Parteien stehen und denen der aufsteigende Pulverdampf des Schlachtfeldes mindestens die eine Hälfte, gewöhnlich aber alles bis auf den eignen Standpunkt verhüllt. Wer rechts steht, sieht meist nichts von der Not, der Verbitterung und der Unwissenheit, die den Gegner zum Verzweiflungskampfe treiben und seine Abweichungen von der regelrechten Kriegführung erklären; dem Streiter der Linken entzieht sich der Anblick der Mängel, die die Gewohnheit des Herrschens und Besitzens in die Kampfesweise ihrer Feinde trägt. Der verbissene Arbeiter sieht überall nur selbstsüchtige, hartherzige, herrische „Bourgeois," der Kapitalist oder der Beamte nur rohe, freche, gewaltthätige „Massen," wiewohl alle gewöhnlich nur einige wenige Muster dieser Gattungen gekannt haben. Daher sind unsre Parteimänner auch bei dem besten Willen und dem redlichsten Bemühen

Digitized by Google

außer stande, eine Verständigung zwischen den beiden Lagern anzubahnen, die einem Waffenstillstande oder gar einem Frieden zur Grundlage dienen könnte. Sie tragen die Scheuklappen ihres Parteistandpunktes beständig mit sich herum und sehen nur, was vor ihnen liegt, was diesem einmal befestigten und eingewurzelten Glauben an die einzige eigne Berechtigung irgendwelche Nahrung verschaffen könnte: sie sind eben parteiisch und können nicht anders sein. Das erste Erfordernis einer Verständigung ist aber das Verständnis für die Berechtigung aller streitenden Sonderwillen, und dieses kann nur von einer Seite erwartet werden, nach der sich aller Blicke richten müssen, die eine gerechte Entscheidung dieses Zwistes überhaupt ersehnen: nur von der unabhängigen, unparteiischen, allein mit Thatsachen und nicht mit Meinungen rechnenden Wissenschaft und deren krönendem Sammelpunkte, der wissenschaftlichen Philosophie, die die Ergebnisse der Sonderwissenschaften zusammenfassend zur Gewinnung allgemeiner Vernunftschlüsse verwertet und so eine eigentliche Weltanschauung begründet. Nur sie kann der „ehrliche Makler" des großen Vertrages werden, des wirklichen „Gesellschaftsvertrages," den die Stände des deutschen Volkes mit einander schließen wollen und sollen, um wieder in Frieden und Eintracht mit einander zu wohnen und nicht in trotzigem Eigensinn zur Wahrung ihrer getrennten Vorteile einander gewaffnet gegenüberzustehen; nur ihre uneigennützige, unverdächtige Vermittlung kann und wird Deutschland innerlich einigen und so dem Werke unsers abgeschiednen Heldenkaisers die Krone aufsetzen, sein Vermächtnis erfüllen. Nur ihr ist es möglich, den Mittler abzugeben, weil sie allein von der Höhe ihres weltüberragenden Gesichtspunktes über beide Heere sieht und die Fehler ihrer Aufstellung und Taktik besser überschaut, als es selbst die Führer unten vermöchten. Die Männer der wissenschaftlichen Philosophie gleichen so einer Gruppe höherer Offiziere, die von der Gondel eines Fesselballons über die Bewegungen zweier Truppenkörper zu Gericht sitzen: sie sind zwar nicht in der Verfassung, beide zu leiten, aber doch zu sehen und zu urteilen, wo es fehlt und wie es ginge. Und dabei verlieren sie bei aller schwindelnden Höhe doch nie den Boden unter den Füßen; das haltbare Tau ihrer Deduktionen aus unbestrittenen, unbestreitbaren, thatsächlichen Beobachtungen hält sie beständig an unsrer Erde fest.

Um vieler Mund wird bei dieser Behauptung ein verächtliches Lächeln spielen, hüben wie drüben. „Philosophie ist nur rationalisirte Theologie," erklärte neulich ein sozialdemokratischer Häuptling — ein gebildeter Mann; er hatte für den Augenblick vergessen, welche Anregung das sozialistische Staatsideal den Ausführungen Hegels über die Entwicklungslehre verdankt, wie gerade die eigentlichen Begründer der Sozialdemokratie, Ferdinand Lassalle und Karl Marx, den Einfluß der Hegelschen Schule auf Schritt und Tritt verraten. Aber auch rechts sehe ich eine Anzahl stattlicher Herren mit hohen Titeln und noch höherm Einkommen vornehm über diese Einfalt die Achseln

Digitized by Google

zucken. „Was ist Philosophie?“ „Was ist Wahrheit?“ fragte auch Pilatus. Was aber beiden Verächtern gleichermaßen fehlt, das ist eben die „Philosophie,“ das Vermögen und die Gewohnheit grundsätzlicher Erörterung von Fragen, die durch ihre leidenschaftliche und vorurteilsvolle Behandlung nicht von der Stelle rücken. Jeder Mensch ist, wie schon Herr Jourdain im Bourgeois Gentilhomme entdeckte, ein „Philosoph, ohne es zu wissen“; er will nicht nur, er denkt auch, und will und handelt, wie er denkt, und je nachdem, ob er gründlich oder oberflächlich, falsch oder richtig denkt, wird auch sein Handeln entsprechende Erfolge zeigen. Nun denkt man entweder in Vorurteilen oder in Begriffen, entweder weil alle so denken, die man kennt, und weil es der eigne Vorteil bei oberflächlichem Überschlage der persönlichen Aussichten so verlangt, oder weil man nach reiflicher Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse auf gewisse Folgerungen gestoßen ist. Wir denken bekanntlich nur noch in Worten, jedes Wort aber hat einen landläufigen Sinn, der sich mit einem landläufigen Vorurteile deckt: ein Grund mehr, der das begriffliche Denken dem Ungeübten erschwert. So versteht man z. B. unter „Bildung“ zunächst das Abgangszeugnis eines Gymnasiums oder einer Hochschule, einen anständigen Rock, feines Benehmen und schneidiges Auftreten; das ist das Vorurteil der Bildung, das wir gewohnheitsgemäß mit dem Worte verbinden. Aber will man den Begriff der Bildung bestimmen, so kommt man zu ganz andern Ergebnissen. Da findet man, daß es als Ableitung von „bilden“ so viel wie „abgeschlossene Erziehung, gereifte Eigenart“ bedeutet, also innere Vorzüge des Geistes, des Gemütes und des Charakters, denen jene Äußerlichkeiten des Vorurteils als Deckblatt dienen können, aber nicht müssen. Da aber das philosophische Denken, die Gewohnheit, sich über Wort und Vorurteil zum Begriff und zur Eigenheit zu erheben, nicht auf unsern Schulen gelehrt wird, wo wir ganz andre, weit wichtigere Dinge zu lernen haben, z. B. die Verfassung des Servius Tullius und die euripideische Metrik, so kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn seine Meister, die Fechner, Lotze, Riehl, Wundt, so wenig Achtung genießen und ihre Wissenschaft sich der offenbarsten Geringschätzung aller Parteien erfreut. Darum laufen wir auch alle, jeder mit seinen eignen Scheuklappen behaftet, an einander vorbei, in wörtlichster Wahrheit „der Nase nach,“ bis wir gegen eine Mauer rennen, und wären die Folgen nicht so schwerwiegend, wäre man versucht, dieses tolle Durcheinander von der scherzhaften Seite zu nehmen. Aber so hängt das Wohl und Wehe des Reiches von der Entscheidung eines Kampfes ab, der alljährlich Hunderte in die Gefängnisse und Zuchthäuser, ins Elend oder in die Verbannung treibt, in dem selbst Blut hüben wie drüben geflossen ist. Um diesem Bürgerkriege ein Ende zu machen, bedarf es einer Waffenruhe und einer Unterhandlung, die ihren Schwerpunkt in die grundsätzliche Erörterung der schwebenden Fragen verlegt, in die Erörterung der Grundsätze, auf die man auf beiden Seiten sein

Digitized by Google

Handeln stützen möchte. Grundsätze können nicht leidenschaftlich oder vorurteilsvoll verfochten werden, ohne ihren Wert als solche und darum ihre Beweiskraft einzubüßen. Der Wille soll eben schweigen, so lange der Verstand berät; ist doch das Vorurteil nichts als die Projektion des Willens, des unbewußten Wollens auf das Denken. Ein Zweikampf der Begriffe kann weder die Ruhe stören noch den Frieden beeinträchtigen. Vielleicht ließe sich mit Hilfe dieses „ehrlichen Maklers," der wissenschaftlichen Philosophie, ein Mittelweg finden, der weder das Aufgehen des Staates in einen unterschiedslosen „Gemeinstaat" noch die Beibehaltung der beklagten Mißbräuche nötig machte, den berechtigten Ansprüchen der Arbeit wie des Kapitals gleichmäßig Rechnung trüge. Gleichzeitig wäre das eine Art „internationaler Konferenz." Denn wie das Kapital und die Arbeit, so ist auch die Wissenschaft ein Bindeglied der Völker, das noch dazu nur einen freundlichen Wetteifer, keinen feindlichen und gehässigen „Kampf ums Dasein" kennt, und da die Bedingungen des latenten Bürgerkrieges, den wir die „soziale Frage" nennen, in allen Staaten Europas übereintreffen, so werden auch die Mittel ihrer Umgestaltung im Sinne des Friedensschlusses überall dieselben sein. Als eine Probe dieser Vermittlung mag aber eine kurze Besprechung des Materialismus dienen, der ja beiden Parteien gleichmäßig vorgeworfen wird, und dessen Einfluß unleugbar seit seinem ersten Auftreten in Deutschland nach Hegels Sturze gestiegen ist.

Eigentlich sollte man glauben, der Materialismus als Weltanschauung müsse längst den wiederholten Schlägen der wissenschaftlichen Philosophen erlegen sein. Fechner und Lotze, beides Mediziner, nahmen gegen ihn Partei; Dubois-Reymond, seine Hoffnung, sprach gegen ihn sein sprichwörtlich gewordenes Ignorabimus aus. F. A. Lange wies ihn mit liebevoller Schonung aus dem Tempel der Philosophie, wo er sich nach dem Verschwinden der Hegelianer breit gemacht hatte. Aber sie alle bedienten sich der gehaltvollen Sprache der Wissenschaft, während die Vogt, Büchner, Moleschott der Masse des Volkes diese Sprache in dünnster Lösung kredenzten; Fechner, Lotze, Lange, Wundt sind heute noch unbekannte Größen, Büchners „Kraft und Stoff" ist beinahe ein Volksbuch geworden. Der Grund liegt in der besagten Vorbildung unsrer Gebildeten, die — abgesehen von den philosophischen Zwangskursen bei den Philologen — sich mit derlei „Allotria" nicht abzugeben brauchen.

So konnte es denn geschehen, daß vor den letzten Wahlen in einer kleinen märkischen Stadt ein sozialdemokratischer Tapezierergehilfe zwei Gymnasialoberlehrer und einen Geistlichen in Sachen des Materialismus so jämmerlich in die Flucht schlug, daß selbst der aufsichtführende Beamte bedauernd niederschrieb: „Sie waren dem p. p. X (sagen wir »Genossen Meier«) aber nicht gewachsen"! Ja noch schlimmer, ein großer Teil unsrer Gebildeten ist selbst materialistisch gesinnt, wenn nicht aus philosophischen Erwägungen, so doch,

Digitized by Google

weil sie mit dem Glauben ihrer Väter gebrochen und ihre eigne leibliche Wohlfahrt an die Stelle der zertrümmerten Gesetzestafeln des alten und neuen Bundes gerückt haben. So bleibt die Bekämpfung dieser Irrlehre, die einer Partei als solcher nicht gelingen kann, weil Parteien überhaupt nicht für oder gegen Lehrmeinungen, sondern für oder gegen Interessen kämpfen, der unparteiischen Wissenschaft überlassen, die die Beweisgründe aller Überzeugungen prüft und je nach ihrer Haltbarkeit über ihre Zulässigkeit entscheidet.

Die Behauptung, daß Kraft und Stoff, Materie und Bewegung das Wesen aller Dinge ausmachten, daß unser Denken und Fühlen nur eine Form derselben Bewegung sei, die sich in den Schwingungen des Äthers wie im Pulsschlage unsers Blutes äußere, daß unser Bewußtsein endlich nur eine „Ausscheidung des Hirnes“ sei, wie es Cabanis wirklich getauft hat, erscheint auf den ersten Blick sehr einleuchtend: wir finden keine Seele, und wenn wir noch so sorgfältig die ganze Körperwelt absuchen. Aber ein wenig Selbstbesinnung hilft doch über diese Täuschung hinweg. Die Bewegung nehmen wir wahr. Wodurch? Durch unsre Sinne. Wie nehmen wir aber unsre Sinne selbst wahr? Wie kommen wir überhaupt dazu, von Sinnen zu reden? Weil wir sie sehen? Aber zum Sehen gehört doch selbst wieder ein Sinn, und wie nehmen wir diesen wahr? Und ohne ihn könnten wir doch nur zu dem Hirn gelangen, das angeblich unser Bewußtsein „ausscheidet.“ Da bleibt uns denn nichts übrig, als zu sagen, wir nehmen es wahr durch unsre „Wahrnehmung,“ die also als Erstes keine Wirkung des Zweiten sein kann. Wie nehmen wir aber erst unsre Gefühle wahr? z. B. den Hochgenuß eines Pschorr? Doch nur, indem wir es fühlen. So haben wir zwei Vorgänge in unserm Bewußtsein entdeckt, die sich von einander sehr fühlbar unterscheiden: unsre Sinnesempfindungen oder Wahrnehmungen und unsre Gefühle. Die einen zeichnen sich dadurch aus, daß sie allein eine räumliche Gliederung, die zweiten, daß sie nur eine zeitliche Messung erleiden. Was man „Stoff“ nennt, ist also in Wahrheit nur die Gesamtheit aller je erfahrenen und möglichen Sinnesempfindungen, bezeichnet also gar keinen begrenzbaren Gegenstand, sondern, mit Kant zu reden, nur alle „Gegenstände einer möglichen äußern Erfahrung.“ Die Sinne selbst sind nur Gruppen von Empfindungsvorgängen. „Kraft“ nennen wir die Gesamtheit der räumlichen und zeitlichen Beziehungen, die zwischen diesen Empfindungen stattfinden; selbst Raum und Zeit sind Begriffe, die sich nachweisbar aus Sinnesempfindungen einfachster Art entwickelt haben. Im Grunde genommen giebt es also nur Seele, und der „Körper“ ist eine Selbsttäuschung. Die andre Reihe von Bewußtseinsvorgängen, die wir „Gefühle“ nennen, sind einer Messung nach dem Zeitraume fähig, der zwischen einer bestimmten Empfindung und einem bestimmten Gefühle verfließt; aber da sie nicht räumlich begrenzbar sind, können jene erwähnten Beziehungen der Empfindungswelt nicht auf sie übertragen werden: ihre „Kraft“ ist qualitativ,

Digitized by Google

die „Kraft“ des „Stoffes“ quantitativ. Nun hat es nie an Versuchen gefehlt, beide Arten von Bewußtseinsvorgängen auf eine gemeinschaftliche Grundlage zurückzuführen. Die Materialisten behaupten, alles sei Empfindung, das Gefühl sei nur ihre „subjektive Seite,“ so Lewes, der bekannte Goethebiograph, und Leon Dumont; Schopenhauer wieder möchte alles auf das Gefühl beziehen. Den Beweis seiner Behauptung ist der Materialismus allerdings schuldig geblieben; selbst ein Physiologe, der sich in seiner eignen Abhandlung zum Materialismus bekennt, Herzen, sagt dennoch im Vorworte: „Die Wissenschaft kennt nur eine ständige, notwendige (?) Gleichzeitigkeit und Entsprechung der Nervenschwingung und der Geistesthätigkeit.“ Und Tyndall meint: „Gesetzt, das Gefühl ›Liebe‹ entspräche einer rechtsseitigen Spiraldrehung der Hirnmoleküle, das Gefühl ›Haß‹ einer linksseitigen, so wüßten wir ja, daß im Falle der Liebe die Bewegung nach der einen, im Falle des Hasses nach der andern Seite erfolgt, aber das Warum würden wir darum noch immer unbeantwortet lassen. . . . Der Übergang der körperlichen Bewegung im Hirn zu den entsprechenden Thatsachen des Bewußtseins entzieht sich aller Erklärung. Nie wird unser Denken den Abgrund überbrücken, der diese beiden Klassen von Erscheinungen trennt.“ „Körper“ und „Seele,“ richtiger Empfindungen und Gefühle gehen also beständig neben einander, wo die eine ist, ist auch das andre, und der Materialismus ist eine plumpe Verkennung der thatsächlichsten Thatsächlichkeit, eine oberflächliche Verallgemeinerung und gehört nicht in die Wissenschaft.

Wie ist es denn aber möglich, daß nicht nur die Masse der Halbgebildeten, sondern tüchtige Gelehrte und Forscher dem Materialismus anheimfallen? Ganz einfach: sie haben durch die ausschließliche Beschäftigung mit den Naturwissenschaften den eignen Geist vollkommen aus den Augen verloren und über der ausschließlichen Beschäftigung mit Empfindungen ganz vergessen, daß es auch Gefühle giebt. Der Irrtum wäre harmlos, wenn er nicht durch seine Gegenwirkung auf die Wertschätzung der geistigen Ziele eine einseitige Bezugnahme nur auf die leibliche Wohlfahrt erzielte und namentlich bei seinen minder-gebildeten Bekennern eine gefährliche Verkennung des Ideals in Wissenschaft, Kunst und Leben bewirkte. Ist der Körper das Wesen des Menschen, so muß für ihn zuerst gesorgt werden; seine „Ausscheidung,“ die Seele, hat dann nur einen Verhältniswert. Da aber die alten Vorurteile über Sittlichkeit und Glauben samt und sonders auf der Annahme eines Ideals beruhen, dem unsre Zeit allerdings, wenigstens die Wissenschaft unsrer Zeit entwachsen ist, so schüttet der Materialismus das Kind mit dem Bade aus und wirft mit den Vorurteilen die Sittlichkeit und den Glauben über Bord. Und das gilt nicht nur von unsern Sozialdemokraten. Unsre Aufgabe kann es aber nicht sein, diesem Auflösungsvorgange ruhig zuzusehen, sondern Hand anzulegen, ein jeder, wie er kann, und mit den Bausteinen, die uns die Wissenschaft darreicht, und

Digitized by Google

nach dem Plane, den unsre philosophischen Baukünstler entwerfen, ein neues, wohnliches Haus herzurichten, das für alle Platz hat und auch seinen Stil dem veränderten Zeitgeschmacke anpaßt. Der Materialismus ist zu solchem Aufbau außer stande, weil er die Wissenschaft mit Füßen tritt; er kann nur abbrechen, aber wegen seiner grundsätzlichen Leugnung der Ideale kein planvolles, gegliedertes Ganze bemeistern. Er ist eine Übergangskrankheit der Weltanschauung, weiter nichts: sein Heilmittel aber ist die möglichste Förderung und Verbreitung einer wahren, wissenschaftlichen Philosophie.

Monarchie und Republik im Altertum

Von G. Lohse

Soweit auch das forschende Auge einzudringen sucht in das sagenverklärte Dunkel griechischer Vorzeit, überall treten uns daraus die Kraftgestalten zeugentsprossener Könige entgegen, die teils auf kühnen Wanderzügen mit überlegener Kraft des Körpers und Geistes wegelagernde Ungeheuer erlegen und so den freien Verkehr der Volksgenossen anbahnen, teils auf hohen Burgen hinter kyklopischen Mauern sitzen und in kühngewölbten, unterirdischen Schatzhäusern eine andre Stütze ihrer Macht, das asiatische Gold, bergen und, indem sie dort den vereinzelten Landgemeinden einen Mittelpunkt schaffen, als Begründer der Stadt und des Staates für alle Zeiten göttliche Verehrung genießen. Vereinigt sind ihre Namen in den gemeinsamen Unternehmungen der Heroenzeit, im Argonautenzuge und in dem spätern trojanischen Kriege, wo noch immer die Könige selbst, Agamemnon neben Achill, Ajax mit Odysseus an der Spitze ihrer Völker mit stolzer Herausforderung den Kampf beginnen und vom Streitwagen herab mit starker Hand auf den fürstlichen Gegner den Speer entsenden. Sie allein ergreifen auch im Rate das Wort, doch tritt bereits hier öfter ein scharfer Gegensatz hervor zwischen Oberkönig und den andern Fürsten, der Keim der bald das Königtum überwuchernden Aristokratie. Umsonst erhebt schon Homer seine mahnende Stimme dagegen in den geflügelten Worten, Ilias II, 204: „Nichts gutes ist Vielherrschaft; einer soll Herr sein, einer König, dem es gab der Sohn des verschlagenen Kronos.“ Die Umwandlung der monarchischen Verfassung schreitet unaufhaltsam vorwärts.

Digitized by Google

So sehen wir zunächst in Athen das während der dorischen Wanderung eingedrungene Geschlecht des pylischen Nestor den altberechtigten Nachkommen des Theseus vom Throne verdrängen, um dann selbst in Kodros den letzten König von Athen zu stellen, dessen eigne Söhne unter dem wahrhaft komischen Vorwand, daß nach einem solchen König keiner mehr des Namens würdig sei, des altehrwürdigen Titels beraubt oder in die Fremde getrieben werden. Schritt für Schritt wissen dann die übrigen Eupatriden die volle Gleichberechtigung mit den Neliden durchzusetzen, indem sie die Staatsverwaltung immer vielköpfiger ausbilden und das arme Volk immer rücksichtsloser ausbeuten, das vergeblich von den geschriebenen Gesetzen Drakons und Solons Abhilfe erwartet. Da wird nun die Entwicklung der Republik unterbrochen durch die vom Adel geschmähte, von der Gunst des Volkes getragene Tyrannis, und das neue Königtum des Peisistratos bezeichnet für Athen — wie die ziemlich gleichzeitige Herrschaft des Periander in Korinth und des Polykrates auf Samos — eine Blüte des Staates nach außen und innen, die sich in den ersten auswärtigen Kolonien, dem freiwilligen Anschluß Plataäs an Böotien, großartig angelegten und zum Teil erst später vollendeten Bauten und einer glänzenden Hofhaltung ausspricht, deren Verherrlichung sich auch die Leier der berühmtesten Dichter nicht entzieht, wie denn hier auch die alten homerischen Gesänge zuerst in geordnetem Zusammenhang erklingen.

Vor allem aber hatte unter den Peisistratiden Handel und Gewerbe und damit Wohlhabenheit und Selbstbewußtsein des Bürgertums einen Aufschwung genommen, der dann auch der drohenden Reaktion des von Sparta unterstützten Adels zu trotzen vermochte und die unter der Fürstenregierung durchgeführte Gleichheit aller vor dem Gesetze festhielt als unantastbares Erbe für alle Zeiten der nun immer demokratischer sich färbenden Republik. Indem sich jedoch das athenische Volk auch fernerhin willig der Leitung verständnisvoller und vaterlandsliebender Glieder der durch Bildung und Besitz hervorragenden „Geschlechter" anvertraute, wußte es sowohl der innern Schwierigkeiten Herr zu werden, als auch in dem gewaltigen Ringkampfe mit dem drohend ausholenden persischen Riesen als preisgekrönter Sieger zu Wasser und zu Lande vor alle Griechen hinzutreten. Nach den Perserkriegen rechtfertigte neben Kimon besonders Perikles das von den Vätern ererbte Vertrauen seiner Mitbürger, und Athen erlebte unter der langjährigen, unerschütterlichen Regierung des Olympiers eine zweite Blüte äußerer Machtentfaltung und innerer Wohlfahrt, deren zerfallene Trümmer noch immer den Blick jedes Humanisten fesseln und beim Anschauen dieser wohl unübertroffenen Gesamtentwicklung aller menschlichen Tugenden und Fähigkeiten das Herz mit seliger Wehmut erfüllen.

Mit des Perikles unzeitigem Tode hatte auch Athen seinen Höhepunkt überschritten, und rasch durchlief die nun kopflose Republik ohne den Halt eines besonnenen, die Volksversammlung beherrschenden Führers alle weitern

Digitized by Google

Staffeln der unseligen Entwicklung bis zur vollen Ochlokratie, um endlich in dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege Griechenlands durch eigne Maßlosigkeit und Launenhaftigkeit völlig zu erliegen der heimtückischen Verschwörung vaterlandsloser Oligarchen, die von jeher Anschluß suchten an das aristokratische Sparta.

Denn auch dieser dorische Kriegerstaat hat sich der allgemein hellenischen Wandlung der Regierungsformen nicht entzogen, trotz der äußern Erstarrung und scheinbaren Unveränderlichkeit von der Einwanderung unter den Herakliden-königen an bis auf Kleomenes III. Es wäre ein Irrtum, hier den Grund des zähen Festhaltens am bewährten Alten, den rettenden Felsen in der Brandung des griechischen Staatslebens in der scheinbar unangetasteten Monarchie zu suchen. Die bloße Thatsache des verfassungsmäßigen Doppelkönigtums, dieser rätselhaften, das monarchische Prinzip geradezu aufhebenden Mißbildung müßte eines Bessern belehren, noch deutlicher ein Blick auf die spartanische Geschichte. Denn wenn wir auch öfters kraftvolle, echt königliche Gestalten an der Spitze der Spartiaten sehen, zumal im Kriege glänzende Vertreter ihrer Würde, ich erinnere nur an Leonidas oder Agesilaos, so handelten doch selbst diese nicht auf eigne freie Verantwortlichkeit hin, sondern gehorsam den Gesetzen des Staates. Und neben ihnen treten von Anfang an andre, nicht gekrönte Persönlichkeiten hervor und werden gerade in den kritischsten Zeiten Spartas ausschlaggebend für den Gang seiner äußern und innern Geschichte: weder Lykurg, der seinem Volke die besten Gesetze gegeben hat, noch Pausanias, der seinen endgiltigen Sieg über das persische Landheer nicht vergessen konnte, noch etwa Brasidas und Lysander, die dem ersten und zweiten Teile des peloponnesischen Krieges die entscheidende, für Athen so verhängnisvolle Wendung gegeben haben, waren szeptertragende Könige. Kein Zweifel, auch in Sparta war thatsächlich die Königsgewalt überwunden und beschränkt durch die gleichbegüterten Adlichen, die sich in den Ephoren eine Behörde geschaffen hatten, deren Befehlen selbst die Könige gehorchten, und die nun ohne Scheu die recht- und schutzlose niedere Bevölkerung Lakoniens ihre starke Herrenfaust fühlen ließen. Und dieses herrische Auftreten war den Spartiaten so zur andern Natur geworden, daß sie es auch den übrigen vertrauensseligen Griechen gegenüber, die sie ja von der angeblichen Tyrannin Athen befreit hatten, in echt junkerlichem Übermute nicht verleugnen konnten.

Nur das lange gering geschätzte Theben wagte die Übergriffe eigenmächtiger spartanischer Heerführer, die von den Königen nur zum Schein gemißbilligt wurden, energisch zurückzuweisen unter Führung der edeln Dioskuren Epameinondas und Pelopidas, die als geborene Fürsten im republikanischen Staate walteten und auf kurze Zeit die Erinnerung an des Ödipus kraftvolle Regierung wieder aufleben ließen. Und die Größe ihrer Vaterstadt hing so sichtlich an der Person dieser beiden fürstlichen Gestalten, daß man sie mit

Digitized by Google

ihrem Tode sofort dahinschwinden sieht; und nun beginnt jene unselige Verwirrung und Ohnmacht über die greisenhaften griechischen Stadtrepubliken hereinzubrechen, der selbst die männliche Beredsamkeit des Demosthenes nicht mehr Einhalt zu thun vermochte. Nur ein würdiges Ende konnte er der griechischen Freiheit bereiten. Unaufhaltsam näherte man sich dem Hinüberfließen ins Reich der makedonischen Heerkönige, deren glänzender Hof schon längst gleich dem der sizilischen Tyrannen auf die größten Geister Griechenlands eine bedeutendere Anziehungskraft ausübte, als das in nutzlosen Fehden sich verblutende Mutterland. Was Philipp mit kluger Berechnung und unverdrossener Ausdauer gesät hatte, sollte er nicht ernten; aber sein vom Glück begünstigterer Sohn Alexander übertraf durch seine unerhörten Triumphe in Asien bis zum Jaxartes und Indus die kühnsten Hoffnungen der verbündeten Griechen; und seine übermenschliche Tapferkeit, wie seine über nationale Vorurteile erhabene, leider zu früh endende schöpferische Thätigkeit für Verschmelzung der unterworfenen Völker zu einem einheitlichen dauerhaften Weltreiche und Eröffnung neuer Verkehrswege rechtfertigt einigermaßen die Vergötterung, die ihm nach orientalischem Vorgange auch in Griechenland zuerkannt wurde. Zu sehr kam er den Bedürfnissen der hellenischen Nation entgegen, der die heimischen Verhältnisse zu klein geworden waren, und die sich stark genug fühlte, eine neue Welt mit ihrer Kultur zu durchdringen, wenn nur ein starker Fürst an der Spitze eines zuverlässigen Heeres ihr Bahn brach.

Und so war denn der Ring der Verfassungswandlungen zum erstenmale geschlossen, und die erst aristokratisch, dann demokratisch regierten griechischen Städte ordnen sich ein in die Geschichte Makedoniens, das von jeher treu zu seinem Königshause gehalten und das auch fortan mit ihm verbunden blieb bis hinab auf König Perses, bis König und Land in die Hände der Römer fiel.

Nicht wesentlich anders verläuft die politische Entwicklung in Rom. Auch hier finden wir — soweit läßt sich in den nach griechisch-persischen Vorbildern ausgeschmückten römischen Gründungssagen unzweifelhaft ein geschichtlicher Kern erkennen — von Anfang an Könige an der Spitze des Volkes, die sich bei den häufigen Raubzügen als echte Söhne des Mars erwiesen und mit starker Hand die Grenzen des neuen Stadtgebietes schützten und stetig erweiterten. Daheim zogen sie die Streitigkeiten der Bürger vor ihr Tribunal und vertraten endlich auch den Göttern gegenüber das fromme Volk, bei Opfern und Auspizien von den Priestern nur unterstützt. Diese letztere Seite des Königsamtes, die religiöse, soll erst Numa Pompilius völlig ausgebildet und die meisten Kulte begründet haben, nach der Überlieferung der vom Volk erzwungene sabinische Nachfolger des kriegslustigen Romulus, ein offenbares Versehen in dieser Sagenbildung; denn unstreitig reicht die Götterverehrung weiter zurück in die Urgeschichte eines Volkes, als seine staatliche Ordnung. Unter dem dritten Könige, Tullus Hostilius, dem Spiegelbild des ersten, entreißt Rom der Mutterstadt

Digitized by Google

die Hegemonie über Latium in einem der spartanischen Geschichte entlehnten Einzelkampfe, woran die Sage recht einleuchtend das Beispiel einer vom König ans Volk gestatteten Appellation geknüpft hat. Die letzten drei Könige zeigen unverkennbar den Charakter der griechischen Tyrannis, nicht bloß in der illegitimen Thronfolge und in ihrer Willkürherrschaft, die besonders in Tarquinius Superbus die senatorische Überlieferung auszumalen beflissen war zur eignen Rechtfertigung, am deutlichsten in ihrer Baulust, der das republikanische Rom eingestandenermaßen die Hauptzierden des Kapitols und des Forums, sowie den Circus maximus und die noch jetzt dauernden Kloaken verdankte, ferner in der Heranziehung etruskischer und griechischer Kultur und vor allem in dem Ausbau der Verfassung, da ja unter Servius Tullius die beträchtlich angewachsene Bürgerschaft bereits in Vermögensklassen eingeteilt und dabei das plebejische Element zum erstenmale gesetzlich berücksichtigt wurde. Trotz dieser unleugbaren Verdienste um Stadt und Volk sehen wir auch hier (nach einem mißglückten ersten Versuche des Senats bereits mit des Romulus Tode) das Königtum einer Adelsverschwörung erliegen, ohne daß das bisher geschützte und geförderte Volk irgendwie Protest gegen solche Vergewaltigung seiner Wohlthäter erhebt. Umso schwerer büßte es seine politische Gleichgiltigkeit in der Folgezeit; denn außer empfindlichen auswärtigen Niederlagen bei dem Übergange zur Republik mußte es die größten Übel der neuen Herrschaft an sich selbst erfahren, da der nun nicht mehr von oben gezügelte Adel mit dem ganzen Gewicht seiner bevorzugten rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung nach unten auf das arme Volk drückte. Weder die nach hartnäckigstem Widerstande erzwungene Abfassung schriftlicher Gesetze — wobei die Absetzung der Decemvirn eine auffallende Ähnlichkeit mit der Vertreibung der Könige zeigt — noch die gleichfalls lange vereitelte Zulassung der Plebejer zu den höhern Staatsämtern vermochte an der schlimmen Lage des bevormundeten Volkes etwas wesentliches zu ändern, dessen Elend mit der ins Ungemessene steigenden Ausdehnung des römischen Reiches und dem verschwenderischen Reichtum seiner regierenden Geschlechter einen immer schärferen Gegensatz bildete.

Die große Masse der römischen Bürger, „diese Herren der Welt, die keine Scholle ihr eigen nannten, die nichts als Luft und Sonne ihres Vaterlandes genossen und schlimmer als das Wild der eignen Wohnung und des sichern Lagers entbehrten," sie erfuhren erst aus dem beredten Munde der beiden Gracchen, wie ihrer unter dem selbstsüchtigen Regiment einer verknöcherten Aristokratie verzweifelten Lage durch großartige Unternehmungen und gesetzliche Zugeständnisse aufzuhelfen sei. Aber sobald einmal die Ansprüche des Volkes auf Anteil an der Verwaltung und wirtschaftlichen Ausbeutung des durch ihre Arme eroberten und mit ihrem Blute gedüngten Ländergebietes ausgesprochen und öffentlich anerkannt worden waren, heischten sie von dem verstockten Senat in einem Jahrhundert blutiger Bürgerkämpfe ihre volle, ehrliche Erfüllung.

Digitized by Google

In Marius, in Cinna jubelte die unaustilgbare Volkspartei ihren stets nachwachsenden Häuptern zu, in deren gehäuften Konsulaten man bereits sichtlich — und wohl mit sehenden Augen — der Monarchie zusteuerte; bis dann endlich der große Cäsar, auf dem der menschenfreundliche Geist der Gracchen nebst dem Glück und dem Genie Sullas ruhte, mit sicherer Hand die reife Frucht der Alleinherrschaft pflückte, um sie zwar nicht selbst zu genießen, aber doch die neue Regierungsform so mit seinem Geiste zu durchdringen, daß sie trotz Verschwörung und Intriguen festbegründet und an seinen Namen geknüpft forterbte. Und es wäre ein Glück für den Staat, ein Glück für das römische Volk gewesen, hätte Cäsar auch seinen für alles Große und Gute erleuchteten Geist, seinen milden, die Gegner lieber entwaffnenden als vernichtenden Sinn, seinen hellen, alle Schwierigkeiten überschauenden Blick auf seine Nachfolger vererben können. Aber wenn diese sich auch nicht, wie ihr Heros eponymos,*) als sieghafte Führer auf der Bahn alles menschlichen Fortschrittes erwiesen, sondern sich dem Sklavengeist ihrer Unterthanen anbequemten und spätern senatorischen Schriftstellern Anlaß gaben, eine neue Art wahnsinniger Herrscherwillkür zu schildern, die zugleich ihre Namen mit dem Fluche mißtrauischer Grausamkeit und unmenschlicher Lasterhaftigkeit behaftete, so dürfen wir doch anderseits nicht vergessen, daß die bedeutendsten zeitgenössischen Dichter dieselben ersten Kaiser wegen ihrer Verdienste gepriesen und in den Himmel gehoben haben gleich einem Theseus und Alexander, gleich einem Quirinus und Divus Julius. Und wenn thatsächlich im ganzen römischen Reiche neben den alten Göttern den Cäsaren Tempel und Altäre errichtet wurden, so sprach sich darin auch die dankbare Verehrung aus, die ihnen zumal der untere Teil der Bevölkerung zollte, die armen, so lange von Senatoren und Rittern ausgesogenen Bundesgenossen und Provinzialen, die jetzt zum erstenmale eine menschenwürdige Stellung einnahmen und ähnlichen Schutz der Staatsgesetze unter kaiserlichen Statthaltern genossen wie die unverletzlichen römischen Bürger. Das römische Reich und die römischen Kaiser sind eine ehrwürdige Erscheinung geblieben selbst für die freien germanischen Völker, deren gewaltigste Fürsten es noch nach Jahrhunderten für die höchste Auszeichnung gehalten haben, wenn ihnen der stolze Titel „Kaiser" übertragen wurde: er ist noch heute der Inbegriff der höchsten Macht, das Zauberwort, das den gewaltigsten Reichen Europas eine gesegnete Regierung zu verbürgen scheint.

So haben wir denn die Gesamtentwicklung der Staatsverfassungen des Altertums verfolgt bis zu ihrem alles nivellirenden Abschluß in der römischen Weltmonarchie. Wir wollen nun noch einige Ergebnisse dieses Überblickes herausheben.

---

*) Die attischen Stämme, wie viele Genossenschaften der Griechen, verehren ihren Namens-Heroen.

Digitized by Google

Da finden wir denn zunächst fast als ein Naturgesetz, daß selbst bei den freiheitsliebenden Völkern des klassischen Altertums Anfang und Ende ihrer politischen Entwicklung die Monarchie bezeichnet: sie ist das A und O aller menschlichen Staatenbildung, und wie aus dem sagenumwölkten Morgennebel der frühesten Zeiten die leuchtenden Strahlen fürstlicher Kraft hervorbrechen und den vollen Tag einer höhern Kultur heraufführen, so erscheint auch nach vollbrachtem Tageslaufe durch blutige Abendröte die milde Leuchte des regierenden Nachtgestirns, unter dessen versöhnendem Glanze die Völker von des Tages Hitze aufatmen und sich der sichern Ruhe hingeben. Zwischen diesen beiden Endpunkten bleibt allerdings noch ein genügender Spielraum für die beiden andern um die freigewordene Regierungsgewalt ringenden Kräfte, Adel und Volk, in deren wechselnden Stellungen sich gleichfalls ein gewisser gesetzmäßiger Verlauf erkennen läßt. Dem Adel, der mit sicherer Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen weiß, werden sie namentlich in Griechenland je einmal durch einen abtrünnigen, auf die Volksgunst sich stützenden Standesgenossen entrissen und so mit dem Übergange durch die Tyrannis dem Volke in die Hände gespielt, bis dann die immer mehr ausartende Demokratie eine kräftige Reaktion und stärkere Zentralisation erwünscht erscheinen läßt; damit übereinstimmend sehen wir auch in Rom die Herrschaft des Senats durch demokratische Wirren ins Wanken geraten und dann wieder dem Prinzipat eines Einzelnen Platz machen.

Wenn wir jedoch nach der Dauer und Bedeutung der besprochenen Regierungsgegensätze im Altertum fragen, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß trotz der Existenz staatsgründender, durch Körperkraft und Reichtum hervorragender Könige, die als Oberanführer, Oberpriester und Richter an der Spitze des jungen Volkes stehen, trotz der spätern glänzenden Hofhaltung weit berühmter Tyrannen, die gestützt auf stehende Heere und Bündnisse unter einander die Macht und Kultur ihres Landes auf eine höhere Stufe heben, endlich trotz des die spiralförmige Bewegung abschließenden, durch militärische Erfolge empfohlenen absoluten Königtums, das den erschütterten Völkern die langersehnte, durch Vergötterung gedankte Ruhe und Befriedigung bringt, — trotz all dieser leuchtenden Phasen der Monarchie bleibt doch als Thatsache bestehen, daß beide klassische Völker die längste Zeit nicht unter Königen gestanden, die glänzendsten Perioden ihrer Entwicklung, an die wir bei ihren Namen zunächst denken, der Republik zu danken haben. Und in der That ist dies eine erstaunliche Erscheinung: daß die höchste Stufe nationaler Wohlfahrt und materiellen Wohlbefindens erreicht werden, daß ebenso die tapferste Abwehr scheinbar unwiderstehlicher Feinde wie unübertroffene Leistungen in Kunst und Wissenschaft gelingen, ja daß sogar die Weltherrschaft errungen und behauptet werden konnte ohne Leitung eines erblichen Staatsoberhauptes, wie denn zumal in Rom Gehorsam, Unbestechlichkeit, Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit auch ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf Belohnung als echt republikanische Tugenden erscheinen — dieses in unvergänglichen Farben strahlende Gesamtbild freier menschlicher Entwicklung wirkt allerdings erhebend. Aber es entbehrt gleichwohl bei näherer Besichtigung nicht der tiefen Schatten.

Oder wer wollte leugnen, daß die launenhafte Willkür der kurzsichtigen Menge in Athen, die in der höchsten Not des peloponnesischen Krieges ihren Retter, den genialen Alkibiades, ohne jeden vernünftigen Grund in die Verbannung treibt und alsdann die siegreichen Feldherrn bei den Arginusen, ihre letzten, wahnwitzig zum Tode verurteilt, auch den begeistertsten Lobredner der unfehlbaren Volksherrschaft irre machen muß? Man begreift nach solchen Vorgängen wenigstens einigermaßen, wie selbst athenische Schriftsteller, zumal Plato, die uns so großartig erscheinende Wirksamkeit ihrer größten Staatsmänner, namentlich des Themistokles und Perikles, so absprechend beurteilen können. Und nun in Rom! Wem wäre da nicht schon die allen gesetzlichen Schranken Hohn sprechende, selbst die Gerichte schamlos zu einem Parteimittel herabwürdigende Mißwirtschaft der Nobilität verabscheuungswürdig und die allzeit geduldige, unterthänigste Haltung des Volkes ihr gegenüber geradezu kläglich erschienen, das alles ruhig über sich ergehen läßt und, ohne eine Hand zu rühren, selbst seine entschiedensten Wohlthäter, einen Spurius Maelius, Manlius Capitolinus, Tiberius Gracchus vor seinen Augen umbringen läßt unter dem bezeichnenden Vorwande, sie strebten nach dem Diadem?

Und doch muß man vielleicht gerade in diesem ehrerbietigen, streng loyalen Charakterzug der Römer, die den selbstgewählten Beamten nicht nur vor dem Feinde, sondern auch in den erbittertsten Parteikämpfen unverbrüchlichen Gehorsam leisteten, die geheime Kraft erkennen, die sie auf die Dauer von fast fünfundeinhalb Jahrhunderten des Königtums von Gottes Gnaden entbehren ließ. (Auch ihren vom Volke ernannten Konsuln enthielten die Götter ihre Bestätigung in den Auspizien nicht vor.) Und haben nicht auch die Athener ihren aus edeln Häusern ununterbrochen nachwachsenden großen Männern, einem Miltiades, Themistokles, Aristides, Kimon bis hinab auf Demosthenes aufs freudigste in Krieg und Frieden Gehorsam geleistet und ihnen zeitweilig mit Hilfe des Ostrazismus unumschränkte Machtfülle verliehen, beinahe wie römischen Diktatoren? Ja was fehlte dem bedeutendsten von allen, dem das Werk des Peisistratos und des Themistokles krönenden Perikles noch, als die äußere Zierde und der Name „König“? In der That war ers bis zu seinem Tode, wie schon Thukydides klar erkannt und ausgesprochen hat am Schluß seiner Charakteristik des bewunderten Zeitgenossen mit den Worten (II, 65): „Es war dem Namen nach zwar Volksherrschaft, in der That aber unter dem ersten Manne Regierung.“

So erkennt also das Volk selbst unwillkürlich seine Bedürftigkeit der Leitung durch geistig höher stehende Männer an; jedenfalls — das ist eine weitere

Digitized by Google

für das Altertum unbestreitbare Thatsache — ist es niemals das Volk gewesen, welches den Sturz der Könige herbeigeführt hat.

Sowohl bei des Kodros Tode in Athen, als auch bei des Tarquinius Vertreibung aus Rom ist es der Adel, der unverzüglich die Erbschaft des Königtums antritt und besonders in letzterer Stadt die Herrschaft mit staunenswerter Zähigkeit und Thatkraft festhält, bis endlich Cäsar den neuen Fürstenthron in der Liebe des Volkes begründet, trotz der mörderischen Wut einiger allzusehr geschonten, nicht zufrieden zu stellenden Senatoren. Der Adel ist demnach nicht die zuverlässigste Stütze des Thrones, sondern des Königtums mächtigster Rival, und nach den großartigen Proben von Regierungsfähigkeit, die wir in Rom, wie in Athen und Sparta von ihm zu bewundern hatten, unstreitig eine politische Macht, die aus allen Wandlungen stets neugekräftigt hervorgeht und für alle Zeiten in der Staatsverfassung eine gewisse Berücksichtigung fordert.

Ähnlich verhält es sich mit der andern sogenannten Stütze der Monarchie, der Kirche: auch der Bund zwischen Thron und Altar ist kein ewiger, unabänderlicher Bund. Schon zwischen Agamemnon und Kalchas, zwischen Ödipus und Teiresias besteht nach der Anschauung der alten Dichter ein entschiedener Gegensatz, und in ihren heftigen Vorwürfen spricht sich ein tiefgewurzeltes Mißtrauen der Könige gegen priesterliche Anschläge aus. Und in der That findet sich später die Priesterschaft in Athen wie in Rom gar leicht durch die vom Adel ausgehende Umwälzung der monarchischen Verfassung völlig beruhigt, wenn nur noch dem Namen nach ein König den Göttern gegenübersteht. Überhaupt lehnen sich Geistlichkeit und Adel schon im Altertum gern an einander. So sind die erbittertsten, unversöhnlichen Feinde des Volkslieblings Alkibiades, des selbst von Aristophanes den Athenern empfohlenen „jungen Löwen," die Priester im Bunde mit den Oligarchen. Und ähnlich verschanzen sich in Rom die Patrizier gegen den Ansturm der Plebejer auf das Konsulat hinter religiösen Bedenken, die Priesterämter sind die letzten Bollwerke ihres Geburtsvorrechtes; ja noch der ersterbende Widerstand der Nobilität gegen den Konsul Cäsar stützt sich auf die scheinheilige Beobachtung des Himmels, freilich ohne auf den vom Volk erwählten Pontifex maximus noch den gewünschten Eindruck zu machen.

Und dieselben Neigungen zum Bündnis zwischen den beiden privilegirten Ständen, Adel und Geistlichkeit, gegenüber dem weltlichen Oberhaupte des Staates lassen sich weiter verfolgen durch das äußerlich so streng monarchische Mittelalter herab bis zur Neuzeit. Hat doch das den geheiligten Sitz der Cäsaren, das ewige Rom, einnehmende Oberhaupt der abendländischen Christenheit nicht bloß einmal versucht, auch die höchste weltliche Macht an sich zu reißen und mit Hilfe der zum Abfall verlockten, ihres Lehnseides entbundenen hohen Adlichen den römischen Kaiser deutscher Nation vor der dreifachen Papst-

Digitized by Google

krone zu demütigen gewußt. Die katholische Kirche fühlt sich noch heute an keine bestimmte Verfassung, auch nicht die monarchische, innerlich gebunden. Der Papst trägt kein Bedenken, wie dereinst dem allerchristlichsten König, so später dem Sohne der französischen Revolution, dem großen Korsen, und heute dem jeweiligen Präsidenten der französischen Republik seinen Segen zu erteilen.

Und hierin finden wir zum Schluß eine überraschende Bestätigung des im Altertum nachgewiesenen Entwicklungsganges der Verfassungsänderungen: wie dereinst, als die Tyrannis der Pisistratiden mit Hilfe Spartas gestürzt war, die Demokratie durchgeführt wurde, so ist auch in unsern Tagen die Tyrannis der Napoleoniden durch die Siege einer auswärtigen monarchischen Macht zu Falle gekommen und hat nun einer vorläufig noch immer recht unklaren und unsichern Republik Platz gemacht.

Die Feldbibliothek des Fürsten von Soubise

In der wertvollen Flugschriftensammlung der Leipziger Stadtbibliothek findet sich neben zahlreichen andern Seltenheiten auch ein dünnes Heft in Quart mit der Aufschrift: „Verzeichniß des Büchervorrathes, den der Prinz von Soubise im Feldlager mit sich herumgeführt, und welcher durch das Königlich-Preußische Maierische Corps den 3. Nov. 1757 in Weisenfels ist erbeutet worden.“ Das Heft hat einen Umfang von 28 Seiten; das Druckjahr ist 1758, die Angabe des Druckortes fehlt.

In der Stadt Weißenfels, deren die Flugschrift gedenkt, hatte der Fürst von Soubise in den letzten Oktobertagen des verhängnisvollen Jahres sein Standlager genommen. Er blieb dort auch unbeweglich stehen, als die zerlumpten Scharen der Reichsarmee einen Vorstoß bis nach Leipzig hin wagten. Und als seine Verbündeten vor dem anrückenden Heere Friedrichs des Großen rasch wieder zurückfluteten, kam es längs der Saale zu mehreren Gefechten, wobei auch der Übergang bei Weißenfels von den Preußen besetzt und das französische Heer aus der Stadt vertrieben wurde. Dies geschah am Reformationstage, am 31. Oktober. Unsre Flugschrift nennt erst den 3. November. Wir müssen also wohl annehmen, daß die Büchersammlung erst auf dem weitern Vormarsch von den Preußen erbeutet wurde, oder — was bei dem mehrtägigen Aufenthalte des Fürsten von Soubise in Weißenfels vielleicht wahrscheinlicher

Digitized by Google

ist — daß sie in einem Hause untergebracht war und erst in den nächsten Tagen mit andern Beutegegenständen aufgefunden und in Beschlag genommen wurde.

Über das weitere Schicksal der Bibliothek berichtet der ungenannte Herausgeber auf Seite 3 und 4:

„Vorläufige Nachricht. Man schmeichelt sich, den Lesern und Sammlern derjenigen Schrifften, welche in gegenwärtigem Kriege herauskommen, einen angenehmen Dienst durch den Abdruck dieses Verzeichnisses der in der That merkwürdigen Soubisischen Feldbibliothek zu erweisen. Die Preußen erbeuteten selbige den 3. November in Weisenfels und haben sie theils körbweise und sehr wohlfeil verkauft, theils von einigen Büchern die Bände ausgeschnitten und solche für Maculatur hingegeben; daher denn auch viele kostbare Werke schädlich und unglücklich getrennet wurden. Die Herren Franzosen müssen sich sehr ruhige Winterquartiere in Deutschland, oder gar eine bleibende Stätte bey uns versprochen haben, weil sie so viele Bücher, und darunter sehr viele, die bloß zum Zeitvertreibe dienen, mit nach Deutschland genommen haben. Der Titel des Verzeichnisses sollte einen auf die Gedanken bringen, als ob mehrere Französische Regimenter dergleichen Bibliothecken mit sich geführet hätten. — Die Ordnung dieses Verzeichnisses stünde zwar sehr zu verbessern, und sonderlich wäre unter die Mängel zu rechnen, daß bey den wenigsten Büchern das Format, bey keinem aber der Ort oder das Jahr des Druckes angezeigt worden: inzwischen wird es doch Nutzen und Vergnügen machen; und es wird besser seyn, daß wir es nach dem Original als in einer willkührlichen und freyen Veränderung haben abdrucken lassen. — Uebrigens wäre freilich zu wünschen gewesen, daß dieser aus vielen und kostbahren Werken bestandene, sehr sauber eingebundene, Büchervorrath wäre beisammen erhalten und zum Angedenken der Französischen, auch im Kriege herrschenden, Galanterie, als ein seltenes Siegeszeichen in einem öffentlichen Deutschen Büchersaale aufgestellet worden. Da denn aber leider solches nicht geschehen, so wollen wir dieser nun zerstobenen Kriegsbibliothek ihr letztes Denckmahl aufrichten. Ein Originalverzeichniß, deren etliche wenige dieser Bibliothek beygeleget waren, und davon uns eines zu Händen gekommen, wird den gegenwärtigen, darnach besorgten, Abdruck desto zuverlässiger und schätzbarer machen."

Bei der Büchersammlung lag also in mehreren Exemplaren ein Verzeichnis. Der Herausgeber bringt es in der Flugschrift wörtlich zum Abdruck. Wahrscheinlich war es gedruckt, denn „Auf dem Titelblatt," sagt der Herausgeber, „stehet ein Französisches Wappen-Schild mit den 3 Lilien, mit einen Rauten-Kranz umgeben, darüber die Krone, unter diesem Wappen aber folgende Worte: Bibliotheque militaire. Regiment d'Infanterie M. Vu par Nous Major du dit Regiment. Avis du Libraire A Mrs. les Officiers des Troupes du Roi. Quoique ce Catalogue soit asser bien composé, il ne doit être considéré que comme un essai. Le Zéle qui m'anime, n'aura point de bornes, si le succès répond à mes espérances, et dans un temps ou les Troupes du Roi sont composées d'Officiers éclairés et de Gens de Lettres, j'ai lieu de le présumer."

Wie aus dieser buchhändlerischen Nachricht hervorgeht, ist die in Weißenfels erbeutete Büchersammlung eigentlich eine französische Regimentsbibliothek

Digitized by Google

gewesen; wenigstens hat der Buchhändler die Bücher in dieser Absicht ausgewählt und ihr Verzeichnis zur Prüfung vorgelegt. Der Herausgeber unsrer Flugschrift vermutet daher, es möchten vielleicht mehrere französische Regimenter dergleichen Bibliotheken mit sich geführt haben. Aber diese Vermutung geht wohl zu weit. Aus den Worten des Buchhändlers ist doch nur zu schließen, daß er selbst sich die Büchersammlung als Regimentsbibliothek gedacht und ihr Verzeichnis in dieser Absicht den höhern Offizieren angeboten hat. Daß aber mehrere Regimenter derartige Bibliotheken nun auch wirklich angekauft, und weiter, daß mehrere Regimenter solche Bibliotheken mit ins Feld genommen hätten, dafür fehlen die Beweise, und zwei Umstände sprechen dagegen. Zunächst muß die in Weißenfels erbeutete Bibliothek unmittelbar vor Beginn des Feldzugs zusammengestellt worden sein. Bei zahlreichen Büchern läßt sich das Druckjahr leicht nachweisen: Le Théâtre de Marivaux (S. 19 der Flugschrift) ist in vier Bänden 1750 ausgegeben worden, L'apologie par l'abbé de Prades (S. 6) 1752 und L'art de la guerre pratique par Ray de St. Geniès (S. 15) 1754; aufs Jahr 1755 gehen die zwölfbändigen Oeuvres de Saint-Evremond (S. 17) zurück; L'art de Cavalerie par Saunier (S. 11), Nine (S. 22) und La Princesse de Gonzague (S. 22) gehören dem Jahre 1756 an, und die Commentaires sur la défense des places d'Aeneas le Tacticien par M. de Beausobre (S. 14), sowie die Oeuvres de Saint-Réal in acht Bänden (S. 17) sind sogar erst im Jahre 1757 gedruckt worden. Der Abmarsch des Heeres aus Frankreich erfolgte nun aber bereits im Februar eben des Jahres 1757. Es ist gewiß nicht wahrscheinlich, daß binnen wenigen Wintermonaten mehrere französische Regimenter Bibliotheken von fast 2000 Bänden erworben und aus Paris nach dem Osten mit sich geführt hätten. Und noch entschiedner spricht gegen diese Annahme, daß wir nur von dieser einen, in Weißenfels erbeuteten Bibliothek Kunde haben. Hätten wirklich mehrere Regimenter derartige Bücherschätze nach Deutschland gebracht, so würden wir nach der Niederlage von Roßbach sicherlich davon erfahren. Aber unter der reichen und seltsamen Beute von Gotha und Roßbach werden zwar allerlei männliche und weibliche Toilettengegenstände und andre schöne Dinge aufgeführt, aber keine Bücher.

Die Sieger hatten in der Weißenfelsischen Beute also wohl wirklich eine Feldbibliothek des französischen Oberbefehlshabers, des Fürsten von Soubise, vor sich. Man darf sich ihre Entstehung vielleicht folgendermaßen denken. Als der Krieg ausbrach — der Fürst von Soubise wurde am 1. Januar 1757 zum Oberbefehlshaber ernannt —, stellte ein findiger Buchhändler in Paris diese Bibliothek zusammen und bot sie dem Fürsten an, zugleich mit einem gedruckten Verzeichnis, in der ausgesprochnen Überzeugung, mit dieser Büchersammlung eine vortreffliche Regimentsbibliothek geschaffen zu haben. Aber selbst wenn bei den höhern Offizieren die Neigung dazu vorhanden gewesen wäre, für ihre Regimenter solche Bibliotheken anzukaufen, folgten die Ereignisse

Digitized by Google

zu schnell auf einander, als daß die Erfüllung dieses überdies ziemlich kostspieligen Wunsches möglich gewesen wäre. Daher ist nur die eine bereits zusammengestellte, in den Besitz des Fürsten von Soubise übergegangene Bibliothek mit nach Deutschland gebracht worden. An der Auswahl der Bücher trägt somit der Fürst keine Schuld. Wohl aber hat er ihre Mitführung zu verantworten, und die spöttischen Worte, mit denen der Herausgeber der Flugschrift dieser nun zerstobenen Kriegsbibliothek ihr letztes Denkmal aufrichtet, sind wohl berechtigt. Man könnte keine schlimmere Satire auf das Frankreich Ludwigs XV. und auf den Fürsten von Soubise selbst schreiben, als das Verzeichnis dieser fast zweitausend Bände starken Büchersammlung, die der Fürst aus einem Hauptquartier ins andre bis nach Mitteldeutschland hin mit sich geschleppt hat. Gleich das erste Buch ist wie ein Hohn — La sainte Bible, par M. de Sacy, in 23 Bänden; für die Feldbibliothek des gottlosen, spottsüchtigen und leichtlebigen Lieblings der Marquise de Pompadour gewiß ein seltsamer Eingang, diese dreiundzwanzigbändige Bibelausgabe! Und ihr folgen auf Seite 5, 6 und 7 dreiundvierzig weitere theologische Werke, Kirchengeschichten, Streitschriften und Abhandlungen.

Die Bücher sind nämlich im großen und ganzen dem Inhalte nach geordnet, und zwar in folgenden Abteilungen: I. Histoires sacrées, Théologiens polémiques, orthodoxes et hétérodoxes, 44 Bücher mit annähernd (mindestens) 155 Bänden; II. Sciences et Arts, 50 Bücher mit 81 Bänden; III. Philosophie morale, Physique et Histoire naturelle, 90 Bücher mit 178 Bänden; IV. Economie et Politique, 48 Bücher mit 97 Bänden; V. Mathematique et Art militaire, 84 Bücher mit 150 Bänden; VI. Belles Lettres, Mélanges Litteraires et critiques, 65 Bücher mit 233 Bänden; VII. Poësies et Théâtres, 87 Bücher mit 257 Bänden; IX. Mithologie, Fables et Romans, 89 Bücher mit 235 Bänden, und X. Histoires, 165 Bücher mit 606 Bänden.

Dem Inhalte nach sind die einzelnen Bücher nicht gerade sehr sorgfältig verteilt. Geschichtliche und schönwissenschaftliche Werke sind fast in allen Abteilungen verzettelt. Doch giebt die Übersicht wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange der Bibliothek. Soviel sieht man: hätten wir nicht die Anzeige des Buchhändlers und das Vorwort des Herausgebers, so würde niemand in diesem Verzeichnis das einer Kriegsbibliothek oder gar einer Regimentsbibliothek vermuten. Es giebt uns vielmehr eine Büchersammlung, wie sie wohl ein geistreicher und lebenslustiger Herr auf seinem Schloß aufstellte, in kostbaren Einbänden, in einem Zimmer, das man vor jungen Damen am besten verschlossen hielt; denn neben den ernsten Musen und den heitern Grazien hatte da auch die Venus Vulgivaga ihren Sitz. Doch wer möchte einem vornehmen Herrn des vorigen Jahrhunderts einen besondern Vorwurf daraus machen? Das Wunderliche ist nur, daß diese Büchersammlung nach der Absicht des Buchhändlers eine Regimentsbibliothek sein soll, und daß ein

Digitized by Google

französischer Oberbefehlshaber sie als Feldbibliothek mit sich ins feindliche Land genommen hat.

Unter diesen Gesichtspunkten ist die kleine Anzahl der kriegswissenschaftlichen Werke bemerkenswert. Das Verzeichnis hat freilich eine besondre Abteilung „Mathematik und Kriegskunst," aber sie ist eine der kleinsten. Von 722 Büchern mit rund 2000 Bänden, aus denen die Bibliothek bestand, umfaßt die Abteilung nur 84 Bücher mit 150 Bänden, und davon sind noch auszuscheiden die rein mathematischen Werke, sodaß streng genommen eigentlich nur 50 wirklich kriegswissenschaftliche Werke mit etwa 100 Bänden übrig bleiben, also etwa ein Zwanzigstel des Ganzen! Darunter befindet sich zwar manches Gute. Denn das muß hervorgehoben werden, die besten und teuersten Werke der französischen Litteratur sind in die Bibliothek aufgenommen. Aber dem gegenüber muß doch auch betont werden, daß die Kriegswissenschaft in 50 Büchern nicht erschöpft, ja nicht einmal nach einer Richtung hin auch nur annähernd vollständig behandelt werden kann.

Am vollständigsten ist in der Bibliothek des Fürsten von Soubise die schöne Litteratur vertreten. Wenn wir alle hierher gehörigen Bücher zusammenzählen wollten, würden wir wohl fast auf tausend Bände kommen; also etwa die Hälfte der ganzen Büchersammlung dient, wie der Herausgeber bemerkt, bloß dem Zeitvertreibe. Von Romanen, guten und schlechten, bieten die Seiten 22, 23 und 24 eine kleine Blütenlese; da begegnen wir auch den Romanen von Crébillon Fils und Rétif de la Bretonne und ihren Nachahmungen, auch andern Romanen, bei denen schon die Aufschrift anzeigt, wes Geistes Kind sie sind. Zahlreich sind ferner Gedichtsammlungen, theatralische Sammlungen, Lebensbeschreibungen, Memoiren und philosophirende und moralisirende Werke, die ja damals in Frankreich wie die Pilze emporschossen, eßbare Pilze, aber auch zahlreiche Giftpilze. Ziemlich vollständig ist in Übersetzungen die lateinische Litteratur vertreten; auch in die Litteraturgeschichte der Kaiserzeit konnte man sich durch ein „Leben des Properz" (Vie de Properce, S. 24) und durch die vierbändigen „Liebschaften des Catull und Tibull" (Amours de Catulle et Tibulle, S. 22) einführen lassen. Weniger zahlreich sind die Übersetzungen aus der italienischen, spanischen und portugiesischen Litteratur. Aus der griechischen Litteratur sind die Homerischen Epen, die Charaktere des Theophrast und der schlüpfrige Roman des Eustathius (Les amours d'Ismène et d'Isménias, S. 22) in Übersetzungen da. Vollständig fehlt die deutsche Litteratur, wenn wir von einer Übersetzung deutscher Fabeln (Fables et Contes traduits de l'Allemand, S. 21) absehen. Doch dürfen wir dem Verzeichnis aus diesem Mangel keinen Vorwurf machen. Die großen griechischen Geschichtschreiber, Redner und Tragiker sind weitern Kreisen überhaupt erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ja vielfach erst in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts bekannt geworden; in Frankreich stellte noch

Digitized by Google

Voltaire einen Corneille und Racine über Sophokles und Euripides. Und auch das Fehlen der deutschen Litteratur ist nicht wunderbar; man erinnere sich nur des absprechenden Urteils Friedrichs des Großen! Wenn dieser deutsche Fürst von der deutschen Dichtkunst nichts wissen wollte, ist es gewiß verzeihlich, daß wir die schwerfälligen Gottscheds, Hallers und Klopstocks in der Bibliothek des Fürsten von Soubise nicht vorfinden. Aus ähnlichen Gründen fehlt aus der englischen Litteratur Shakespeare, dessen Würdigung ja erst durch Lessing angebahnt worden ist. Etwas anders ist das Verhältnis unsrer Bibliothek zu den englischen Romanschriftstellern und Philosophen. Die großen französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, ein Montesquieu, Rousseau und Voltaire, sind bei den englischen Philosophen in die Schule gegangen, und seit Diderot galten die Romane von Richardson und Fielding auch den Franzosen als Vorbilder. Es entstand damals in Frankreich eine förmliche Schwärmerei, ein Kultus englischen Wesens und englischer Staatseinrichtungen. So finden wir auch in der Bibliothek des Fürsten ein Preservatif contre l'Anglomanie (S. 18) und eine Idée de la Poésie Angloise, par l'Abbé Yard (vierbändig, S. 20); von Richardson ist die Histoire de Sir Grandison (in sieben Bänden, S. 22) übersetzt, von Fielding die Histoire de Tom Jones (in vier Bänden, S. 22), Swifts Voyages de Gulliver (zweibändig, S. 18) und Miltons Paradis perdu (traduit par M. Racine, in drei Bänden, S. 19); auch von Newton, Locke und Hume sind mehrere Übersetzungen da, und mehrere Bücher beschäftigen sich mit der englischen Staatskunst, dem Handel und der Kolonialmacht Englands.

Nächst der schönen Litteratur ist die Geschichte am stärksten vertreten. Doch finden sich darin recht sonderbare Lücken. Während z. B. die römische Geschichte mit zwölf Büchern, die Geschichte Frankreichs mit mehr als sechzig, ja sogar die jüdische Geschichte mit wenigstens vier Büchern bedacht ist, ist die Geschichte Deutschlands, des Nachbarlandes von Frankreich, nur durch zwei Bücher von je einem Bande vertreten. Die Entwicklung Preußens kann dem Fürsten von Soubise sehr wenig Teilnahme abgewonnen haben; denn über Preußen ist kein einziges Buch da, während Österreich wenigstens durch eine Lebensbeschreibung des Prinzen Eugen vertreten ist. Über China und Japan kann man sich aus zwei Büchern belehren; über England, Dänemark, Schweden, Rußland, über die Türkei, Genua und Portugal, über Persien und Georgien, über Peru, Mexiko und Paraguay, ja sogar über das Kapland und über Australien sind geschichtlich-geographische Werke in die Bibliothek aufgenommen — Preußen fehlt! Und doch war Preußen Jahre lang Frankreichs Bundesgenosse gewesen, und manchem Franzosen, der heller blickte als der Fürst von Soubise, waren schon vor dem Schlage von Roßbach die Augen aufgegangen über die wahre Bedeutung des Mannes, der damals die Sandbüchse des heiligen römischen Reichs in fester Hand hielt. Man hat in den letzten

Digitized by Google

zwanzig Jahren vielfach Gelegenheit gehabt, eine ganz auffällige Unwissenheit der Franzosen über alles, was außerhalb ihrer Grenzen vor sich geht, zu beobachten; selbst größere deutsche Städte sind ihnen böhmische Dörfer, und über unsre innern Zustände hegen sie die seltsamsten Meinungen. In dieser Beziehung ist es nicht ganz unwichtig, zu bemerken, daß in der Bibliothek des Fürsten von Soubise eine Abteilung „Geographie“ ganz fehlt und daß über den preußischen Staat und das preußische Heer, gegen das er ins Feld zu ziehen im Begriff steht, kein einziges Buch in dieser Büchersammlung zu finden ist. Diese Unkenntnis des preußischen Wesens hat sich an den Franzosen nicht nur unter Napoleon I. und III., sondern schon unter Ludwig XV. bitter gerächt. Die Niederlage von Roßbach war die Antwort auf französische Anmaßung und Überhebung.

Über die andern kleinern Abteilungen der Bibliothek können wir rasch hinweggehen. Gute und zahlreiche Bücher sind über die schönen Künste, die Malerei, Bildhauerei und Baukunst (S. 7 und 8, 13) und über die Sprachwissenschaft (S. 8) aufgenommen; wir finden französische, italienische, deutsche und englische Grammatiken, französisch-italienische, französisch-deutsche und französisch-englische Wörterbücher. Auch die philosophische Sammlung ist ziemlich stark und enthält die meisten französischen und englischen Modeschriftsteller jener Zeit. Was noch übrig bleibt, sind Handbücher über Medizin und Anatomie, Naturwissenschaften, Staats- und Hauswirtschaft und eine große Zahl Einzelabhandlungen, darunter vieles Vortreffliche, aber auch manches recht Seltsame. Schwer begreift man, warum der Buchhändler ein Werk „Über die Erziehung der kleinen Kinder“ (Essais sur l'éducation des petits enfans, S. 13) in seine Regimentsbibliothek aufnahm. Den „Tanzmeister“ (Le Maitre à danser, par Rameau, Fig. S. 7) hätte der Fürst von Soubise ebenfalls in Frankreich lassen können. Und was sollten seine Offiziere anfangen mit der „Kunst, die Hühnereier künstlich auszubrüten“ (L'Art de faire éclorre des œufs, par M. de Reaumur, 2 vol., Fig. S. 11) oder mit einer „Französischen Sprachlehre für junge Damen“ (Rhetorique Françoise à l'usage des Demoiselles, S. 8)? Oder was halfen ihnen nach der Schmach von Roßbach die „Ermahnungen eines Vaters an seine Tochter“ (Avis d'un Père à sa fille, S. 9) oder endlich die „Kunst, das Zwerchfell zu erschüttern“ (L'Art de désoppiler la rate)? Das klingt doch wie Spott und Hohn auf ernste Männer!

Aber ist nicht vielleicht die Flugschrift überhaupt nur eine Spottschrift? und die angebliche Feldbibliothek des Fürsten von Soubise erdichtet? erdichtet, um zu der Schmach von Roßbach die Lächerlichkeit zu häufen! Die Art und Weise, wie der Herausgeber der Flugschrift die in Weißenfels erbeutete Bibliothek sofort zu Makulatur macht, könnte einen wohl auf diesen Gedanken bringen. Aber dem Verzeichnis ist doch zu deutlich der Stempel der Wahr-

Digitized by Google

heit aufgedrückt. Das Vorwort des Buchhändlers, die Auswahl und Zusammenstellung der Bücher, die Aufnahme der neuesten Erzeugnisse der französischen Litteratur und die ganze mangelhafte Anlage des Verzeichnisses beweisen seinen französischen Ursprung. Auch wäre wohl nur einer der größten deutschen Buchhändler im Jahre 1758 imstande gewesen, ein solches Verzeichnis französischer Bücher bis zum Jahre 1757 aufzustellen; und ein Deutscher wäre gründlicher verfahren als der Franzose und hätte nicht regelmäßig das Druckjahr und den Druckort weggelassen. Der Verdacht, der Inhalt der Flugschrift möchte erdichtet sein, kann vor diesen Gründen nicht bestehen. Vielleicht gelingt es, in thüringischen Büchersammlungen ein oder das andre Stück der zerstobenen Kriegsbibliothek des Fürsten von Soubise wieder aufzufinden.

Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

I. Passeggiata Margherita

Die Tausende von andächtigen und unandächtigen Pilgern, die alljährlich die ewige Stadt betreten, wissen bei der Heimkehr viel von dem alten, wenig von dem Rom der Gegenwart zu rühmen. Ihr Begriff vom „alten" Rom ist freilich höchst dehnbar und reicht etwa von den Zeiten Julius Cäsars bis zum September des Jahres 1870. An allem, was äußerlich sichtbar seit dem Tage entstanden ist, wo die italienischen Bersaglieri und König Viktor Emanuel in Rom einzogen, hat die Welt, auch wenn sie mit der Wandlung der Dinge noch so einverstanden war, wenig Freude gewonnen, und bittere Anklagen gegen die vandalische Zerstörungslust, die geschmacklose, ja rohe Modernität, die über Nacht Rom in eine nüchtern zweckmäßige Großstadt verwandeln möchte — je nüchterner und amerikanischer, um so zweckmäßiger! —, sind von allen Seiten laut geworden. Auch die große Mehrzahl solcher Besucher, die Rom vor 1870 niemals erblickt haben, den Umfang der Veränderung, der Verwüstung köstlicher Gärten und historisch bedeutsamer Gebäude gar nicht ermessen können, fühlt sich von den großen, vielstöckigen, der Stadt gleichsam aufgeklebten halbfertigen oder schon wieder zerbröckelnden weißgekalkten Häuservierecken, von dem ganzen wüsten Treiben der neuerdings verkrachten Baugesellschaften ab-

Digitized by Google

gestoßen und stimmt in das Klagelied von der Vernichtung Roms ein. Aber die Römer haben besseres Vertrauen auf die unverwüstliche, aus allen Wandlungen immer wieder aufleuchtende Herrlichkeit ihrer ewigen Stadt, und in der That, was wäre eine Ewigkeit, selbst in der kurzsichtig menschlichen Bedeutung des Wortes, die durch zwei Jahrzehnte noch so barbarischer und rücksichtsloser Geschäftigkeit gefährdet werden könnte! So folgten den Stimmen, die kräftig ihr Mißfallen an Neurom ausdrückten, einige andre, die für eine hoffnungsreichere Betrachtung wenigstens einzelner Schöpfungen und Bauten der letzten Jahre eintraten.

Wem es nur vergönnt war, ein paar genußreiche Monate in der Stadt der Städte zu verleben, der sollte in diesem Streite nicht mitreden, wenigstens kein entscheidendes Wort sprechen wollen. Nur den Eindruck, dessen er froh geworden ist, darf er schildern. Und indem ich die wechselnden Stunden eines römischen Frühlings in der Erinnerung vorübergleiten lasse, heben sich mit lichtem Schimmer die Morgen und Abende hervor, die uns auf der Höhe und in den Laubgängen der Passegiata Margherita, der schönsten Anlage des neuen Roms, zu Teil wurden. Im Sonnenschein oder im Abendglanze liegt das einzige, wundervolle Städtebild zu Füßen des Glücklichen, der vom alten Janiculus über Trastevere und den Tiber, über Dächer und Kuppeln, über Paläste und Kirchen, Gärten und Ruinen, alte Stadtmauern und neue Festungswerke weit in die bergumkränzte römische Landschaft hinausschaut. Die ewige Stadt erfreut sich einer langen Reihe vielgepriesener Umschau- und Übersichtspunkte, und weder dem Monte Pincio, noch dem Monte Mario, noch dem antiken begrünten Scherbenhügel (Monte Testaccio) bei der Porta San Paolo, noch auch der unvergleichlichen Kuppel von Sankt Peter soll ihr gutes Recht abgesprochen werden. Aber die zauberhafte Passegiata Margherita mit ihrem reichen Bilde, das sich auf dem Gange über die Prachtstraße allmählich verschiebt und doch immer gleich fesselnd bleibt, läßt sie alle weit hinter sich. Die baumbepflanzte Straße über den Hügelrücken von Süd nach Nord, von San Pietro in Montorio bis hinab zur Porta San Spirito und dem großen Petersplatze, gehört ohne Frage zu den schönsten Spaziergängen der Welt, bei jedem Schritt wird der Fuß gefesselt, weil die Augen schwelgen wollen, und die wundersame Stimmung, die den Menschen bei dem Anblick gegenwärtiger und der Erinnerung an vergangne Herrlichkeit überschleicht, wird in jedem Augenblick angeregt und gesteigert. Die tiefste, beglückendste Einsamkeit, hoch über dem geschäftig bunten Treiben der Stadt, kommt der Dauer solcher Stimmung zu gute. Denn so schön und anziehend die neue auf dieser Höhe geschaffene Promenade ist, sie liegt viel zu weit von den Mittelpunkten des römischen Lebens ab, sie bedeutet viel zu wenig für den Verkehr, um stark belebt oder auch nur viel besucht zu sein. Selbst die zur Zeit geltende Gewohnheit, an zwei Nachmittagen den nahe gelegenen Prachtgarten der Villa Doria-Pamfili zur

Digitized by Google

Korsofahrt zu benutzen, lockt nur eine geringe Anzahl von Wagen hier herauf, und das Gehen hat auch der moderne Römer noch nicht gelernt. Beinahe jeder Vormittag und Abend und vollends ein Sonntag Morgen, an dem die Sonne über dem Häusermeer von Rom funkelt und die Glockentöne von hundert Kirchen zu den schönen Pflanzungen am Gianicolo emporwogen, gewährt die Stille, in der der Empfängliche noch andre Stimmen vernimmt, als die der Glocken. In scharfer Deutlichkeit und duftiger Farbenpracht läßt sich von der Höhe dieses Weges die ewige Stadt bis zu ihren letzten Außenkirchen und die Campagna mit ihren Wasserleitungsbogen überblicken, gewisse Punkte, namentlich der königliche Quirinalpalast mit seinen weiten Höfen, Gärten und Nebenbauten, treten hier oben viel schärfer und wirksamer aus der Häuserflut hervor, als an irgend einem andern Übersichtspunkte. Wie der Zauber Roms vor allem in der täglich wachsenden Gewißheit liegt, daß sein Reichtum offenbarer oder nach und nach zu Tage tretender Schönheit niemals zu erschöpfen ist, so bleibt es der Hauptreiz der Passegiata Margherita, daß auf jedem Gange über sie hinweg neue fesselnde Züge, neue Einzelheiten in dem großen Stadtbilde sich offenbaren. Gewiß, Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, es kann auch nicht, selbst in der Überschau nicht, an einem Tage gesehen werden. Der Streit zwischen den empfänglichen, ihrer Eindrücke und Offenbarungen still wartenden Naturen und den modernen Bädekerreisenden hat seine Wurzel in dem Trotz, mit dem sich die letztern gegen den tiefern Sinn des alten Spruches auflehnen.

Die Passegiata Margherita ist nach der ersten Königin des neuen Italiens, die drüben im Quirinal Hof hält, getauft worden. In ihrer entzückenden Schönheit birgt sie eine tröstliche Verheißung, daß auch das neue königliche Rom seinen Teil zu der stillen Majestät und Größe der alten Hauptstadt der Welt beitragen werde. Freilich erscheint auch diese Anlage in zwei Punkten echt römisch: um sie schaffen zu können, hat ein Teil der hinter dem Palazzo Corsini zum Janiculushügel aufsteigenden Gärten, auch der vielberühmte Klostergarten von San Onofrio, zerstört werden müssen, und sie ist etwa nur zu zwei Dritteln fertig geworden. Die Fahrstraße ist allerdings durch- und bis zur Longara hinabgeführt, aber die Schönheit der Anlage, die wirkliche Vollendung durch Baum- und Buschgruppen, durch die Entfaltung südlicher Pflanzenpracht, der Abschluß und die Befestigung durch Stützmauern und Treppen bricht hinter der Tassoeiche plötzlich ab, und eine Folge von Schuttstätten, Stein- und Lehmhaufen, vergrauten Mauern, halbwüsten Gärten stimmt schlecht zu dem heitern Anfang und Fortgang des stolzen Höhenweges. Was die Zerstörung anlangt, der die prächtige Passegiata abgewonnen worden ist, so hat sich hier nur wiederholt und erneuert, was wie ein ehernes Gesetz über der ewigen Stadt und ihren Schicksalen waltet. In alter und neuer Zeit hat hier Geschlecht auf Geschlecht, um im Schaffen den eignen großen Sinn bethätigen, um aus dem

Digitized by Google

Vollen schöpfen zu können, einen Teil des Vergangenen preisgegeben. Wahrscheinlich sind auch bei der Schöpfung der gepriesenen Passegiata Margherita lauschige Garteneinsamkeiten, malerische Winkel und Wege geopfert worden; mancher ältere Besucher Roms mag mitten in der neuen Herrlichkeit ein liebgewordnes Plätzchen, einen stillen Reiz vermissen, doch er wird einräumen müssen, daß das Neuentstandene des Opfers wert sei. Die Unfertigkeit der großgeplanten Anlage aber entspricht nur allzuvielem, was auch im alten Rom begonnen und nicht zu Ende geführt worden ist, und in diesem Falle ist ja an der schließlichen Ausführung des ursprünglichen großen Entwurfs nicht zu zweifeln. Die weltlichen Könige haben im allgemeinen eine längere Zeit des Wirkens vor sich als die Priesterkönige des ehemaligen Kirchenstaates, ja sie stehen im schlimmsten Falle den Bauten und Anlagen ihrer Vorgänger minder gleichgiltig, ja feindselig gegenüber wie die Päpste früherer Jahrhunderte.

Längst vor der Eröffnung der Passegiata Margherita gab es vom Hügelkamme des Monte Gianicolo einzelne von Alters her gepriesene Aussichtspunkte. Der Platz vor dem Kirchlein San Pietro in Montorio, der sich unmittelbar über Trastevere, über die heutige Via Garibaldi erhebt, die Terrasse bei der Fontana dell Acqua Paola, dem granitenen und marmornen Brunnendenkmal Papst Pauls V., dessen prachtvoll herabrauschende Wasserströme seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts Hunderttausenden von Beschauern Auge und Herz erfrischt haben, und eine halbe Stunde davon nordwärts, jenseits zahlloser Gärten, Höfe, Vignen und wüster Flecke, der so hoch gelegene Klostergarten von San Onofrio haben jeder einen herrlichen Niederblick auf Rom gewährt. Das Verdienst der jüngsten Anlage ist es, nun alle diese wundervollen Stellen mit einander zu verbinden, die Halbrundsicht auf Rom und die Campagna, die der ganze Janiculus gewährt, vollständig zu erschließen, eine Folge wechselnder Bilder, die ebenso stark zur Phantasie als zum Blick sprechen, Bilder von großem Zug und unsäglichem Farbenreiz, harmonisch aneinanderzurücken, in freier Höhe, hoch über den Niederungen des Tiberthales und am Rande der ausgebreiteten Stadt, einen wahrhaft schönen Spaziergang geschaffen zu haben, der für künftige Jahrzehnte noch laubigere Schatten, noch köstlicheren Blütenduft verspricht, als er schon heute spendet. Vom Aufgang zur Passegiata, in dessen Nähe auch das berühmte Tempelchen (Tempietto) Bramantes steht, bis gegen die Mitte liegt immer ganz Rom mit einer wesentlichen Ausnahme zu Füßen und vor den Augen. Ganz Rom, bis auf die Leostadt, die, in der Tiefe zwischen dem Janiculus und dem vatikanischen Hügel steckend, zunächst nicht sichtbar wird, bis mit einemmale links die ungeheure Kuppel von Sankt Peter, das Weltwahrzeichen Roms, majestätisch in die blaue Luft emporragt. Auf dieser Strecke des einzig schönen Weges ist es, wo sich die Fülle jener Eindrücke zusammendrängt, unter denen der Beschauer, wenn er nicht ganz stumpf, ganz armselig flach ist, die unter ihm liegende, von Jahr-

Digitized by Google

tausenden, von so unermeßlichen Erlebnissen, Thätigkeiten, Kämpfen und Leiden zeugende steinerne Wirklichkeit zu sich sprechen lassen muß. Meine Lieblingsstelle, wie die manches andern, war der Raum zwischen der einsam aber prächtig gelegenen Villa Lante und der Eiche des Torquato Tasso, die gestützt und mit eisernen Klammern zusammengehalten, dem Blitzstrahl wie den Jahrhunderten getrotzt hat. Von dieser Stelle herab schaut man in die Reste der Corsinigärten und jenseits in die grüne Einsamkeit, in der das Juwel der Renaissancekunst, die Farnesina, noch immer unangetastet, von dem zerstörenden Atem der Zeit kaum angehaucht liegt; von hier aus läßt sich an den aufragenden Türmen und Kuppeln der unzähligen Kirchen, an den Tiberbrücken und den schärferen Umrissen der gegenüber liegenden Hügel jedes einzelne Quartier, jeder bedeutende Punkt der Stadt erkennen. Hier empfindet man lebhaft, ja überwältigend, daß dies mannichfaltige Rom mit seinen tausend verwirrenden Einzelheiten, seinen durch und über einander geschobenen historischen Schichten doch eine Einheit ist, daß auch heute noch das Goethische Wort gilt, daß hier das Große war, ist und sein wird. Die drei Jahrhunderte, die vergangen sind, seit Torquato Tasso im letzten Frühling seines Lebens von diesem Hügel auf die ewige Stadt hinuntergesehen hat, heißen mit Recht in der unendlichen Geschichte Roms eine schlechte und ärmliche Zeit, und doch — was haben auch sie gesehen, geschaffen und hinterlassen!

Wer heute eine Beschreibung der Stadt Rom unternähme, wie sie von Bunsen, Platner und andern in den dreißiger und vierziger Jahren in verhältnismäßig stiller Zeit vollendet worden ist, liefe Gefahr, überall auf Veränderungen, unruhige Übergänge und unerfreuliche Widersprüche zu stoßen, die in dem innern Leben der ewigen Stadt walten und natürlich ihren äußern Ausdruck finden. Wenn man aber von der Höhe unsrer Passegiata das Gesamtbild Roms aufmerksam und immer wieder betrachtet, wenn man wahrnimmt, wie hier die alten und die neuen Teile wunderbar in einander gehen und zu einem mächtigen Ganzen werden, auch wenn der Himmel den leuchtenden Schimmer einmal versagt, der in der Regel über dem herrlichen Bilde liegt, wenn man mit frohem Schauer gewiß wird, daß das Unbedeutende, zufällig Aufgepfropfte von dem Bedeutenden, Charakteristischen, Bleibenden vollständig überwältigt und gleichsam verflüchtigt erscheint, so hegt man wenig Besorgnisse darum, ob auch künftige Geschlechter noch mit Begeisterung und Entzücken auf Rom hinüberschauen werden.

Das wandelbar Zufällige und das Dauernde haben hier von je in eigentümlicher Wechselwirkung gestanden. Selbst die wohlerhaltenen Kunstwerke waren den Veränderungen der Zeit und des gerade herrschenden Geschmacks unterworfen, und nicht alle wurden so verhältnismäßig glücklich umgestellt, wie das antike Reiterstandbild Marc Aurels, das vom Lateranpalast auf die Höhe des Kapitols versetzt wurde, oder die Transfiguration Rafaels, die noch Goethe

Digitized by Google

in San Pietro in Montorio gesehen und genossen hat, und die heute eine Hauptzierde der vatikanischen Pinakothek bildet. Da freut man sich denn jedes Baues und jeder Anlage, die mit den natürlichen Grundlinien der Tiberstadt, dem Terrain selbst in Verbindung gebracht sind und eine Bürgschaft langer Dauer in sich tragen. Neben den vielen sehr willkürlichen und schon heute als rasch vergänglich zu erachtenden Umgestaltungen Roms darf sich die Passegiata Margherita dieser Bürgschaft rühmen. Ich habe sie nur im lichten Frühlingsgrün gesehen, in Wochen, wo auch die Campagna sich mit neuem üppigem Grün schmückt und der Reisende kaum an einzelnen, dem Sonnenbrand besonders ausgesetzten oder verödeten Stellen ahnen kann, wie Sommerglut und Staub die lachende Landschaft umzuwandeln vermögen. Aber ich zweifle nicht, daß der Eindruck zu allen Zeiten gewinnend und nachhaltig sein wird: es ist ein großer Zug in dieser Anlage, eine Mischung heitern Behagens und ernster Würde, die ja echt römisch sind.

An der eigentlichen Promenade liegen nur wenige Gebäude, unter denen die obengenannte Villa Lante und das Kloster San Onofrio die bedeutendsten und wichtigsten sind. Das Kloster, die Zufluchtsstätte, zu der sich der kranke Dichter des „Befreiten Jerusalems“ emporbringen ließ, als er im Winter von 1594 auf 1595 merkte, daß er die ihm zugedachte Dichterkrone mit einer himmlischen Krone werde vertauschen müssen, erscheint zur Zeit noch wohl erhalten, im Hauptgebäude werden in der Zelle Tassos die Erinnerungen an seinen kurzen Aufenthalt und Tod sorgfältig bewahrt. Die wächserne Totenmaske, Handschriften, Bücher, Schreibzeug und Spiegel des Dichters berührten mich tiefer und stimmungsvoller, als das getreue, aber grelle und allzusehr auf die überraschende Wirkung gemalte moderne Freskobild, das von der Rückwand der Zelle her dem Beschauer entgegenblickt. Der beste Eindruck, den man davonträgt, ist das helle Licht in dem einfachen Gemach, eine gewisse ruhige Würde des davor liegenden Ganges. Man fühlt es nach Jahrhunderten noch, wie der innerlich gebrochene, krankheitgebeugte, aber immer noch stolze und vornehme Dichter in diesem Aufenthalt ein Gefühl des Friedens, wehmutsvoller Beruhigung von Tag zu Tag stärker empfinden mußte, und man freut sich, daß wenigstens der Ausgang dieses Lebens der innern Würde einer feinbesaiteten Natur entsprochen hat. Freilich fehlt unter dem geringfügigen litterarischen Nachlaß auch die römische Ausgabe der Gerusalemme conquistata nicht, der traurigen Verballhornung des eignen besten und unsterblichsten Werkes, die sich Tasso abgequält hatte, um den Ansprüchen des gegenreformatorischen Zelotismus zu genügen und die ursprüngliche Richtung seiner Phantasie zu verleugnen. Wenn man sich ins Gedächtnis ruft, daß er noch auf dem Totenbette den Kardinal Aldobrandini beschwor, die Exemplare des „Befreiten Jerusalems“ aufkaufen und vernichten zu lassen, damit nichts von dem schimmernden Glanz und der farbenreichen Frische seiner

Digitized by Google

ursprünglichen Schöpfung übrig bleibe, so gönnt man zwar in der Erinnerung dem unglücklichen Dichter sein letztes einfach würdevolles Asyl, aber man atmet, auf die freie Passegiata Margherita wieder hinaustretend, unwillkürlich bei dem Gedanken auf, daß kein großer und echter Dichter späterer Tage mehr nach solchem klösterlichen Asyl begehrt hat.

Doppelsterne

Von Dr. H. J. Kleins „Astronomischen Abenden“*) ist die dritte Auflage erschienen. Wir machen darauf aufmerksam, indem wir kaum nötig haben, empfehlende Worte hinzuzusetzen. Die überaus klare, anregende und schöne Schreibweise des Verfassers ist ja in weiten Kreisen bekannt und geschätzt. Der Verfasser erhebt mit seinen „Astronomischen Abenden“ nicht den Anspruch, eine systematische Darstellung der Astronomie in populärer Form zu geben; vielmehr beabsichtigt er in einer mehr freien und möglichst unterhaltenden Form dem Leser die hauptsächlichsten Errungenschaften der heutigen Sternkunde vorzuführen. Die geschichtliche Entwicklung der Sternkunde schließt sich an die Lebensgeschichten der hervorragendsten Astronomen an, und zwar so, daß die Hauptfragen und Haupterrungenschaften der Sternkunde nach einander auftauchen und erörtert werden, wie sie in der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft aufgetreten sind. Damit wird die Grundlage gewonnen für weitere Darstellungen, die sich mit Sonne, Mond, dem Planetensysteme, den Kometen und Fixsternen in sachlich erörternder Form befassen. Der Hauptzweck des Werkes ist, eine anregende Lektüre zu sein für solche, die ohne weitere Vorkenntnisse und Absichten, als die des gebildeten Menschen, sich aus der Sternkunde unterrichten möchten. Mit dieser Einschränkung seiner Aufgabe hat der Verfasser recht. Denn keine Wissenschaft kann den Dilettantismus weniger vertragen als die Astronomie, keine übt aber auch auf die ferner stehenden Kreise eine so große und geheimnisvolle Anziehungskraft aus. Wenn der Verfasser der Astronomie auch sittliche, volksbildende Kräfte zuschreiben möchte, so hat er freilich unrecht. Er führt Dieffenbach an und ist mit diesem der Meinung,

*) Astronomische Abende. Von Dr. Hermann J. Klein. Dritte Auflage. Leipzig, C. H. Meyer, 1890.

Digitized by Google

daß die Pflege einer so edeln und hohen Wissenschaft, wie die Astronomie, über den sittlichen und geistigen Rückgang unsrer Zeit, die leere und hohle Genußsucht, den thörichten Kultus der Theatergrößen, den hohlen Prunk und sittlichen Verfall hinweghelfen könne; einer Wissenschaft, die lehre, daß dieses Weltall wie unser Menschengeschlecht ewigen unerschütterlichen Entwicklungsgesetzen folge, und die darum den, der sich mit ihr beschäftigt, nur sittlich heben und läutern könne. In Belgien lasse neuerdings der Unterrichtsminister für sämtliche Schulen Fernrohre anschaffen. Diesem Beispiele müsse man folgen, und um die Welt sittlich zu heben, zu den Sternen aufschauen. Das sind Träumereien, die mit den wirklichen Dingen und wirklichen Menschen wenig genug zu thun haben. Ich erinnere mich, vor etlichen Jahren in Westermanns Monatsheften einen Aufsatz gelesen zu haben, in dem der Verfasser — ich weiß seinen Namen nicht mehr — allen Ernstes vorschlug, auf den öffentlichen Plätzen Fernrohre aufzustellen zur unentgeltlichen Benutzung für das Volk. Die Beobachtung der in stiller Gesetzmäßigkeit kreisenden Jupiters-Monde werde ohne Zweifel die unzufriednen Volksklassen über die ewigen Gesetze belehren und mit ihrer Lage versöhnen. Man könnte ebenso gut als wirksames soziales Heilmittel die liebevolle Pflege des alten schönen Liedes „Guter Mond, du gehst so stille“ empfehlen, auch an Stindes Professor Desens denken, der die Betrachtung der mild-blauen Cäsiumlinien des Spektrums an die Stelle der Tröstungen der Religion setzen wollte. Wir wären nicht böse darüber, wenn die Stelle über die ethische Bedeutung der Astronomie in einer spätern Auflage fehlte.

Um aber aus den „Astronomischen Abenden“ eine Probe mitzuteilen, wählen wir die Frage der Doppelsterne, die durch allerneueste Entdeckungen in den Vordergrund des Interesses getreten ist.

Unter den Fixsternen des nächtlichen Himmels, die mit völliger Regellosigkeit an der scheinbaren Himmelsdecke ausgestreut sind, finden sich viele, die paarweise in so großer Nähe bei einander stehen, daß sie dem unbewaffneten Auge nur als ein Stern erscheinen. Man könnte annehmen, daß diese Nähe auf einer zufälligen Anordnung beruhe, aber die Forschung hat ergeben, daß diese Doppelsterne jeder für sich ein eignes System bilden. Der erste, der dies aussprach, war Christian Mayer im Jahre 1778. Doch war die Vorstellung von Fixsterntrabanten dieser Art vor hundert Jahren eine so ungewohnte, daß Mayer den heftigsten Widerspruch fand. Ja man machte gegen die Annahme zweier zusammengehörigen Sonnen geltend, daß zwei sich gegenseitig beleuchtende Sonnen zwecklos, also in einer zweckmäßig gebauten Welt unmöglich seien.

Zu gleicher Zeit wandte Herschel sein Riesenteleskop den Doppelsternen zu und entdeckte und vermaß in vier Jahren nicht weniger als 269 Doppelsterne, von denen die meisten einen geringeren Abstand als 32 Bogensekunden

Digitized by Google

haben. Im ganzen weisen seine Kataloge 846 Doppelsterne auf. Herschel ging zunächst von der Ansicht aus, daß die beiden zusammengehörigen Sterne nur scheinbar nahe bei einander, in Wirklichkeit aber in nahezu gleicher Richtung weit hinter einander stünden, und er beabsichtigte bei der Verschiebung dieser beiden Sterne zufolge des Umgangs der Erde um die Sonne ihre Entfernung zu berechnen. Dies ist ihm nun allerdings nicht gelungen, wohl aber konnte er eine Eigenbewegung der Doppelsterne und zu Anfang dieses Jahrhunderts bei Beobachtung des Doppelsternes ζ im Herkules die Thatsache feststellen, daß ein Fixstern durch den andern bedeckt wurde.

Erst mit dem Gebrauche Fraunhoferscher achromatischer Refraktoren, das heißt von großen, mit farbfreien Glaslinsen versehenen Fernrohren gelang es, neue Erfolge auf dem Gebiete der Beobachtung von Doppelsternen zu erzielen. Struve entdeckte und beobachtete in den Jahren 1824 bis 1836 mit seinem großen Dorpater Refraktor nicht weniger als 2641 Doppelsterne von weniger als 32 Bogensekunden Entfernung. In etwa derselben Zeit durchforschte der jüngere Herschel vom Kap der guten Hoffnung aus den südlichen Sternhimmel und fand 2100 neue Doppelsterne. Ihnen folgten der jüngere Struve und Burnham, von denen der letztere mit einem kleineren und später mit dem großen Refraktor zu Chicago 1000 neue Doppelsterne fand.

Noch eine besondre Merkwürdigkeit der Doppelsterne hat sich gezeigt, nämlich eine häufig vorhandene ungleiche Färbung der beiden Sterne. Nicht selten ist der eine Stern gelb, der andre blau, bisweilen der eine grün, der andre blau; häufig findet man einen weißen Hauptstern und einen blauen Begleiter. In jüngster Zeit hat man die Vermutung ausgesprochen, daß sich in einigen Doppelsternsystemen die Färbung je nach der Stellung des Begleiters in seiner Bahn ändere. Es drängt sich die Frage auf, wie sich unter diesen Verhältnissen die Beleuchtung eines Planeten, der diese Doppelsonnen umkreist, gestalten muß? Muß ein solcher Planet nicht sehr farbige und sehr ungleich farbige Tage haben, wenn seine beiden Sonnen etwa rot und grün sind? Nehmen wir an, unsre Sonne sei purpurrot und stehe hoch am Himmel. Nun ist die ganze Natur von diesem farbigen Lichte übergossen; aber statt des blauen Himmels sehen wir ein schwarzes Firmament, und eben so schwarz erscheint der Pflanzenteppich. Jetzt erhebt sich über dem Horizont eine zweite Sonne, nehmen wir an von goldgelber Farbe. Sofort verwandelt sich der Anblick der ganzen Umgebung, neue Farben und Schattirungen entstehen, wer vermag sie zu schildern! Wie wir Menschen uns auf einen schönen Sonntag freuen, so können vielleicht die Bewohner der Planeten jener Doppelsterne den Aufgang ihrer blauen oder goldgelben Sonne erwarten, um eine Landpartie zu machen!

Man darf schließen, daß mit zunehmender optischer Kraft der Ferngläser auch die Zahl der sehr engen Doppelsterne zunehmen wird. Aber die Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit der Teleskope hat Grenzen, denen wir vielleicht schon ziemlich nahe gekommen sind. Auch bildet die Atmosphäre ein großes Hindernis, wenn es sich um sehr feine Beobachtungen handelt. Da tritt fast unerwartet die Spektral-Photographie hilfreich ein und lehrt uns sogar Doppelsterne erkennen, die niemals ein Fernrohr trennen kann, und andre, deren einer Teil überhaupt unsichtbar ist. Wie ist das aber möglich?

Zum bessern Verständnisse des Nachfolgenden möge mir gestattet sein, einige Bemerkungen einzuschalten. Wenn man an einer Eisenbahn steht, und ein Schnellzug fährt vorüber, dessen Lokomotivpfeife ertönt, so hören wir beim Nahen des Zuges den Ton der Pfeife nicht allein lauter, sondern auch höher werden. Beim Entfernen des Zuges sinkt die Tonhöhe. Wie hängt das zusammen? Die Pfeife sendet einen Ton aus, von dem wir annehmen wollen, daß er 500 Schwingungen in der Sekunde habe. Die einzelnen Schwingungen, die aus einer stoßweisen Vorwärtsbewegung der Luft und darauffolgenden Verzögerung bestehen, brauchen eine Sekunde, um den Weg von 330 Meter zurückzulegen. Ertönt die Pfeife bei stillstehender Maschine aus einer Entfernung von 330 Metern, so langen die dem Tone entsprechenden Wellen nach einer Sekunde an. Wenn sich aber die Maschine zugleich dem Hörer nähert, nehmen wir an mit gleicher Schnelligkeit wie der Ton, so empfangen wir in dieser Zeit die doppelte Anzahl von Tonwellen, und der Ton erhöht sich in die Oktave. Oder braucht die Maschine, um 330 Meter zurückzulegen, 20 Sekunden, so empfangen wir in dieser Zeit $500 + \frac{500}{20}$, also 525 Tonwellen und hören einen um dies Maß erhöhten Ton. Das Umgekehrte findet statt, wenn sich der Tongeber entfernt. Der Ton vertieft sich in demselben Maße, als er sich zuvor erhöht hatte. Nun kann man mit Hilfe einer mitschwingenden Membran Töne niederschreiben. Die Schrift besteht in einer regelmäßigen Folge von Wellen. Bei einem Tone eines feststehenden Tongebers würden wir auf einer Fläche, die in einer Sekunde vorübergeht, 500 Wellen, bei einem Tone eines sich nähernden Tongebers mehr als 500 Wellen, d. h. ein nach links verschobnes Wellenbild haben. Das Umgekehrte geschieht, wenn sich der Tongeber entfernt; das Wellenbild verschiebt sich nach rechts.

Nun besteht auch das Licht aus Wellen, und zwar aus solchen des Äthers. Das Spektrum ist das Bild eines in seine Bestandteile zerlegten Lichtstrahles. Hier geschieht nun genau dasselbe, was oben beim Tone eines bewegten Tongebers gezeigt wurde, wenn sich die Lichtquelle uns nähert oder sich von uns entfernt. Wir erhalten bei einer sich nähernden Lichtquelle eine größere Zahl, bei einer sich entfernenden eine geringere Zahl von Lichtwellen, als die ruhende Lichtquelle ausgesendet haben würde. Demzufolge muß sich das Lichtbild bei einer sich nähernden Lichtquelle nach der Seite der höhern Wellenzahl, also nach der violetten Seite des Spektrums, im umgekehrten Falle nach dessen roter Seite verschieben. Aber diese Verschiebung kann bei der ungeheuern

Digitized by Google

Schnelligkeit des Lichtes nur eine äußerst geringe sein und würde nicht festgestellt werden können, wenn wir nicht an den das Spektrum quer durchschneidenden Fraunhoferschen Linien einen festen Anhaltepunkt hätten. Wenn wir uns nun den Fall vorstellen, daß von zwei dicht neben einander liegenden Lichtquellen ein gemeinsames Spektrum hervorgebracht wird, so werden, wenn diese beiden Lichtquellen derart auseinanderrücken, daß die eine sich nähert, die andre sich entfernt, sich die gemeinsamen Linien in zwei neben einander stehende teilen, da das eine Wellenbild nach rechts, das andre nach links rückt. Nunmehr kehren wir zur Frage von der Natur der Doppelsterne zurück.

Auf der Harvard-Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika wurden seit mehreren Jahren photographische Aufnahmen von Sternspektren gemacht und die in denselben befindlichen dunkeln Linien studirt. Unter diesen Sternen befand sich der Stern Mizar des großen Bären, derselbe, der das Sternchen Alkor, das Reiterchen, über sich hat. Im Ende des Jahres 1889 fand man, daß eine der dunkeln Linien des Spektrums dieses Sternes sich von Zeit zu Zeit verdoppelte, und daß diese Verdoppelung mit großer Regelmäßigkeit in 52 Tagen wiederkehre. Nach der Rechnung mußte sie am 8. Dezember 1889 eintreten, und in der That zeigen drei an jenem Tage erhaltene Photographien die erwähnte Doppellinie. Die einzige befriedigende Erklärung dieser Thatsache liegt nun in der Annahme, daß der Stern Mizar ein überaus enger Doppelstern ist, eine zweifache Sonne, deren Komponenten fast gleich hell sind und so nahe bei einander stehen, daß kein Fernrohr sie zu trennen vermag. Auch im Spektroskop fallen die Spektra beider Sterne mit ihren dunkeln Linien genau auf einander. Nun aber bewegen sich beide Sterne um ihren gemeinsamen Schwerpunkt. Bewegt sich bei dieser Umlaufsbewegung der eine der beiden Sterne in der Richtung auf die Erde zu, so müssen sich die Linien seines Spektrums gegen das blaue Ende verschieben. Gleichzeitig aber bewegt sich der zweite Stern in entgegengesetzter Richtung. Die Linien des Spektrums werden daher gegen das rote Ende verschoben, und die zuvor auf einander fallenden Linien rücken aus einander. Daraus, daß dies Auseinandertreten der Spektrallinien regelmäßig aller 52 Tage wiederkehrt, ergiebt sich, daß die Umlaufsbewegung beider Sterne 104 Tage betragen muß. Durch genaue Messungen der Weite der Verdoppelung der Linien hat man ferner ermittelt, daß der eine der beiden Sterne eine Bahn von 1450 Millionen Kilometer durchläuft, und daß beide Sterne 230 Millionen Kilometer von einander entfernt sind. Die gesamte Masse beider Sterne übertrifft diejenige unsrer Sonne wenigstens um das Vierzigfache!

Gleichzeitig mit dieser Entdeckung ist eine ähnliche von Professor Vogel auf der Potsdamer Sternwarte gemacht worden. Von dem Stern Algol im Sternbilde des Perseus war es seit langem bekannt, daß er in regelmäßiger

Digitized by Google

Folge abnehmendes und zunehmendes Licht habe. Schon Ende vorigen Jahrhunderts wurde die Hypothese aufgestellt, daß sich um ihn ein andrer dunkler und großer Weltkörper bewege, daß wir also nach Ablauf von $2^7/_8$ Tagen eine regelmäßige Algolverfinsterung erleben. Diese Annahme ist vor einigen Jahren von Professor Pickering geprüft und dahin abgeändert worden, daß der Weltkörper, der den Algol umkreist, diesem sehr nahe stehen müsse, und daß sich beide Sterne mit großer Geschwindigkeit um ihre gemeinsame Axe bewegen. So weit war die Untersuchung gediehen, als Professor Vogel durch genaue Bestimmung der Lage einer Linie im photographirten Spektrum erkannte, daß diese Linien, wenn der Stern an Licht abnimmt, sich nach Rot verschieben, während dagegen während der viereinhalbstündigen Lichtzunahme eine Verschiebung nach dem blauen Ende des Spektrums erfolgt. Sonach ist erwiesen, daß sich Algol vor dem kleinsten Lichte von der Erde entfernt, nach demselben sich wieder der Erde nähert, folglich um einen Punkt in seiner Nähe eine geschlossene Bahn beschreibt. Dies kann indessen nur eintreten, wenn sich ein zweiter großer Weltkörper in seiner Nähe befindet und der Punkt, um den beide, der helle und der dunkle, kreisen, ihr gemeinschaftlicher Mittelpunkt ist. Unter Zuhilfenahme der Veränderungen der Lichtstärke ist es möglich geworden, die Größen beider Sterne und ihrer Bahnen zu berechnen. Professor Vogel giebt folgende Werte an: Durchmesser des Algol 1728000 Kilometer, Durchmesser des umkreisten Planeten 1353000 Kilometer, Abstand der Mittelpunkte beider 5263000 Kilometer, Geschwindigkeit des Algol in seiner Bahn 43 Kilometer, Geschwindigkeit des Begleiters 90 Kilometer in der Sekunde, Masse des Algol $^4/_9$ der Sonnenmasse, Masse des Begleiters $^2/_9$ der Sonnenmasse.

Das sind wahrhaft erstaunliche Berechnungen, und sie sind um so überraschender, als es unmöglich ist und auch niemals gelingen wird, den dunkeln Begleiter des Algol im Fernrohre zu sehen.

Wir sind in Vorstehendem der Darstellung Kleins gefolgt, indem wir sie dem verwendbaren Raume entsprechend zusammenzogen, und haben unsern Bericht in der Absicht gegeben, den Leser für die Himmelskunde zu interessiren und ihm zu seiner Unterrichtung Kleins „Astronomische Abende" zu empfehlen.

Digitized by Google

Alumneumserinnerungen

(Fortsetzung)

Ein besondres Fest war ein „Landbär." Es kam bisweilen vor, daß wir zum Begräbnissingen drei, vier Stunden weit hinaus aufs Dorf, auf ein Rittergut oder zu einem reichen Bauer bestellt wurden. Da fuhr ein Wagen vor der Schule vor, und wir kutschirten hinaus, vielleicht in die schöne Sommerlandschaft, während die andern drin in der Mathematikstunde oder beim griechischen Extemporale schwitzten. Draußen wurden wir vortrefflich bewirtet, mit Wein und kaltem Frühstück, sogar zweimal, vor und nach dem Begräbnis, und dann wurde in der vergnügtesten Stimmung wieder hereingefahren. Ein Fall, wo die Trauerfeier im Gartenpavillon eines alten, schönen herrschaftlichen Parkes stattfand, und wo ich zum erstenmale einen Blick that in das Leben einer begüterten Adelsfamilie, ist mir in besondrer Erinnerung geblieben. Dabei brachte ein Landbär jedem das Doppelte eines gewöhnlichen Bärs ein, er wurde mit acht Thalern bezahlt.

Aber das war ein seltnes Ereignis; kaum ein- oder zweimal im Jahre wurde uns so wohl. Dafür waren die gewöhnlichen Bäre umso häufiger und bildeten für die glücklichen Acht, die sie zu singen hatten, eine bedeutende Einnahmequelle, freilich auch eine Veranlassung zu fortwährenden Schulversäumnissen, denn die meisten fielen, vormittags wie nachmittags, mitten in die Unterrichtsstunden, und dazu bestand die Unsitte, daß wir stets, nur damit wir nicht zu spät kämen, viel zu früh bestellt wurden, sodaß es gar nichts ungewöhnliches war, daß wir wegen eines Leichensingens drei Schulstunden versäumten. Aber es geschah noch etwas schlimmeres: wir selbst dehnten nicht bloß diese Versäumnis auf alle Weise ungebührlich aus, durch langsames Gehen auf dem Rückwege oder durch gemeinschaftliches Einkehren in einer am Wege gelegenen Bierwirtschaft, sondern wir führten sogar die Versäumnis künstlich und widerrechtlich herbei, wir „schwänzten," wie der technische Ausdruck lautete, und sangen Bäre, die gar nicht bestellt waren. Sei es nun daß ein positiver Anlaß dazu vorlag in Gestalt eines schönen Sommermorgens, oder ein negativer in Gestalt einer angekündigten Geschichtsrepetition oder einer nicht herausgebrachten mathematischen Aufgabe, kurz, es kam vor, daß der Präfekt den

Digitized by Google

beteiligten sieben in aller Stille den verruchten Gedanken zur Erwägung gab, ob es heute nicht angezeigt sei, einmal zu schwänzen. Bei der kleinen Anzahl der Beteiligten war Einverständnis leicht zu erzielen, und leider kann ich nicht verschweigen, daß die Schlechtigkeit so weit getrieben wurde, daß wir uns mit Gesangbuch und Zylinder an der Schulthür versammelten und, ehe wir abgingen, uns von den hereinkommenden Lehrern auch erst noch bedauern ließen, daß wir „schon wieder" zu singen hätten. Dann wurde beratschlagt, ob wir lieber dans le Grand jardin oder dans le Botanique jardin gehen oder lieber in der Vorstadt ein Stündchen Billard spielen wollten, denn natürlich mußte ein stilles Fleckchen aufgesucht werden, wo uns so leicht niemand entdecken konnte. Einmal ereilte uns aber doch das Verhängnis, wenn wir auch noch unverdientes Glück dabei hatten. Als wir eines Nachmittags durch die Pirnische Gasse steuerten, scheinbar hinaus nach dem Elias- oder dem „weiten" Kirchhof, begegnete uns zu ganz ungewohnter Stunde und an ganz ungewohntem Orte — der Kantor! „I, wo wollt ihr denn hin?" — „Wir haben einen Bär auf dem weiten Kirchhof," erwidert rasch entschlossen der Präfekt. — „So? ich weiß ja gar nichts davon." — „Ja, es ist auf dem Alumneum bestellt worden, vorhin erst." Damit war das Verhör zu Ende, und wir konnten weiterziehen. Abgesehen von dem ausgestandnen Schrecken hatten wir nur die eine Strafe, daß wir dem Kantor zwanzig Neugroschen aus unsrer Tasche zahlen mußten — den ihm zukommenden Anteil am Singegeld.

Schändlicherweise beteiligten sich aber an solchen Schwänzbären sogar solche, die mit dem Kirchhofsingen gar nichts zu thun hatten. Es konnte das freilich nur bei Lehrern gewagt werden, die von der ganzen Einrichtung des Singechors keine rechte Kunde hatten, und das harmloseste Gemüt in dieser Beziehung war der Konrektor, ein grundgelehrtes Haus, ein hervorragender Kenner des Griechischen und vor allem des Hebräischen, aber ein ganz zurückgezogener Büchermensch, der keine Ahnung davon hatte, wies im Leben herging, und in allem, was Musik betraf, ein reines Kind. Sein Spitzname war „der Pietsch." Die eine Klasse war einmal sehr stark mit Alumnen besetzt; es waren wohl elf oder zwölf darin. Als diese Klasse nach Obersekunda aufrückte, wo der Pietsch Klassenlehrer war, da begann allerdings ein arges Treiben. Wir hatten auf den Text des Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten" vier verschiedne Melodien; eine davon war kurz zuvor neu eingeführt worden, sie war etwas süßlich, aber gerade deshalb beim Publikum sehr beliebt. Da wurde nun ausgemacht, daß, wenn der Pietsch einmal zur Morgenandacht ein Lied nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten" bestimmen würde, alle vier Melodien gleichzeitig gesungen werden sollten. Es war das leicht durchzuführen, denn die Alumnen saßen in der ganzen Klasse verteilt, je zwei oder drei sangen stramm und „unentwegt" ihre Melodie, und die herumsitzenden Extraner sangen mit. Dieser eigentümliche Gesang fiel aber doch

Digitized by Google

ſelber dem Pietſch auf, und er fragte nach der Stunde, was denn heute mit dem Morgenliede geweſen ſei, das habe doch ſo merkwürdig geklungen. Da wurde ihm denn geſagt, das ſei die neue Melodie, aber wir könnten ſie noch nicht ordentlich. Dabei beruhigte er ſich. Beim Pietſch nun kam es öfter vor, daß in einer griechiſchen Stunde alle Alumnen der Klaſſe mit Ausnahme eines einzigen — es war der Cacus — ſchwänzten, ſodaß die halbe Klaſſe leer war. Da fragte endlich einmal der Pietſch den Cacus: „Wie kommts denn nur, daß immer bloß die andern fehlen und Sie immer da ſind?“ Und was antwortete der brave Junge? „Ich bin kein Soloſänger.“

Großes ſittliches Unheil iſt trotzdem durch die Bäre und die gelegentlichen Schwänzbäre nicht angerichtet worden, ebenſo wenig großer wiſſenſchaftlicher Schaden. Ich hatte hunderte von Bären mitgeſungen, darunter auch manchen Schwänzbär, und ging beim Maturitätsexamen doch mit der 1^b als wiſſenſchaftlicher Zenſur ab, ein Beweis, daß der geſetzliche Unterrichtsplan die kleinen Abkürzungen, die wir gelegentlich damit vornahmen, recht wohl vertrug. Ich will allerdings nicht verſchweigen, daß gerade unter den Alumnen damals eine große Anzahl in ihrer Schullaufbahn Schiffbruch litten. In Freundeshand hat ſich das Bruchſtück eines Tagebuches erhalten, das mein lieber Vierhändigſpieler eine Zeit lang auf dem Alumneum geführt hat. Es enthält unter anderm auch eine vollſtändige Liſte der Alumnen aus den Jahren 1857 bis 1859, im ganzen ſechzig Namen; bei allen iſt der Geburtstag, der Geburtsort, der Stand des Vaters, der Tag der Aufnahme auf die Schule und der der Aufnahme aufs Alumneum angegeben, bei achtunddreißig außerdem noch der Tag und die Art des Abganges, zum Teil von andrer Hand ſpäter nachgetragen. Da zeigt ſich denn, daß von dieſen achtunddreißig drei „fortgeſchickt,“ d. h. ganz von der Schule geſagt, fünf „vom Alumneum gewieſen“ worden, zwei „davongelaufen“ ſind; bei einem endlich ſteht: „geht nach Hauſe, wollte ſich erſaufen(!).“ Nimmt man hinzu, daß auch unter den übrigen noch ſo mancher iſt, deſſen Abgang zwar freiwillig geſchah, aber doch vor der Zeit und nur, um Schlimmerem zuvorzukommen, ſo gelangt man zu einem ganz erſchreckenden Prozentſatz Schiffbrüchiger. Aber die Urſachen davon waren von der mannichfaltigſten Art, zum Teil geradezu gemeine Vergehen, wie Diebſtahl, wozu die Verſuchung leider nahe genug lag. Die meiſten der Unglücklichen hatten wohl ſchon aus dem Elternhauſe keinen rechten Halt mitgebracht. Der Schwänzverführung iſt keiner zum Opfer gefallen. Einer hatte etwas ganz Sonderbares verbrochen. Der Lehrer des Deutſchen in Oberſekunda — er hieß „der Forſcher,“ weil er namentlich Geſchichtsunterricht gab — hatte zum deutſchen Aufſatz das Thema geſtellt: „Nauſikaa.“ Da hatte einer die unglaubliche Frechheit, das Thema in den Schmutz zu ziehen und den Odyſſeus als einen ſchamloſen Patron hinzuſtellen. Er wurde darauf zwar nicht fortgeſchickt, empfand aber doch ſeine ganze Stellung von Stund

Digitized by Google

an als so erschüttert, daß er es vorzog, sich kurz darauf aufs „Klinikum“ zu retten, das überhaupt damals für viele, auch für ganz brave, aber arme Jungen, die sich auf der Universität nicht durchzukommen getrauten, eine Zufluchtsstätte war.

Viel näher lag bei den häufigen Straßen- und Kirchhofssingen eine andre Gefahr, nämlich die, daß wir unsre Gesundheit dabei schädigten. Wie oft haben wir im Winter eine Stunde lang und länger mit eiskalten Füßen auf dem Kirchhofe herumgestampft und auf die Leiche gewartet, wie oft während einer endlosen Grabrede in zollhohem Schneewasser zwischen den Gräbern gestanden, wie oft beim Singen uns den Nord- oder Ostwind in den Mund blasen lassen! Der Prediger stellte sich natürlich vorsichtig auf, daß ihm der Wind hübsch in den Rücken pfiff und die weiten Talarärmel nach vorn wehten; aber darnach fragten wir Jungen doch nicht, wo wir standen, da standen wir eben. Daß da keine ernstlichen Erkrankungen vorkamen, niemand auch, soviel mir bekannt geworden ist, den Keim zu spätern Krankheiten mit fortgenommen hat, ist ein wahres Wunder.

Die Krankenstube wurde freilich im Winter nicht recht leer. Aber das wollte nicht viel sagen. Jeder, der sich einen Husten oder Schnupfen geholt hatte, meldete sich beim Inspektor krank und setzte sich dann ein paar Tage in die Krankenstube. Für manchen war auch das nur eine willkommene Gelegenheit, in das Einerlei des Schulunterrichts einmal etwas Abwechslung zu bringen. Der Schularzt war ein alter Herr, der sich alles vorreden ließ, die Zunge besah und den Puls befühlte und dann jedesmal dieselbe rote Flasche oder denselben bunten Thee verschrieb, zu dessen Bestandteilen auch Feigenstückchen und kleine Rosinen gehörten, die natürlich vor dem Kochen herausgelesen und gegessen wurden. Angefertigt wurden die Rezepte in der Marienapotheke am Markte, die übrigens — jetzt fällt mirs ein! — zu den Kurrendenhäusern gehörte, also wohl die Arzneien etwas billiger lieferte. Wer Zahnschmerzen hatte, ging zum Ratsbader, zu dessen Amtspflichten es gehörte, die Alumnenzähne unentgeltlich auszuziehen. Der Solosänger, den etwa vor den Feiertagen plötzlich Heiserkeit befiel, half sich selbst: er holte sich in der Apotheke ein Stück Lederzucker oder in schlimmern Fällen ein Fläschchen Pimpinellentinktur. Ein Solosänger im Alt, der gern den Kraftmeier spielte und in seinem ganzen Wesen ein bischen Renommist war, kochte sich einmal am ersten Pfingstfeiertage früh ein Taubennest mitsamt dem Taubenmist aus und trank die ganze Brühe. Sehr gemütlich war es des Abends und — des Nachts in der Krankenstube. Da saßen zwei oder drei vergnügt beisammen, es war gut geheizt, man hatte seine besondre Tischlampe und konnte ungestört schmökern. Einer, ein baumlanger Kerl, der sich für einen großen dramatischen Dichter hielt und durchaus Schauspieler werden wollte — er soll auch später bei einer herumziehenden Truppe gesehen worden sein — wurde jedesmal krank, wenn er wieder über einem Drama brütete.

Digitized by Google

Da schrieb er dann die halbe Nacht und nötigte die, die gerade mit ihm zusammen waren, seine Verse anzuhören. Ein großer Monolog begann: „In diesem Mantel will ich mich vermummen“ (nach „Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen“). Sogar geraucht wurde in diesen gemütlichen Krankenstubennächten. Einmal hörten wir zu unserm Schrecken kurz vor Mitternacht jemanden die Treppe heraufkommen. Es war ein Oberer, der sich für den Abend freigemacht hatte und nun spät nach Hause kam — derselbe, der die Cäsarkapitel immer nur bis zur dritten Zeile überhörte. Wir bliesen sofort die Lampe aus, aber er hatte schon von unten das helle Fenster gesehen, kam an die Thür und klinkte und klopfte. Wir waren mäuschenstill, ich war — was gar keinen Zweck hatte, da wir ja doch nicht öffneten — unter ein Bett gekrochen! Nachdem er lange vergeblich an der Klinke gedreht hatte, ging er endlich weg, indem er, den Mund dicht an der Thürspalte, mit niederschmetternder Bestimmtheit die Worte sprach: „Die Krankenstube ist des Farinas überwiesen.“ Welche Folgen sich daran knüpften, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Nur ein einzigesmal zeigte die Krankenstube ein ernstes, wehmütiges Gesicht: sie wurde ganz unerwartet zum Sterbezimmer. Meinen lieben Partner im Vierhändigspielen raffte als ersten Präfekten, wenige Monate zuvor, ehe er zur Universität gehen wollte, eine kurze, heftige Krankheit hinweg. Aber auch bei ihm war nicht der Chordienst schuld. Er war ein leidenschaftlicher und feiner Turner und Tänzer. Eines Abends hatte er sich nach der Tanzstunde gefährlich erkältet, aber anstatt sich zu schonen, wollte er sich dadurch kuriren, daß er sich mit Gewalt in Schweiß turnte. Es folgte eine zweite, noch weit schlimmere Erkältung, und in drei Tagen war er tot. Ich wachte die letzte Nacht bei ihm in der Krankenstube mit seiner ältern Schwester, die auf eine Nachricht ins Elternhaus schleunig herbeigeeilt war, und mit einigen andern Freunden. Nach Mitternacht weckten wir in unsrer Herzensangst den Hausmann und schickten noch einmal zum Arzt. Die Hausmannsfrau kam herauf, und sowie sie die Thür öffnete, sagte sie, noch die Klinke in der Hand: „Ach Gott, er röchelt ja schon“! Ich begriff den Ernst ihrer Worte nicht ganz; todmüde, wie ich war, wollte ich gern noch ein paar Stunden schlafen und ging zu Bett. Als ich früh wieder in die Krankenstube kam, lag er schon als Leiche da; man hatte ihm ein weißes Tuch ums Gesicht gebunden. Die Schwester erzählte mir unter Thränen, daß sies vorausgewußt habe: vor wenigen Tagen habe ihr zu Hause geträumt, daß ihr ein Zahn ausfiele; das bedeute immer einen Todesfall in der Familie. Nach drei Tagen begleitete ihn der ganze Chor zu Grabe.

Das Beste an den vielen Leichensingen waren jedenfalls die Einnahmen. Ich glaube, daß ich allein in meinem Präfektenjahre mir gegen hundert Thaler damit verdient habe. Die zwölfbändige Schillerausgabe, die vierzigbändige

Digitized by Google

Goetheausgabe, die neunbändige Shakespeareausgabe mit den schönen Kupferstichen von Ludwig Richter, die alle noch heute auf meinem Bücherbrette stehen, habe ich mir als Alumnus nach und nach von den Singegeldern angeschafft. Und was hatte eine Gesamtausgabe Goethes damals zu bedeuten! Der Lehrer, der uns in Untersekunda deutschen Unterricht gab, hatte sie nicht; dem schenkten wir, seine Klasse, sie erst einmal zum Geburtstage. Sie kostete gebunden über zwanzig Thaler, das war für damalige Verhältnisse so viel, wie heute etwa zweihundert Mark. Daß uns die hohen Einnahmen auch manchmal zum Leichtsinn und zur Verschwendung verlockten, will ich nicht leugnen. Das Singegeld wurde vom Kantor in der Regel den Monat über aufgespart und am Monatsschluß verteilt. Es kam aber auch vor, daß der Kantorsamulus schon in der Mitte des Monats abgeschickt wurde, beim Kantor um die Auszahlung des Singegeldes zu betteln, weil Einzelne schon wieder ganz abgebrannt waren.

In solchen Nöten bildete dann eine willkommene Rettung eine unerwartet bestellte „Brautmesse." So hieß eine Trauung, bei der sich das Brautpaar den Luxus von Orgelspiel und Chorgesang gestattete, während die meisten Trauungen ohne das abgehalten wurden. Wir hatten da zu Beginn, nachdem das Brautpaar und die Hochzeitsgäste unter den Klängen eines Orgelvorspiels aus der Sakristei auf den Altarplatz gezogen waren und sich niedergelassen hatten, zwei oder drei Choralverse zu singen und nach dem Ringwechsel und Segen noch einen Schlußvers; das war alles. Auch diese Brautmessen aber sang nur das Doppelquartett der Solosänger; berechnet wurden sie genau so wie ein Bär, und auch die Verteilung war dieselbe. Ein großer Vorzug der Brautmessen aber bestand darin, daß sie schnell vorüber waren, und daß sie unmittelbar hinterher in der Küsterei bezahlt wurden. Sowie der letzte Ton verklungen war, stürmten wir hinunter an die Kirchenthür, wo die Hochzeitswagen standen, drängten uns — es war das ein Vorrecht, das uns Grünmützen widerspruchslos von den dort harrenden neugierigen Weibern und Kindern eingeräumt wurde — in die vorderste Reihe, um uns die Braut und die Brautjungfern noch einmal aus der Nähe zu betrachten, dann warteten wir an der Schulthür, bis die Kirche geschlossen und der Kirchendiener mit dem Schlüsselbund in der Küsterei verschwunden war, dann aber wurde schleunigst ein Bote abgesandt, um den verdienten Lohn in Empfang zu nehmen.

Einmal im Jahre wurden wir auch — wenigstens zu meiner Zeit ganz regelmäßig — auf ein Dorf ein paar Stunden von Dresden eingeladen, um das dortige Erntefest verschönern zu helfen. Die Anregung dazu war wohl gemeinschaftlich von dem dortigen Pfarrer und Kantor ausgegangen, und nachdem die Sache einmal versucht worden war, hatte sie den Bauern so gut gefallen, daß sie dann jedes Jahr wiederholt wurde. Der Gottesdienst war am Nachmittag, wir gingen zu Fuß hinaus und sangen in der traulichen

Digitized by Google

kleinen Dorfkirche, angestaunt von den Bauern, die in langschößigen, blauen Röcken die Empore füllten und ihre alten rauhen Filzzylinder rings herum an der Emporenbrüstung aufgehängt hatten, angestaunt vor allem auch von den pausbäckigen, kurzgeschornen Blondköpfen, denen wir für heute ihre Verrichtungen auf dem Orgelchor abgenommen hatten, ein paar unsrer heitersten und faßlichsten Motetten, eine zu Beginn, die andre, nachdem der Pfarrer seine ebenso heitere und faßliche Erntepredigt gehalten hatte. Dann ging es unter Führung des wackern Dorfkantors auf ein Nachbardorf, wo wir im Gasthofsgarten ungestört — es war ja alles drüben zur Kirmeß — bis zum Abend Kegel schoben, und am Abend waren wir im Kantorhause zu Gaste, vergalten unserm freundlichen Wirt und seiner Familie das leckere Abendbrot damit, daß wir eine Motette nach der andern sangen, und traten dann vergnügt den Rückweg an. Ob außer der Bewirtung für dieses Kirmeßsingen noch etwas bezahlt würde, war mir eine Zeit lang zweifelhaft; jedenfalls bekamen die Kleinen nichts davon zu sehen, wir vermuteten aber, daß die beiden Präfekten nicht ganz leer ausgingen. Und so war es denn auch. Das einemal, als wir uns spät abends verabschiedeten, kollerte plötzlich, während der Kantor dem Präfekten die Hand schüttelte, ein blanker Thaler auf der Diele, und in der Verlegenheit, die beim Aufheben entstand, hörte man in einer andern Hand noch einige weitere klimpern. Damit war der Zweifel gelöst. Davon bekommen habe ich aber trotzdem nichts, habe es freilich später als Präfekt auch nicht besser gemacht.

Eine andre Gastrolle, zu der, wenn nicht der ganze Chor, so doch der größere und bessere Teil alljährlich zugezogen wurde, war unsre Teilnahme am Palmsonntagskonzert im königlichen Hoftheater. Regelmäßig am Palmsonntage fand im Theater eine große Konzertaufführung statt, die nur aus zwei Nummern bestand, einem Oratorium und einer Symphonie. Es war die glänzendste Dresdner Konzertaufführung des ganzen Jahres. Die vier Großen, für die Wagner seinerzeit die Hauptrollen im Rienzi, im Tannhäuser und im Lohengrin geschrieben hatte: Frau Bürde-Ney, Frau Krebs-Michalesi, Tichatschek und Mitterwurzer, waren damals noch in voller Wirksamkeit und sangen die Soli im Oratorium (nur an Tichatscheks Stelle trat später Rudolph), die königliche Kapelle war verstärkt — ich glaube das einemal acht Celli und acht Bässe gezählt zu haben —, und die Chöre sang die Singakademie in Verbindung mit dem Kreuzchor. Die ganze Bühne war als Saal zur Aufstellung des Orchesters hergerichtet, davor, in dem gewöhnlichen Orchesterraum, standen die Sänger und Sängerinnen. In die Direktion teilten sich die beiden Kapellmeister; der eine leitete das Oratorium, der andre die Symphonie.

Dem Kantor lag nicht viel an diesen Palmsonntagskonzerten, denn er mußte dann in den Wochen vor Ostern, in einer Zeit, wo es ohnehin etwas mehr für ihn zu thun gab als gewöhnlich, wo er das Karfreitagsoratorium

Digitized by Google

und die Feiertagsmusiken einzuüben hatte, auch noch die Chöre für die Theateraufführung mit uns durchnehmen. Umso mehr freuten wir uns darauf. Was habe ich damals als Junge alles kennen lernen! Wie viel Anregung und Genuß verdanke ich diesen Konzerten! Und wir machten unserm Kantor die Sache doch wirklich leicht. Die Chöre eines Händelschen Oratoriums — was war das weiter für uns? wir fraßen sie ja nur so hinein, wir sangen sie wirklich fast vom Blatt herunter. Nach wenigen Singestunden konnten wir schon an den Proben der Singakademie teilnehmen, dann kam die große Orchesterprobe im Theater und endlich — am Sonnabend vor Palmsonntag — abends die Generalprobe, die eigentlich schon eine Aufführung war, denn das Publikum hatte dazu zu halben Theaterpreisen Zutritt, und das Haus war stets ausverkauft; viele behaupteten sogar, diese Generalprobe sei eine bessere Aufführung als das wirkliche Konzert, und sie mochten damit nicht ganz Unrecht haben, denn die Spannung und Begeisterung dieses Abends, wo zum erstenmale alles klappen mußte, nichts getadelt, nichts wiederholt werden durfte, war am zweiten Abend doch nicht wieder so zu erreichen.

Wir Jungen im Sopran und Alt waren natürlich fest überzeugt, daß wir allein die Chöre hielten, ja daß wir sie eigentlich sängen; die Damen der Singakademie schienen uns mehr zur Dekoration dazusein. Thatsache ist, daß wir für alle schwierigen Einsätze einzustehen hatten und auch wirklich einstanden. In den Proben gaben wir uns manchmal bei irgend einer Stelle das Wort: Hier wollen wir einmal still sein, wollen einmal sehen, ob die Damen einsetzen werden! Ja, drei oder vier setzten wohl zaghaft ein, die andern aber kamen alle erst beim zweiten oder dritten Takte hinterher. Die Stelle wurde natürlich wiederholt, nun legten wir uns ins Zeug, und da ging es denn. Namentlich gönnten wir uns diesen kleinen Triumph in der ersten Orchesterprobe im Theater, wo die Damen breitspurig in den vordersten Reihen saßen, und wir kleinen Kerle, auf die doch so viel ankam, bescheiden und fast unsichtbar dahintersteckten. Dafür kam aber auch Kapellmeister Krebs einmal vor einer Generalprobe besonders zu uns hinter, klopfte uns auf die Schultern und sagte: „Na, Jungens, nun singt einmal, daß die Zähne wackeln!“ Zu solcher captatio ließ er sich den Damen gegenüber nicht herab.

Auch die Chöre aus der Neunten Symphonie haben wir bei einem solchen Palmsonntagskonzert mitgesungen — für mein ganzes Leben eine der schönsten Erinnerungen. „O Freunde, nicht diese Töne!“ kann ich mir ja gar nicht mehr anders gesungen denken, als wie es Mitterwurzer damals sang. Es war überwältigend, dieser Durchbruch der Menschenstimme, dieser Menschenstimme! durch das Gewirr der Instrumente. Es war das übrigens das Konzert, wo Rietz, der an Reißigers Stelle vom Leipziger Gewandhause nach Dresden berufen worden war, zum erstenmale dirigirte. Er erschien in blauem Frack mit goldnen Knöpfen. Beim Scherzo legte er nach einigen Seiten zum allgemeinen Er-

Digitized by Google

staunen den Taktstock aufs Pult und die Hände auf den Rücken und ließ das Orchester eine Zeit lang allein spielen. Am Schlusse des Scherzos klatschte er in die Hände, dankte und versicherte, daß er den Satz noch nie so meisterhaft habe spielen hören. Nur einen quälte er ein bischen: den Pauker. Der stand ganz hinten, und sein ♩. ♪ ♩ klang — das konnten sogar wir Jungen bestätigen —, ehe es bis vor zu den Sängern kam, immer bloß wie ♩𝅗𝅥 ♩, das Achtel hörte man nicht. Dem ließ er keine Ruhe, bis ers ihm zu Danke machte.

Man sieht, es war ein reicher und in vieler Beziehung beneidenswerter künstlerischer Wirkungskreis, den wir neben unsern trocknen Schulpflichten auszufüllen hatten. Nicht ganz so reich und nicht immer beneidenswert war das, was uns dafür geboten wurde. Nun ja, wir wohnten auf der Schule — wie? das habe ich ja gezeigt —, wir hatten freien Schulunterricht, und das war nicht zu verachten, wenn auch das Schulgeld damals weit niedriger war als heutzutage, wir wurden endlich auch auf öffentliche Kosten verpflegt. Diese Verpflegung entsprach nur leider durchaus unsern bescheidnen Wohnungsverhältnissen. Wenn ich bedenke, daß alumnus ein altes Partizipium praesentis passivi von alere ist und eigentlich bedeutet: „einer, der ernährt wird," so erscheint mir der Name heute fast wie ein Spott auf unsre damalige Lage.

Die „Nahrung," die uns gereicht wurde, bestand täglich aus einem Weißbrot für drei Pfennige (einem sogenannten Dreierbrot), einem Pfund Schwarzbrot und einem warmen Mittagessen. Das Dreierbrot bildete das Frühstück. Ein paar Minuten vor Schluß der Arbeitsstunde ging der „Ultimus" hinunter in die Küche und holte den Henkelkorb mit den zweiunddreißig Dreierbrotchen herauf. Dann ging er, beim ersten Präfekten anfangend, der Reihe nach von Platz zu Platz, und jeder suchte sich ein Brotchen aus — beiläufig: eine nicht sehr appetitliche Einrichtung. Denn jeder — namentlich die ersten, denen noch der volle Korb hingehalten wurde — ließ erst so und so viel Brotchen durch seine ungewaschenen Hände gehen und drückte dran herum, um zu sehen, welches wohl das knusprigste und zugleich flockigste wäre, auch die regelmäßigste Rundung hätte, bis er sich endlich für eins entschied. Man kann sich denken, wie die Brotchen aussahen, die für die letzten im Korbe blieben, besonders das für den kleinen Herumträger: es war ein ganz zerquetschtes Huzel, das gewiß durch zwanzig Hände gegangen war. Kaffee gab es nicht. Wer Kaffee trinken oder Butter auf sein Brotchen haben wollte, mußte es aus seiner Tasche bezahlen. Das thaten freilich die meisten, wohl alle. Sowie die Arbeitsstunde zu Ende war, lief alles in die Küche hinunter, um Kaffee zu holen; die Großen ließen sich aber auch dabei wieder von den Kleinen bedienen. In der Küche hatte die Bambeln einen mächtigen eisernen Topf voll dünnen Kaffees gekocht, in den gleich etwas Milch geschüttet war, und da holte sich nun jeder für zwei oder drei Pfennige ein Blechnösel voll. Aus dem Nösel wurde er auch gleich ge-

Digitized by Google

trunken. Tassen waren für die meisten ein unbekannter Luxus. Wenn auch natürlich jeder aus dem Elternhause eine Kaffeetasse mitgebracht hatte, so war doch die Obertasse nach wenigen Wochen in Stücken, die Untertasse diente vielleicht noch eine Zeit lang als Butterteller, schließlich auch als Wichsnapf; das Blechnösel war uns sicherer.

An ein offizielles zweites Frühstück war noch viel weniger zu denken. Um so schöner blühte es uns privatim in der Stille. In der „großen Freiviertelstunde" ging es wieder hinunter in die Küche, da thronte die Bambeln in einem Nebenstübchen auf einem am Fenster stehenden Tritt. Wenn ich sie mir im Geiste vorstelle, die gute Alte, so sehe ich sie am liebsten auf diesem Tritt sitzen. Es ging die Sage unter uns, daß sie einst ein schönes Mädchen gewesen sei, und das wird schon wahr sein. Denn sie hatte noch zu unsrer Zeit, wo sie schon eine behäbige Matrone mit weißem Haar war, ein feines Gesicht mit roten Bäckchen. Es war eine Lust, sie so sitzen zu sehen, im weißen Häubchen, einen Korb auf dem Schoße, neben sich ein Tischchen, der Korb gefüllt und das Tischchen belegt mit Butterbroten, Knackwürstchen, in der Fastenzeit auch mit Brezeln, sogar „geschmierten," d. h. mit kleinen Butterstückchen belegten Brezeln, eine üppige Erfindung, auf die sie ebenso stolz wie unser Schnabel begierig war. Natürlich war dieses Frühstück vor allem auf die wohlhabenderen Extraner berechnet, aber auch wir armen Teufel, wir Alumnen, fanden uns dazu ein, umso mehr, als die Bambeln nicht auf baare Bezahlung drang, sondern auf dem Fensterbret in der Ecke eine alte, rahmenlose Schiefertafel stehen hatte, die in verblaßten Zügen so manchen Schuldnernamen monatelang trug. Bei dieser Gelegenheit wurde immer auch schon spionirt, was es zu Mittag geben würde, was uns freilich manchen „Topfgucker" und auch noch stärkeres eintrug.

(Schluß folgt)

Litteratur

Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe. Nr. 22. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, 1890

Dieser Band enthält die Kaisererlasse vom 4. Januar, das Programm und die Beschlüsse der internationalen Arbeiterschutzkonferenz, den Gesetzentwurf über die Gewerbegerichte (der seitdem Gesetz geworden ist), die Verhandlungen des Reichstages über die Gewerbeordnung von 1874 bis 1889, und den Bericht über die Sitzung der von industriellen und wirtschaftlichen Vereinen ernannten Kommission

Digitized by Google

zur Beratung der deutschen Arbeiterverhältnisse in Berlin am 20. März 1890. In der Einleitung wird die Wendung, die in jüngster Zeit die Arbeiterbewegung genommen hat, ein dem Arbeitgeber frivol aufgedrängter Kampf ums Dasein genannt und u. a. gesagt: „Niemals darf und wird der Arbeitgeber es übersehen, daß er es in der Hauptsache mit mißleiteten und verständnislosen Massen zu thun hat, er darf und wird daher den ihm in brutalster Weise aufgedrungenen Kampf nicht in der Absicht führen, dem Arbeiter zu kürzen, was ihm von Rechts wegen, d. h. nach Maßgabe der staatlichen und wirtschaftlichen Gesetze zusteht. Aber der Arbeitgeber ist es sich in der Gesamtheit, ist es dem Gemeinwohl schuldig, seine Stellung zu wahren und zur Behauptung derselben alle erlaubten Mittel rücksichtslos anzuwenden."

Schutz dem Arbeiter! Von Franz Hitze, Generalsekretär des Vereins „Arbeiterwohl," Mitglied des deutschen Reichstages. Köln, Bachem, 1890

Ein nützliches Buch, sowohl zum Nachschlagen, als auch zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der sozialen Frage. Der Verfasser beginnt mit den Kaiserlassen vom 4. Januar d. J., behandelt dann den Schutz der jugendlichen Arbeiter und der Arbeiterinnen in der in- und ausländischen Gesetzgebung, den Maximalarbeitstag, die Sonntagsruhe, den Schutz der Freiheit und der gerechten Durchführung des Arbeitsvertrages, den Schutz von Gesundheit, Leben und Sittlichkeit, die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf Werkstätten und Hausindustrie, die Fabrikinspektion, und er teilt endlich die Beschlüsse der Berliner Konferenz und den dem Reichstage vorliegenden Gesetzentwurf der verbündeten Regierungen mit. Er beschränkt sich nicht auf Wiedergabe des Wortlauts der einschlagenden Gesetze, Berichte und sonstigen Schriftstücke, sondern verarbeitet sie von seinem Standpunkt aus. So hebt er z. B. den Einfluß hervor, den der Arbeiterschutz auf die Regelung der Produktion ausübt, und bemerkt am Schlusse seiner Ausführungen über den Maximalarbeitstag: „Jede gesetzliche Regelung ist schablonenhaft, kann unmöglich allen individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Das schließt aber nicht aus, daß gewisse Schranken gezogen werden, um den schlimmsten Mißständen zu steuern, daß das, was bereits allgemein als Regel besteht, auch als solche von der Gesetzgebung sanktionirt wird." In dem Kapitel über den Arbeitsvertrag wird die Thätigkeit der englischen Gewerkvereine ziemlich ausführlich dargestellt. Folgender Satz auf Seite 174 enthält das soziale Programm des Verfassers: „Auffangung der kleinen selbständigen Unternehmungen durch die Fabrik, das ist der erste Teil der wirtschaftlichen sozialen Entwicklung; möglichste Wiedererringung der Freiheit und Selbstbestimmung, möglichste Begrenzung der Herrschaftssphäre der Fabrik ist der notwendig folgende zweite Teil. Die Grenzen zwischen Herrschaft und Freiheit richtig zu ziehen, ist das zu lösende Problem."

Gewinnbeteiligung der Arbeit. Jean-Baptiste André-Godin und seine Schöpfung, das Familisterium von Guise in Frankreich. (Abdruck aus den Blättern für Genossenschaftswesen.) Von H. Häntschke, Sekretär der Anwaltschaft des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Berlin, Walther und Apolant (o. J.)

Der Verfasser hat aus dem Werke Le Familistère de Guise geschöpft, das für die vorjährige Pariser Ausstellung verfaßt worden war. Godin, 1817 in einem Dorfe des Departements l'Aisne geboren, besuchte die schlechte Schule seines Heimatsortes bis zum Alter von $11\frac{1}{2}$ Jahren, trat dann als Lehrling bei seinem Vater ein, der Schmied und Schlosser war, ging mit siebzehn Jahren auf die Wanderschaft, machte sich mit dreiundzwanzig Jahren in seinem Heimatsdorfe selbständig

Digitized by Google

und heiratete, beschäftigte mit neunundzwanzig Jahren schon dreißig Arbeiter und siedelte mit ihnen 1846 nach Guise über. Er studirte eifrig die soziale Frage, machte seine Fabrik durch Wohlfahrtseinrichtungen, zweckmäßige Lohnzahlung und Versicherungskassen zu einer Musteranstalt und gründete 1859 sein Familisterium, worin er die Gewinnbeteiligung der Arbeiter durchführte. Nach zwanzigjähriger Erfahrung stellte er 1880 seine Schöpfung auf gesetzlicher Grundlage sicher, indem er sie als einfache Kommanditgesellschaft eintragen ließ. Die Arbeiter und Beamten wurden hierdurch Eigentümer der großartigen Anlagen, die außer den Werkstätten, in denen Koch- und Heizapparate, Möbel u. a. hergestellt werden, Wohnhäuser, Schulen, Theater, Parkanlagen und Ackerbau umfaßt; Godin behielt die Leitung. Vor zwei Jahren ist er gestorben. Die Zukunft muß lehren, ob diese Produktivgenossenschaft lebensfähig bleibt, nachdem sie der Geist ihres Schöpfers verlassen hat. Bekanntlich sind alle frühern Versuche, die Gewinnbeteiligung der Arbeiter durchzuführen, mißlungen.

Vorträge und Versuche. Beiträge zur Litteraturgeschichte von Ludwig Geiger. Dresden, L. Ehlermann, 1890

Der Begründer des Goethejahrbuches und Verfasser der Monographien „Johann Reuchlin" und „Petrarca" hat in diesem Bande drei Gruppen von Aufsätzen aus denjenigen Gebieten der Litteraturgeschichte vereinigt, denen er eingehendere Studien gewidmet hat, und so gliedert sich das Buch in Abhandlungen und kleinere Beiträge „Zur Litteratur der Renaissance," „Aus den Tagen der Aufklärung" und „Aus der Zeit Goethes." Geiger ist frei von der Anmaßung, alle gelegentlichen Arbeiten und Forschungen sammeln zu wollen, er hat zahlreiche Rezensionen und spezifisch gelehrte Studien, auch solche Aufsätze beiseite gelassen, die sich in die bezeichneten Gruppenrahmen nicht fügen ließen, er bietet in dem reichhaltigen und durchaus lesenswerten Buche lediglich Darstellungen, die das größere gebildete Publikum fesseln und mannichfach belehren können. Leider läßt sich nicht verhehlen, daß dies größere Publikum sehr klein ist, daß eine Sammlung wie die vorliegende doch meist auf einen engern Kreis von Litteraturfreunden beschränkt bleibt, die natürlich auch eine eingehendere Darstellung hinnehmen würden als der größere Kreis, an den der Schriftsteller bei solchen Arbeiten denkt und der sich immer seltener zusammenfindet. Die Selbstvergötterung der Gegenwart schließt eine naive und lebendige Beschäftigung mit dem Geisteszustand und den Geistesgrößen vergangener Tage nahezu aus. Irren wir uns in dem Fall des Geigerschen Buches, so soll es uns lieb sein. Unter den einzelnen Aufsätzen der drei Gruppen mögen die über „Gelehrte Griechen in Europa im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert," „Erasmus in Italien," „Der älteste römische Musenalmanach," der Vortrag „Voltaire und Friedrich der Große" und „Berlin vor hundert Jahren," „Goethe und die Juden," „Goethe und die Renaissance" besonders hervorgehoben sein; sie behandeln Erscheinungen, Persönlichkeiten und Fragen, die dem einmal vorausgesetzten Publikum doch etwas näher liegen, als Isota Nogarola oder die Briefe David Friedländers.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. (Mit Knesebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Kampagne in Frankreich.) Von Dr. Heinrich Pröhle. Potsdam, Aug. Steins Verlag, 1889

Die Abhandlungen Pröhles, die in diesem Bande vorliegen, sind großenteils in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung erschienen. Sie enthalten eine

Digitized by Google

Fülle vortrefflichen Materials, erweisen eine umfassende Einzelkenntnis der Persönlichkeiten und Beziehungen der klassischen Litteraturperiode und des gesamten achtzehnten Jahrhunderts und offenbaren überall den warmen Anteil des Verfassers an den behandelten Gegenständen. In der Form lassen sie zu wünschen übrig. Pröhle selbst meint, sein „Genre“ (wozu das Fremdwort?) halte die Mitte zwischen Essay und Forschung. Wir können nicht einsehen und zugeben, daß mit diesem „mittlern Genre“ viel gewonnen sei. Jede Forschung, wenn sie nicht ganz schlicht und anspruchslos das neugewonnene Material wörtlich oder auszugsweise mitteilt und nur den Zweck verfolgt, das Neue gegenüber dem schon Bekannten hervorzuheben, kann doch mit einigem Fleiß und Geschmack in einen Aufsatz verwandelt werden, in dem kein Rest unverarbeiteten Materials bleibt, der keiner Anmerkungen bedarf, der selbständigen Reiz und Wert besitzt. Unter den zahlreichen seither ungedruckten Briefen und Blättern, die Pröhle in diesen Abhandlungen mitteilt, verdienen die Briefe, die der nachmalige preußische General und Generalfeldmarschall Karl Friedrich von dem Knesebeck als junger Offizier während des unglücklichen Feldzugs von 1792 und in den folgenden Jahren an den alten Gleim in Halberstadt geschrieben hat, besonders hervorgehoben zu werden.

Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prärien und Felsengebirge der Union von Rudolf Cronau. Braunschweig, Oskar Löbbecke, 1890

Dieser elegant ausgestattete, mit einem Farbenbilde, sieben Lichtdrucken und zahlreichen Textillustrationen geschmückte Band erzählt die Fahrten eines „Spezialartisten“ der Gartenlaube zwischen 1880 und 1884. Der Verfasser schildert hauptsächlich die westlichen Teile der Vereinigten Staaten, die zu den verhältnismäßig unbekannten gehören und eine außerordentliche Mannichfaltigkeit großartiger Naturbilder aufweisen. Freilich scheint es, nach den Erzählungen unsers Künstlers, als sei die Durchwanderung dieser Naturszenen noch mit tausend Schwierigkeiten und Beschwerden verknüpft, sodaß wohl noch viele Jahrzehnte vergehen werden, ehe das Yosemitethal von Tausenden von Wandrern durchzogen werden wird, wie das Chamounixthal, oder ehe man den Coloradostrom befahren wird, wie den Rhein und die Donau. Die gepriesenen Prachtgegenden der neuen Welt haben offenbar Reize, die sie namentlich für abenteuerlustige Naturen anziehend machen. Dabei fühlt man doch durch die Schilderungen des Gartenlaubenzeichners hindurch, daß es vor allem die Reize des Übergewaltigen, des schroff Gegensätzlichen sind, die im fernen Westen vorwalten. Die einzelnen Kapitel des Buches: „Zwölfhundert Meilen auf dem Mississippi,“ „Auf den Jagdgründen der Dakotas,“ „Das Heiligtum der roten Rasse,“ „Ein roter Napoleon,“ „Im goldenen Nordwesten,“ „Ein Tag in den Bad Lands,“ „Durch Montana,“ „Im Wunderland des Yellowstone,“ „Unter den Heiligen der jüngsten Tage,“ „In der Weltstadt am goldenen Thore,“ „Durch Oregon und Washington,“ „Im Yosemitethal und unter den kalifornischen Riesenbäumen,“ „Im Lande der Fata Morgana,“ „Im alten Montezumareiche,“ „Im Herzen der Felsengebirge“ und „Durch die Prärien von Kansas“ sind lebendig und fließend geschrieben und gewähren, wenn auch keine eingehende Belehrung, doch unterhaltende Anschauung.

Nordlandsharfe. Ein Überblick über die neuere Lyrik des Nordens. Übersetzungen von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius, 1890

Der bereits mehrfach als poetischer Übersetzer, namentlich der „Altisländischen Volksballaden und Heldenlieder der Färinger“ hervorgetretene Herausgeber bietet

Digitized by Google

hier Proben aus der schwedischen, finnischen, norwegischen, isländischen und dänischen Lyrik. Da sie einen ziemlich ausgedehnten Zeitraum umfassen und zahlreiche Dichter berücksichtigen, so können sie wohl einen ungefähren Begriff von dem Reichtum der Töne und Farben dieser lyrischen Poesie geben. Während die Reihe der schwedischen Dichter mit Olof von Dalin (1708—1763) beginnt und mit den gegenwärtig gefeierten Lyrikern Graf Karl Snoilsky, Melin und August Strindberg endet, die Proben dänischer Lyrik von Ewalds zum Nationallied gewordenen „König Christian stand am hohen Mast" bis zu Holger Drachmann, dem gegenwärtig gepriesensten Dichter des Inselandes, reichen, beginnt die norwegische Lyrik erst mit dem neunzehnten Jahrhundert. Die finnischen Suomi-Runen und die altisländischen Volksballaden dagegen weisen in viel frühere Zeiten zurück und eröffnen zugleich einen Blick in den Jungbrunnen, aus dem die nordische Dichtkunst wieder und wieder geschöpft hat. Der größere Teil der Übertragungen ist lobenswürdig, doch bleibt zu bedauern, daß es den Übersetzer nicht getrieben hat, mehr charakteristische, die Individualität der einzelnen Dichter scharf wiederspiegelnde Gedichte auszuwählen. Er räumt dies im Vorwort selbst ein, sagt, daß seine Auswahl eine mehr zufällige gewesen sei: „Hier spornte die Melodik eines Liedes an, es zu übertragen, wenn es auch vielleicht nicht eben als hervorragende Schöpfung gelten konnte, dort reizte die Volkstümlichkeit im Heimatlande zur Wiedergabe." Immerhin wird der, der sich für die Litteraturen des germanischen Nordens interessirt und keiner der nordischen Sprachen mächtig ist, durch Willatzens „Nordlandsharfe" eine gewisse Übersicht und einen bestimmten Eindruck von dem Reichtum dieser stammverwandten Lyrik gewinnen können.

Eva in allerlei Gestalten. Novellen. Moritz von Reichenbach. Leipzig, Carl Reißner, 1890

Die vorliegenden Novellen sind ziemlich leicht und sogar flüchtig geschrieben, sie gehören der Gattung der Feuilletonnovelle an, bei der es weder auf Wahrheit des Lebens, noch auf poetischen Stimmungsgehalt, sondern meist nur auf eine gewisse Beweglichkeit und Lebendigkeit ankommt. Da nur humoristische und satirische Erfindungen wie „Gebratene Nachtigallen" diese Art des Vortrags besser vertragen, als tragische, wie „Rouge" und „Lenz im Herbst," so ist der Eindruck, den die Novellen hinterlassen, sehr ungleich. Verglichen mit den Durchschnittsleistungen der jüngsten Litteratur darf man übrigens sämtlichen Novellen eine verhältnismäßige Einfachheit und Gesundheit der Empfindung zusprechen; auch der Stil ist von der phrasenhaften Großmannssucht und dem Schwulst der anspruchsvollen Tendenzerzählung frei. Genau besehen ein recht dürftiges Lob. Aber man lernt sich allmählich bescheiden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die neuen Gewerbegerichte

Von O. Bähr

In der jüngsten Session des Reichstages ist ein schon seit Jahren in Aussicht genommenes Gesetz über Gewerbegerichte zu stande gekommen. Wir können nicht umhin, an dieses Gesetz, dessen Bedeutung weit über seinen unmittelbaren Gegenstand hinausreicht, einige Betrachtungen zu knüpfen.

Gewerbegerichte sind französischen Ursprunges. Schon vor der Revolution gab es in einigen Städten Frankreichs solche Einrichtungen. Durch ein kaiserliches Gesetz vom 18. März 1806 wurde dann angeordnet, daß in Fabrikstädten, wo die Regierung es für angemessen erachte, ein Rat der Gewerbverständigen errichtet werden könne. Hiernach wurden schon zu französischer Zeit in mehreren Städten der Rheinprovinz Gewerbegerichte (oder, wie man früher sagte, Fabrikgerichte) geschaffen. Die preußische Regierung folgte auf Grundlage des französischen Gesetzes mit Schaffung solcher Gerichte in einer Anzahl weiterer Städte. Diese Gerichte waren zuständig als Zivilgerichte für Streitigkeiten der bei dem Gewerbebetrieb Beteiligten und zugleich als Strafgerichte für Übertretungen in Gewerbesachen. Als Zivilgerichte erkannten sie in Sachen bis zu hundert Franks als einzige Instanz. In Sachen von höherm Werte fand eine Berufung an das Handelsgericht oder in Ermangelung eines solchen an das Landgericht statt. Das Verfahren war beinahe ganz das nämliche wie bei den Friedensgerichten.

Diese Gewerbegerichte, die bis zur Stunde in den Rheinlanden bestehen, darf man sich aber nicht als eine arbeiterfreundliche Einrichtung denken. Die Richter werden nämlich von den Fabrikanten, Werkmeistern und Handwerksmeistern aus ihrer Mitte auf drei Jahre gewählt, und zwar so, daß die

Digitized by Google

Zahl der Fabrikanten stets die der Werkmeister und Handwerker übersteigt. Mit der Sprache der Sozialdemokratie zu reden, sind also diese französisch-rheinischen Gewerbegerichte nichts andres, als eine Einrichtung zu Gunsten der Bourgeoisie. In Gewerbesachen spricht diese sich selbst Recht. Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß die so gebildeten Gerichte unerträgliche Entscheidungen geben müßten. Sitzen verständige Männer darin, so müssen sie schon aus Klugheit sich davor hüten, völlig einseitig zu Werke zu gehen. Daß aber im allgemeinen diese Gerichte sich in erster Linie berufen fühlen werden, die Interessen der Arbeitgeber zu wahren, das liegt doch in der Natur der Sache. Dem entspricht es auch, daß die Industriellen allein die Kosten dieser Gerichte tragen. Die Richter selbst beziehen freilich keine Vergütung. Nur der Gerichtsschreiber, der die zum Staatsdienst befähigenden Eigenschaften haben muß und der eine Hauptperson bei diesen Gerichten bildet, darf bestimmte Sporteln oder auch eine Besoldung beziehen. Das einzige Volkstümliche dieser Gerichte besteht darin, daß sie die Justiz umsonst geben. Und dieser Umstand wiegt so schwer, daß er auch bei den Arbeitern ihnen eine gewisse Beliebtheit verschaffen mochte.

Als bei der neuen Justizorganisation im Jahre 1877 der unglaubliche Fetischismus, den die Rheinländer mit ihren Rechtsinstitutionen treiben, in der deutschen Zivilprozeßordnung seinen Triumph feierte, wurden natürlich auch diese Gewerbegerichte aufrecht erhalten, umsomehr, als man inzwischen schon mehrfach bemüht gewesen war, auch für das übrige Deutschland besondre Gewerbegerichte zu schaffen.

Schon die Gewerbeordnung (§ 108) hatte bestimmt, daß in Gewerbesachen zunächst die Gemeindebehörde eine Entscheidung abgeben solle, gegen die freilich den Beteiligten „die Berufung auf den Rechtsweg“ vorbehalten blieb, daß ferner durch Ortsstatut gewerbliche Schiedsgerichte geschaffen werden können. Hier tritt nun auch zuerst der Satz auf, daß diese Schiedsgerichte durch die Gemeindebehörde „unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern“ zu bilden seien. Die Vorschriften der Gewerbeordnung erwiesen sich aber als unpraktisch, und namentlich wurde von der Befugnis, gewerbliche Schiedsgerichte zu schaffen, nur äußerst selten Gebrauch gemacht. Im Jahre 1873 wurde dem Reichstage ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach durch die Zentralbehörden besondre Gewerbegerichte für gewerbliche Streitigkeiten sollten geschaffen werden können. Der Entwurf kam wegen Schluß des Reichstages nicht mehr zur Verhandlung. Abermals wurde dem Reichstage ein Gesetzentwurf dieser Art im Jahre 1878 vorgelegt. Er kam zwar zur Verhandlung, scheiterte aber daran, daß für den Paragraphen, der die Zusammensetzung des Gerichts bestimmte, sich keine Mehrheit zusammenfand.

Nun ist endlich dem gegenwärtigen Reichstage ein neuer Entwurf vorgelegt worden und dieser hat mit wenigen Änderungen die Zustimmung gefunden.

Digitized by Google

Darnach sollen Gewerbegerichte auch fernerhin durch statutarische Regelung der Gemeinde oder eines weitern Kommunalverbandes geschaffen werden können, diese Körperschaften auch zur Tragung der Kosten pflichtig sein. Unterlassen sie aber die Errichtung solcher Gerichte, so sollen diese auch durch Anordnung der Landeszentralbehörde ins Leben gerufen werden können.

Fragen wir nun, was diese Gewerbegerichte von den ordentlichen Gerichten unterscheidet, so liegen die charakteristischen Unterschiede in dreierlei: in der Bildung des Gerichtes, in dem Verfahren und in den Kosten. Ehe wir aber hierauf im einzelnen eingehen, müssen wir eine Hauptfrage erörtern, die freilich de lege ferenda erledigt ist, deren Erörterung wir aber gleichwohl für unsre Betrachtung nicht entbehren können.

Es ist das die Frage: Haben denn Streitigkeiten der Gewerbetreibenden wirklich eine so eigentümliche Natur, daß für sie die Herstellung einer besondern Gerichtsbarkeit sachlich geboten erscheint? Darauf kann man nur mit einem entschiedenen Nein antworten. Alle Rechtsverhältnisse hängen mehr oder minder mit dem besondern Kreise der Lebensverhältnisse zusammen, aus denen sie hervorgehen. Man erwartet von dem Richter als einem gebildeten Manne, daß er alle Lebensverhältnisse so weit kenne oder doch zu erkunden vermöge, daß er ein gerechtes Urteil zu fällen imstande sei. Die Gewerbeverhältnisse nehmen in dieser Beziehung keine besondre Stellung ein. Sie sind um nichts mehr eigentümlich, als z. B. die Verhältnisse der Landwirtschaft, die man auch einigermaßen kennen muß, um daraus hervorgegangene Rechtsstreitigkeiten richtig zu beurteilen. Wir wüßten nicht, worin der Unterschied läge, ob der Fabrikherr mit seinem Arbeiter oder der Bauer mit seinem Knecht über eine Lohnfrage in Streit gerät. Die ganz besondern technischen Verhältnisse eines einzelnen Gewerbes kommen bei Rechtsstreitigkeiten nur selten in Betracht, und für solche wird auch bei den Gewerbegerichten nur selten und ganz zufällig wirkliche Sachkunde vertreten sein. Wenn es sich z. B. um die besondern Verhältnisse des Hufschmiede- oder des Schornsteinfegergewerbes handelt, so ist doch nicht abzusehen, weshalb ein zu Gericht sitzender Buchbinder und Konditor davon mehr verstehen sollten, als jeder andre lebenserfahrene Mensch. Eigentümlichkeiten in den Rechtsverhältnissen weist noch am meisten der Handelsstand auf. Im Handelsrechte haben sich wirklich eine Anzahl Rechtsbildungen entwickelt, die vom gemeinen Rechte mehr oder minder abweichen und die in den meisten Ländern und auch bei uns in einem besondern Handelsgesetzbuche zum gesetzlichen Ausdruck gekommen sind. Gleichwohl war im Jahre 1875 die Reichsjustizkommission in ihrer großen Mehrheit der Ansicht, daß es kein Bedürfnis sei, besondre Handelsgerichte zu schaffen; und erst auf heftiges äußeres Andrängen aus Kreisen des Handelsstandes (von dem man sagte, daß es mehr durch persönliche als durch sachliche Gründe veranlaßt worden sei) entschloß sich die Kommission, nachträglich Handelsgerichte in die Organisation aufzunehmen.

Digitized by Google

Die Fragen des Gewerberechtes kommen aber nicht entfernt den Fragen des Handelsrechtes an Eigentümlichkeit gleich; und es möchte in der That schwer werden, ein dem Handelsgesetzbuch entsprechendes Gewerbegesetzbuch aufzustellen.

Ebenso unrichtig ist es, wenn man sagt, die Streitigkeiten der Gewerbetreibenden seien gewöhnlich einfacher Natur und bedürfen nur eines Ausspruches nach Billigkeit. Auch in dieser Beziehung sind die Gewerbestreitigkeiten von andern Prozessen nicht verschieden. Sie sind gerade so einfach und nicht einfach, gerade so leicht und so schwierig zu entscheiden, wie alle übrigen auch. Es ist wahr, Gewerbestreitigkeiten verlangen eine vernünftige und gerechte Entscheidung, und es ist wünschenswert, daß sie schnell erledigt werden. Dasselbe kann man aber von allen Prozessen sagen.

Man könnte vielleicht der Ansicht sein, eine besondre Gerichtsbarkeit für Gewerbesachen sei deshalb nützlich, weil bei einem solchen Sondergerichte sich leichter ein bestimmter Gerichtsgebrauch ausbilde, der der Rechtssicherheit zu gute komme. Wenn man dies aber als maßgebend betrachtete, so müßte man auch noch manche andre Sondergerichte errichten. Warum sollten nicht Streitigkeiten zwischen Hauseigentümern und Mietern, zwischen Herrschaft und Gesinde von besondern Gerichten entschieden werden? Dann hätte man eine ähnliche zersplitterte Rechtspflege, wie jetzt die Ärzte sich in lauter Spezialärzte umzubilden beginnen. Ob darin aber für die Sache ein Vorteil läge, ist doch sehr zweifelhaft. Jedenfalls hat das neue Gesetz selbst diesen Standpunkt nicht festgehalten, indem es wider die Entscheidungen der Gewerbegerichte die Berufung an die Landgerichte gestattet. Wäre wirklich die Entscheidung eines Sondergerichtes für besser zu halten, als die eines allgemeinen Gerichtes, so ist nicht abzusehen, wie man die Entscheidung des allgemeinen Gerichtes über die Entscheidung des Sondergerichtes stellen könnte.

Wenn hiernach sachliche Gründe in der That nicht vorliegen, für Gewerbesachen eine besondre Gerichtsbarkeit zu schaffen, so muß der Grund hierfür wohl in persönlichen Rücksichten gesucht werden. Daß diese heutzutage nicht darauf hinauslaufen können, den Arbeitgebern eine besondre Gunst zu erweisen, liegt auf der Hand. Vielmehr hat ohne Zweifel die Schaffung der Gewerbegerichte eine Freundlichkeit gegen die Arbeiter sein sollen. Es fragt sich nur, in welcher Beziehung diesen damit wirklich eine Wohlthat erwiesen wird.

Betrachten wir nun die den Gewerbegerichten verliehenen Eigentümlichkeiten, und zwar zunächst die Bildung des Gerichtes. Als Richter sollen drei Männer thätig sein, ein Vorsitzender und zwei Beisitzer. Von den Beisitzern soll der eine Arbeitgeber, der andre Arbeiter sein, und sie sollen je aus der Wahl der Arbeitgeber und der Arbeiter hervorgehen. Zur Vermeidung von Mißverständnissen wollen wir zunächst hier aussprechen, daß wir grundsätzlich durchaus nicht Gegner einer Mitwirkung des Laienelements bei der Rechtsprechung sind. Wir halten unsre Schöffengerichte für eine ganz verständige

Digitized by Google

Einrichtung, weil ein Einzelrichter, wenn er für sich allein urteilt, leicht einer gewissen Einseitigkeit verfällt, vor der er eher bewahrt bleibt, wenn er sich über seinen Richterspruch mit andern, sei es auch mit Laien, auseinander zu setzen hat. Wir würden daher auch kaum etwas gegen eine Ziviljustiz einzuwenden haben, bei der in unterer Instanz neben dem Einzelrichter Schöffen mitwirkten, wenn nicht dadurch unser Bürgerstand allzu sehr belastet würde. Bei den neuen Gewerbegerichten liegt nun aber das Charakteristische darin, daß die zur Mitwirkung berufenen Beisitzer je aus der Wahl der Stände hervorgehen sollen, denen regelmäßig die streitenden Parteien angehören. Jede Partei hat also ihren eignen Vertrauensmann im Gerichte sitzen, und dieser Richter hat nach seiner Lebensstellung dieselben Interessen, wie die Partei, deren Vertrauensmann er ist. Damit hören die Beisitzer auf, Richter im vollen Sinne des Wortes zu sein. Es ist ja möglich, daß in einem Streitfalle die eine Partei so klar im Unrecht ist, daß beide Beisitzer sich gegen sie aussprechen; und dann wird diese Besetzung des Gerichtes die wohlthätige Folge haben, daß der unterliegende Teil sich um so eher überzeugt, daß ihm durch den Richterspruch kein Unrecht geschehen ist. Ist aber die Sache einigermaßen zweifelhaft, so wird in der Regel der von den Arbeitgebern gewählte Beisitzer sich auf die Seite des Arbeitgebers, der von den Arbeitern gewählte auf die Seite des Arbeiters stellen, und der Kampf der Parteien wird sich im Gerichte selbst fortsetzen. Das ist so sehr menschlich, daß es eben nicht anders sein kann. Auf diese Weise werden die beiden Beisitzer sich als Richter neutralisiren. Die eigentliche Entscheidung wird bei dem Vorsitzenden liegen. Wer ist nun dieser Vorsitzende?

Nach dem Gesetze soll der Vorsitzende von dem Magistrat oder der Vertretung des weitern Kommunalverbandes auf mindestens ein Jahr gewählt werden. Er soll, wenn er nicht schon ein staatlich ernannter oder bestätigter Staats- oder Gemeindebeamter ist, der Bestätigung der höhern Verwaltungsbehörde bedürfen. Er darf auch einen Gehalt beziehen, während das Amt der Beisitzer ein Ehrenamt sein soll. Für die persönlichen Eigenschaften des Vorsitzenden ist nichts weiter vorgeschrieben, als daß er weder Arbeitgeber noch Arbeiter sein soll. In den Motiven ist dann noch ausdrücklich gesagt, daß der Vorsitzende Jurist nicht zu sein brauche. Auch bei den Verhandlungen im Reichstage wurde von einigen Seiten gerade dies als ein Vorzug hervorgehoben.

Bleiben wir zunächst bei dieser Negative stehen, so müssen wir, trotzdem daß auch wir die Schwächen des Juristenstandes sehr wohl zu würdigen wissen, doch die Überzeugung aussprechen, daß es nimmermehr eine gute Rechtsprechung geben kann, wenn nicht der Vorsitzende des Gerichtes ein Jurist ist. Auch abgesehen davon, daß zur Rechtsprechung und insbesondre auch zur Prozeßleitung doch immer noch einige Rechtskenntnisse gehören, so ist auch das Be-

Digitized by Google

wußtsein, daß der Richter den Beruf habe, ein unparteiischer Mann zu sein, durchschnittlich bei Juristen weit mehr entwickelt, als bei Laien. Das gegenteilige Beispiel der Rheinprovinz überzeugt uns in dieser Beziehung ganz und gar nicht. Wir haben doch wohl endlich an dem zur Zeit in Deutschland bestehenden Prozeß die Erfahrung gemacht, daß die Lobreden der Rheinländer auf ihre französischen Rechtseinrichtungen eine arge Täuschung gewesen sind. Der französische Prozeß ist ein Institut zum Vorteil der Juristen, aber nicht des Volkes. Ebenso werden wir annehmen dürfen, daß die Lobreden, mit denen man die rheinischen Gewerbegerichte angepriesen hat, von den Ständen ausgehen, die selbst darin zu Gericht sitzen. Damit ist aber noch nicht bewiesen, daß von diesen Gerichten wirklich eine gute Rechtsprechung geübt wird. Es geht natürlich alles, wenn man nicht darnach fragt, wie es geht. Übrigens gestehen die Rheinländer selbst zu, daß eine Hauptperson bei ihren Gewerbegerichten der Gerichtsschreiber sei. Damit schon ist diesen Gerichten ihr wahrer Charakter aufgedrückt.

Wir sind deshalb auch überzeugt, daß in dem übrigen Deutschland die mit Berufung des Vorsitzenden beauftragten Körperschaften in der großen Mehrzahl der Fälle bemüht sein werden, einen Juristen für diese Stelle zu gewinnen. Ein andrer Mann, wenn er nicht das leichte Blut des Rheinländers hat, würde sich auch in einer solchen Rolle höchst unglücklich fühlen. Es fragt sich nur, woher man einen solchen Juristen nehmen soll. Die meisten Juristen sind in fester Stellung als Richter, Beamte, Anwälte u. s. w. bereits vollauf beschäftigt. Man müßte also einen Juristen finden, der ausnahmsweise seine Zeit diesem Amte widmen könnte. Oder man müßte einem schon anderweit beschäftigten Juristen das Amt als Nebenstelle übertragen, wobei aber immer der Zweifel entstünde, ob damit auch für das Amt genügend gesorgt sei. Es fragt sich dann auch, welche Summe die Magistrate für diese neue Belastung der Gemeinden aufwenden wollen und können. Von der Größe dieser Summe wird vielfach die größere oder geringere Bereitwilligkeit zur Übernahme des Amtes abhängen. Ob die Magistrate über die Frage, welche Männer sich für eine solche Stellung am besten eignen, stets ein sicheres Urteil haben werden, darüber läßt sich auch sprechen. Gegen arge Mißgriffe ist allerdings durch die, wenn auch nur beschränkt, vorbehaltene staatliche Bestätigung gesorgt. Aber dennoch sind Irrungen in dieser Beziehung nicht ausgeschlossen. Wahrscheinlich wird man solche Männer zu wählen suchen, die sich ihrem ganzen Wesen nach einer gewissen Popularität erfreuen, was ja auch manches für sich hätte.

Alles in allem gerechnet, halten wir die Wahrscheinlichkeit, daß in dem Richterkolleg der Gewerbegerichte ein besseres Organ für die Rechtsprechung werde geschaffen werden, als in den vom Staate berufenen Richtern, für nicht sehr groß. Auch die Arbeiter werden bald gewahr werden, daß ihr Vertreter

Digitized by Google

im Gericht doch immer nur eine Stimme hat, und daß deshalb alles auf die Person des Vorsitzenden ankommt.

Eben deshalb ist es auch höchst auffallend, daß nach § 80 des Gesetzes für die rheinischen Länder die dort bestehenden Gewerbegerichte aufrecht erhalten und nur darin geändert werden sollen, daß die beiden Beisitzer des Gerichts je ein Arbeitgeber und ein Arbeiter sind und aus Wahlen der beiden Stände hervorgehen. Was aber die Hauptsache ist: der Vorsitzende des Gerichts bleibt derselbe wie bisher, nämlich ein Arbeitgeber. Der Antrag des Abgeordneten Tutzauer, der für den Vorsitz einen keiner Partei angehörenden Mann begehrte, wurde im Reichstage abgelehnt. Der Unterschied besteht also nur darin, daß bisher drei Arbeitgeber, in Zukunft aber, neben einem Arbeiter, zwei Arbeitgeber zu Gericht sitzen. Damit haben die Arbeitgeber von vornherein die Mehrheit, und sie bestimmen die Entscheidung. Nach wie vor bilden diese Gerichte eine Einrichtung zu Gunsten der Arbeitgeber.

Mit der Organisation des Gerichts in nahem Zusammenhange steht die Vorschrift des neuen Gesetzes, daß Rechtsanwälte und Personen, die das Verhandeln von Prozessen gewerbsmäßig betreiben, bei den Gewerbegerichten nicht zugelassen werden sollen. Wir halten diese Maßregel für zweischneidig. Daß manche Sachen durch die Dazwischenkunft von Anwälten schwieriger werden, ist unzweifelhaft. Eben so unzweifelhaft ist es aber auch, daß manche Parteien sehr unvollkommen imstande sind, ihre Rechte selbst zu vertreten. Und dieser Mangel wird noch öfter auf seiten des Arbeiters, als des Arbeitgebers sich einstellen. Insofern ist also die Maßregel nicht als eine für die Arbeiter unbedingt wohlthätige zu erkennen. Der Nachteil wird vielleicht dadurch abgeschwächt, daß jede Partei ihren — sagen wir unbewußten — Advokaten im Gerichte selbst sitzen hat. Hierzu werden sich die beiden Beisitzer um so leichter herausbilden, als die Rechtsverteidigung der Partei selbst mangelhaft ist. Unbedingt wohlthätig wird die Maßregel nur insofern wirken, als sie dazu dient, die Kosten des Prozesses auf einer geringen Stufe zu erhalten. Und dieser Umstand mag sie ja wohl auch den Arbeitern gefällig erscheinen lassen. Jedenfalls aber steht die Bestimmung in einem seltsamen Gegensatz zu den Vorschriften des gemeinen Prozesses, der nicht allein in allen Sachen Anwälte zuläßt, sondern auch in Sachen über dreihundert Mark Anwälte unbedingt fordert. Hat es wohl einen verständigen Sinn, gleichzeitig zu sagen: Anwälte sind für den Prozeß so schädlich, daß sie bei Gewerbegerichten gar nicht zugelassen werden dürfen; und dann wieder: Anwälte sind für den Prozeß so nützlich, daß ohne sie ein Prozeß gar nicht geführt werden darf?

Wir wenden uns nun zu denjenigen Eigentümlichkeiten des Prozesses vor dem Gewerbegerichte, durch die den Gewerbetreibenden in Wahrheit ein entschiedener Vorzug vor allen übrigen Staatsangehörigen verliehen wird. Dieser Vorzug liegt in dem Verfahren und in den Kosten.

Digitized by Google

Dem Verfahren liegt zwar der gemeine amtsgerichtliche Prozeß zu Grunde. Aber es ist von allen den Formalitäten befreit, die den gemeinen Prozeß für unser Volk zu einem wahren Kreuz gemacht haben. Wir wollen hier die hauptsächlichsten Bestimmungen des bei den Gewerbegerichten angeordneten Verfahrens kurz aufführen. Alle Zustellungen erfolgen von Amtswegen. Urteile, Beschlüsse, gegen die ein Rechtsmittel stattfindet, werden den Parteien ohne weiteres zugestellt, wenn sie nicht darauf verzichten. Auch sonstige Urteile und Beschlüsse sind den Parteien zuzustellen, wenn sie nicht in ihrer Anwesenheit verkündet worden sind. Anträge und Erklärungen, die der andern Partei zugestellt werden sollen, sind bei Gericht einzureichen oder beim Gerichtsschreiber zu Protokoll zu geben. Mit dieser Handlung tritt schon die Wahrung einer Frist oder die Unterbrechung einer Verjährung ein. Der Gerichtsschreiber hat die Zustellung in einer „vereinfachten" Form durch die Post bewirken zu lassen. Alle nicht auf Grund mündlicher Verhandlung ergehenden Beschlüsse und Verfügungen erläßt der Vorsitzende allein. Er setzt die Verhandlungstermine an. Der Gerichtsschreiber hat die Parteien zu laden. Zu dem ersten Termine brauchen die Beisitzer nicht zugezogen zu werden. Erscheint eine Partei nicht, so erläßt der Vorsitzende das Versäumnisurteil. Erscheinen beide Parteien, so versucht er zwischen ihnen die Güte. Kommt ein Vergleich zu stande, wird der Klaganspruch anerkannt oder die Klage zurückgenommen, so ist damit der Prozeß zu Ende. Auch kann der Vorsitzende, wenn es von beiden Parteien beantragt wird, sofort in der Sache entscheiden. Andernfalls wird, wenn die Sache streitig bleibt, ein andrer Termin angesetzt, zu dem nun die Beisitzer zugezogen werden. Zu diesem Termin werden gleich die nötigen Zeugen und Sachverständigen geladen. In dem Termine ist mündlich zu verhandeln. Das Gericht kann jederzeit das persönliche Erscheinen der Parteien anordnen. Über die Verhandlung ist ein Protokoll aufzunehmen. Alle diese Vorschriften enthielt schon der Regierungsentwurf. Dann ist aber noch eine schwerwiegende Bestimmung durch die Reichstagskommission in das Gesetz gebracht worden. Erscheinen in einem zur Fortsetzung der Verhandlung bestimmten Termine die Parteien oder deren eine nicht, so ist das Urteil unter Berücksichtigung der bisherigen Verhandlungen zu erlassen. Dadurch ist mit dem jetzt bestehenden leidigen Prinzip, das davon ausgeht, daß in jedem Termine der ganze Prozeß von neuem beginne und deshalb das Nichterscheinen einer Partei stets den Verlust der ganzen Sache nach sich ziehe, gebrochen worden. Es wird dieser neue Grundsatz aber auch die Folge haben, daß in die Protokolle die Verhandlungen ihrem wesentlichen materiellen Inhalt nach aufgenommen werden müssen. Denn wie könnte man ein Urteil „mit Berücksichtigung der bisherigen Verhandlungen" geben, wenn man von den bisherigen Verhandlungen nichts weiß?

In diesem ganzen Verfahren haben wir nun einen vernünftigen Prozeß vor Augen, der mit dem leidigen Formalismus der Zivilprozeßordnung gänzlich

Digitized by Google

gebrochen hat. Man fühlt sich wie von einem Alp befreit, wenn man liest, daß der Sinn für das Natürliche und Gesunde doch noch nicht völlig aus der Jurisprudenz verschwunden ist.

Und nun kommt noch die Hauptsache. Für die Verhandlung des Rechtsstreites vor den Gewerbegerichten wird eine einmalige Gebühr nach folgenden Sätzen erhoben: in Sachen bis zu 20 Mark 1 Mark, in Sachen von 20 bis 50 Mark 1 Mark 50 Pf., in Sachen von 50 bis 100 Mark 3 Mark. Von da an steigen die Gebühren für je 100 Mark um 3 Mark. Die höchste Gebühr beträgt 30 Mark. Wird der Prozeß durch Anerkennung oder Versäumnisurteil erledigt, so wird die Gebühr nur zur Hälfte erhoben. Kommt ein Vergleich zu stande, so wird gar keine Gebühr erhoben. Schreibgebühren kommen gar nicht in Ansatz. Die zur Kostentragung verurteilte Partei braucht die Kosten eines vom Gegner zugezogenen Prozeßbevollmächtigten oder Beistandes nur zu bezahlen, wenn die Zuziehung durch besondre Umstände gerechtfertigt ist, und nur in dem vom Gericht für angemessen erachteten Betrage. Auch von den hohen Gebühren der Gerichtsvollzieher sind die Gewerbeprozesse durch die Zustellung mittels der Post und weiter dadurch befreit, daß für die Zustellungen Gemeindebeamte verwendet werden können.

Nun vergleiche man einmal mit diesen Gebührensätzen die des allgemeinen Tarifs. Schon die einfachen Sätze sind in diesem zum Teil höher; sie werden aber in jedem Prozeß, je nach der Art seines Verlaufes, doppelt und dreifach erhoben. Dazu kommen dann noch alle die Nebengebühren, Schreibgebühren, Zustellungskosten u. s. w. So summt sich die Gebührenrechnung in einer Weise auf, daß man für den gemeinen Prozeß das Vier- bis Fünffache dessen rechnen kann, was ein Prozeß vor dem Gewerbegerichte kosten soll. Vermehrt werden die Kosten des gemeinen Prozesses dann noch durch die Kosten der Vertretung der Parteien, die bei dem Landgerichtsprozeß eine erzwungene ist. So haben diese Kosten eine Höhe erreicht, die dahin führt, daß Menschen mitunter sich lieber jedem Unrecht unterwerfen, als in eine so kostspielige Prozedur sich hineinstürzen.

Wenn man nun diesen ganzen Gegensatz betrachtet, in dem dieser neugeordnete Prozeß zu dem gemeinen Prozeß steht, und wenn man weiter in Betracht zieht, daß Gewerbestreitigkeiten von allen übrigen Streitigkeiten nicht im geringsten verschieden sind, so gelangt man unwillkürlich zu der Frage: Mit welchem Rechte hält man, während man den Arbeitern für ihre Streitigkeiten ein einfaches, verständiges und wohlfeiles Verfahren giebt, alle übrigen Staatsangehörigen unter dem Bann eines formalistischen und mit schweren Kosten verbundenen Prozesses fest? Wir gönnen unsern Arbeitern alles mögliche Gute. Aber haben sie allein einen Anspruch auf das Wohlwollen des Staates, und braucht man auf die übrigen Stände, weil sie nicht so laut den Mund aufthun, keine Rücksicht zu nehmen?

Digitized by Google

Der Arbeiter wohnt in der Stadt und hat bis zum Gericht keinen weiten Weg. Der Bauer aber wohnt auf dem Lande und muß bis zum Gericht oft drei, vier Stunden Weges gehen. Und doch verlangt man von dem Bauer, daß er in jedem Publikationstermin erscheine, oder er muß — wozu ihm oft gänzlich die Mittel fehlen — Feder und Papier nehmen und sich eine Abschrift der Entscheidung erbitten, während dem Arbeiter die Entscheidung ohne weiteres ins Haus geschickt werden soll. Dem Arbeiter nimmt man die Last und die Gefahr des eignen Prozeßbetriebes ab; auf dem Bauer aber, der noch weniger davon versteht, läßt man sie haften. Dem Arbeiter soll, wenn er einen Termin versäumt, das bisher Verhandelte zu gute kommen. Versäumt aber der Bauer einen Termin, so bricht über ihn ohne alle Rücksicht auf das bisher Verhandelte ein Kontumazialerkenntnis herein. Ist das wohl Gerechtigkeit?

Und wie ist es mit den Prozeßkosten? Sind Arbeiter und Arbeitgeber so viel bessere Menschen, daß sie niemals frivole und leichtfertige Prozesse anfingen, die mit Verurteilung in die Kosten gebüßt werden müßten? Alle die Gründe, die man für die Notwendigkeit hoher Prozeßkosten anzuführen pflegt, treffen in gleichem Maße auch für Gewerbestreitigkeiten zu. Und wenn man nun doch für diese Streitigkeiten weit geringere Kosten festsetzt, so beweist das eben, daß alle jene Gründe unrichtig oder übertrieben sind. Oder ist es etwa gerechtfertigt, daß ein armes Dienstmädchen, das mit seinem Dienstherrn um 25 Mark Lohn streitet, für den Prozeß 7 Mark 20 Pf. an Hauptgebühren und dazu noch alle Nebengebühren bezahlen muß, während die Konfektionsdame, wenn sie mit ihrem Dienstherrn um denselben Lohnbetrag streitet, mit 1 Mark 50 Pf. wegkommt? Allerdings fließen die allgemeinen Prozeßkosten in die Staatskassen, während die Kosten der Gewerbeprozesse in die Gemeindekassen fließen sollen, wo sie schwerlich ausreichen werden, um den Gemeinden die durch Schaffung der Gewerbegerichte neu auferlegten Lasten zu decken. Aber auch dieser Gegensatz dürfte doch den gewaltigen Unterschied in der Höhe der einen und der andern Kosten kaum rechtfertigen. Auch die Kosten der Gemeinden fallen den Staatsangehörigen in der Form der Gemeindeabgaben zur Last. Ist es nun gerecht, daß in dieser Form die Kosten einer den Arbeitgebern und Arbeitern zu gewährenden wohlfeilen Justiz von den übrigen Staatsangehörigen aufgebracht werden müssen, während diese selbst, wenn sie ihr Recht vor Gericht verfolgen, mit schweren Kosten heimgesucht werden?

Bisher hat man immer noch den nun schon seit beinahe elf Jahren bestehenden Prozeß trotz seiner längst erkannten schweren Mängel und seiner unerschwinglichen Kosten von gewissen Seiten zu verteidigen gesucht. Nach Erlaß des Gesetzes über die Gewerbegerichte ist das nicht mehr möglich. Er ist durch dieses Gesetz verurteilt. In einer bestimmten Richtung hat der Reichstag selbst dieser Verurteilung einen positiven Ausdruck gegeben, indem er eine Resolution beschlossen hat, wodurch die verbündeten Regierungen ersucht werden, noch vor

Digitized by Google

durchgreifender Revision der Reichsprozeßgesetze und zwar baldmöglichst eine Änderung in dem Zustellungswesen zur Beseitigung der zu Tage getretenen Mängel und Härten eintreten zu lassen. Unleugbar ist das Zustellungswesen derjenige Punkt, in dem sich die Fehler des bestehenden Prozesses am schmerzlichsten fühlbar machen. Wir können aber nur wünschen, daß die demnächstige Gesetzesvorlage sich nicht auf diesen Punkt beschränke. Denn das Zustellungswesen bildet nur ein einzelnes Stück des ganzen Systems, wodurch dieser Prozeß sich für die Parteiinteressen so verderblich erweist. Es ist ein Schicksal für Deutschland gewesen, daß es sich durch diesen französischen Prozeß hat bethören lassen.

Bildungsschwindel und Volksbeglückung

Der Verein für Massenverbreitung guter Schriften hat in kurzer Zeit sein Netz über ganz Deutschland ausgebreitet; in allen größern Städten sind Zweigvereine entstanden, die mit anerkennenswerter Rührigkeit für die neue Sache eintreten und überall Gönner und Mitglieder in großer Zahl zu werben wissen. Das wäre ein günstiges Zeichen, wenn nicht die Thatsache bestünde, daß kein Volk sich so erstaunlich leicht zu Vereinen krystallisirt wie das deutsche, selbst da, wo es sich um die wunderlichsten Dinge handelt; wenn man nicht wüßte, mit welcher Bereitwilligkeit sich die meisten Menschen vor ihrem Gewissen und der Gesellschaft zu rechtfertigen suchen, wenn sie sich von den wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen oder volkswirtschaftlichen Verpflichtungen, denen man nun doch einmal als gebildeter Mann unterworfen ist, durch Lösung einer Mitgliedskarte zu diesem oder jenem Vereine befreien können.

Mit Vereinsgründung und Beitragszahlung glauben dann die edeln Menschenfreunde genug gethan zu haben, um mit Selbstgerechtigkeit dem Verlaufe der Zeit- und Streitfragen ruhig zuschauen zu dürfen. Wer sich die unabsehbare Reihe unsrer Vereine vergegenwärtigt, die tagtäglich wie Pilze aus der Erde hervorsprießen, wird dieser Ansicht beistimmen. Die Vereinsimpelei nimmt in Deutschland nachgerade einen solchen Umfang an, daß heutzutage Menschen, die nicht irgend einem Vereine angehören, bei uns kaum mehr zu finden sind. Wer sich von allem Vereinsleben fern hält — und es giebt Gott sei Dank auch noch solche Leute —, der müßte sich gegenüber der beständig wachsenden Flut von Vereinsschriften, Aufforderungen und Berichten, die auf

Digitized by Google

die Mitglieder mit staunenswerter Beharrlichkeit losgelassen werden, eigentlich wie ein Geächteter vorkommen. Es wird ihm aber die Thatsache zum Troste gereichen, daß noch nie von einem Vereine Bahnbrechendes für den Kulturfortschritt der Menschheit geleistet worden ist, daß im Gegenteil großartige Umgestaltungen und Förderungen des geistigen Lebens immer nur von einzelnen Geistern hervorgegangen sind; denn alle Genossenschaften und Vereine zusammengenommen hätten weder zur Entdeckung Amerikas geführt, noch die Reformation hervorgerufen, weder das deutsche Reich gegründet, noch die gewaltigen Erfindungen der neuern Zeit ersonnen. Die meisten unsrer Vereine — und das wird die Vereinslosen noch mehr beruhigen — haben ihre Wurzel in dem Ehrgeiz von zwei oder drei mittelmäßigen Geistern, die sich in dem Verein eine Stätte zur Selbstberäucherung und eine Folie für ihre unbedeutenden Persönlichkeiten zu schaffen suchen. Daher kommt es denn auch, daß scheinbar lebenskräftige Vereine sich plötzlich im Sande verlaufen, sobald die eine Person, die den Vereinssport zu schüren wußte, aus dem Kreise verschwindet.

Wir rechnen den Verein für Massenverbreitung guter Schriften nicht zu dieser Gruppe, und doch möchten wir bezweifeln, daß die Grundsätze und die Mittel, mit denen der Verein zu wirken gedenkt, zu dem gesteckten Ziele, d. h. zur Hebung der Volksbildung, zur Veredlung des Gemüts und zur Besserung der Sitten führen werden. Es ist unzweifelhaft ein edles Bestreben, die großartigen Schätze unsrer Litteratur durch massenhafte Verbreitung zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen; es fragt sich nur, welchen Umfang man hierbei dem Begriffe „Volk“ giebt. Rechnet man dazu alles, was schreiben und lesen kann, wo bleiben dann die Angehörigen des Arbeiterkreises, die das nicht können? — und deren giebt es trotz unsrer Volksschulen noch eine große Zahl. Rechnet man dazu nur die halbwegs Gebildeten oder die Angehörigen des Kleinbürger- und Bauernstandes, weshalb dann solchen mächtigen Hochdruckapparat in Bewegung setzen, weshalb dann solche übertriebene Furcht vor den verderblichen Einflüssen der Kolportagelitteratur? Der Schaden, den die Hintertreppenromane verursachen, wird von ängstlichen Gemütern in der That durch ein Vergrößerungsglas angesehen. Unsittliche und staatsgefährliche Schriften werden bekanntlich von der Polizei mit Beschlag belegt; in den übrigen Machwerken triumphiren immer Tugend und Edelmut über das phantastisch und abschreckend ausgemalte Laster. Wer lediglich durch das Lesen eines Kriminalromans zum Verbrecher wird, und hie und da führt das wohl einer als Entschuldigungsgrund für seine Schandthaten an, der befand sich schon auf verbrecherischen Wegen und wäre auch durch keine Klassiker zu retten gewesen; die Gesellschaft verliert also an ihm nichts. Viel gefährlicher als solche Hirngespinste sind die öffentlichen Gerichtssitzungen und die ausführlichen Zeitungsartikel darüber; denn hieraus, nicht aus Romanen, sammeln die Verbrecher

Digitized by Google

ihre praktischen Kenntnisse und ihre besondre Berufsbildung. Ist es wirklich notwendig, das Lesebedürfnis in unserm Volke, die verwirrende Beschäftigung mit Büchern durch Vereine für billige Schriften noch künstlich anzustacheln? Wir Deutschen geraten immer mehr in eine öde Stubenhockerei hinein, die alle gesunden Lebensäußerungen, alle Freude an dem Aufenthalt in der Natur und an der Entfaltung körperlicher Vorzüge allmählich ganz zu ersticken droht. Man schaffe dem Volke erst die äußern Bedingungen eines Daseins, das dem Standpunkte unsrer Kultur entspricht, d. h. gesunde Wohnungen und Arbeitsstätten, festes Familienleben und kräftige Nahrung, bevor man Vereine bildet, um die litterarischen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen; wer ein Schiff baut, soll nicht mit den Wimpeln anfangen; die Rippen und das, was darauf sitzt, ist notwendiger. Lesen, lesen, lesen — als ob der Mensch auf die Erde gesetzt sei, um sich eine papierne Welt zu bauen, als ob man kein andres Elixir wüßte, als die Druckerschwärze, und keinen andern Freibrief auf das himmlische und das irdische Glück, als das Buch und die Zeitung. Je mehr gelesen wird, desto weniger wird gedacht; je mehr sich das Volk mit fremden Gedanken beschäftigt, desto mehr verliert es die eignen. Die Lesewut raubt unserm Volke den gesunden Menschenverstand und macht es zu unzufriedenen Träumern, zu unpraktischen Nörglern, zu stumpfsinnigen Wiederkäuern. Man sollte diesen Hang eher unterdrücken, als künstlich großziehen.

Die Kolportagelitteratur aus unsern Arbeiterkreisen beseitigen und dafür die Werke eines Heinrich von Kleist, Zschokke, Hauff, Auerbach, Freytag u. s. w. dem Proletariat in die Hände spielen, wie das Heinrich Fränkel in seiner Broschüre „Ein neuer Weg zur geistigen und sittlichen Hebung des Volkes“ vorschlägt, würde ja wohl einer Zurückdämmung der Lesewut gleichkommen, denn was dem Gebildeten in der Litteratur Honigbrot ist, das bleibt für den Mann aus dem Volke ungenießbarer Sauerteig; aber auf eine Einschränkung des Lesebedürfnisses geht der Verein gar nicht aus, er will dies nur in ein klassisches Fahrwasser leiten und vergißt dabei, daß unsre hervorragenden Geister gar nicht für die große Masse des Volkes gedacht und geschrieben haben. Es werden immer nur einige Auserwählte sein, die ihnen auf die Höhen des geistigen Lebens folgen können, und das ist gut. Je höher die große Masse der unten lebenden Seetiere nach oben getrieben wird, desto unbehaglicher wirds ihnen, bis der Gegendruck der Umgebung nicht mehr ausreicht, und die armen Wesen platzen. Auch das Volk gerät außer Rand und Band, wenn man es mit aller Gewalt in eine Sphäre hochtreiben will, wo es thatsächlich nicht mehr atmen kann. Das Volk hat nun einmal, wie die Kinder, kein Verständnis für eine edle Form, eine klassische Sprache, eine gedankentiefe Darstellung; wer es nicht durch den abenteuerlichen Stoff, durch die Fülle der Begebenheiten, durch den Zauber der Personen packen kann, der packt es überhaupt nicht. Es wird daher nie und nimmer seine Lieblingsromane von der edeln Gräfin,

Digitized by Google

dem schwarzen Spion und dem elenden Diener aufgeben; es will sich bei dem ewigen Einerlei seines Daseins auch einmal, wenn auch nur in der Phantasie, in den Höhen des irdischen Glanzes, des Reichtums und der Macht bewegen; man lasse ihm diese Freude — wenn die Polizei nichts dagegen hat — und raube ihm um Himmels willen nicht die geheime Scheu vor der Gräfin, d. h. vor den höhern Ständen. Die Franzosen haben neuerdings aus ihren Gymnasien die Lektüre des Michael Kohlhaas entfernt, weil sie den jungen Leuten zu viel Schwierigkeiten in Inhalt und Sprache bot; glaubt der Verein, daß unsre Sackträger und Fabrikarbeiter genug Intelligenz besitzen, um solch ein Werk zu verstehen? Und wenn sies wirklich lesen, so ist sicher darauf zu wetten, daß sie eine Moral daraus ziehen werden, von der gerade keine besondre Förderung unsrer sozialen Zustände zu erwarten wäre.

Im Übereifer fangen unsre optimistischen Volksfreunde alles falsch an; man glaubt die ganze Gesellschaft reformiren zu können, indem man mit den Umgestaltungen ganz unten beim Pöbel anfängt, statt oben zu beginnen. Wenn die Glieder nicht mehr wollen, ist immer der Magen oder das Gehirn dran schuld; hier hätte man vor allen Dingen mit der Kur anzufangen.

Ist denn wirklich das geistige Leben unsrer bessern Gesellschaft so gesund, das litterarische Interesse und künstlerische Verständnis unter den sogenannten Gebildeten so vortrefflich, daß wir daran denken können, auch die untern Volksschichten mit einer gediegneren geistigen Nahrung zu beglücken? Wer sich einmal die Mühe nimmt, in den Leihbibliotheken nachzufragen, welche Bücher am meisten vom gebildeten Publikum gelesen werden, der wird betrübende Erfahrungen machen; aber es giebt noch einen bessern Wertmesser für den geistigen Standpunkt, für den litterarischen Geschmack und das kritische Urteil der bessern Kreise, man findet ihn in unsern Familienblättern, Wochenschriften und Tageszeitungen. Man steht in der That oft sprachlos da, wenn man sieht, welch ein unerhörtes Zeug die Journale, von den wissenschaftlich zugestutzten Rundschauen herunter bis zu den seichten Familienblättern, ihren Lesern vorzusetzen wagen dürfen; man muß noch mehr erstaunen, wenn man von den Redakteuren erfährt, daß fades Salongewäsch, überspannte Darstellungen und offenbarer Blödsinn in den Romanen und Novellen Beifall und Begeisterung finden, und das nicht etwa unter den Schneidermädchen, sondern, wie oft aus den Briefkastennotizen zu ersehen ist, gerade unter den Lesern der bessern Gesellschaft. Haben wir bei einem so traurigen Zustande unsers litterarischen Urteils, bei einer so offenbaren Geschmacksverirrung, die unsre geldbürstigen Verleger in strafwürdiger Gewissenlosigkeit weidlich auszubeuten suchen, das Recht, über die Kolportagelitteratur den Stab zu brechen, uns in Entrüstung, Selbstgerechtigkeit und Menschenliebe aufzublähen und in allen Gauen Deutschlands Geld zu sammeln, um die armen Enterbten der untern Volksschichten für das Glück der höhern geistigen Genüsse empfänglich zu machen und ihnen in den Schätzen

Digitized by Google

unsrer Klassiker eine ideale Entschädigung für die materiellen Entbehrungen des Lebens zu bieten? Und doch ist die Frage, wie heben wir im Volke die Intelligenz, d. h. eine gesunde Verstandesbildung, wie stärken wir das sittliche Bewußtsein, wie füllen wir vor allen Dingen die gefährliche Langeweile aus, die den Arbeiter, insbesondre den unverheirateten, packt, sobald er eine Zeit lang seine Tretmühle verläßt, von schwerwiegender Bedeutung.

Geschlechtsliebe, Hunger und Langeweile sind immer die drei Parzen der menschlichen Gesellschaft gewesen; sie spinnen ihren Lebensfaden, erhalten ihn und schneiden ihn ab. Zu allen Zeiten haben sie das Leben der Völker nach ihrer wechselnden Oberherrschaft in einem Maße bestimmt, daß man die ganze Kulturgeschichte leicht auf diese verhängnisvollen Mächte zurückführen könnte. Geschlechtsliebe, Hunger und Langeweile sind im Organismus eines jeden Volkes die gewaltigsten Triebkräfte, vor denen alle andern Motive verschwinden. Es fragt sich nur, welcher man hierbei den ersten Rang einzuräumen habe. Sie in die Gewalt zu bekommen und ihnen eine bestimmte Richtung aufzudrängen, ist von jeher das Bestreben aller Gesetzgeber und staatenbildenden Mächte gewesen. Der blinde Geschlechtstrieb wird staatlich geordnet, kirchlich geheiligt und zur Familiengründung und ordnungsmäßigen Fortpflanzung ausgenutzt. Die Befriedigung des Hungers giebt Gelegenheit, als Gegenleistung die Arbeit der Individuen zu verlangen, d. h. ihre Muskelkraft und Intelligenz in Produktivität umzusetzen. Familiengründung und Produktivität arbeiten sich in die Hände, so lange die wirtschaftliche Lage des Volkes gesund ist; sie schließen sich aus, sobald ein krankhafter Zustand eingetreten ist, sobald mehr Kräfte vorhanden sind, als der Staat zur Familiengründung und Nahrungsbeschaffung beansprucht. Jeder zur Bewegungslosigkeit verurteilte Strom wird stagnirend und zu einem Herde von Fäulniskeimen; jedes Volk, dessen überschüssige Kraft nicht ins Spiel gesetzt wird, das in eine gewisse Bewegungslosigkeit, d. h. in Langeweile geraten ist, geht dem Verfalle mit Riesenschritten entgegen.

Die Langeweile ist der gefährlichste Feind aller Nationen. Das wußten die alten Völker besser als wir; daher die unzähligen Veranstaltungen bei den Griechen und bei den Römern, um die unbeschäftigten Gemüter und Körperkräfte fortwährend in Thätigkeit zu erhalten; daher die beständige Vermehrung der öffentlichen Schaubühnen, der Volksspiele und großen Feste; daher die unheilvolle Zersetzung und die stürmischen Auftritte, sobald dem Rufe nach Brot und Spielen nicht sofort vom Staate Folge gegeben wurde. Im Mittelalter wußte die Kirche mit richtigem Verständnis den Spieltrieb und die Schaulust des Volkes zu organisiren, ja sie gewann es über sich, viele ihrer Einrichtungen den germanischen Überlieferungen anzupassen und erst allmählich die alten überkommenen Formen und Gebräuche mit christlichen Anschauungen zu füllen. Trotz des düstern mönchischen Geistes, der zuweilen die überschüssigen Kräfte des Volkes in Gebeten, Bußübungen und Kasteiungen zu ersticken ver-

Digitized by Google

suchte, brach der gesunde Volkshumor doch immer wieder durch und überschlug sich zuweilen selbst in die unglaublichsten Gotteslästerungen.

Volkshumor — ob wir heutzutage nicht auf dem besten Wege sind, dieses Gnadengeschenk des Himmels, dieses Linderungsmittel aller Schmerzen gründlich auszurotten? Man liest in allen Litteraturgeschichten, es sei ein unzweifelhaftes Verdienst Gottscheds, den Hanswurst von der Bühne verbannt zu haben; wir halten diese Heldenthat für eine der thörichtsten Handlungen, die jemals ein pedantischer, verbohrter Schulfuchs ausgeführt hat. Sie zeigt ein so geringes Verständnis für die geschichtliche Entwicklung unsrer Bühne, eine solche Unkenntnis des volkstümlichen Geistes, seiner Neigungen und Bedürfnisse, daß wir in dieser That Gottscheds nicht das geringste Verdienst zu erkennen vermögen.

Spielte der Hanswurst auf der Volksbühne jener Zeit wirklich eine zu große Rolle, so hätte man ihn in die gehörigen Grenzen zurückweisen müssen; ihn aber völlig verbannen, hieß dem Volke ein gut Teil seines ursprünglichen Humors rauben. Die blinde Verehrung des Franzosentums und die darauf folgende gespreizte Vornehmthuerei mit der sklavischen Nachahmung der Alten hat das deutsche Volk, d. h. die untern Schichten, von dem geistigen Mitleben mit unsrer Litteratur immer mehr ausgeschlossen. Mit einem Walter von der Vogelweide, mit einem Hans Sachs, einem Gellert lebte es — was aber ist unserm Volke, d. h. dem gemeinen Manne, Hekuba? Was ist ihm unsre ganze klassische Dichtung mit dem mythologischen Apparat der Alten? Ohne gelehrte Bildung ist sie überhaupt nicht mehr zu verstehen, und wenn z. B. die Räuber oder Götz von Berlichingen auch heutzutage auf den Ungebildeten einen unauslöschlichen Eindruck ausüben, so geschieht das nur, weil sich darin etwas von dem unverwüstlichen Geiste eines Hans Sachs vorfindet. Aber diese Thatsache lehrt uns auch, wo man mit den Reformbestrebungen unsrer Tage einzusetzen hat.

Wer gegenwärtig nur Humanismus lehren, Sitten predigen und die Ergebnisse der Wissenschaft verkünden will, wird wenig Hörer finden. Die Bildungsvereine mit ihren Vorträgen liefern dafür den besten Beleg. Der sogenannte Gebildete geht nicht hin, weil er schon alles in der Schule „gehabt hat" oder weil er dem Skatspiel mehr Interesse abgewinnt. Der Ungebildete geht nicht hin, weil er von dem ganzen Brimborium nichts versteht. Und so müht sich denn der ideal angehauchte Redner ab, vor einer Gesellschaft von Handlungslehrlingen seine philosophischen, naturwissenschaftlichen oder litterarischen Probleme zu entwickeln. Ich frage, was hat das Volk von diesem Bildungsschwindel, von dieser Schaumschlägerei mit gelehrten Phrasen, von diesem Sammelsurium abgeschlossener Gedanken und fertiger Urteile? Es ist viel leichter, Kaviar und Austern zu würdigen, Weinsorten zu unterscheiden und den Wert von Zigarren abzuschätzen, als die Werke der Denker und Dichter

Digitized by Google

zu verstehen. Man würde lachen, wollte man jene Fähigkeiten vom Mann aus dem Volke verlangen, aber man nimmt es sehr ernst, ihm dieses Verständnis beizubringen. Es ist unnatürlich, Wald- und Wiesengestrüpp in einen Kulturgarten zu schleppen; es ist thöricht, sich einzubilden, daß man die Menschen glücklich machen könnte, wenn man sie aus ihrer geistigen Sphäre in eine andre versetzt. Man gebe unserm Volke wieder, was des Volkes ist, d. h. seine Gebräuche, seine Trachten, seine Volksspiele und Belustigungen; man gebe ihm den Volkshumor wieder. Unser Volk kann nicht mehr lachen, nicht mehr harmlos und herzlich lachen, das verlernt es schon bei unsern verbissenen Schulmeistern. Wir sind wirklich auf dem besten Wege, aus ihm ein verschlossenes, finster brütendes, scheues Gesindel zu machen; in einigen Teilen Norddeutschlands sind wir schon so weit. Die polizeiliche Bevormundung und Beobachtung selbst da, wo sie völlig überflüssig ist, wirkt geradezu lähmend auf jede gesunde Regung der Volksseele. Der vielgerühmte Unfugsparagraph in unsrer Gesetzgebung ist das Grab des Volkshumors. Selbst Handlungen, bei denen dem Volksbewußtsein jeder Gedanke an Strafsälligkeit abgeht, bei denen man nur die heitere Laune und den Mutterwitz anerkennen und belachen müßte, werden vor den Richterstuhl gezogen. Man denke dabei nur an den unglücklichen Provinzialen, der in der Sylvesternacht seinen neuen Zylinderhut mit Stecknadeln spickt, um dem, der ihn einschlägt, einen Denkzettel zu geben, und der schließlich wegen Körperverletzung bestraft wird, weil ein Übermütiger ihm bei der ersten besten Gelegenheit den Zylinder über die Ohren treibt. Wer singend durch die Dorfstraße zieht, wird bestraft; wer mit umgekehrtem Überzieher über den Marktplatz schreitet, verfällt dem Unfugsparagraphen. Solche Fälle sind unzählig und tragen am meisten dazu bei, die Freude an Spaß und Witz in unserm Volk völlig auszurotten, und den Duckmäuser zum Ideal des Staatsbürgers zu machen. Es giebt nur wenige Juristen, die sich bei ihrem verknöcherten Büreaukratismus überhaupt noch die Mühe geben, den eigentümlichen Charakter des Volkes, seine Dialekte und Ausdrucksweisen kennen zu lernen, obwohl ihr Urteil durch diese Vertrautheit mit dem Volksgeiste vielfach geändert werden würde. Ein Vorsitzender, der bei der Beurteilung eines Korndiebstahls aus den Worten des Angeklagten „Da wär ook Kaff (Spreu) mang“ fortwährend auf eine mitschuldige Person mit Namen Kaff schließt und dadurch die Zeugen, die Schreiber, den ganzen Gerichtshof in Verwirrung setzt, eignet sich nicht zu einer so verantwortungsvollen Stellung. Der Verwaltungskörper unsrer Regierungsbeamten trennt sich thatsächlich immer mehr von unserm Volksleben ab, bildet einen Organismus für sich und sucht das gesunde Volksleben immer mehr in seinen toten Formalismus hineinzuzwängen. Wir haben überall zu viel unproduktive Juristen; der grüne Tisch und der Drehschemel sind die modernen Folterwerkzeuge unsers Volkes. In den Stapeln von Akten, Berichten und Verfügungen,

Digitized by Google

deren unglaubliches Kauderwelsch der Spott kommender Zeiten sein wird, haucht die natürliche Volksseele ihr Leben aus.

Wir sind nachgerade eine Gesellschaft engbrüstiger, kurzsichtiger, wichtigthuender Schreiber geworden. Es wird in allen Verwaltungszweigen viel zu viel geschrieben, zum Teil aus Unverstand der Vorgesetzten, zum Teil aus der Notwendigkeit, das beständig wachsende Heer der federführenden Beamten regelmäßig zu beschäftigen. Ein klarer Gedanke, der sich in drei Reihen für jedermann verständlich ausdrücken läßt, wird so lange in dem schwülstigen, zopfigen Jargon herumgewälzt und mit so viel verwirrendem Flitterwerk des Kanzleistils behängt, daß eine ciceronianische Periode dagegen Kinderspiel ist und er von Leuten, die ihre Sinne in der richtigen Rangordnung haben, überhaupt nicht mehr verstanden wird. Die Schreibwut, die jedes unbefangene Urteil trübt und jeden frischen Dienstbetrieb lähmt, ist wie ein tötliches Gift in alle Kreise gedrungen, vom Minister herunter bis zum Dorfschulzen, und selbst der Reiteroffizier, der heutzutage länger auf dem Pferde als auf dem Drehschemel sitzt, ist schon eine Seltenheit geworden. Unsre gesamte Kultur würde nicht im geringsten geschädigt werden, ließe man das ganze Aktenmaterial in Flammen auflodern; aber sie geht zu Grunde, sobald man dem Volke seine Ursprünglichkeit, seinen Charakter, seine Gesundheit nimmt.

Man studirt und sinnt über neue Hoftrachten; die Zeitungen beschäftigen sich monatelang mit diesem Stoffe und behandeln die Angelegenheit mit einer Wichtigkeit, als ob das Bestehen unsrer Gesellschaft davon abhinge; aber niemand denkt daran, unserm Volke, d. h. dem gemeinen Manne, eine Tracht zu geben, in der er sich menschlicher und behaglicher fühlt, als in seiner schmutzigen „Kluft," niemand denkt daran, im Volke wieder die Freude an der lebendigen lachenden Farbe zu erwecken und dort, wo sich noch, insbesondre in Norddeutschland, die alten Gebräuche in der Kleidung zeigen, mit allen Mitteln für die Erhaltung und Verbreitung dieser Volkstrachten einzutreten; unser Himmel ist schon grau genug, wir hätten alle Veranlassung, wenigstens in einer farbigen Kleidung der trostlosen Stimmung entgegenzuarbeiten. Panem et circenses! Wo sind die unzähligen Spiele geblieben, in denen das Volk Gelegenheit fand, seine Körperkräfte und Gewandtheit auszubilden, sich in frohem Treiben von des Tages Last und Hitze zu erholen? Leute, die sich heutzutage nicht in irgend einen Verein eingepfercht haben, stehen schon fast außerhalb jeder fröhlichen Veranstaltung und finden nur in der Branntweinstube ihren Ersatz, wo sie den letzten Rest von körperlicher und sittlicher Reinheit verlieren. Es ist eine sehr richtige Bemerkung, die nur der Unverstand tadeln konnte, wenn der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" sagt: Wenn es statt der fünfzigtausend Schanklokale, die es im jetzigen Preußen giebt, dort fünfzigtausend öffentliche Badeanstalten gäbe, so würde es um die physische, geistige und sogar sittliche Gesundheit seiner Staatsangehörigen besser stehen als jetzt. Denn körperliche

Digitized by Google

und sittliche Reinheit bedingen sich gegenseitig, es würde wahrscheinlich weniger Sozialdemokraten in Deutschland geben, wenn es dort mehr Bäder gäbe.

Unsre Arbeiter sind zu plumpen, schwerfälligen Wesen geworden, die nicht mehr gehen, sondern watscheln und stolpern, die nicht mehr sprechen, sondern gröhlen und grunzen, die nicht mehr singen, sondern brüllen, und das auch dann nur, wenn sie sich mit Alkohol die gehörige Ballonfüllung verschafft haben. Und seltsam, was diese vierschrötigen Menschen brüllen, sind nicht etwa unsre kernigen Volkslieder, sondern die geilen Kankanmelodien der Modeoperetten, wie: „Ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt" u. dergl. Man könnte darüber lachen, wenn die Wahrnehmung für den Kulturhistoriker nicht so überaus traurig wäre. Selbst ins Militär schleichen sich diese Operettenlieder; hier aber sollte man sie mit aller Macht ausmerzen und von oben herab mehr Wert auf die Pflege des echten Soldatenliedes legen; Leute, die diese nicht mehr singen wollen, sind im Felde nicht zu gebrauchen. So viel man auch reden mag, unser Volk ist trotz aller Volksschulen und Gesangvereine arm geworden an seinen Liedern; man gebe ihm seine alten Weisen wieder, denn ein singendes Volk ist ein glückliches Volk.

Wir Norddeutschen könnten in allen diesen Dingen viel, sehr viel von den Süddeutschen und Österreichern lernen; es würde uns wirklich nichts schaden, bei ihnen auch einmal in die Schule zu gehen und unser Volk nach den guten altdeutschen Sitten und Gebräuchen, die sich im Süden erhalten haben, umzubilden. Uns fehlen die Volkstrachten, die Volksspiele, das Volkslied, uns fehlt vor allem das Volkstheater. Seitdem das Kasperletheater verschwunden ist, hat der gemeine Mann nichts mehr, was seine Schaulust wecken und befriedigen könnte. Was sind ihm alle Zirkusreiter, alle Kunststücke und allegorischen Spiele, wenn der „August" nicht da ist, denn die Volksseele ist eine Kindesseele; was sind ihm alle Lutherfestspiele, wenn es sich in dem auftretenden Volke nicht wiedererkennt; was ist ihm die freie Bühne, wenn es sich darin auf dem Misthaufen oder im Schweinestall sieht? Uns Norddeutschen fehlt ein Raimund und ein Anzengruber, uns fehlt ein wahres Volkstheater! Laßt das Volk nicht lesen, immer lesen und grübeln, laßt es die Dinge sehen und hören. Die gedruckte unsinnige Rede eines Sozialdemokraten beschäftigt den Geist der Fabrikarbeiter monatelang; ein guter Prozeß, der sich einige Tage vor dem Tribunal abspielt, ist für unsre Landleute ein Unterhaltungsstoff für viele Jahre. Man konzentrire diese Regungen und schaffe im Volkstheater eine Stätte, wo das Volk ein Spiegelbild seiner Kämpfe und Bestrebungen wiederfindet, wo es seine Schaulust befriedigt, gesunde Gedanken einsaugt, wo es von seinen Grübeleien abgelenkt und durch eine volkstümliche Kunst über die gefährliche Langeweile und Geistesöde hinweggetragen wird.

In Wien hat man sich bereits zu dieser Anschauung emporgeschwungen; man beschäftigt sich eifrig mit dem Plane, ein Raimund-Theater zu gründen,

Digitized by Google

eine Nationalbühne zur Pflege des wahren Volksstückes, der Bauernkomödie, der Posse, des Zaubermärchens und Singspiels mit Ausschluß alles Operettenartigen. Diese Bühne soll, wie es im Aufruf heißt, für die dramatische Volksdichtung die gleiche Bedeutung erlangen, die das Burgtheater traditionell für die klassische Dichtung besitzt. Sie soll, im innersten Wesen echt volkstümlich geartet, jeder spekulativen Absicht fern stehen, von dem Wiener Volkstheaterverein in eigner Regie geführt werden und bei allerbilligsten Preisen auch den unbemitteltsten Schichten zugänglich sein. Das Reinerträgnis des Theaters soll alljährlich großen humanitären Unternehmungen zugeführt werden, sodaß dieses zugleich eine immerwährende Fundgrube zur nachhaltigen Förderung derartiger Zwecke bilden würde. Solche Einrichtungen wären für uns Deutsche noch notwendiger; denn nicht mehr durch Massenverbreitung von klassischen Romanen und Novellen, von Erbauungsschriften und Volksbüchern läßt sich die soziale Bewegung beeinflussen und regeln. Wer heutzutage das Volk in geistiger und sittlicher Beziehung leiten und heben will, der hat außer den angeführten Maßregeln kein besseres Mittel als die volkstümliche Bühne; nur das Angeschaute wirkt und haftet. Mögen hier die unruhigen Geister aufeinanderplatzen, die geheimen Umtriebe gemeiner Hetzer vor das Forum der Öffentlichkeit gezogen werden, die unklaren Begriffe sich klären, und das Volk sich wiederfinden in seiner eignen Welt, in seinen Sorgen und Freuden.

Das Heidentum in der römischen Kirche

Der erste Teil des unter diesem Titel erschienenen interessanten Werkes*) ist in Nr. 49 des vorigen Jahrganges der Grenzboten besprochen worden. Einige Kapitelüberschriften mögen den Inhalt des vorliegenden Bandes andeuten. Pompeji, keine Totenstadt (d. h., die heutigen Bewohner der Ortschaften um Pompeji leben ganz in den Vorstellungen, Gewohnheiten und Gebräuchen der verschütteten Pompejaner); Schlangenverehrung; die große Mutter; die neue Juno (die heilige Anna); ein Vergessener (der Apostel Paulus, der den heutigen Bewohnern Puteolis unbekannt ist, obwohl er im Jahre 62 dort landete und von den Brüdern begrüßt wurde); Hausgötter; Ablaß; vom Nachfolger des Neptun (St. Nikolaus). Das Unternehmen, dem heidnischen Ursprunge der

*) Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Zweiter Teil. Gotha, Fr. A. Perthes.

Digitized by Google

katholischen Gebräuche nachzuspüren, ist nicht neu, aber wohl noch niemals mit solcher Gründlichkeit durchgeführt worden, wie von dem in den alten Klassikern sehr belesenen Verfasser, der mit seiner Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Kultur- und Religionsgeschichte wie zur Ethnographie liefert. Aber gerade deswegen, weil wir den Wert des Werkes anerkennen, möchten wir einige Ausstellungen daran machen.

Zunächst scheint uns Trede mit einigen seiner Ableitungen nicht das Richtige zu treffen. Er meint, die römische Kirche stütze ihren Schutzengelglauben, der dem heidnischen Genienkultus entspreche, ausschließlich auf das apokryphe Buch Tobias; er wundert sich förmlich darüber, daß die poetische Figur des Engels Rafael nicht allein für ein wirkliches Wesen gehalten werde, sondern auch noch unzählige Gefährten erhalten habe, indem die römische Lehre jedem einzelnen Menschen seinen besondern Schutzgeist zuweise; und er zitirt zum Beweise für die letztere Thatsache ein Gebet, das Silvio Pellico in seinem Gefängnis auf dem Spielberge verfaßt hat. Aber das konnte ja Trede in jedem römisch-katholischen Katechismus finden; und dort hätte er zugleich gesehen, daß die römische Theologie sich in diesem Punkte keineswegs bloß auf das Buch Tobias, sondern auch auf Matthäus 18, 10 und 26, 53 stützt, abgesehen von den vielen andern neutestamentlichen Stellen (eine führt Trede selbst an), wo die Engel als wirkliche Wesen und hilfreiche Menschenfreunde erscheinen. Die moderne Bibelkritik behandelt nun allerdings alle Engel- und Wundergeschichten des Neuen Testaments als Mythen, und läßt vom ganzen Neuen Testament nur die vier ersten der paulinischen Briefe als echt gelten. Aber auf diesem Wege ist bekanntlich David Strauß dahin gelangt, daß er die Frage: „Sind wir noch Christen?“ für sich und seine protestantischen Freunde nicht weniger entschieden verneinte, wie sie Trede für die katholischen Bewohner Campaniens verneint. Deshalb ist die Scheu christlich gesinnter Männer vor diesem kritischen Wege gerechtfertigt, und eine Polemik, die aufs neue in diesen Weg hineintreibt, sehr unvorsichtig. Die evangelische Kirche wird es nach wie vor umgekehrt halten wie die katholische; sie wird immer auf die lehrhaften Bestandteile des Neuen Testaments größeres Gewicht legen als auf die Wunder- und Engelgeschichten, aber wenn diese Geschichten zu polemischen Zwecken geradezu als ein Stück Heidentum bezeichnet werden, so geschieht ihr damit kein Gefallen.

Unter der Überschrift „Olympischer Wohlgeruch“ berichtet Trede über den Kultus des Franziskanerprovinzials Giuseppe di Copertino, dem nach der Legende die Gabe des Fliegens zu Teil geworden war, und dessen Leib einen wunderbaren Wohlgeruch ausströmte. Daß dieser Wohlgeruch in den hellenischen Gedankenkreis paßt, ist richtig; aber die Vorliebe für Wohlgerüche ist doch nicht auf die Hellenen beschränkt, vielmehr teilen sie so ziemlich alle Menschen, mit Ausnahme der deutschen Tabakraucher, und wenn einmal von

Digitized by Google

dem eigentümlichen Geruch eines Menschen die Rede sein soll — Jäger hat das ja in die Mode gebracht —, so stellt man sich ihn bei solchen, die man liebt und verehrt, lieber angenehm vor als das Gegenteil. Aber in der Hauptsache ist dieser wohlriechende Josef von Copertin so unhellenisch wie möglich. Sein spezifisches Aroma ist ihm nämlich, wie Trede auch selbst anführt, seiner Reinheit, seiner Jungfräulichkeit wegen verliehen worden. Kann es einen unhellenischeren Gedanken geben? Ein jungfräulicher Mann! Diese Vorstellung wäre den Hellenen einfach unfaßbar und dabei höchst lächerlich vorgekommen. Die Griechen kannten zwar jene orientalischen Kulte (und verabscheuten sie), von deren Priestern Enthaltsamkeit gefordert wurde; aber sie wußten auch, daß diese Enthaltsamkeit nur durch eine körperliche Operation bewirkt werden konnte. Nicht als Götterliebling durch Wohlgeruch ausgezeichnet, sondern mit übelriechenden Pestbeulen geschlagen würde der Verächter der Venus in einer Volkssage erscheinen, die aus hellenischer Anschauung entsprungen wäre. Vollkommen richtig hat Goethe in seiner Braut von Korinth das hellenische Urteil über das Menschheitsideal der katholischen Kirche ausgedrückt, und in neuerer Zeit spricht sich der italienische Arzt Mantegazza, der die antike Ansicht mit der modern naturwissenschaftlichen verbindet, ganz ähnlich aus. Er nennt den ägyptischen Josef einen dummen Heiligen, und meint, ein Jüngling, der vor den Liebeswerbungen einer Frau entfliehe, sei verächtlicher als ein Eunuch. Wenn es demnach auch den Italienern gar nicht einfällt, nach dem Wohlgeruch des seligen Josef von Copertin zu streben, ihren Geistlichen am allerwenigsten, so liegt trotzdem in der Legende dieses Heiligen und in seiner Verehrung ein ganz entschiedener Bruch mit der hellenischen Lebensansicht. Nicht minder unbegründet ist es, wenn Trede die „Märlein" vom fliegenden Josef nach dem Muster einer apokryphen Legende des Buches Daniel fabrizirt sein läßt. Hier entführt ein Engel den Propheten Habakuk durch die Luft; dieser wird also — sofern man den Engel als Motor gelten lassen will —, auf ganz mechanische Weise fortgebracht. Nach der fraglichen italienischen Legende dagegen wurde Josef von Copertin durch die innere Kraft seiner Liebe emporgerissen, und die Schwere seines Körpers wurde durch die Lösung seiner Seele von allen Banden irdischer Begierden aufgehoben. Berichtete die Legende wahres, so würde das innere, psychologische Wunder weit größer sein, als das körperliche, in dem jenes seinen sinnlichen Ausdruck fand. Dazu kommt, daß dieses körperliche Wunder in andern Fällen als dem des Copertin von unsern heutigen Spiritisten und naturwissenschaftlichen Mystikern für beglaubigt angenommen und „wissenschaftlich" erklärt wird; „mediumistische Invitation" (Verminderung des Körpergewichts oder Aufhebung der Schwerkraft) lautet, wenn wir nicht irren, der Kunstausdruck dafür. Es sind Protestanten, und zwar teilweise solche, die sich durch starke Abneigung gegen den Katholizismus auszeichnen, Naturforscher und Philosophen von bedeutendem

Digitized by Google

Ruf, die sich zum Glauben an den „Mediumismus“ bekennen. Daraus folgt allerdings nicht, daß solche Wundergeschichten wahr sind, wohl aber, daß ihre Auffassung in der protestantischen Gelehrtenwelt einen gründlichen Umschwung erfahren hat, dem Trede um des wissenschaftlichen Wertes seiner Arbeit willen hätte Beachtung schenken sollen.

Wir heben noch einen dritten Fall irriger Ableitung hervor. Trede bespricht die künstlerische Darstellung der Engel, und bemerkt ganz richtig, daß die gesetzten, wohlanständig bekleideten und in reiferem Alter stehenden Engel der ältern christlichen Zeit seit der Blüte der Renaissance von einem losen Volke nackter Bürschlein verdrängt worden seien. Er findet diese besonders in süditalischen Kirchen häufige Erscheinung rätselhaft, und weiß keine andre Erklärung dafür, als daß die Renaissance den Hofstaat der Aphrodite, die Amorinen und Amoretten, wiederbelebt habe. Da sind wohl auch die Putten in den Vignetten und Randverzierungen der Grenzboten rätselhaft, und nur durch die Wiederbelebung des Aphroditekultus in Klein-Paris zu erklären; denn was hätte diese Zeitschrift für ernste Männer mit kleinen Knaben zu schaffen? Wir haben es auch hier nur mit einem allgemein menschlichen Bedürfnis, nicht mit der römisch-griechischen Mythologie zu thun. Kleine nackte Kinder sind anmutige und drollige Wesen, die jeder unverkünstelte Mensch mit Vergnügen anschaut, und darum werden Putten als gefälliger Schmuck verwendet, wo immer die Umstände es gestatten. Nur dort fehlt diese Art von Verzierung, wo das religiöse Vorurteil oder die Volkssitte das Anschauen des nackten Menschenleibes verbietet, oder wo die technische Fähigkeit fehlt. Beides war bei den Orientalen und bei den Christen des frühern Mittelalters der Fall. Nachdem aber die Renaissance diese beiden Hindernisse beseitigt hatte, trat natürlicherweise dieses von den griechischen und römischen Künstlern mit Vorliebe verwendete Ornament wieder in seine Rechte ein. Der religiöse Glaube kommt dabei gar nicht ins Spiel; jene Maler, die die Wände der Häuser von Pompeji mit reizenden Flügelknaben geschmückt haben, glaubten so wenig an die leibhaftige Aphrodite, wie ihr Zeitgenosse, der Dichterphilosoph Lukrez, der der Liebesgöttin sein Lehrgedicht widmete, und wie die Verleger der heutigen Zeitschriften, auf deren Titelblättern es von Amoretten wimmelt. Wir haben es hier also gar nicht mit einer mythologischen, sondern nur mit einer Schicklichkeitsfrage zu thun. Christen strengerer Richtung sind der Ansicht, daß purzelböckeschießende nackte Knaben weder in natura noch als Wandschmuck ins Gotteshaus gehören. Und selbst die römische Kirche gebot Halt, als die Sache zu arg wurde und die Künstler nicht mehr bloß nackte Knaben, sondern auch nackte Männer über den Altar malten. Paul IV. und seine Nachfolger ließen den Figuren in Michel Angelos jüngstem Gericht Schwimmhosen anmalen, freilich erst, nachdem die Kurie durch Luther gezwungen worden war, wieder etwas mehr auf Frömmigkeit und Anstand Bedacht zu nehmen. Wenn die

Digitized by Google

Renaiſſance als Heidentum bezeichnet wird, ſo darf man unter dieſem Worte nicht den Götterglauben, ſondern nur den Naturalismus verſtehen, ſo etwa das Heidentum Goethes.

Ein zweites, was wir an Tredes Buch auszuſetzen haben, iſt ſein polemiſcher Charakter. Eben der polemiſche Eifer iſt es, der den Verfaſſer zum Schaden des wiſſenſchaftlichen Wertes ſeines Buches verleitet, in manchen Dingen Heidentum zu ſehen, die nur allgemein menſchlich oder gar neuteſtamentlich ſind; außerdem aber vereitelt er auch den Zweck der Arbeit. Trede wollte ohne Zweifel der evangeliſchen Kirche einen Dienſt erweiſen und der katholiſchen einen Streich verſetzen. Aber um dieſen Zweck zu erreichen, hätte er ſich auf die wiſſenſchaftliche Erörterung, deren Wirkung er ja durch ſchöne Darſtellung zu verſtärken verſteht, beſchränken müſſen. So wie das Buch jetzt iſt, iſt es ein Schlag ins Waſſer. Indem Trede bei jeder Gelegenheit den Papſt und die Katholiken des Fetiſchismus beſchuldigt und den ganzen katholiſchen Kultus verächtlich macht, bringt er das Buch um jede Wirkung. Auf wen wollte er Eindruck machen? Auf die italieniſchen Analphabeten doch gewiß nicht. Auf den Papſt und die Kardinäle auch nicht. Wenn dieſe, die eigentlich Schuldigen, überhaupt von ſeinem Buche Notiz nehmen, ſo geſchieht es nur, um das Werk neben unzählige ähnliche auf den Index zu ſetzen; damit iſt die Sache für die Herren abgethan. Trede konnte alſo nur die gebildeten Katholiken Deutſchlands im Auge haben. Für dieſe aber iſt ſein Buch in der gegenwärtigen Geſtalt ungenießbar. Sie ſind keineswegs blind gegen die Mängel ihres eignen Kirchenweſens, und ſie beklagen namentlich die Verderbnis des italieniſchen Klerus. Aber ſie befinden ſich in der Lage von Staatsbürgern, die, vor die Wahl geſtellt, ob ſie ihren Staat zertrümmern oder deſſen offenbare Mängel ertragen wollen, das zweite vorziehen. Die Beſeitigung dieſer Mängel iſt eben ungeheuer ſchwierig und ohne Erſchütterung der Kirche nicht durchzuführen. Ein rechtſchaffener Pfarrer kann die Frucht ſeiner jahrelangen aufopfernden Wirkſamkeit vernichten, wenn er ſich beikommen läßt, eine bekleidete Puppe aus der Kirche zu ſchaffen, die unter dem Namen einer „Mutter Gottes“ von ſeiner Gemeinde verehrt wird. Die Leutchen mögen an ihrem Pfarrer noch ſo ſehr hängen, an der Puppe hängen ſie mehr, und das nicht bloß in Italien, ſondern auch in Deutſchland. Die Jubiläen, Abläſſe, Enzykliken und Dogmen des Papſtes Pius IX. brachten viele gebildete Katholiken Deutſchlands in große Verlegenheit und ſtürzten ſie in ſchwere Gewiſſenskämpfe. Da kam ihnen — der Kulturkampf zu Hilfe. Jetzt, ſagten ſie ſich, jetzt dürfen wir nicht bloß, jetzt müſſen wir alle dieſe Dinge vergeſſen; wenn es uns an Kopf und Kragen geht, wenn die Exiſtenz der Kirche in Preußen auf dem Spiele ſteht, da müſſen wir allen innern Zwiſt und alle Bedenken zurückdrängen und Front machen gegen den äußern Feind. Jeder litterariſche Angriff, der nicht gegen einzelne katholiſche Lehren, Gebräuche und Einrich-

Digitized by Google

tungen, sondern gegen den Bestand der römischen Kirche gerichtet ist, übt dieselbe Wirkung im Kleinen. Dagegen finden wissenschaftliche Arbeiten, die das Natürliche und Menschliche im römischen Kirchenwesen beleuchten, ohne durch beleidigende Polemik abzustoßen, Eingang in katholische Kreise, und erleichtern die Verständigung. Und diese ist nicht allein das Höchste, was wir unter den obwaltenden Umständen hoffen können, sondern zugleich auch das Mindeste, was wir im nationalen Interesse erstreben müssen.

Von demselben wissenschaftlichen Werte wie die Nachweisung des heidnischen Ursprungs katholischer Glaubensmeinungen und Gebräuche, und dabei von noch höherm praktischen Werte, sind einige Fragen, die Trede ungemein nahe lagen, die aber sein polemischer Eifer als unbequem beiseite schiebt. Er berichtet S. 233, daß in Griechenland, also in einem Lande, das nicht in den Machtbereich des Papstes fällt, der Glaube an den bösen Blick ebenso allgemein sei, wie im südlichen Italien, und im Schlußabschnitte des Kapitels „Hausgötter" sagt er: „Die Kirche, welche vor 1500 Jahren weder den Glauben an solche häusliche Schutzgötter, noch das Bedürfnis, solche zu besitzen, vertilgte [zu vertilgen vermochte, ist dem Zusammenhange nach der Sinn], hat eine Zeit lang allerdings gegen jenen Kultus gekämpft, dann aber ihn geduldet, indem sie den Bilderdienst förderte." Da die Sache in hundert ähnlichen Fällen ganz ebenso verläuft, so drängen sich offenbar die Fragen auf: Wie weit ist eine Volksreligion — nicht eine bloß konventionell anerkannte oder als Staatseinrichtung aufrecht erhaltene Konfession, sondern eine lebendige im Volksgemüt wurzelnde Religion — möglich ohne Aberglauben? Ist die christliche Kirche imstande, wird sie es jemals sein, das Heidentum zu überwinden? Ist nicht am Ende das Heidentum eine berechtigte, unaustilgbare Erscheinung, die neben und in der Kirche fortleben wird bis zum Ende der Zeiten?

Die akademische Kunstausstellung in Berlin

Von Adolf Rosenberg

Nachdem die Münchner Künstlerschaft durch Rührigkeit und Ausdauer ihren Plan, an Stelle der in Zwischenräumen von fünf Jahren wiederkehrenden internationalen Kunstausstellungen Jahresausstellungen zu setzen, bereits zum zweitenmale mit steigendem Erfolge durchgeführt hat, wird die alljährliche Ausstellung der königlichen Akademie der Künste in Berlin, wenn nicht unberechenbare Ereignisse eine plötzliche Umwandlung herbeiführen, für die nächste Zeit

Digitized by Google

darauf verzichten müssen, ein Spiegelbild des jeweiligen Standes der Kunst oder auch nur der Kunstbestrebungen des ganzen Deutschlands zu bieten. Schwerer noch als im vorigen Jahre lastet auf der diesjährigen Berliner Ausstellung der Wettbewerb der Münchner, und wenn es in dieser auch nicht von Meisterwerken wimmelt, so ist doch die Gesamtphysiognomie jener — und das ist entscheidend — derart, daß sie zu trübseligen Betrachtungen reichlichen Anlaß bietet, selbst wenn man alle mildernden Umstände gelten läßt. Zunächst einen, der, wie es scheint, aus den allgemeinen Zeitverhältnissen erwachsen ist. Man spricht und schreibt seit Jahren — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir in diesem Zusammenhange nicht untersuchen — so viel und so nachdrücklich von dem Rückgange unsers nationalen Lebens seit dem Aufschwunge von 1870, daß die bildenden Künste kein persönlicher Vorwurf treffen kann, wenn sie an diesem Rückgange als einer unter vielen Faktoren und Trägern der Kultur teilgenommen haben. Und auf ihre sämtlichen Zweige trifft nicht einmal das boshafte Wort zu, das — sicherlich zur Freude seines jesuitischen Urhebers — schon seit Jahren auf unserm öffentlichen Leben wie ein Alp zu lasten scheint: „Es gelingt nichts mehr!“ Der Architektur und der mit ihr verbundnen Ingenieurkunst ist es vielmehr gelungen, einerseits alle Stilarten und künstlerischen Ausdrucksformen vergangner Zeiten bis zur Täuschung nachzuahmen, wobei sie von den freigebigsten Händen der Finanz-, Industrie- und Handelswelt unterstützt wird, anderseits mit den kühnsten Erfindungen der konstruirenden Rechenkunst alle von der schaffenden Natur und den zerstörenden Elementen bereiteten Hindernisse zu überwinden und zu umgehen, wobei wiederum dieselben Vertreter des spekulirenden Kapitals ihre Millionen zur Verfügung gestellt haben. Das mit der Baukunst zusammenwirkende, wie das von ihr unabhängige Kunstgewerbe hat in so überraschend kurzer Zeit die Herrschaft über den technischen Teil seines Schaffens gewonnen, daß ihm kein Verfahren eines orientalischen oder ostasiatischen Handwerkers mehr fremd oder unnachahmbar ist, und es wäre ein Unrecht, wenn man behaupten wollte, daß die Läuterung des Geschmacks mit dieser technischen Ausbildung nicht gleichen Schritt gehalten habe. Nach langem Winterschlafe sind die monumentale und die dekorative Kunst, dank der nach wohlerwogenen Grundsätzen geregelten Pflege des Staates, zu neuem und reichem Leben erwacht. Wenn man auch bei der Verteilung der Aufgaben bisweilen einen Mißgriff in der Wahl der mit der Ausführung betrauten Kräfte begangen hat, wenn die Leistungen auch hie und da hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, so ist doch das Gesamtbild, das uns die Thätigkeit auf diesen Gebieten während der letzten zehn Jahre gewährt hat, überwiegend erfreulich und vertrauenerweckend, wobei man freilich nicht außer Acht lassen darf, daß die moderne Wahrheits-, Wirklichkeits- und Naturliebe dem monumentalen Stil andre Gesetze aufgezwungen hat, als sie Cornelius, Schnorr, Deger, Rethel

Digitized by Google

und ihren Geistesverwandten heilig und unverletzlich waren. Die Technik der Pastell- und Aquarellmalerei ist zu einem Umfang und zu einer Kraft des Ausdrucks entwickelt worden, die der Kunstübung früherer Jahrhunderte unbekannt waren, und in einigen Zweigen der graphischen Künste, besonders in der Radirung und der Heliogravüre, die unserm auf Massenerzeugung und Massenverbrauch angelegten Zeitalter besonders sympathisch sind, haben wir es so herrlich weit gebracht, daß bei diesem Wettlauf fortschreitender Reproduktionsverfahren dem schwerfällig nebenher trottenden Kupferstich der Atem ausgegangen ist. Die Bildhauerkunst endlich hat sich einerseits redliche Mühe gegeben, den monumentalen Stil mit Ernst und Würde zu pflegen, anderseits hat sie Beweglichkeit genug gezeigt, um in der realistischen Wiedergabe des Lebens, in der unbefangenen Natürlichkeit und naiven Anmut mit den Meistern der Kleinplastik, den Italienern, zu wetteifern.

Der Vorwurf des Rückganges würde also streng genommen nur auf der Staffeleimalerei haften bleiben, und die Physiognomie unsrer Ausstellung zeigt in der That, daß dieser Vorwurf begründet ist, wobei wir freilich die schon oben gemachte Einschränkung nicht vergessen dürfen, daß wir nicht die Physiognomie der Malerei Deutschlands, sondern nur die der Malerei Preußens, insbesondre Berlins, vor uns haben. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß die allgemeine geistige Verflachung und Verödung, die den am meisten hervortretenden Charakterzug dieser Physiognomie bilden, gerade in einer Zeit überhand genommen haben, wo die deutsche Malerei nach langem Ringen endlich über alle äußern Mittelu der Darstellung eine Herrschaft errungen hat, die sie vordem nie besessen hatte. Unsre Blumen- und Stilllebenmaler haben sowohl an Glanz und Pracht des Kolorits wie in der die Wirklichkeit zurückspiegeluden Wiedergabe jeglichen Kleinkrams die alten Niederländer erreicht, an Umfang und Reichtum ihrer Kompositionen sogar übertroffen. Von einem historischen Stillleben z. B. im Stile des viel berufenen Mors imperator, dessen Urheberin, Hermine von Preuschen, durch seinen zweifelhaften Erfolg nicht abgeschreckt worden ist, unsre Ausstellung mit einem ähnlichen Gebilde, einer auf der Lagune einhergleitenden, reich mit Blumen bestreuten Gondel mit der Leiche der Irene von Spilimberg, einer Schülerin Tizians, zu beschicken, haben sich die alten Niederländer nichts träumen lassen. Unsre Landschafts- und Marinemaler umspannen den ganzen Erdkreis. Sie dringen mit den Forschungsreisenden in das Innere Afrikas und begleiten die Nordpolsucher auf ihrer entbehrungsvollen Fahrt. Sie nehmen an wissenschaftlichen Seereisen teil, die ihnen gestatten, monatelang das Meer unter allen Breitegraden, zu allen Jahres-, Tages- und Nachtzeiten, bei allen Luft- und Lichterscheinungen zu beobachten und alle schnell vorübergehenden Erscheinungen in Öl- und Wasserfarbenstudien festzuhalten. In den Marinen Richard Eschkes, der im vorigen Jahre mit der Plankton-Expedition eine große Ozeanfahrt gemacht hat, wie in denen des in Berlin thätigen

Digitized by Google

Schweden Schnars-Alquist offenbart sich ein Grad malerischer Darstellungsfähigkeit, den Eduard Hildebrandt, der maßlos gefeierte „Maler des Kosmos," niemals erreicht hat. Was diesem trotz heißen Bemühens nicht gelingen wollte, die Bläue des Meerwassers unter den Tropen in der Mannichfaltigkeit ihrer Töne, in ihrer durchsichtigen Klarheit und Leuchtkraft mit überzeugender Wahrheit wiederzugeben, scheint den genannten jungen Malern keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten. Unsre Genremaler sind in der Kunst, uns die Menschen vergangener Zeiten in ihrer Tracht, ihrer Bewaffnung, ihrem Gebahren und ihrer Umgebung leibhaftig und mit vollkommener geschichtlicher Treue vorzuführen, so weit gediehen, daß sie sich vor der wetteifernden Wirklichkeit der Kostümfeste und historischen Festzüge, in denen solche Maskeraden von lebendigen Menschen unsrer Tage nachgespielt werden, nicht zu scheuen brauchen. Alle Vorbereitungsstufen sind also überwunden, alle Hilfsmittel in wünschenswerter Fülle vorhanden, und doch sucht man unter den Werken der Staffeleimalerei vergebens nach einem Anlauf zu großer Kunst, zu hohem Schwunge oder auch nur zu großer Anschauung. Wo einer ins Große geht, gerät er entweder in Roheit der Darstellung, vielleicht weil er glaubt, dadurch am schnellsten und leichtesten zu einer starken Wirkung zu gelangen, oder es geht bei gleichmäßig sorgfältiger Durchführung aller Teile der Geist, der diese Teile zu durchdringen hat, verloren, und es gähnt uns eine frostige Leere entgegen. Zwei Beispiele für das eine und das andre mögen genügen. Theodor Rocholl, ein aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangener Maler, der bisher in großen Darstellungen aus dem deutsch-französischen Kriege, insbesondre aus den Kämpfen vor Metz, ein schönes Talent für dramatische, lebensvolle Schilderung, verbunden mit einer reichen koloristischen Begabung, gezeigt hatte, hat eine Episode aus König Wilhelms Ritt am Tage nach der Schlacht bei Sedan gemalt, wie der von Bismarck begleitete königliche Sieger vor einer Gruppe preußischer und bairischer Soldaten verschiedner Waffengattungen, die ihn von allen Seiten jubelnd umdrängen, Halt macht und einem Verwundeten die Hand drückt. In dem Ausdruck der wilden, leidenschaftlichen Erregtheit, die noch in den Gesichtern und Geberden der von Kampfeswut und der Hitze des Septembernachmittags glühenden Soldaten zuckt, hat der Künstler einen fast unheimlichen Grad von Wahrheit erreicht, der aber im Grunde mehr abstößt als anzieht. Wir sind nicht so zimperlich, die Augen gegen die Wahrnehmung zu verschließen, daß nach einer solchen Blutarbeit die Bestie im Menschen wachgerüttelt wird und daß der Mensch das natürliche Bedürfnis hat, sie durch irgend eine Kraftäußerung, hier durch betäubenden Jubel mit Hurrahrufen, wieder zur Ruhe zu bringen. Aber so lange die Kunst noch nicht so völlig in die Natur aufgegangen ist, daß sie keine andre Aufgabe mehr zu erfüllen hat als die, die Natur nachzuahmen, daß sie also auf jegliche Selbständigkeit verzichtet hat, so lange wird der ästhetisch fühlende Mensch behaupten dürfen, daß Schilderungen

Digitized by Google

menschlicher Roheit, Schilderungen von Ausnahmezuständen des menschlichen Geistes, auch wenn sie noch so wahrheitsgetreu sind, außerhalb des Bereiches oder doch des Berufes der bildenden Kunst liegen. Denn Roheit und Kunst sind zwei Begriffe, die, so lange eine sinnvoll schaffende Sprache der Ausdruck des Denkens ist, einander ausschließen. Mathematisch läßt sich die Richtigkeit dieser Sätze allerdings nicht beweisen, und das wird vielleicht als ein Mangel empfunden werden in einer kleinmütigen Zeit, wo sich große, in ihrem Urteil schwankende Massen von einem Häuflein naturalistischer Schreier ins Bockshorn jagen lassen. Aber am Ende gelangt man bei jedem Streit um wissenschaftliche oder künstlerische Fragen an einen Ort, wo man, wenn man weiter nichts sagen und beweisen kann, eine Mauer aufzieht, um sich hinter ihr zu verschanzen und in philosophischer Ruhe die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Diese abwartende Stellung hat schon häufig ihr Gutes gehabt, so auch, wie wir später sehen werden, dem Naturalismus gegenüber, der schneller abgewirtschaftet hat, als selbst seine eifrigsten Gegner gehofft und gewünscht haben.

Bilder wie das Rocholsche verlangen einen heroischen Ton, der sich nicht bloß in der geistigen Charakteristik der Figuren, die doch von einer das Gefühl der Menschen bis zu poetischer Kraft steigernden Stimmung, der patriotischen Begeisterung, erfüllt sind, sondern auch in ihrer malerischen Darstellung äußern soll, die nicht das Interesse des Beschauers durch triviale Kleinigkeiten und Nebensachen wie bestäubte Röcke und beschmutzte Stiefel zersplittern darf. Wenn die Maler an solchen Dingen hängen bleiben, darf man sich nicht wundern, daß es ihnen nicht mehr gelingen will, sich zur Größe des historischen Stils zu erheben. Solche Roheiten sind auf unsrer Ausstellung leider keine vereinzelte Erscheinung. Dahin gehört auch die zunehmende Freude der Maler an der Darstellung von Tierkämpfen und andern blutigen Szenen aus dem Leben der wilden Tiere. Es ist anzunehmen, daß diese Neigung der jüngern Vertreter der Tiermalerei in Berlin aus der gerechtfertigten Absicht erwachsen ist, im Gegensatz zu Paul Meyerheim, dessen Löwen und Tiger aus den zoologischen Gärten in Bezug auf Virtuosität des Kolorits und Mannichfaltigkeit der Charakteristik kaum noch zu übertrumpfen sind, die Raubtiere in ungezähmter Wildheit, in ihrer Heimat, in Bergwüsten, Steppen und Dschungeln vorzuführen. Der Wahrheit sind diese Künstler, unter denen Richard Friese und W. Kuhnert die begabtesten und entschlossensten sind, um einen starken Schritt näher gekommen. Aber um welchen Preis! Kuhnert läßt einen Löwen mit einer blutenden Antilope im Rachen über die Steppe jagen, und Friese schildert die widerliche Mahlzeit eines Löwenpaares, das sich an einem Büffel ersättigt, den es im Dickicht der Lagune überfallen hat. Noch scheint es, als ob die Freude an solchen Motiven nur eine einseitige sei, und als ob das kaufende Publikum sich noch spröde dagegen verhielte. Es wäre also verfrüht, vor Ge-

Digitized by Google

fahren zu warnen, die noch nicht vorhanden sind, oder gar historische Erinnerungen zu erwecken, die uns in jene Zeit führen, wo mit dem Vergnügen des römischen Volkes an blutigen Schauspielen auch der Niedergang des römischen Staatswesens begann. Aber man ist berechtigt, beizeiten auf die Grenzen hinzuweisen, die dem Darstellungsgebiete der Kunst gezogen sind.

Das zweite Beispiel, das wir zitiren wollten, ist Werner Schuchs lebensgroßes Reiterbildnis des Kaisers in der Uniform der Leibgardehusaren, vor dem dieses Regiment im Parademarsch vorüberdefilirt. Hier sah sich der Künstler vor eine Aufgabe gestellt, für die das Maß seiner Fähigkeit nach mehreren Richtungen unzureichend ist. Ursprünglich Architekt, hatte es Schuch in diesem Berufe schon zu Amt und Würden gebracht, als er sich der Malerei zu widmen beschloß. In verhältnismäßig kurzer Zeit eignete er sich einen gewissen Grad von technischer Geschicklichkeit an, der ihn befähigte, kleine Episoden aus dem wilden Reiterleben des dreißigjährigen Krieges in Verbindung mit einer wirkungsvollen, meist ernst und düster gestimmten Heidelandschaft zu lebendiger Darstellung zu bringen. Damit hatte er sich ein eigentümliches Genre und eine persönliche Ausdrucksweise geschaffen. Aber er gab sich damit nicht zufrieden. Ehrgeiz, Täuschung über den Umfang seiner Begabung, vielleicht auch der Überdruß, immer dasselbe Lied zu singen, oder die zu hohe Meinung von Gönnern und Auftraggebern veranlaßten ihn zu gewagten Unternehmungen, die sich über immer größer werdende Leinwandflächen ausdehnten. Die feine poetische Stimmung verflog, und es blieb eine Leere zurück, die der Künstler durch seine koloristischen Mittel nicht auszufüllen vermochte. Mit dem großen Maßstabe stellte sich nicht auch das Gefühl für monumentale Größe ein, und als nun gar bei lebensgroßen Darstellungen der Porträtmaler zu Worte kommen sollte, fehlten alle Vorbedingungen dazu. Das nur im Profil sichtbare Antlitz des Kaisers ist über eine allgemeine äußere Ähnlichkeit nicht hinausgekommen, der malerischen Behandlung gebricht es an Kraft, Wärme, Schmelz und einem individuellen Zuge, in dem man die Handschrift des Künstlers zu erkennen vermöchte, und die Gesamtauffassung ist über die nüchterne Wiedergabe der Wirklichkeit, der Uniform, des übrigens nicht ganz tadellos gezeichneten und modellirten Pferdes, des Terrains und der militärischen Umgebung hinaus nicht zur monumentalen Größe, auch nicht einmal zu einem gewissen heroischen Schwung, zum Ausdruck der Majestät gesteigert worden.

Daß auch weit erfahrenere und koloristisch vielseitiger gebildete Künstler als Schuch häufig das Opfer einer Selbsttäuschung werden, bringt uns in diesem Jahre Paul Meyerheim wiederum in Erinnerung. Auch ihn dünkt der Ruhm, der erste Tiermaler und einer der besten Landschaftsmaler Berlins zu sein, zu gering. Er malt Innenräume, bei denen er sich die schwierigsten Beleuchtungsaufgaben stellt, um mit Menzel zu wetteifern. Er malt Genre-

Digitized by Google

bilder, in denen er die Charakteristik der Figuren zu jener Schärfe und glatten Abrundung treibt, die für die letzten Arbeiten von Knaus bezeichnend geworden sind. Er malt Stillleben und Wanddekorationen großen Stils, in denen eine humoristische oder witzige Erfindung, die etwa für eine Tischkarte oder ein Festprogramm ausreichen würde, auf mehreren Quadratmetern breit getreten wird, wofür unsre Ausstellung in einer Allegorie auf das Glück ein drastisches Beispiel liefert. Meyerheim hat aber auch noch den Ehrgeiz, als Bildnismaler glänzen zu wollen, und zweimal hat er sich auch mit günstigem Erfolg auf diesem Gebiete bewährt, in den für das Museum in Danzig gemalten lebensgroßen Bildnissen seines Vaters, des liebenswürdigen und gemütvollen Genremalers Fr. E. Meyerheim, und des Kupferstechers Chodowiecki. Die Gabe jedoch, anmutige junge Mädchen und Frauen in ihrem innersten Wesen zu erfassen oder doch in ihrer äußern Erscheinung gleich anmutig wiederzugeben, scheint ihm versagt zu sein. Das hat in diesem Jahre Marcella Sembrich erfahren müssen, deren Antlitz, Arme und Hände der Künstler auf seinem Bildnis der Sängerin mit einem so undurchsichtigen, aschgrauen Ton überzogen hat, daß man ihm wenigstens nicht den Vorwurf der Schönfärberei machen kann, ohne ihn jedoch zugleich als Anhänger der unbedingten Naturwahrheit preisen zu können. Der Mangel an jeglichem koloristischen Reize wird dabei nicht einmal durch eine geistvolle, lebendige Charakteristik des Gesichts aufgewogen, das nichts von dem lebhaften, beweglichen Temperament der Sängerin, ihrer anmutigen Laune und ihrer sonnigen Heiterkeit verrät.

Die Ausstellung gewährt uns wenigstens den einen Trost, daß das Heil und die Zukunft der Porträtmalerei in Berlin nicht ausschließlich in solchen Händen ruhen. Zwar ist unter den jüngern Porträtmalern noch kein so siegreiches Talent aufgetaucht, wie das Gustav Richters war. Aber es sind doch Ansätze und auch schon Proben eines tüchtigen, ernsten Strebens zu bemerken, aus denen sich ergiebt, daß man von einem flitterhaften, nur auf Augenblendwerk ausgehenden Virtuosentum mit Bewußtsein wieder zu größerer Strenge und Gewissenhaftigkeit der Zeichnung und Modellirung zurückkehrt, daß man der hohlen, geistlosen Roben- und Stoffmalerei den Rücken wendet, daß man an die Stelle gezierter, absichtlicher und anspruchsvoller Anordnung die ungezwungene und unbefangene Natur, die gewissermaßen zufällige Beobachtung setzt. Es ist ebensowohl eine Reaktion gegen die glatte Modemalerei, die nur den Launen der Auftraggeber schmeichelt und ihr höchstes Ziel in der täuschenden Nachahmung glänzender Atlasroben sieht, als gegen das Lenbachtum, in dessen mystischem Dunkel sich gern solche Leute verbergen, denen die richtige Zeichnung von Händen und Armen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Und gerade in Bezug auf diese ist bei Malern und Malerinnen eine Besserung eingetreten, die bei dem immer noch nicht in Abnahme gekommenen, übermäßigen Lenbachkultus fast aussichtslos war, und die uns wenigstens mit der Hoffnung

Digitized by Google

erfüllt, daß wir wieder Dürer und Holbein die unsrigen werden nennen dürfen, ohne uns ihrer Nachkommen zu schämen.

Es ist dies der einzige Charakterzug der Ausstellung, an den wir einige Hoffnungen für die Zukunft knüpfen können. Wohin wir sonst blicken — überall Stillstand oder Rückgang. Gegen einen Stillstand zu eifern, der mit einer von Stufe zu Stufe erreichten, achtungswerten Höhe gleichbedeutend ist, wäre eine Thorheit, die nur solche Leute begehen können, denen die Kunst nur Achtung einflößt, wenn sie mit dem hastigen Lauf unsers öffentlichen Lebens gleichen Schritt hält. Wer nach Fortschritten allein ausschaut, kommt nicht zum ruhigen Genuß, und dieser stellt sich in der Regel nicht vor werdenden oder gährenden, sondern vor ausgereiften künstlerischen Individualitäten ein. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, bilden die Werke solcher Künstler, die sich treu geblieben sind, die sich seit einem, auch zwei Jahrzehnten mit geringen Schwankungen auf demselben Niveau bewegen, den besten und erfreulichsten Teil unsrer Ausstellung. Es ist auffallend, daß wir unter diesen Künstlern meist Landschafts- und Marinemalern begegnen. Sollen wir auch darin ein Zeichen des Erlöschens der künstlerischen Phantasie erblicken, die es bequemer und leichter findet, sich an ein Naturobjekt anzuklammern, als selbstschöpferisch thätig zu sein? Immerhin dürfen wir froh sein, daß Landschaftsmaler wie Leu, Gude, Metzener, Douzette, H. Eschke, A. Hertel, C. Ludwig, E. Körner — wir nennen nur die auf unsrer Ausstellung vertretenen — noch in voller, alter Kraft schaffen, und nicht minder froh, daß die Mehrzahl der jüngern besonnen genug ist, den Bahnen der Alten zu folgen und nicht auf die Lockpfeife der Naturalisten zu hören.

Ein merklicher Rückgang ist dagegen in der Genremalerei zu spüren. Wenn dieser Rückgang des alten Stils zugleich von der Erstarkung eines neuen begleitet wäre, würde man darin nur das Walten eines unabänderlichen Naturgesetzes erblicken und je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, vielleicht auch preisen. Aber wo bleibt der neue Stil? Wo sind Keime zu erkennen, von denen Blüten und Früchte zu erwarten sind? Gläubig und hoffnungsfreudig haben die einen, geduldig wenigstens und nachsichtig die andern jahrelang den Verheißungen der Naturalisten und Freilichtmaler ihr Ohr geliehen. Man hat ihnen in München und Berlin, namentlich an ersterm Orte, alle Thüren geöffnet. Man hat sie durch Medaillen ermuntert; aber ihre hochtönenden Reden haben sich als eitel Prahlereien erwiesen. Es sind Feldherren ohne Armeen gewesen oder richtiger Bramarbasse, gegen die sich der ästhetisch gebildete Teil des Publikums, den sie gern den „Bildungsjanhagel“ nennen, ebenso mißtrauisch und ablehnend verhalten hat, wie die große Masse des Volkes, die jene Prahlhänse durch ihre Kunst zu gewinnen sich vermaßen, indem sie den Proletarier in seinem Elend, den Arbeiter bei seinem stumpfmachenden „Sklavendienst“ aufsuchten. Welche Enttäuschung

Digitized by Google

haben die naturalistischen Schwärmer erleben müssen! Die Sozialdemokraten unsrer Tage sind aus härterm Holze geschnitzt, als daß sie sich durch Darstellungen materiellen Elends und häuslichen Jammers erweichen oder erheben ließen, die nicht einmal den Durchschnittszuständen der Wirklichkeit entsprechen. Indem man die soziale Frage mit dem Naturalismus in Kunst und Litteratur verquickte, übersah man, daß die moderne Sozialdemokratie sich in ihrer Mehrheit gegen diese Zierpflanzen der Bourgeoisie feindlich verhält. Man hat in Berlin mehrere Versuche gemacht, die Zugkraft eines Theaters, das in einer dicht mit Arbeitern bevölkerten Vorstadt liegt, dadurch zu verstärken, daß man das Repertoire auf die vermeintlichen litterarischen Interessen der sozialistischen Arbeiter zuspitzte. Aber sie blieben auch gegen diese Lockspeise der Bourgeoisie unempfindlich, und wenn es wirklich einmal jemand unternehmen wollte, den litterarischen Neigungen der Sozialdemokraten nachzuspüren, würde er vielleicht zu der Entdeckung kommen, daß die Lieblingslektüre dieser Kreise nicht die ist, in der sich die Misere und die graue Alltäglichkeit ihres Daseins mit photographischer Treue wiederspiegeln, sondern eine solche, die ihrer Phantasie die idealen Zustände eines goldnen Zeitalters oder die Luftschlösser ihrer politischen Träume vorgaukelt.

Die naturalistische Freilichtmalerei war nur eine Blase auf stagnirendem Gewässer, die ebenso schnell wieder zerplatzt ist, wie sie aufgestiegen war. Die technischen Entdeckungen, mit denen sie sich brüstete, sind so alt wie die Malerei selbst — denn die Brüder van Eyck und die Florentiner des fünfzehnten Jahrhunderts sind bereits Hell- und Freilichtmaler gewesen —, und das Stoffgebiet, das sie mit roher Hand in Beschlag nahmen, ist durch ihre brutalen Ausschreitungen gründlich in Mißkredit gebracht worden. Ihre grämlichen Fratzen haben dem Publikum die Freude an den Darstellungen aus dem Volksleben verleidet, sie haben durch ihre Aschermittwochspredigten ängstliche Gemüter so eingeschüchtert, daß der Humor aus unsern Kunstausstellungen fast ganz verschwunden ist, und, was das schlimmste ist, sie haben unter dem Vorwande, auch die „Enterbten," d. h. aus der Phrase ins Sachliche übersetzt, die verirrten Schafe der Sozialdemokratie der religiösen Tröstungen und Erbauungen teilhaftig werden zu lassen, die die bildende Kunst gewähren kann, die religiöse Malerei auf eine schiefe Ebene geführt, von der sie bald so tief hinabgeglitten ist, daß eine Wiederaufrichtung aussichtslos erscheint. Selbst der naturalistische Neuerer, der es mit seiner Kunst am ernstesten und ehrlichsten meint, Fritz v. Uhde, ist mit der erschreckenden Schnelligkeit, die für jede neue Entwicklung unsrer Kunst charakteristisch ist, am Ende seines Wissens und Könnens angelangt. Statt eine Zeit lang bei dem gemäßigten Naturalismus zu verweilen, der sein „Abendmahl" zu einem ernsthaften, achtungswerten Kunstwerke macht, hat er sich immer tiefer in die ziellosen Verirrungen der extremsten Heißsporne der Richtung verstrickt, die jetzt nicht einmal die

Digitized by Google

Wirkung der peinlichen Überraschung üben, weil sie nicht mehr überboten werden können. Nicht die Engherzigkeit von akademischen Behörden und Kunstausstellungsjuroren, nicht die Verständnislosigkeit des Publikums, nicht die Voreingenommenheit der gegnerischen Kritik haben der „neuen Kunst" den Boden des Wachstums und des Gedeihens entzogen, sondern sie selbst hat ihre Gedanken- und Formenarmut in so abschreckender Blöße gezeigt, daß daneben alle andern feindlichen Strömungen von untergeordneter Wirkung waren. Auch die religiöse Richtung dieser Malerei ist einem Irrwahn nachgegangen, indem sie die oben angedeutete Mission übernahm. Mit der christlichen Religion halten es die Führer und Wühler der Sozialdemokratie gerade so wie mit allen andern Grundpfeilern unsers Staatswesens: sie wollen den alten Most nicht, auch wenn er in funkelnagelneue Schläuche gefüllt ist, sie wollen den Heiland nicht, auch wenn er in noch so zerlumptem Aufzuge, in noch so mitleiderregender Gestalt vor sie und mitten unter sie tritt.

Man würde die naturalistische Episode in unsrer neuern Malerei günstiger beurteilen, wenn sie wenigstens eine heilsame Rückwirkung ausübte, wenn sie unsre Kunst von der Notwendigkeit überzeugte, daß innerhalb der staunenswert ausgebildeten Form auch der geistige Inhalt wieder zu seinem Rechte gelangen muß, daß der denkende Künstler noch einmal so viel wert ist, als der, der nur aus dem Handgelenk schafft. Wir, die wir eben erst zur Geduld gemahnt haben, dürfen diesen Umschlag nicht von morgen oder übermorgen erwarten. Aber wir dürfen uns auch durch die Wahrnehmung nicht entmutigen lassen, daß die Berliner Kunstausstellung, die die Grundlage zu unsern Betrachtungen geliefert hat, ein so trübseliges Bild von dem gegenwärtigen Zustande eines Teils der deutschen Malerei darbietet. Daß dieses Bild nur so wenig lichte Punkte aufzuweisen hat, ist nur zum Teil auf die innern Ursachen zurückzuführen, die wir in kurzen Zügen angedeutet haben, zum Teil auch auf die mangelhafte Organisation des Berliner Kunstausstellungswesens, die es nicht vermocht hat, Kunstwerke von größerm Wert aus allen Teilen Deutschlands heranzuziehen. Der Münchner Ausstellung gebührt in diesem Jahre ein größeres Maß von Autorität, und nach ihrem Ergebnis wird man die Eindrücke zu regeln oder zu berichtigen haben, die die Berliner Ausstellung hervorgerufen hat.

Digitized by Google

Alumneumserinnerungen

(Schluß)

Das Mittagessen bestand an allen Wochentagen aus Fleisch und Gemüse, Sonntags aus Braten und gedünstetem Obst oder Salat; nur Freitags gab es, nicht immer, aber meist, Milchreis oder Milchhirse. Das Essen war im ganzen gut, aber — es war herzlich wenig. Die Bambeln klagte fortwährend, daß sie mit der geringen Summe, die sie vom Rat bekam, nicht auskommen könnte — ich glaube, sie erhielt für das Mittagessen von zweiunddreißig Jungen täglich 1 Thaler 20 Neugroschen! —, aber ihre Klagen halfen ihr nichts. Leidlich gut mußte das Essen ja sein, denn der Kollaborator bekam jeden Tag genau dasselbe wie wir, natürlich eine schöne, reichliche Fleischportion, um die ich ihn manchmal beneidet habe, wenn ich es zufällig in der Küche mit ansah, wie sie für ihn zurechtgeschnitten wurde, aber das Gemüse konnte doch auch nicht viel anders zubereitet sein, als das unsrige. Ich muß es der guten Bambeln nachrühmen, daß sie mit den geringen Mitteln das Menschenmögliche geleistet hat, und das, obwohl in den acht Jahren, wo ich auf dem Alumneum war, nicht ein einzigesmal irgendwelche Kontrolle des Essens durch die Behörde stattfand.

Äußerst fein ausgesonnen war die Art der Austeilung des Mittagessens. Gegessen wurde in demselben Raume, wo die Arbeitsstunden abgehalten wurden, im großen Auditorium. Während wir aber beim Arbeiten an vier Tafeln verteilt waren, wurden beim Essen nur drei benutzt. An jeder Tafel saßen zehn, an der ersten Tafel der erste, der vierte, der siebente u. s. f. Die beiden letzten, die übrig blieben, wanderten Woche für Woche von einer Tafel zur andern, sodaß jede Tafel nur aller drei Wochen wirklich zehn, die beiden andern Wochen elf Esser hatte. Die beiden kleinen Wandrer, die so von Tisch zu Tisch geschoben wurden, hießen „Kurser“ (cursores). Nun wurde jeder Tisch wieder eingeteilt in drei „Obere,“ zwei „Gleichmacher“ und fünf oder, je nachdem, sechs „Untere.“ (Daß man für Gleichmacher nicht „Äquator“ sagte in einer Umgebung, in der doch so vieles lateinisch benannt wurde, hatte wohl keinen andern Grund, als daß Äquator schon in der Geographie als terminus technicus Verwendung gefunden hatte). An der Seite des Zimmers stand

Digitized by Google

noch ein kleinerer Tisch, der Gleichmachertisch. Wenn es nun zum Essen geklingelt hatte, brachte die Maari zunächst in zwei großen Zinnschüsseln, von denen die eine noch in einer dritten, leeren stand — drei volle hätte sie nicht tragen können —, das Fleisch aus der Küche und setzte es auf den Gleichmachertisch. Nun kamen die beiden Gleichmacher des Tisches, der die Woche hatte, und machten sich zunächst an das schwierige Geschäft, das Fleisch aus den zwei Schüsseln auf drei zu verteilen. Dann kam der Primus des Tisches, der in dieser Woche die erste Wahl hatte, womöglich begleitet von den beiden andern Obern, und suchte sich die Schüssel für seinen Tisch aus, dann folgte der nächste, und die übrigbleibende Schüssel erhielt der Tisch, der die Gleichmacher gestellt hatte. Nun erst, wenn das Fleisch auf den Eßtischen stand, wurden die einzelnen „Parten" gemacht, an jedem Tische fünf größere, für die Obern und für die beiden Gleichmacher, und fünf (oder sechs) kleinere, für die Untern. Dabei machte der zweite Gleichmacher die obern Parten, hatte also den denkbar stärksten Anlaß, die Parten völlig gleich zu machen, denn er bekam, wenn es nun ans Aussuchen ging, von den fünfen die letzte; der erste Gleichmacher machte die untern Parten, hatte also wenigstens den denkbar schwächsten Anlaß, sie ungleich zu machen, denn er selber hatte ja keinen Teil daran. Während so das Fleisch zerlegt wurde, brachte die Maari im Schweiße ihres Angesichts in einem mächtigen, blanken kupfernen Topfe das Gemüse herein, und setzte es wieder auf den Gleichmachertisch. Einer von den sechs Gleichmachern, der die Woche hatte, ergriff den großen Schöpflöffel, der im Topfe steckte, und nun traten die Tischultimi der Reihe nach heran, ließen erst eine kleine Schüssel für die drei Obern füllen, dann die inzwischen leer gewordene Fleischschüssel für die übrigen sieben, und nun begann an den Tischen wieder das Austeilen in die Teller. Das Ausgeben aus dem großen Topfe war eine überaus schwierige Sache. Das Kunststück bestand darin, so durchzukommen, daß es bei der letzten Schüssel weder knapp herging, noch etwas übrig blieb. Der vorsichtigste Teilungsplan aber wurde nicht selten dadurch vereitelt, daß die eine oder andre Schüssel der Obern wieder an den Topf zurück geschickt wurde, vom Tischprimus mit dem zornigen Zurufe begleitet: „Mehr dickes!" oder auch: „Mehr dünnes!" Dann verbreitete sich zuweilen bei der letzten Schüssel die Schreckenskunde: „Er hat sich vergeben!" und die Schüssel mußte in die Küche wandern, um noch etwas nachzuholen, was dann freilich gewöhnlich „mehr dünnes" war. Dies alles aber ging, dank der Übung, dem Scharfblick und dem gesunden Hunger aller Beteiligten, viel schneller vor sich, als ich es hier beschreiben kann. Die Freitagsschüsseln mit dem Milchbrei wurden gleich angerichtet und schön mit brauner Butter übergossen und mit Zucker und Zimmet bestreut aus der Küche gebracht. Die großen wurden ausgeteilt, die kleinen gleich aus der Schüssel gegessen, nachdem die zuckrige Oberfläche kunstgerecht in drei gleiche Ausschnitte zerlegt war. Dabei suchte jeder die im

Digitized by Google

Zentrum befindliche Butter durch kleine Gruben und Kanäle möglichst nach seinem Drittel zu leiten. Sehr beglückt waren wir gerade nicht von diesen Freitagsschüsseln. Wer von den Obern bei Kasse war, ging Freitags lieber auf den Markt zu „Felßner" und gönnte sich ein Beefsteak.

Zu den Strafen, mit denen ein Unterer von einem Obern belegt werden konnte, gehörte auch das „Kariren" (carere). Man bekam dann nichts zu Mittag und mußte während des Essens an der Thür des Eßsaales stehen und zusehen. Es kam ja nicht gerade allzuhäufig vor, und namentlich einen, der mit an seinem eignen Tische saß, wagte wohl nicht leicht ein Oberer zum Kariren zu verurteilen, es hätte ja so ausgesehen, als ob er sich selbst damit eine größere Part machen wollte; aber es kam doch häufig genug vor, um mir als eine besondre Grausamkeit im Gedächtnis bleiben zu können; namentlich auch der Kollaborator bestrafte gern mit Kariren. Was würde manche Mutter gesagt haben, wenn sie daheim an ihrem Mittagstische gewußt hätte, daß ihr armer Junge jetzt an der Thüre stehen und hungern mußte!

Nach dem Mittagessen gab es für den Rest des Tages nichts weiter als — trocknes Brot. Einen Tag um den andern schleppte die Maari vor dem Mittagessen einen Tragkorb mit zweiunddreißig neubackenen Zweipfundbroten herbei, von denen immer je zwei zusammengebacken waren, sodaß sie über der Tischkante aus einander gebrochen werden mußten. Das war unsre ganze weitere Nahrung! Unterschiede wurden dabei weiter nicht gemacht, der achtzehnjährige wie der neunjährige bekam jeder täglich sein Pfund Brot. Das Brot war sehr gut, aber es war doch eben nur Brot. Wer Butter oder Fleisch dazu haben wollte, mußte sichs kaufen, wenn ihm nicht, was allerdings vielfach geschah, aus dem Elternhause von Zeit zu Zeit ein Butter- oder Wurstkistchen geschickt wurde. An heißen Sommernachmittagen war es beliebt, sich zum Vesper eine „Mährde" zu machen. Es war das eine Wasserkaltschale: man krümelte sich eine Schüssel voll Brotkrume und rührte sie mit Wasser ein, indem man für drei oder vier Pfennige Syrup zugoß. Wer sich bis zur „Biermährde" versteigen wollte, bekam in einer Brauerei gleich hinter der Kreuzkirche für wenige Pfennige ein Nösel Braunbier. Denn zu trinken gab es offiziell das ganze Jahr über nichts als Wasser — Kreuzbrunnen. In den ganzen acht Jahren meiner Alumnenzeit ist nicht ein einzigesmal ein Schluck Bier auf unsern Eßtisch gekommen! Während des Essens standen auf den Fensterbrettern die Wasserkrüge aus den Kammern, die die Ultimi, wie vor jeder Arbeitsstunde, so auch vor jedem Mittagessen am Brunnen frisch gefüllt haben mußten. Jeder, der vom Essen aufstand, ging ans Fensterbret und labte sich, nachdem er sich den Schnabel gewischt oder auch nicht gewischt hatte, durch einen Trunk aus dem Kruge. Gläser hatten wir nicht.

Zweimal im Jahre gab es eine kleine Weinspende. An dem Tage, wo die konfirmirten Alumnen vormittags zur Kommunion gewesen waren, wurde

Digitized by Google

mittags aus dem königlichen Kufenhause eine Lase Rotwein — Meißner Gewächs — geschickt, wohl auch infolge einer alten Stiftung. Aber die glücklichen Empfänger waren nur — die beiden Präfekten. Die hielten für diesen Tag eine Anzahl leerer Weinflaschen bereit, die sie sich irgendwo zusammengeschnurrt hatten, und füllten die Lase schleunigst auf die Flaschen. Waren es noble Kerls, so bekamen natürlich die guten Freunde ein Glas davon; aber es gab auch schäbige Kerle, die am liebsten alles allein gesoffen hätten. Die zweite Weinspende, von etwas Kuchen begleitet, traf gewöhnlich einige Tage nach dem Palmsonntagskonzert ein — eine Belohnung, die, wie mir heute scheinen will, nicht entfernt dem entsprach, was wir geleistet hatten; damals waren wir aber sehr vergnügt darüber.

Willkommene Abwechslung brachten, wie in das Einerlei der Schule, so auch in das der täglichen Verköstigung die Ferien. Von allen Schulferien hatten wir Chorschüler immer nur die Hälfte, da der Chordienst natürlich ununterbrochen fortging und versorgt werden mußte. Wer zu Ostern in die Ferien ging, mußte zu Pfingsten dableiben, wer zu Michaeli gewesen war, konnte nicht zu Weihnachten gehen, und die vierwöchentlichen Sommerferien wurden halbirt. Wir empfanden das aber durchaus nicht als Opfer oder Beschränkung, im Gegenteil, es war nie so hübsch auf dem Alumneum wie in den Ferien, und die Motette, die jedesmal nach der letzten Schulstunde vor den großen Ferien oben in der ersten Kammer angestimmt wurde, nachdem alle Fenster aufgerissen waren (wir konnten sie alle auswendig, es war: „Lobet den Herrn, ihr Heiden"), wurde von allen mit demselben Jubel gesungen, gleichviel, ob sie jetzt oder erst zwei Wochen später ausfliegen konnten. So oft wir diese Ferienmotette sangen, habe ich stets die Extraner bedauert, die stumm aus der Schule liefen, stumm, denn Reden und Schreien ist nicht Singen; unsre Motette, das war die einzig wahre Feriensprache, wir mußten sie singen, wir konnten gar nicht anders! Gott, wenn man sich noch einmal so freuen könnte!

In den Ferien fiel früh und abends die Arbeitsstunde weg und wurde auf den Vormittag verlegt. Da konnte man richtig ausschlafen, man konnte sich seinem Herbarium, seiner Steinsammlung, seiner Siegelsammlung widmen. Einer hatte einmal sein Herbarium tagelang im Arbeitssaale ausgebreitet, sodaß ein andrer endlich, den Dresdner Stadtrat parodirend, an einem Stöckchen eine Papptafel an den Tisch hing mit der Aufschrift: „Diese Anlagen werden dem Schutze des Publikums empfohlen." Vor allem aber gab es in den Ferien auch beim Essen einmal eine Abweichung von der täglichen Gewohnheit. Da war zunächst in jeder Ferienhälfte ein Tag, wo es gar kein Mittagessen, sondern statt dessen „Eßgeld" gab. Die Küche sollte doch auch einmal wissen, daß Ferien wären. Da nur die Hälfte, bisweilen nur die kleinere Hälfte, vierzehn, sogar bloß dreizehn im Hause waren, aber die volle Summe für alle

Digitized by Google

zweiunddreißig gezahlt wurde, so kamen auf den Einzelnen — natürlich wurde abgestuft — doch immer dreißig bis fünfzig Pfennige. Aber wie verfehlte dieses Eßgeld seinen Zweck! Von Küchenferien war keine Rede, aber statt einer Köchin gab es nun ein Dutzend Köche. Was konnte man mit vierzig Pfennigen nicht alles anfangen! Da lief jeder und kaufte ein: gehacktes Rindfleisch, Butter, Kartoffeln, eine Gurke, und jeder war für diesen Tag sein eigner Koch. Auf dem Küchenherd und auf Spirituslampen wurde gekocht und gebräkelt, daß es eine Lust war, sogar über dem Zylinder einer Öllampe wurde versucht, auf einem dünnen Blechteller ein Beefsteak zu braten! Und wie köstlich schmeckte alles an diesem Tage!

An einem andern Ferientage gab es statt des gewöhnlichen Mittagessens — Käsekeulchen. Die Bambeln war als Käsekeulchenbäckerin berühmt in der ganzen Umgebung des Schulhauses. Sie buk dann nicht bloß für uns, sondern gab ihre Kunsterzeugnisse gegen ein Billiges auch über die Straße an die Nachbarn ab, und auch wir begnügten uns nicht mit der uns zustehenden Anzahl, sondern kauften uns immer noch etliche dazu, schickten wohl auch den Eltern eine Probe. Etwas so Köstliches habe ich aber auch in meinem Leben nicht wieder gegessen. Es ist nicht die alles verschönernde Zeitferne, die mir dieses Gebäck mit einem solchen Nimbus umgiebt, es war wirklich etwas Besondres. Aus dem Teige wurden mit einem Trinkglase kleine, runde Keulchen abgestochen — wir standen natürlich dabei und sahen zu, es war ja höchst lehrreich —, die wurden dann in einen großen Topf mit kochendem Fett geworfen, und während sie darin schwammen, quollen sie zu großen, lockern Bällen auf, die unbeschreiblich schön schmeckten. Das Rezept zu dem Teige war das Geheimnis der Bambeln. Ich habe mich vergeblich bemüht, es ihr für meine Mutter zu entlocken, sie war nicht dazu zu bewegen, es herzugeben.

Einigemal im Jahre gab es gegen Abend eine besondre „Speisung," worauf dann die Arbeitsstunde ausfiel. Auch diese Speisungen waren offenbar Stiftungen. Verköstigt wurden wir dabei stets mit Schweinebraten, und zwar kam auf jeden Tisch eine ganze Schweinskeule, deren Schwärtchen die Bambeln in lauter kleine Quadrate zerschnitten hatte, die sich braun und knusprig von dem weißen Fettgrunde abhoben. An Aufessen war nicht zu denken; an diesen Abenden wanderten alle Teller in die Schränke, mancher labte sich noch nach zwei Tagen daran. Eine dieser Speisungen war besonders merkwürdig, wir nannten sie die „Mitten-wir-im-Leben-sind-Speisung." Der fromme Stifter hatte die seltsame Bestimmung getroffen, daß vor dem Essen jedesmal das Gesangbuchslied: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" gesungen werden sollte, und daran wurde auch getreulich festgehalten. Nun hatte das Lied zwar nur drei Strophen, aber die waren sehr lang, und dazu kam, daß uns die Melodie ganz fremd war, denn das Lied wurde beim Gottes-

Digitized by Google

dienſt nie geſungen. Wir mußten alſo ſtets die Choralbücher zu Hilfe nehmen. Da ſtanden wir denn alle zweiunddreißig und würgten uns mit Todesverachtung durch die drei langen Strophen hindurch, während die Augen zwiſchen Geſang- und Choralbuch und dem ſchon auf dem Tiſche ſtehenden duftenden Schweinebraten hin- und hergingen! Um dieſes einen Bildes willen — daß man das zu ſeinen Erinnerungen zählen kann, lohnt ſichs, Alumnus der Kreuzſchule geweſen zu ſein!

Zu Martini war „Gänſeſpeiſung." Da erſchien auf jedem Tiſche eine gebratene Gans. Wie bei dieſer Gelegenheit die Gleichmacher ihres Amtes gewaltet haben, iſt mir nicht mehr in der Erinnerung; vermutlich nicht ganz kunſtgerecht, aber geſchmeckt hats uns auch.

Dreimal endlich im Jahre gab es früh ſtatt des üblichen Dreierbrotchens ein etwas üppigeres Backwerk, nämlich am erſten Feiertage der drei hohen Feſte. Wenn wir da vom Turmſingen herunter kamen, ſtanden im großen Auditorium auf den Arbeitstiſchen drei große Kuchenbretter mit friſchem, eben erſt aus dem Ofen gekommenem Roſinenkuchen von Zollesdicke. Die Gleichmacher hatten ſich für dieſen Tag mit einem Bindfaden verſehen, womit die Kuchen erſt ſorgfältig der Länge und der Breite nach gemeſſen wurden; dann wurde der Bindfaden in gleiche Teile zuſammengefaltet, darnach die Kuchenteile abgepaßt, und nun erſt trat das Meſſer in Thätigkeit. Zu Weihnachten lagen ſtatt der Kuchen zweiunddreißig allerliebſte Miniaturſtollen auf den Brettern — für Exemplare in Folio zu ſorgen blieb dem Elternhauſe überlaſſen. Da begann dann freilich dasſelbe Ausſuchen wie bei den Dreierbrotchen, der erſte Präfekt hatte die Wahl aus zweiunddreißig! Glücklicherweiſe blieben hier wenigſtens die Hände aus dem Spiel; ſelbſt die Hundemama, die doch ſonſt alles gern betaſtete und beſchnoberte, mußte ſich hier mit dem durchdringenden Scharfblick ihrer Brillenaugen begnügen.

* * *

Warum ich alle dieſe Kleinigkeiten ſo ausführlich erzählt habe? Nun erſtens, weil ich dachte, daß ich den alten Alumnen, nicht bloß der Kreuzſchule in Dresden, ſondern auch andrer Schulen, die Alumneen haben, und auf denen vor dreißig, vierzig Jahren gewiß noch ähnliche Zuſtände beſtanden haben, eine kleine Freude damit machen würde. Sie ſollen ſagen: Ja, ſo wars, genau ſo wars! Und ſie werden ſo ſagen, denn wahrheitsgetreu bis ins Kleinſte hinein zu ſchildern bin ich redlich bemüht geweſen; das wird auch der, dem die Dinge fremd ſind, herausfühlen. Aber ich habe nur Alumneumserinnerungen erzählen wollen, keine „Schulgeſchichten," obwohl ich von denen doppelt ſo viel hätte erzählen können. Gegen Schulgeſchichten bin ich etwas mißtrauiſch, und ich würde es, glaube ich, ſelbſt gegen meine eignen ſein, denn das Dichterwort: „Was ſich nie und nirgends hat begeben, das allein ver-

Digitized by Google

altet nie“ scheint mir auf die meisten Schulgeschichten nur in seinem Vordersatze zu passen. Von diesen Alumneumserinnerungen aber möchte ich im Gegenteil, daß nur der Nachsatz gelte, und das ist der zweite Grund, weshalb ich sie aufgeschrieben habe: nach abermals drei bis vier Jahrzehnten wird ja niemand mehr eine Ahnung davon haben, wie es einst auf einem Alumneum zugegangen ist. Wir waren gerade noch zu einer Zeit da, wo in Verbindung mit dem alten Schulhause, dem alten „Kasten,“ wie wir sagten, und unter seinem konservirenden Schutze noch eine Menge von Einrichtungen bestand, in denen sicherlich, wenn auch in noch so abgeschliffener und abgeblaßter Gestalt, alte Klosterschuleinrichtungen fortlebten, und die durch die Erbauung des neuen Hauses gewiß größtenteils hinweggefegt worden sind. Daß diese Einrichtungen nicht ganz vergessen werden möchten, das war mein zweiter Wunsch, denn sie bilden in ihrer Art doch auch ein Stücklein deutscher Kulturgeschichte. Endlich aber habe ich auch an die heutigen Alumnen dabei gedacht, die es gewiß viel besser haben, als wir es unsrer Zeit gehabt haben, und die aus diesen Aufzeichnungen lernen mögen, was sie wahrscheinlich gar nicht wissen: wie gut sies haben!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Flaubert und George Sand während des deutsch-französischen Krieges. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der deutsch-französische Krieg mit seiner gewaltigen Begeisterung und seinen weltgeschichtlichen Folgen einen so verschwindend geringen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Litteratur ausgeübt hat. Man hätte nach solchen unerhörten Ereignissen eine Wiedergeburt des deutschen Geistes und der deutschen Kunst erwarten sollen, und man ist thatsächlich nach zwanzig Jahren auf diesen Gebieten nicht viel weiter gekommen, als man schon vor dem Kriege war. Viele wollen sogar statt eines zielbewußten Fortschrittes ein unsicheres, ratloses Umhertasten, einen unzweifelhaften Rückschritt erkennen und verfechten die Ansicht, daß heutzutage selbst siegreiche und ruhmvolle Kriege nicht mehr erhebend, sondern lähmend auf die Schaffenskraft des künstlerischen und litterarischen Lebens einwirken. Diese verderblichen Folgen hätten sich aber am schwersten in Frankreich äußern müssen, und daß dies der Fall ist, wird man kaum behaupten können. Wenn wir von den unzähligen Erzeugnissen der Revanchelitteratur absehen, die jahrelang wie ein Schlammvulkan ihre giftigen Machwerke über das Land schüttete, so müssen wir doch eingestehen, daß die unerwarteten Schicksalsschläge, die schweren Heimsuchungen, die daraus entstehende pessimistische Stimmung und der Rückschlag von der Selbstvergötterung zur Selbstzerfleischung wie ein befruchtender Gewitterregen auf viele Geister in Frankreich eingewirkt hat.

Digitized by Google

Man rang nach einer neuen Lebensauffassung und nach einer neuen Form und glaubte sie im Naturalismus gefunden zu haben; man überschlug sich in dieser Richtung, aber man blieb originell; man verrannte sich, aber man bewies eine unerschöpfliche Produktionskraft und sah mit Erstaunen und Befriedigung, daß alle Nationen denselben Weg nachliefen, obwohl über sie jene unheilvollen Ereignisse gar nicht hereingebrochen waren. Die französischen Naturalisten knüpfen fast alle an den letzten Krieg an; in der Novellensammlung Les soirées de Médan kommt kaum eine Geschichte vor, die ihn nicht zum Hintergrunde gewählt hätte. Zola schließt fast in allen Teilen aus dem Romancyklus Les Rougon-Macquart mit einer Perspektive auf den deutsch-französischen Krieg. Maupassant verdankt seinen früh erworbenen Ruhm hauptsächlich den kleinen, mit köstlichem Humor geschriebenen Geschichten aus jener Begebenheit, durch die gleichsam die letzten Reste der Romantik in der französischen Litteratur zu Grunde gingen. Für diese Wendung und für den Eindruck, den Frankreich damals auf hervorragende Geister machte, ist nichts bezeichnender als die Briefe, die der gefeierte Romanschriftsteller Gustave Flaubert an George Sand in jener Zeit schrieb, und die Maupassant in einer Sammlung (Paris, Charpentier u. Co., 1889) herausgegeben hat.

Flaubert lebte nur seiner Kunst; er haßte den Bourgeois, der für litterarische Bestrebungen kein Interesse und Verständnis zeigte; er haßte die Politik, weil sie die Menschen zu geistlosen Schwätzern heranbildete, er haßte die Kritiker, die sich ohne Beruf auf dem Parnaß breit machten, er war ein einsamer Mann, seine einzigen Freunde, zu denen er sich freimütig aussprach, waren Turgenjew und George Sand; und doch hatte er ein klares Urteil über Frankreichs Lage und eine sichere Kenntnis von den Stimmungen und Schwächen des Volkes. Schon im Jahre 1867 schrieb er an George Sand: „Frankreich, das manchmal, wie unter Karl VI., vom Veitstanz ergriffen wird, scheint jetzt an einer Lähmung des Gehirns zu leiden. Man ist aus Furcht blödsinnig geworden: aus Furcht vor Preußen, vor den Arbeitseinstellungen, vor der Weltausstellung, die nicht vorwärts kommt, aus Furcht vor allem. Man muß bis ins Jahr 1849 zurückgehen, um einen solchen Grad von Kretinismus wiederzufinden. Bei der letzten Gesellschaft hat man solche Kutscherunterhaltung gepflogen, daß ich im Innern geschworen habe, den Fuß nicht wieder dorthin zu setzen. Es war die ganze Zeit nur die Rede von Bismarck und von Luxemburg; mir steckt das noch in den Gliedern!“ Flaubert hatte im Jahre 1869 seinen Roman L'éducation sentimentale veröffentlicht und damit in der französischen Kritik einen wahren Sturm der Entrüstung und des Beifalls heraufbeschworen. Er wandte sich von der realistischen Richtung weg und versenkte sich in philosophische, religiöse und mystische Vorstudien zu seinem seltsamen Roman La Tentation du Saint Antoine. Da riß ihn das ausbrechende Kriegsgeschrei seiner Landsleute aus seiner beschaulichen Thätigkeit. „Die Thorheit meiner Landsleute, schreibt er an seine Freundin, thut mir weh und ekelt mich an. Die unheilbare Barbarei der Menschheit erfüllt mich mit düsterer Traurigkeit. Diese Begeisterung, die keine Idee als Beweggrund hat, erweckt in mir Todessehnsucht, um nichts mehr zu sehen. Der gute Franzose will sich schlagen: erstens, weil er sich von Preußen gereizt glaubt, zweitens, weil der natürliche Zustand der Menschen die bestialische Wildheit ist: drittens, weil der Krieg einen mystischen Zauber in sich birgt, der die große Masse fortreißt. Sind wir wieder zu den Rassenkriegen zurückgekehrt? Ich befürchte es. Die entsetzliche Schlächterei, die sich vorbereitet, hat nicht einmal einen Vorwand; es ist die Lust, sich zu schlagen, nur um zu schlagen. Ich beweine die gesprengten Brücken, die zerstörten Tunnel, diese

Digitized by Google

ganze verlorne Menschenarbeit, diese radikale Vernichtung. Der Friedenskongreß hat jetzt Unrecht; die Kultur scheint mir weit entfernt, Hobbes hat mit seinem Ausspruch recht: Homo homini lupus. Ich habe Saint Antoine begonnen, und es würde vielleicht ziemlich gut weitergehen, wenn ich nicht an den Krieg denken müßte. Der Spießbürger ist hier nicht mehr zu halten; er findet, daß Preußen zu unverschämt gewesen sei, und will sich rächen; Sie haben erfahren, daß ein Herr der Kammer vorgeschlagen hat, das Großherzogtum Baden zu plündern! Ach, weshalb kann ich nicht bei den Beduinen leben!"

Auch für George Sand war das „schreckliche Jahr" der Grenzstein ihrer dichterischen Thätigkeit, das Ende ihrer romantischen Geistesrichtung; in dem „Tagebuch eines Reisenden während des Krieges" spricht sie in edler aber tieftrauriger Sprache ihren ganzen Schmerz aus, von dem sie sich nicht wieder erholen konnte. Hin und wieder bricht bei Flaubert ein optimistischer Gedanke durch; so schreibt er einmal: „Vielleicht wird Preußen eine tüchtige Schlappe erleiden, und das könnte zu den Plänen der Vorsehung stimmen, wieder das europäische Gleichgewicht herzustellen. Dies Land fängt an, an Hypertrophie zu leiden, wie es mit Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons der Fall war. Die andern Organe sind dadurch in ihrer Bethätigung behindert; daher die allgemeine Unruhe. Würde ein furchtbarer Aderlaß nützlich sein?" Aber auch der Blick auf Frankreich und das französische Volk wirkt auf Flaubert gerade nicht erhebend: „Studirt jetzt einmal den guten Franzmann; er ist riesenhaft! er bewundert »den Rhein« von Musset und fragt, ob Musset noch etwas andres gemacht habe. Musset wird mit einemmale Nationaldichter und sticht den Béranger aus! Welche ungeheure aber wenig heitere Possenreißerei ist das alles!" „Ich bin, fährt er in einem andern Briefe fort, in Paris gewesen; ich kenne jetzt den Pariser gründlich und habe in meinem Herzen den blutdürstigsten Staatsmännern aus dem Jahre 1793 Abbitte geleistet. Jetzt verstehe ich sie! Welche Verranntheit, welche Unwissenheit, welche Anmaßung! Meine Landsleute erregen in mir den Wunsch, auszuspeien. Dieses Volk verdient gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, das wird auch geschehen. Es ist mir unmöglich, jetzt irgend etwas zu lesen oder gar etwas zu schreiben. Ich verbringe wie jedermann meine Zeit und warte auf Neuigkeiten."

Nachdem aber der furchtbare Schlag gefallen, nachdem das kaiserliche Frankreich zu Grabe getragen war und das Vaterland in seinem Bestande bedroht zu sein schien, da griff auch Flaubert trotz seiner fünfzig Jahre zu den Waffen. „Nun sind wir also, schreibt er an George Sand, in die Tiefe des Abgrunds hineingeraten! Ein schmachvoller Friede wird vielleicht nicht angenommen werden; die Preußen wollen Paris zerstören, das ist ihr Traum! . . . Paris wird das Schicksal Warschaus teilen; Sie betrüben mich mit Ihrer Begeisterung für die Republik. Können Sie noch in dem Augenblick, wo wir durch den reinsten Positivismus besiegt worden sind, an Trugbilder glauben? Wie es auch immer kommen mag, die Leute, die jetzt die Macht haben, werden geopfert werden, und die Republik wird ihrem Schicksal folgen. Sehen Sie, ich verteidige diese arme Republik, aber ich glaube nicht an sie. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe; ich hätte Ihnen eigentlich sehr viel andre Dinge zu berichten, aber mein Kopf ist nicht frei; die Traurigkeit stürzt in Kataraktten, in Strömen, in Meeren auf mich ein — es ist nicht möglich, noch mehr zu leiden. Zuweilen fürchte ich, wahnsinnig zu werden; schon wenn ich meine Augen auf das Gesicht meiner Mutter richte, schwindet alle meine Willenskraft dahin. Die Verfessenheit, die Wahrheit nicht sehen zu wollen, hat uns so weit gebracht! Der Hang zum Erkünstelten und zur

Digitized by Google

Prahlerei! Aus uns wird ein Polen, dann ein Spanien werden; dann kommt Preußen an die Reihe, das von Rußland aufgefressen werden wird."

Aber auch in Flaubert regt sich schließlich die Freude am Kriege; der Gedanke, daß man Friede schließen könnte, quält ihn; man sollte Paris, wie Moskau, in Brand stecken, damit die Preußen, les compatriotes d'Hegel, nicht hineinkämen. Er klagt über die mangelhafte Manneszucht unter den französischen Truppen, über die Dummheiten der Republik, über die Ratlosigkeit und Unthätigkeit der Führer. „Seit sechs Wochen," schreibt er aus Rouen, „erwarten wir das Anrücken der Preußen. Man spitzt das Ohr und glaubt von fern Kanonendonner zu hören . . . Ich glaube nicht, daß es in Frankreich einen betrübteren Menschen giebt, als ich; ich sterbe vor Kummer, in ihm liegt die Wahrheit; die Tröstungen bringen mich auf. Was mir das Herz durchbohrt, das ist die Blutgier der Menschen und die Überzeugung, daß wir in ein stumpfsinniges Zeitalter eintreten. Der Krieg mit Preußen beendigt die französische Revolution und hebt ihre Wirkungen auf. Aber wenn wir Sieger wären? werden Sie zu mir sagen; eine solche Annahme ist jedoch allen Ereignissen der Geschichte entgegengesetzt. Wo haben Sie den Süden den Norden schlagen und die Katholiken die Protestanten beherrschen sehen? Die lateinische Rasse liegt in den letzten Zügen. Frankreich wird Spanien und Italien folgen, und die Roheit beginnt. Welche Umwälzung, welcher Sturz, welches Elend, welche Greuel! Kann man im Anblick dieser Begebenheiten noch an einen Fortschritt, an eine Kultur glauben? Wozu dient denn die ganze Wissenschaft, wenn dieses Volk, das voll ist von Gelehrten, Schandthaten begeht, die schlimmer sind als die der Hunnen? Denn sie sind systematisch, berechnet, beabsichtigt und haben weder die Leidenschaft noch den Hunger zur Entschuldigung. Armes Paris! ich finde es heroisch; aber wenn wir es wiederfinden, wird es nicht mehr unser Paris sein! Alle Freunde, die ich dort hatte, sind tot oder verschollen; ich habe keinen Mittelpunkt mehr. Die Litteratur erscheint mir als eine nichtige und unnütze Sache! Werde ich jemals wieder imstande sein, darin zu arbeiten? O, wenn ich fliehen könnte in ein Land, wo man keine Uniformen sieht, wo man keine Trommel hört, wo man nicht von Gemetzeln spricht, wo man nicht gezwungen ist, Bürger zu sein! Aber die Erde ist nicht mehr für die armen Mandarinen bewohnbar."

Flauberts Briefe aus dieser Zeit an George Sand zeigen alle dieselbe Niedergeschlagenheit, denselben Schmerz, dieselbe Verzagtheit. Der Gedanke an die deutschen Offiziere, die nach seiner Ansicht den Sanskrit lesen und mit weißen Handschuhen die Spiegel einschlagen, die dem Quartiergeber die Uhren wegstehlen und dann ihre Visitenkarten hinüberschicken, der Gedanke an das Schicksal Frankreichs, an die unvermeidliche Revanchepolitik — alles das raubt ihm die letzte Ruhe und Freude am Dasein. Auf die Anfrage der George Sand, ob die Preußen ihn auch ausgeplündert haben, muß er allerdings eingestehen: Sie haben meine Wohnung nicht ausgeräumt; einige kleine Gegenstände ohne Wert, ein paar Haarbürsten, eine Pappschachtel und Pfeifen haben sie mitgenommen; im Grunde aber haben sie kein Unheil angerichtet; was mein Zimmer anbetrifft, so ist es respektirt worden. Ich hatte eine große Kiste, angefüllt mit Briefen, vergraben und meine umfangreichen Vorarbeiten zu Saint Antoine in Sicherheit gebracht; ich habe alles unversehrt wiedergefunden. Das schlimmste von dem Kriege für mich ist, daß meine arme gute Mutter um zehn Jahre älter geworden ist. Welche Veränderung! sie kann nicht mehr allein gehen und ist von herzbetrübender Schwäche. Wie traurig ist es, die Wesen, die man innig liebt, nach und nach dahinschwinden zu sehen! Um nicht mehr an das öffentliche und persönliche Elend zu denken, habe ich mich

Digitized by Google

mit Verzweiflung in Saint Antoine gestürzt, und wenn mich nichts in der Arbeit stört und ich in einem Zuge fortfahren kann, so werde ich ihn im nächsten Winter fertig haben. Ich sehne mich darnach, Ihnen die ersten sechzig Seiten vorzulesen. Wenn man wieder auf den Eisenbahnen wird verkehren können, besuchen Sie mich doch auf einige Zeit; Ihr alter Troubadour erwartet Sie nun schon so lange!

Der Roman La Tentation de Saint Antoine erschien aber erst im Jahre 1874 und erregte weniger durch den gelehrten archäologischen und philosophischen Inhalt als durch die künstlerische Form und die klassische Sprache den Beifall der Kunstkenner; ein herber pessimistischer Zug, der aus jener Unglückszeit stammte, geht fast durch den ganzen Roman, sodaß ein Kritiker die boshafte Bemerkung machen konnte, Flaubert hätte gut gethan, sich von den Preußen totschlagen zu lassen. Der Briefwechsel reicht vom Jahre 1866 bis 1876; er enthält eine Reihe vortrefflicher Bemerkungen über die verwickelten Zeitverhältnisse, über die mannichfachen Strömungen auf dem Gebiete der Kunst und der Litteratur, und bietet uns die Möglichkeit, in das eigentümliche Genie Flauberts einzudringen.

Zuvorkommenheit. Der Allgemeine deutsche Sprachverein hat, wie bekannt, in den letzten Maitagen zu München eine Hauptversammlung abgehalten. Der Vorsitzende, Professor Riegel aus Braunschweig, forderte in einer Ansprache zum entschiednen Kampfe gegen gegnerische Strömungen auf und kennzeichnete als solche nächst dem Übereifer in der Verfolgung der Fremdwörter auch (laut Bericht in der Vereinszeitschrift) „die engherzige Peinlichkeit, die mit nüchternem Verstande überall die Elle der Schulregel anlegt und da, wo dieser Maßstab versagt, über Fehler und Dummheiten wettert, ohne Ahnung, daß die Frage nicht durch Schulweisheit, sondern, wie Goethe sagt, durch Poesie und leidenschaftliche Rede, und wie ich hinzusetzen darf, durch den allgemeinen Gebrauch des Volkes weiter gebildet wird."

Ob der Verfasser der „Sprachdummheiten" in den Grenzboten, auf den diese Worte insbesondre gemünzt zu sein scheinen, es der Mühe wert finden wird, darauf zu entgegnen, weiß ich nicht. Keinesfalls bedarf er meiner Hilfe, und ich will ihm auch nicht vorgreifen. Nur mein Bedauern will ich als Mitglied des Sprachvereins darüber aussprechen, daß in der Versammlung niemand unmittelbar gegen einen Satz Verwahrung eingelegt hat, der geeignet ist, zu verwirren, ja der im Grunde die Gegner berechtigt, zu fragen: Was will denn eigentlich der Verein? Wendet er sich denn nicht gegen einen allgemeinen Gebrauch des Volkes, wenn er es abhalten will, die Rede mit entbehrlichen Fremdwörtern zu spicken? Wenn es kein Recht und Gesetz geben soll, dann spielt ihr ja den Don Quyote.

Allerdings beweisen verschiedne andre in jener Versammlung gehaltene Reden, daß die Ansicht des Vorsitzenden keineswegs von allen Anwesenden geteilt wird, und er, der es in Kassel noch sehr übel aufnahm, daß einzelne wagten, die Säuberung unsrer Muttersprache von einheimischem Unkraut für dringender zu erklären, als die Ausrottung des fremden, dürfte sich schon überzeugt haben, daß diese „Strömung" sich nicht so leicht aufhalten oder ablenken läßt, wie er geglaubt haben mag.

Und in der That würde der Verein seiner Aufgabe nur sehr ungenügend nachkommen, wenn er nicht auch dahin wirken wollte, den Sprachgesetzen wieder Achtung zu verschaffen. Dann darf er aber nicht in so allgemeiner Redewendung den allgemeinen Gebrauch des Volkes als schlechthin erhaben über „Schulweisheit" hinstellen. Wie entsteht denn heutzutage der Sprachgebrauch? Aktenmenschen, Kaufleute und vor allem Zeitungsschreiber nehmen sich heraus, Formen, Wort-

Digitized by Google

bildungen, Satzverbindungen zu gebrauchen, durch die unsrer Sprache Gewalt angethan wird, die gegen den Geist unsrer Sprache sind, die sie verrenken und verunstalten, ja die oft genug baren Unsinn geben. Im Handumdrehen ist die neue Erfindung von einer Unzahl Gedankenloser an- und aufgenommen, einfach weil sie neu ist, weil sie sich etwas darauf einbilden, immer das „Modernste“ im Munde zu führen. Und was man täglich hört und liest, macht man endlich willenlos und unwissentlich nach. Solchem Wesen ausdrücklich Berechtigung zuzuerkennen, hieße ebenso viel, wie verlangen, daß die künstlerische Stillehre sich allen Ausgeburten der Schneider- und Putzmacherphantasie unterwerfen müsse.

Daß Pedanten (oder sollen wir sagen: Schulfüchse?) die Sache übertreiben können, ist unbestreitbar. Aber der Unfug hat gegenwärtig eine Höhe erreicht, daß ein kleines Übermaß an Strenge gar nichts schadet. Das Sprachgewissen muß erst wieder geweckt werden. Nicht gegen volkstümliche, mundartliche Wörter und Wendungen lehnen wir uns auf, im Gegenteil werden wir solchen natürlichen Zufluß stets gern begrüßen. Nur der so oft mit Unwissenheit gepaarten Willkür soll das Handwerk gelegt, der Deutsche wieder daran gewöhnt werden, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form seiner Rede zu überlegen.

Wie viel in diesem Punkt gesündigt wird, dafür lieferte Professor Riegel gleich selbst ein kleines Beispiel. Er rühmte „die ausgezeichnete Zuvorkommenheit“ des Herrn Staatssekretärs Dr. von Stephan, mit der er in einem besondern Schreiben für die Zusendung der Vereinsschriften gedankt habe. Hat er vielleicht einen unausgesprochenen Wunsch des Vereins erfüllt, ihm aus eignem Antriebe eine Vergünstigung gewährt, oder womit ist er sonst „zuvorgekommen“? Er hat gedankt und versprochen, auch ferner nach Thunlichkeit im Interesse des Vereins zu wirken, wie er das bekanntlich bisher gethan hat. Das war höflich, aufmerksam, liebenswürdig, gütig, entgegenkommend, oder wie man es sonst nennen will, aber von Zuvorkommenheit kann dabei nicht gesprochen werden. Das verdiente nicht erwähnt zu werden, wenn nicht Herr Riegel daraus ersehen könnte, daß ein wenig nüchterne Schulweisheit für den Hausbedarf recht brauchbar ist.

Kurz und gut: der Sprachverein ist eine gute Sache, aber nicht Selbstzweck; die Verdienste Riegels um diesen Verein werden bereitwillig anerkannt, aber als Diktator können wir uns ihn nicht gefallen lassen. Und sollte den Mitgliedern, damit die Einmütigkeit im Vereine nicht gestört werde, verboten werden, das Falsche falsch und das Dumme dumm zu nennen, so würden sich wohl sehr viele für die Mitgliedschaft höflich bedanken.

Litteratur

Deutsches Bürgertum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808. Dargestellt von Oskar Schwebel. Neue Ausgabe. Berlin, Hans Lüstenöder, 1889

Die neue Auflage dieses 1883 erschienenen Buches verdient wohl eine neue Erwähnung und Empfehlung. Denn dem heutigen Bürgertume thun bei seinem Ringen nach einer Neugestaltung belehrende Beispiele aus der Vergangenheit not,

Digitized by Google

und Schwebel hat viel wertvollen Stoff zusammengetragen. Da er nur Bilder geben wollte, so mußte er es den Lesern überlassen, selbst zu beurteilen, was von den alten Einrichtungen unwiederbringlich dahin, was der Wiederbelebung oder Nachahmung wert und fähig sei. Besonders reichlich sind die Städte der Hanse bedacht worden; minder ausführlich werden die süddeutschen behandelt. Am schlechtesten unter allen Landschaften des neuen Reiches kommt Schlesien weg; es wird gar nicht erwähnt; obwohl unter den Denkmälern der Baukunst wenigstens das Breslauer Rathaus einen Platz verdient hätte. Das Schlußwort des von warmem Patriotismus beseelten Verfassers klingt in ein begeistertes Lob des Bürgertums, namentlich des norddeutschen, der Gegenwart aus. Um dieses Lob mit ungetrübter Freude zu genießen, muß man freilich so manches weniger günstige Urteil vergessen, das man im Laufe der Darstellung gelesen hat. Eines davon, ein sehr beachtenswertes, wollen wir anführen. Eines seiner gelungensten Bilder ist das, das er unter der Überschrift „Stilles Leben“ von dem Bürgertum der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwirft; besonders die anspruchslose Tüchtigkeit des damaligen Geschlechts hebt er hervor. Zum Teil sei diese Tüchtigkeit der Schule jener Zeit zu verdanken gewesen. „Diese städtischen Schulmeister, vom Collega infimus bis zum Rector pereruditus hinauf, oft — oder vielmehr in der Regel — wahre Helden der Entsagung, was haben sie nicht für die geistige Bildung unsers Volkes gethan! Gebe man sich keiner Täuschung hin: das Wort von der hohen geistigen Bildung unsrer Tage ist eine leere Phrase. Wohl ist das Wissen heute ein umfassenderes [warum nicht umfassender?] geworden; aber dafür hat es seine Tiefe und Gründlichkeit und vor allem seinen stählenden Einfluß auf den Charakter verloren, den der Unterricht in jenen Tagen von etwa 1730 bis 1750 ausübte. [Wirklich nur zwanzig Jahre lang?] Wer jemals alte Magistratsakten durchblättert hat, der hat in ihnen sicher auch eigenhändige Aufzeichnungen von Kaufleuten und Handwerkern gefunden, welche ähnliche Schriftstücke unsrer Tage bei weitem übertragen, sowohl was die Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck wie die Auffassung der jeweiligen Verhältnisse anlangt.“ Obwohl überzeugter evangelischer Christ, wird Schwebel den achtbaren unter den Erscheinungen des katholischen Mittelalters überall gerecht. Hie und da geht er wohl in seiner Unparteilichkeit zu weit, wie wenn er bei der Erzählung des Kölner Aufruhrs dem Erzbischof Hanno unbedingt Recht giebt gegen die Bürger. Daß die Reformation das deutsche Familienleben, das deutsche Haus gegründet habe, erkennt er an; im übrigen aber, meint er, seien die sittlichen Früchte des geläuterten Glaubens erst zweihundert Jahre später gezeitigt worden. Wie jedoch der verwildernde dreißigjährige Krieg die sittliche Erneuerung gewirkt haben soll, ist nicht recht einzusehen. Auf einer richtigeren Fährte scheint uns Schwebel in seiner Geschichte der Stadt Berlin zu sein. Die absoluten Fürsten haben Ordnung und damit wenigstens eine äußerliche Sittlichkeit hergestellt; der große Krieg aber hatte ihnen allerdings insofern vorgearbeitet, als er das Volk erschöpft und hierdurch gezähmt hatte.

In der Kunst der Darstellung erreicht Schwebel sein Vorbild Gustav Freytag nicht. Aber seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit finden in dem vorliegenden Buche inhaltlich eine wertvolle Ergänzung. Wo der Verfasser empfindet, daß seine Darstellung an sich nicht anschaulich oder packend genug ist, da pflegt er mit einem Ausruf, einem Erguß seines persönlichen Gefühls u. dergl. nachzuhelfen; da läuft ihm in dem Bemühen, die Sache recht schön zu machen, öfter eine leere Phrase mit unter. So sagt er auf S. 49, nachdem er von dem versunknen Schatze der Stadt Wisby gesprochen hat: „So erzählt die Sage. Ja, wenn es gelänge,

Digitized by Google

diese Karfunkel aus der Meerestiefe zu holen! Der Glückliche würde wieder, wie die nordische Semiramis Margaretha, die drei Kronen Schweden, Norwegen und Dänemark, aber für immer vereinigen!" Wenn das zur Volkssage gehörte, dann ließe man sichs gefallen; allein die Erzählung der Sage wird ja durch die vorhergehenden Worte deutlich geschlossen; und wie in aller Welt kommt ein moderner Mensch dazu, solchen Unsinn vorzubringen? Tadeln ist nun freilich viel leichter als besser machen. Wir verkennen die Schwierigkeit der Aufgabe so wenig, als sie Schwebel selbst, laut der Vorrede, verkannt hat. Wir weisen auf diese schwache Seite des Buches nur in seinem eignen Interesse hin, für den Fall, daß es noch weitere Auflagen erlebt.

Arbeiterschutz, insbesondre Maximalarbeitstag, vom Standpunkte der deutschen Gewerkvereine. Im Namen des Zentralrats von Dr. Max Hirsch, Anwalt der deutschen Gewerkvereine, Mitglied des Reichstages. Berlin, Walther und Apolant, 1890

Der Verfasser sucht in diesem kleinen Schriftchen nachzuweisen, daß mit den jetzt geplanten Arbeiterschutzbestimmungen nur die alten Forderungen der Gewerkvereine erfüllt würden, und bekämpft die sozialdemokratische Forderung des Achtstundenarbeitstages für Männer.

Das Cölibat. Novelle von Ernst Hallier. Hamburg, Otto Meißner, 1890

Die alte Geschichte, wie das Cölibat einen katholischen Pfarrer aus seiner Kirche vertreibt, wird hier in dem schlichten, behaglich breiten und moralisirenden Tone einer Jugendschrift vom Schlage der „Ostereier" erzählt. Das Ganze macht so sehr den Eindruck einer Reihenfolge wirklicher Begebenheiten, daß auch solche Nebenumstände stehen geblieben zu sein scheinen, die ein Künstler bei der Bearbeitung herausgefeilt haben würde. Für Gartenlaubenleserinnen taugt der Held nichts; er ist weder eine Feuerseele noch ein Schönheitsideal, sondern ein zaghaftes, unbeholfenes und etwas einfältiges Männchen und wird, nachdem ihm seine Köchin, mit der er in Gewissensehe gelebt hatte, gestorben ist, in zweiter Ehe mit einem Ebenbilde seiner Anna glücklicher, als er in seiner Dummheit verdient hätte, oder, wenn man lieber will, so glücklich, wie es gewöhnlich nur den Dummen beschieden ist. Übrigens hat die Cölibatsfrage ihre Bedeutung verloren, seitdem die Zahl der Männer aller Stände und Konfessionen, denen der Zwang der Ehelosigkeit durch die sozialen Zustände auferlegt wird, zehnmal so groß ist, als die der katholischen Geistlichen. Die gesetzliche Erlaubnis, zu heiraten, nützt diesen Leuten nichts, und wenn es ihnen dann, so um das vierzigste Jahr herum, auch die Verhältnisse erlauben, haben sie ihre Gewissenskonflikte bereits hinter sich.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die gegenwärtige kolonialpolitische Strömung*)

Das deutsch-englische Abkommen hat die Stadien durchlaufen, die in England zu seiner Giltigkeit erforderlich waren, und es ist auch anzunehmen, daß in dem Augenblick, wo diese Betrachtungen veröffentlicht werden, die mehrfach angekündigte amtliche Denkschrift erschienen sein wird, die die Gründe darlegen soll, die für die deutsche Regierung beim Abschluß dieses Abkommens maßgebend gewesen sind. Für den vorliegenden Zweck aber kommt es gar nicht darauf an, diese Gründe kennen zu lernen, insbesondre auch nicht darauf, zu beurteilen, ob sie richtig oder nicht richtig sind. Vielmehr soll die Aufgabe der nachstehenden Erörterungen in einer allgemeinern Betrachtung bestehen, zu der die kolonialpolitische Bewegung in Deutschland in den letzten Wochen Anlaß gegeben hat. Die Kolonialpolitik im Reich ist wie manches große Werk mit unzureichenden Mitteln begonnen und in unzureichender Weise ausgeführt und unterstützt worden; ihr Ursprung lag offenbar in dem Überschuß nationaler Empfindung, die nach dem glücklich beendeten Kriege und nach der Wiedererrichtung des deutschen Reiches nicht lange Zeit brach zu liegen vermochte. Das deutsche Volk und insbesondre die deutsche Jugend waren sich ihrer Kraft bewußt geworden, und was das ältere Geschlecht im Jahre 1870 geleistet hatte und womit es sich auch zufrieden geben konnte, das wollte das jüngere Geschlecht ihm möglichst bald nachthun. Nur so ist es zu erklären, wenn ganz junge Männer, die eben erst ihre Studien vollendet hatten oder eben erst in die Armee als Offiziere eingetreten waren, im Jahre 1884 den kühnen Entschluß faßten, den noch nicht

*) Der nachstehende Aufsatz beleuchtet das englisch-deutsche Abkommen von einer andern Seite, als die jüngst von uns abgedruckten drei Äußerungen, die, unter dem ersten Eindruck des Ereignisses stehend, der Überraschung und Enttäuschung über das Abkommen Ausdruck gaben. Auch gegen sie wenden sich die folgenden Betrachtungen, sie werden aber dazu dienen, eine richtige Abschätzung des Für und Wider herbeizuführen.

Digitized by Google

vergebnen Teil des afrikanischen Festlandes für Deutschland zu gewinnen. Es soll ihnen auch nicht die Anerkennung versagt werden, daß sie mit kühnem Opfermut, großer Entschlossenheit und eiserner Willenskraft das Ziel, das sie sich vorgesteckt hatten, afrikanische Gebiete dem deutschen Einfluß zu sichern, fast in ungeahnter Weise erreicht haben. Erst nachdem dies geschehen war, haben die weitern Kreise der Nation für dieses Unternehmen Teilnahme gefunden. Die nationale Begeisterung der Jugend hat die ältern Kreise mit sich fortgerissen. Die Lust des Deutschen, in die Weite zu schweifen, fand hier, wo die Ferne mit der nationalen Umgrenzung zusammentraf, ihre volle Befriedigung, und es kam dahin, daß sowohl die Geschäftswelt wie die Regierung in den Strudel der kolonialen Bewegung hineingerissen wurden, und zwar, wie man, ohne jemand zu nahe zu treten, behaupten kann, wider ihren Willen.

Was zunächst die deutsche Geschäftswelt betrifft, so war ihre Neigung, größere Kapitalien auf Jahre hinaus in unsichern Unternehmungen zinslos anzulegen, außerordentlich gering. Zugegeben muß hier werden, daß die Verhältnisse der überseeischen Gebiete noch sehr zweifelhaft waren, daß nicht bloß ihr innerer Wert noch unerforscht und verborgen lag, sondern daß es auch nicht einmal feststand, ob und wie weit es möglich sein würde, diese Gebiete gegenüber dem Vordringen der ältern kolonisirenden Staaten dauernd der deutschen Macht zu sichern. Der Geschäftswelt fehlte es auch an den geeigneten Persönlichkeiten, denen sie die Anlegung und Verwaltung ihrer Gelder in den weiten überseeischen Gebieten hätte anvertrauen können, denn ebenso wenig wie es im Inlande einem Kaufmann in den Sinn kommen würde, einem eben erst von der Universität gekommenen jungen Gelehrten oder einem tapfern Sekondeleutnant die Leitung einer großen Handelsunternehmung oder einer landwirtschaftlichen Anlage zu übertragen, ebenso wenig oder vielleicht noch weniger konnte man der deutschen Kaufmannswelt eine solche Übertragung in Gebieten zumuten, auf die dem Geschäftsmanne eine unmittelbare Einwirkung aus dem Mutterlande nicht möglich war. Zu diesen sachlichen Bedenken trat noch die unsichere Haltung der Regierung. Fürst Bismarck hatte wiederholt erklärt, daß er kein Kolonialschwärmer sei, und daß sich die Thätigkeit der Regierung darauf beschränken müsse, dem vorangegangnen deutschen Kaufmann und Unternehmer mit ihrem Schutze nachzufolgen. Aber dieses Programm ist niemals zur Durchführung gelangt. Wer vielmehr wahrheitsgetreu die verschiednen Abschnitte unsrer kolonialen Bewegung schildern will, der muß zugestehen, daß vielfach die Regierung den deutschen Kaufmann hat drängen müssen, damit er angeblich mit seinem Unternehmen voranginge, während es in Wahrheit ganz andre Kräfte waren, die ihn zu einem solchen Vorangehen mit mehr oder minder freundlicher Gewalt nötigten. Alle diese Umstände trugen dazu bei, daß die Mittel, die auf die Schutzgebiete von den kapitalkräftigen Beteiligten verwendet wurden, nicht ausreichend waren, daß die

Digitized by Google

Kolonialpolitik infolge der schwankenden, bald zurückhaltenden, bald vorwärts treibenden Bewegung der Regierung fortwährend ihr Antlitz wechselte, und daß dadurch auch in denselben Kreisen, die imstande und bereit gewesen wären, mit ihren Mitteln einzugreifen, das Vertrauen sehr erschüttert wurde. Der Kampf mit England um den Besitz in Ostafrika spielte dabei die Hauptrolle. Zuerst war es nur gelungen, weit entfernt von der Küste, im Innern einzelne Gebiete für die deutsche Kolonialpolitik zu gewinnen. Die Regierung wünschte natürlich, daß diese Gebiete nicht brach liegen blieben, sondern wirtschaftlich verwertet würden; die Folge davon war, daß sich die Ostafrikanische Gesellschaft bemühte, im Innern Plantagen anzulegen und Stationen zu errichten, deren Zweck lediglich die Erzielung tropischer Produkte war. Von einer Verwertung konnte aber gar keine Rede sein, da die Verkehrsverbindung mit der Küste so viel Zeit in Anspruch nahm, daß auf einen lohnenden Absatz der gewonnenen Erzeugnisse in dem gegenwärtigen Menschenalter nicht hätte gerechnet werden können. Die geringen Mittel, die die nationale Begeisterung zusammengebracht hatte, waren bald zu Ende; die Ostafrikanische Gesellschaft wäre zweifellos finanziell zusammengebrochen, wenn es nicht inzwischen der Einwirkung der Regierung gelungen wäre, auch angesehene Geschäftsleute für das Unternehmen zu gewinnen. Dieses erhielt eine ganz andre Gestalt, als es der deutschen Ausdauer wie dem Drängen der Regierung möglich war, einen günstigen Pachtvertrag mit dem Sultan von Sansibar abzuschließen, der die bis dahin schwer entbehrte Küste in einen thatsächlich dauernden deutschen Besitz brachte. Alles, was bisher im Innern aufgewendet worden war, war fruchtlos aufgewendet, denn mit dem Erwerb der Küste war es notwendig, das Schwergewicht auf die Erhebung der Zölle und den Betrieb von Handel zu legen. Aber auch hier wurden zunächst ungeheure Summen vergeblich aufgewendet, denn die afrikanische Sonne hat leider auch die Eigenschaft, daß das europäische Geld in den Taschen der Afrikareisenden wie Schnee schmilzt; man machte die Erfahrung, daß mehr als einer der dortigen Beamten zwar ein außerordentlich tapferer Mann und ein ebenso guter Patriot, aber ein sehr schlechter Rechner und Finanzmann war. Es zeigte sich bald die Notwendigkeit, daß an die Stelle der tapfern Männer, die in das Innere vorgedrungen waren, Verträge und Blutsbrüderschaften abgeschlossen hatten und von einem neuen ostafrikanischen Reich träumten, der nüchterne deutsche Geschäftsmann trete, der es nicht bloß verstünde, im nationalen Interesse und mit patriotischer Begeisterung sehr viel Geld auszugeben, sondern auch den Grund zu legen zu einer wenn auch erst zukünftigen Nutzbarmachung des Gebietes. Alle Anstalten waren auch dazu getroffen, als der Aufstand in Ostafrika ausbrach und nicht nur den bereits erworbenen Besitz, sondern auch alle Hoffnungen gründlich zerstörte. Es soll hier nicht auf die Frage eingegangen werden, was den Anlaß zu diesem Aufstande bildete. In den Zeitungen,

Digitized by Google

in Parlamenten und in Versammlungen ist das Für und Wider zum Überdruß erörtert worden; Thatsache aber ist, daß die Ostafrikanische Gesellschaft nichts unternommen hat, ohne von dem damaligen deutschen Generalkonsul beraten zu sein, und daß, wenn wirklich Mißgriffe vorgekommen sind, diese in gleicher Weise den Vertretern der Gesellschaft wie denen der Regierung zur Last fallen. Das eine Gute hatte aber doch der Aufstand bewirkt, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich mehr und mehr für die ostafrikanischen Besitzungen erwärmte, daß die nationale Gesinnung sich die religiösen und humanen Empfindungen des Volkes zu verbinden verstand, und daß auch die Vertretung der Nation sich genötigt sah, die Mittel zu bewilligen, die zur Dämpfung des Aufstandes erforderlich waren. Aber es zeugte immer noch von dem geringen Vertrauen, das sowohl Regierung wie Reichstag in die Sache setzten, daß sie beide die eigne Verantwortung möglichst einzuschränken sich bemühten. Ohne irgend eine nähere Organisation wird lediglich eine Summe bewilligt und einem Reichskommissar gegeben, damit er nach eignem Gutdünken und auf eigne Faust Ruhe und Ordnung wieder herstelle. In unserm Jahrhundert militärischer Disziplin, in dem Musterstaate europäischer Kriegsmacht wird plötzlich nach alter Landsknechtsart die Werbetrommel gerührt, und auf die Fahne eines berühmten Afrikareisenden schwören zahlreiche junge Männer. Die Wahl des Majors von Wißmann zeigte sich bald als eine außerordentlich glückliche; er hat die Aufgabe, die ihm gestellt war, erfüllt und Friede und Ordnung an der Küste des ostafrikanischen Festlandes wieder hergestellt. Inzwischen war es gerade während dieser militärischen Operation klar geworden, wie unsicher und zweifelhaft die Rechtsverhältnisse an dieser Küste waren. Unter der nominellen Hoheit eines afrikanischen Sultans befehligte ein deutscher unabhängiger Feldhauptmann, regierten die Beamten einer deutschen Kolonialgesellschaft und manövrirten die Schiffe Seiner Majestät des Kaisers im Verein mit englischen Geschwadern. Die Emin-Pascha-Expedition, die im Zusammenhang mit der Kolonialpolitik Gegenstand nationaler Erregung in Deutschland wurde, hatte weitere Sehnsucht erweckt, den deutschen Einfluß in das Innere Afrikas zu erstrecken. Dies hatte die Nebenbuhlerschaft englischer Gesellschaften hervorgerufen, eine Expedition jagte die andre, Vertreter von deutschen und englischen Gesellschaften suchten einander den Rang abzugewinnen in dem Abschluß fragwürdiger Verträge mit ebenso fragwürdigen Häuptlingen, in Blutsbrüderschaften und dergleichen, und das deutsche Volk erregte sich mehr und mehr an den Thaten seiner afrikanischen Helden und verfolgte sie mit demselben Interesse, wie die Jugend den Erzählungen über Christoph Kolumbus und Vasco da Gama lauscht. Mit wahrer Genugthuung berichteten die Zeitungen, wenn es wieder gelungen war, durch einen solchen Vertrag Tausende von Quadratmeilen für Deutschland zu erwerben, und jeder Pinselstrich, der quer durch Afrika den Abschluß einer solchen Erwerbung be-

Digitized by Google

zeichnete, galt als die Besiegelung eines verbrieften Besitzes. Man machte sich nicht ernstlich klar, daß eine Kolonisation nur im großen Stile getrieben werden kann, und daß nur von der Aufwendung großer Kapitalien Erfolg zu erwarten, möglich ist. Diese Kapitalien aber fehlten, da es ganz unmöglich war, daß überall der deutsche Unternehmungsgeist hätte folgen können, wohin Thatendrang und Abenteurerlust vorausgegangen war. Das Sprichwort, daß die Völker büßen müssen, was die Könige thun, galt auf dem Gebiete der Kolonialpolitik in umgekehrtem Sinne, denn die Regierungen mußten es tragen, was die koloniale Begeisterung der Bevölkerungen anrichtete. Auf allen Seiten des afrikanischen Kontinents, wo Deutschland festen Fuß gefaßt hatte, gab es zwischen Deutschen und Engländern Händel, und die Regierungen, die nicht bloß für Afrika, sondern auch für Europa zu sorgen hatten und insbesondre für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bemüht waren, gerieten mehr und mehr in Reibungen und Konflikte. Selbstverständlich blieben auch diese Verstimmungen den weitesten Kreisen nicht unbekannt, und auch dies war ein Grund, weswegen in Deutschland das Kapital, das für solche Bewegungen sehr feine Nerven hat, sich mit großer Vorsicht zurückhielt. Die Kolonialpolitik war dahin gekommen, daß einerseits in Europa der Friede seine sichere Grundlage zu verlieren schien, und daß anderseits in Afrika der deutsche Besitz bestritten und angezweifelt wurde. Ein längeres Zuschauen war hier nicht mehr möglich, die Regierung mußte aus ihrer neutralen Stellung heraus, und sie hat in dem englisch-deutschen Abkommen eine feste Stellung zu erringen gewußt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob es möglich gewesen wäre, für Deutschland einige tausend Quadratmeilen unerforschten Landes in Afrika mehr herauszuschlagen, als geschehen ist. Aber zweifellos ist, daß damit für Deutschland ein so großer Besitz in sichern und unangezweifelten Grenzen erworben worden ist, daß dem deutschen Unternehmungsgeist und dem deutschen Kapital auf mehrere Menschenalter hin ein weiter, gesicherter Spielraum zu reichster Entfaltung der Kräfte geblieben ist; und für mehr zu sorgen, als für Menschenalter hinaus, wird man unter den gegenwärtigen Verhältnissen keiner Regierung zumuten können. Was einmal geschehen wird, wenn diese Interessengebiete die heute nach Breitengraden abgesteckt sind, wirklich der Menschheit durch Kolonisation und ernste Arbeit zugänglich gemacht sind, das darf man getrost der Zukunft überlassen. Wer wird voraussehen wollen, was dann Europa und Afrika für ein Antlitz zeigen, und wer möchte nicht auch noch den künftigen Geschlechtern etwas zu thun übrig lassen? Vorläufig genügt es, daß auf weite Länderstrecken hin dem deutschen Einfluß kein Gegner entstehen kann, und daß deutsche Arbeit in ihrer Mühe gesichert bleibt, sowie daß deutsches Kapital angelegt werden kann ohne die Besorgnis, daß die Ergebnisse deutschen Fleißes und deutscher Mittel nicht dem eignen Stamme zu gute kommen werden.

Trotzdem soll nicht gestritten werden mit denen, die mit diesem Abkommen

Digitized by Google

nicht zufrieden sind. Sie besitzen vielleicht das Geheimmittel, wodurch mehr hätte erreicht werden können. Aber unerhört ist es, daß man den Abschluß des Vertrages von manchen Seiten so bezeichnete, als ob die Festung Metz den Franzosen ausgeliefert worden wäre, ja daß man die Regierung Kaiser Wilhelms II., dessen kolonialfreundliche Gesinnung außer Zweifel steht, mit den schwersten Vorwürfen überschüttete. Es hat dies gezeigt, daß die nationale Empfindung, die unsre Kolonialpolitik bisher getragen hat und, wenn sie weiter lebenskräftig bleiben soll, auch tragen muß, nicht frei von schweren Ausschreitungen geblieben ist. Ohne koloniale Begeisterung des Volkes ist es für ein Land unmöglich, Kolonialpolitik zu treiben; mit der kolonialen Begeisterung allein aber kann keine Kolonialpolitik betrieben werden. Eine solche ist nur möglich unter Wahrung des allgemeinen Friedens, mit der Aufwendung großer Kapitalien und mit einer nüchternen, sparsamen Leitung der Geschäfte, sowie mit kaufmännisch gebildeten Unternehmungen. Mit bloßen „Resolutionen" in erhitzten Volksversammlungen ist es nicht gethan; erregte Zeitungsartikel gewinnen der deutschen und christlichen Zivilisation nicht einen Fuß breit unkultivirten Landes; der Thatendurst junger Männer darf besonnenen Erwägungen nicht den Vorrang ablaufen. Mit demselben Recht, mit dem Versammlungen angesehener Männer der Regierung die bittersten Vorwürfe gemacht und die Nation aufgefordert haben, mit allen Kräften gegen das englische Abkommen zu wirken, mit demselben Rechte können sozialdemokratische Versammlungen die Abschaffung des Eigentums und Vernichtung der bestehenden Gesellschaftsordnung verlangen. An die Stelle blinder Kolonialschwärmerei muß eine klare Kolonialpolitik treten, wenn wir nicht unsern Gegnern in die Hände arbeiten und durch die maßlose Verfolgung phantastischer Pläne das bisher errungene aufs Spiel setzen wollen. Kein Mensch kann mehr essen und trinken, als sein Magen verträgt, und keine Nation kann mehr Länder erwerben, als sie zu kolonisiren vermag. Freilich dieses Kolonisiren ist eine ernste Arbeit, die weder am Klubtische noch in Volksversammlungen gethan wird, die auch in Festkommersen und Hurrarufen nicht ihren Zielpunkt sieht. Den Männern wie Kolumbus und Vasco da Gama, die mit ihren Thaten mit Recht die Welt erfüllt haben, muß die stille und unscheinbare Arbeit der namenlosen Männer folgen, die mit Pflug und Hacke, in der Faktorei und auf den Flüssen, als Missionäre und Büreaubeamten thätig sind, deren Werke aber den künftigen Geschlechtern, die an Stelle wüster Ländereien fruchttragende Fluren sehen werden, erkennbar sind. Vor allem wird es jetzt darauf ankommen, daß dem Kriegszustande, wie er bisher an der ostafrikanischen Küste geherrscht hat, ein Ende gemacht, daß dieser in friedliche Verhältnisse übergeleitet werde. Denn es kann sich nicht darum handeln, in Ostafrika eine Militärkolonie zu gründen und während der Friedenszeit in Europa die Pflege kriegerischen Geistes an die ostafrikanische Küste zu verlegen. An die Stelle

Digitized by Google

des Schwertes muß jetzt Bibel und Pflug treten, und es muß mit allen Mitteln gesucht werden, daß die kostspielige militärische Verwaltung in eine sparsame und ordnungsgemäße übergeleitet werde, wie dies deutsche Art und Gewohnheit seit Jahrhunderten ist. Denn nur Ordnung und Sparsamkeit haben Preußen groß und fähig gemacht, in einem einigen Deutschland aufzugehen. Es ist unmöglich, daß nur für die nächsten Jahre gleich hohe Kosten auf die ostafrikanische Küste, wie bisher, verwandt werden. Nach der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstages ist auch nicht zu erwarten, daß gleiche Bewilligungen erfolgen. Wer es also mit dem Erwerb von Ostafrika durch Deutschland ehrlich meint, der muß sich bestreben, dahin zu wirken, daß diese Kosten sich verringern, und daß dem deutschen Kaufmann und dem deutschen Pflanzer eine Zeit lang gegönnt werde, nun die bewaffnete Macht nach Möglichkeit abzulösen. Dann wird eine Periode kommen, wo die Zeitungen vielleicht weniger von Ostafrika werden zu berichten haben, wo aber bei ruhiger Arbeit das erhalten werden kann, was uns der jugendliche Mut deutscher Männer erworben und erhalten hat.

Die Ausschreitungen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, wie sie sich in den letzten Wochen ereignet haben, zeigen zu unserm Bedauern, daß das politische Urteil in Deutschland noch nicht auf der Höhe steht. Ist es doch vorgekommen, daß ganz ernstlich der Krieg mit England gepredigt wurde, genügt es doch schon, daß eine Reise nach Sansibar den Reisenden sofort zum Fachmann stempelt, dessen Urteil das allein maßgebende sein darf, hat es doch ab und zu den Anschein, als ob die Thaten unsers Heeres im Jahre 1870 in den Schatten gestellt würden durch die Streifzüge gegen Buschiri und dessen wilde Araberhorden. Bei aller Anerkennung der tapfern Thaten des Majors von Wißmann und seiner Leute scheint es angemessen, um die Begriffe nicht weiter zu verwirren, auch ein gewisses Maß zu üben und namentlich nicht aus dem Auge zu verlieren, daß das deutsche Volk neben den kolonialpolitischen Interessen auch noch andre zu verfolgen hat, und daß, wenn die Regierung gezwungen werden sollte, all den maßlosen Forderungen nachzugeben, die von den Kolonialphantasten gestellt worden sind, der Zerfall des Reiches eine notwendige Folge davon sein würde. Welcher Widerspruch würde sich erheben, wenn der Landwirtschaftsrat den Anspruch machen wollte, daß nicht die Regierung, sondern er allein die Entscheidung in landwirtschaftlichen Fragen hätte, und welcher Sturm würde entstehen, wenn die Handelskammern und nicht die Regierung mit den gesetzgebenden Faktoren den Zolltarif festsetzen wollten. Aber daß ein Kolonialrat nicht bloß sein Gutachten abzugeben, sondern noch mehr als ein Parlament die ausschließliche Entscheidung haben soll, das wird mit einer staunenerregenden Unbefangenheit in öffentlichen Blättern mit Ernst verkündet und jeder Afrikareisende schon durch diese seine Eigenschaft zum genialen Staatsmann und Verwaltungsbeamten gestempelt. Nur eins haben

Digitized by Google

diese beklagenswerten Ausschreitungen gelehrt, daß wir uns glücklich schätzen können, eine kraftvolle Regierung zu haben, die sich nicht bloß gegen ihre Gegner, sondern auch gegen verblendete Freunde zu wehren und die Zügel fest zu führen vermag. Hätte sie den erregten Äußerungen der irregeleiteten öffentlichen Meinung nachgegeben, dann würden heute unsre Kolonialschwärmer sich über die Frage klar sein, ob es besser sei, das wertlose Gebiet um den Ngamisee und die im Versanden begriffene Walfischbai, ja selbst das immer noch wenig bekannte Königreich Uganda zu besitzen oder einen Krieg mit England zu führen, denn dahin zielten doch zuletzt die kolonialpolitischen Strömungen ab. Wenn gegenüber diesem unbegreiflichen Gebaren die Gegner der Kolonialpolitik nicht den Sieg davon tragen, sondern wenn es noch gelingt, trotz dieser Anfeindungen von beiden Seiten eine kräftige Kolonialpolitik für die Zukunft zu sichern, so wird dies das Verdienst der so sehr verketzerten Regierung unter der Leitung des Herrn von Caprivi bleiben. Einer Kolonialpolitik bedarf unser deutsches Volk, wenn es nicht seine Stellung im Wettbewerb der Völker verlieren soll. Aber diese Kolonialpolitik ist eine ernste Arbeit, die mit Umsicht geleitet, mit Kraft durchgeführt und mit Geduld getrieben werden muß. Nicht von dem Strohfeuer augenblicklicher Begeisterung darf sie abhängen, sondern sie muß auf der festen Grundlage einer dauernden Überzeugung stehen. Nicht blindlings und einseitig darf darnach gestrebt werden, auf der Landkarte weite Gebiete zu erwerben, sondern unter Berücksichtigung der politischen Lage, unter Abschätzung der verwendbaren Mittel und Kräfte muß planmäßig und mit Vertrauen vorgegangen und das Erworbene auch ernstlich für die Kultur verwertet werden. Eine solche Kolonialpolitik ist bisher von Deutschland nicht betrieben worden. Nationale Begeisterung hat sie geschaffen, aber sie hat weder in den wirtschaftlichen Kreisen noch bei der Regierung bisher die erforderliche Unterstützung gefunden und auch nicht finden können, weil die Vorbedingungen fehlten, die in der Sicherheit des Besitzes und in dessen Beherrschung liegen. Diese Sicherheit ist durch das deutsch-englische Abkommen geschaffen. Jetzt wird es sich zeigen, ob in dem deutschen Volke so viel Kraft an Männern und Mitteln übrig ist, daß die Kolonialbewegung von der Begeisterung in die Arbeit übergeleitet werden kann. Der Regierung wird man jetzt nicht mehr den Vorwurf machen können, daß sie nicht ihrerseits alles gethan habe, um dem deutschen Unternehmungsgeist die Wege zu ebnen. Die Kolonialpolitik hat aber noch mit sehr mächtigen Gegnern, namentlich im Reichstage, zu kämpfen. Diese werden die Ausschreitungen der letzten Wochen nicht überzeugt, vielmehr in ihrer Gegnerschaft bestärkt haben. Denn wenn man selbst von den Verunglimpfungen und Verleumdungen absieht, mit denen in Versammlungen und Presse die Regierung des Kaisers überschüttet worden ist, so wird man doch geringes Vertrauen in die Einsicht derer setzen können, die Kolonialpolitik

Digitized by Google

losgelöst von den europäischen Machtstellungen treiben wollen, gleich als ob Deutschland von dem Lärm der Welt fern im stillen Ozean läge. Es liegt ferner darin eine Gefahr, daß unsre Kolonialpolitiker die öffentliche Meinung schon so weit beherrschen, daß sie wegen einiger Quadratmeilen unentdeckten und unerforschten Landes einen europäischen Krieg heraufbeschwören wollen. Es ist aber auch ein Trost dabei — und mit einem solchen wollen wir diese wenig erfreulichen Betrachtungen schließen. Diese Ausschreitungen haben einen Beweis von dem kräftig gewordnen Nationalgefühl des deutschen Volkes erbracht, sodaß, wer da glauben wollte, er könne sich ungestraft an dem berechtigten Besitz der Nation vergreifen, schwer irren würde. Wehe dem, der daran rütteln sollte!

Aus Elsaß-Lothringen

Die Verhandlungen der Landesvertretung von Elsaß-Lothringen können, wenn auch nicht an sich, so doch der besondern Stellung des Landes wegen ein allgemeineres Interesse in Deutschland beanspruchen, als das, das sonst die Gesamtheit den häuslichen Angelegenheiten irgend eines Bundesgliedes widmen mag. Das Reichsland ist ja in einer ähnlichen Lage wie die gemeinschaftlichen Vororte der Eidgenossenschaft oder wie die niederländischen Generalstaatslande, an deren Angelegenheiten die Gesamtheit Anteil nahm. Aber davon abgesehen, hat man im Reiche, obwohl man aus dem Reichslande, wie im alten Rom aus Ägypten, fortwährend Neuigkeiten, aber selten erfreuliche, erfährt, doch ein Herz dafür, ob denn nicht doch zeitweise die nationale Aufgabe im Lande einen wahrnehmbaren Ruck nach vorwärts macht, und sei es auch nur auf dem Gebiete der Interessen; denn die Zufriedenheit mit den äußern staatlichen Lebensbedingungen bildet doch schließlich die Grundlage für einen innern nationalen Anschluß, auf den wir dann getrost warten können.

Diese Vorbedingung der Aussöhnung mit dem Geschick ist zunächst durch die Landesfinanzen, die doch als der Gesamtausdruck des Gesundheitszustandes eines Landes betrachtet werden können, vollauf erfüllt, und Unterstaatssekretär v. Schraut war in der angenehmen Lage, um die ihn so mancher deutsche Amtsgenosse beneiden könnte, bei Beginn der Verhandlungen der letzten Landesausschußtagung sehr erfreuliche Eröffnungen machen zu können. Bei einem staatlichen Gesamtaufwande von rund 47000000 Mark schließt das Rechnungsjahr 1888/89 mit einem verfügbaren Überschusse von 1377000 Mark ab; vom

Digitized by Google

Abschlusse für 1889/90 konnten weitere 2000000 Mark in Aussicht gestellt werden, woraus in Wahrheit mehr als drei Millionen wurden; wenn auch die Überweisungen des Reiches aus Steuern und Zöllen einen erklecklichen Beitrag zu diesem günstigen Ergebnis liefern, so haben doch auch die gesteigerten eignen Einnahmen des Landes und zwar aus den direkten Steuern, insbesondre der Patent- (Gewerbe-) Steuer, aus dem Enregistrement, aus den Forsten, aus den Abgaben für Bier u. s. w. ihren Anteil zu diesem Ergebnis geliefert, das gleich bei Eröffnung der Beratungen angenehme Aussichten auf die Verteilung von Zuschüssen und Unterstützungen zur Förderung von Unternehmungen und Bestrebungen aller Art eröffnete. Seit Jahren bereitet der die Verhandlungen einleitende Rechenschaftsbericht des Finanzleiters ein gewisses Grundbehagen unter unsern Landboten; doch lassen sie sich durch diese beruhigenden Mitteilungen niemals bestechen oder ihr Recht verkümmen, freimütig ihr Urteil über die allgemeine politische Lage oder über wahrgenommene besondre Mängel der Verwaltung abzugeben. Protest treibt man im Landesausschusse nicht, das wird bei den Reichstagswahlen und im Reichstage besorgt; dennoch rückt man mitunter der Regierung scharf zuleibe, und gar oft hallte der Saal von den donnernden Warnungen des Stadtpfarrers von Mülhausen wieder, des Reichstagsabgeordneten Winterer, der der Regierung ins Gewissen redete, wie sie durch Unterschätzung und Vernachlässigung des Einflusses der Kirche, dieses begehrenswerten Bundesgenossen im Kampfe wider die Sozialdemokratie, auf unfehlbare Mittel zur Beschwörung der die Gesellschaft bedrohenden Gefahren in unseliger Verblendung verzichte. Man konnte dabei sogar den Eindruck gewinnen, als ob die katholische Kirche nicht aus eignem Antriebe, sondern je nach Wohlverhalten des Staates ihre Hilfsmittel erschließe oder sperre. Die letzten Reichstagswahlen in Mühlhausen, bei denen der vom katholischen Klerus unterstützte Protestler gegen einen Sozialisten unterlag, scheinen der zur Schau getragenen dreisten Zuversicht der Kirche in Mülhausen doch einen Stoß versetzt zu haben; seitdem hat auch niemand davon gehört, daß die Mitglieder der katholischen Jünglingsvereine oder der Bruderschaft zum heiligen Josef bei der Arbeitseinstellung im Oberelsaß warnend oder rettend eingegriffen hätten. Der Stadtpfarrer von Mülhausen ist auch diesmal nicht mit jener apostolischen Sicherheit aufgetreten, die uns sonst an ihm gefiel, und der Versuch, die Regierung dafür verantwortlich zu machen, daß hurtige Gendarmen aus dem Wahlkreise des Herrn Pfarrers den einen oder andern Zettelträger unglimpflich angefaßt hätten, verlief recht kläglich. Woran liegt es überhaupt, daß, während in frühern Jahren der Regierung bald von elsässischen, bald von lothringischen Rednern bei jeder Gelegenheit gründlich der Text gelesen wurde, während die schönsten Vorlagen so häufig bemängelt wurden, und die Gegner, wenn es nicht anders ging, nur mit grämlichem Vorbehalte zustimmten, heute der Regierung nur noch in herabgestimmter Tonart ins Gewissen geredet wird, gerade als

Digitized by Google

ob ein Rufer in der Wüste durch andauernde Mißerfolge verdrossen geworden wäre? Liegt es daran, daß verschiedne stets kampfesfrohe Gegner von der Bildfläche verschwunden sind, oder daran, daß das anfängliche Mißtrauen gegen die Regierung sich gemindert hat, oder endlich daran, daß die Einführung der deutschen Sprache die allgemeine Redelust eingeschränkt hat? Wir wollen die Frage auf sich beruhen lassen und uns mit der Thatsache begnügen, daß die Verhandlungen des Landesausschusses in den letzten Jahren an Zugkraft eingebüßt haben, während früher wenigstens die erste Lesung des Etats alljährlich ein kleines mit Spannung erwartetes und vielfach besprochenes Ereignis bildete. Nur ab und zu ereignet es sich, daß ein Abgeordneter glaubt, es sich und der Mitwelt oder doch der Nachwelt schuldig zu sein, daß er dieser verstockten deutschen Regierung den Mahnruf zudonnert: „Schüstizia est foudamentóm regnoróm!“ als ob in der ehemaligen Präfektur zu Straßburg, wo nach der Dichtung Rückerts die alte Vogesentanne unwillig über die Fremdherrschaft krachte, heute noch statt des liebenswürdigen Fürsten v. Hohenlohe ein Herzog Alba walte. Es ist aber auch gar nicht so schlimm gemeint; solche Phrasen verfangen auch nicht mehr; denn im Stillen denkt sich doch jeder, daß es sich „im Ländel“ unter deutscher Verwaltung gar nicht schlecht lebe. Es ist aber nicht zu verkennen, daß, seitdem die deutsche Geschäftssprache eingeführt ist, die französische Presse sich nur noch notdürftig mit unsern Kammerverhandlungen beschäftigt; seitdem ist auch eine gewisse Sorgfalt in Haltung und Rede, ein gewisser höherer Schwung, insbesondre die Phrase verschwunden. Die Zuhörerschaft für die früher zum Fenster hinaus gesprochenen Reden fehlt ja jetzt; Deutschlands wegen giebt man sich keine Mühe, man fühlt sich mehr unter sich, und im Lande selbst würden in deutscher Sprache vorgetragene Klagen über himmelschreiende Bedrückungen doch sofort als Übertreibungen empfunden werden. Vor vielen Jahren hörten wir von einem vertrauenswerten Zeugen eine Geschichte erzählen, die sich am Hofe des Königs Max I. von Baiern zutrug, der seinerzeit in Straßburg als Oberst des Regiments Royal-Alsace gelebt hatte. Der junge bairische Graf N, der von der damals noch üblichen Bildungsreise in Frankreich heimgekehrt war, glänzte am Hofe in München durch die erstaunliche Fertigkeit, mit der er über Nichtigkeiten die artigsten französischen Worte zu drechseln und die Zuhörer zu blenden verstand. Der alte Graf N, ein Urbaier, wortkarg und von einfacher Art, unterbrach einmal, empört über die Entartung des Sprößlings, den Wortschwall: „Xaverl, sag amol dös auf gut boarisch.“ „Ach, warum nicht gar, widersprach gutmütig der König, da würde ja kein Mensch dem Xaverl auch nur ein Wort glauben; das Feuerwerk ist abgebrannt, was wollen Sie noch nach den leeren Hülsen suchen?“ Ernster werdend fügte der König bei, er habe bei Ausbruch der Revolution eine eigentümliche Erfahrung in seiner elsässischen Grafschaft Rappoltstein gemacht. Als die Einheimischen anfingen von „de Menscherachte“

Digitized by Google

und von „de grüßame Dirranne“ zu sprechen, da seien sie von den Landsleuten einfach ausgelacht worden; als aber die vom Konvent geschickten Redner französisch zu donnern anfingen, da hätten die Leute geglaubt mitmachen zu müssen, wenn auch nur meist, um ihren höhern Bildungsgrad zu beweisen und um nicht ausgelacht zu werden.

Mit der französischen Sprache ist nun zwar die Phrase aus den Verhandlungen des Landesausschusses verschwunden; einige Reste dieser Gewöhnung bekommen wir aber doch manchmal auch noch in deutscher Sprache zu hören. In keiner Volksvertretung der alten Welt kann man so oft von „mutvoller Verteidigung der Interessen,“ von „Kämpfen für einen Grundsatz,“ von „unermüdlicher Ausdauer“ u. s. w. reden hören. Alle Wahlprogramme bis hinunter zu den Kreistagen strotzen von solchen heldenmütigen Redensarten; damit meint aber der eine eine Straßenbahn, der andre deckt das Schild über die heimliche allgemeine Hypothek, und ein Dritter zückt das Schwert für normannische Hengste. Das sind nur rudimentäre Reste aus einer frühern Zeit, wo man gegen eine cäsarische Tyrannei ankämpfte. Die Hauptsache ist, daß mit der Einführung der deutschen Geschäftssprache die Lust an der Besprechung politischer Angelegenheiten, wie Diktaturparagraph, Sprachzwang u. s. w. geschwunden ist, womit man sonst in Frankreich Ruhm erntete. Der früher drüben hinter den Vogesen stets bereite Beifall wird aber jetzt verkümmert durch die Mühsal der Übersetzung. Wenn das französische Publikum durch die deutsche Kammersprache den Reden und Verhandlungen immer weiter entfremdet werden wird, dann wird wohl einmal der Zeitpunkt eintreten, wo man sich in Paris für die Beratungen des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen ungefähr ebenso erwärmen wird, wie für Zänkereien im Generalrate des Departements Morbihan wegen ungerechter Verteilung der Unterstützungen für Wegebauten. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Verhandlungen des Landesausschusses immer mehr den Charakter einer nüchternen und kühlen, sachlichen und prunklosen Interessenvertretung gewonnen haben. Der Statthalter Fürst v. Hohenlohe konnte die Sachlage und die vorliegenden Bedürfnisse nicht treffender kennzeichnen als durch sein Programm: „Die beste Politik ist eine gute Verwaltung.“ Die dadurch in Aussicht gestellte ehrgeizlose schlichte Pflichterfüllung entspricht dem nüchternen praktischen Sinne des Volkes, der im Grunde doch noch vorherrscht. Die Aufgabe, die dem Lande gestellt ist, ist kein politisches, sondern ein Arbeitsprogramm. Wie der Reichskanzler v. Caprivi mit dem glücklichen Worte, daß seine Politik im Reiche wohl langweilig sein werde, den Beginn eines Zeitabschnittes der innern Sammlung und ruhigen Ausreifens angekündigt hat, so hat auch Fürst v. Hohenlohe durch sein Programm der Beschäftigung mit den unabweislichen eignen Angelegenheiten das Land in die Bahn einer ruhigen, gedeihlichen Entwicklung aus der unruhigen Strömung hinübergeleitet, in die es durch die tastende und hastende, nach

Digitized by Google

augenblicklichen Erfolgen oder Blendwerken jagende Politik des Amtsvorgängers geraten war. Im Reichslande zeigen sich bereits die Früchte dieser Verwaltungspolitik, und wir können daraus wohl eine günstige Vorbedeutung schöpfen, daß unter gleichen Vorbedingungen der Gang der Dinge auch im Reiche ein gleicher sein wird.

Der Grundzug der Langenweile, dessen Vorherrschen in den reichsländischen Angelegenheiten wir wie im Reiche als einen wahren Segen begrüßen müssen, beeinträchtigt nun allerdings auch die Aufgabe des Berichterstatters. Im Reiche wird man auch wenig Teilnahme dafür finden, in welcher Art sich das Reichsland innere Verwaltungsaufgaben zurechtlegt, wie die Bildung von Genossenschaften zur Anlage von Feldwegen, die Haltung von Zuchtstieren, die Ausübung des Gewerbes der Hufschmiede, Entschädigung bei Viehverlusten durch Milzbrand, die Viehverstellung, Vogelschutz und Fischereifrevel, Unterbringung verwahrloster Kinder oder die Rechtsverhältnisse der Professoren an der Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg; aber im allgemeinen kann man sich doch dafür interessiren, wie das Reichsland unter der fürsorgenden Leitung der Regierung in den Kreis deutscher Rechtsanschauungen wenn auch zögernd eintritt oder sich auf die Höhe der Verwaltungsgrundsätze deutscher Nachbarstaaten aufschwingen oder überhaupt sich daheim behaglich, mitunter vielleicht etwas eigenartig einrichten will. Von diesem Standpunkt aus können wir es dem Landesausschusse auch nicht sonderlich verargen, daß er die beiden von der Regierung eingebrachten Gesetzentwürfe über die Einführung von Grundbüchern und über Kosten in Grundbuchsachen, wenn auch nicht grundsätzlich abgelehnt, so doch zur nochmaligen Beratung in der nächsten Session verwiesen hat. Wer den Segen kennt, der in dem Besitz eines einheitlichen und gemeinverständlich verfaßten Gesetzbuches liegt, der wird auch begreifen, daß man sich schwer davon trennt: selbst die der Verbesserung bedürftigen Bestimmungen haben immerhin den Vorteil vor dem Neuen voraus, daß sie Bestandteil der Rechtskenntnis des Volkes, daß sie Gemeingut geworden sind. Es ist ferner nicht nur die Scheu vor Änderungen überhaupt, sondern auch die mangelhafte Vertrautheit mit dem Gegenstande selbst, die hier hemmend wirkt. Nicht einmal über Bedeutung und Tragweite der Sache besteht Übereinstimmung zwischen den deutsch geschulten Juristen und den praktischen Geschäftsleuten des Landes, wo der persönliche Kredit in erster Linie gilt, sachliche Sicherheit aber erst als Notbehelf gesucht oder angeboten wird — nach dem Grundsatze: Tant vaut le fond que vaut l'homme, während in Deutschland sich das Vertrauen mehr der sachlichen Sicherheit zuwendet und die Hypothek die gewöhnliche Art der Geldanlegung bildet. Es mag ja sein, daß hie und da der Wunsch leitend ist, die von Frankreich stammenden Einrichtungen für alle Fälle in unberührtem Zustande zu erhalten; es machte auch in der That den Eindruck, als ob man sich den Wünschen der deutschen Regierung gegenüber wählerisch und vornehm

Digitized by Google

verhielte, als wäre man auf dem Gebiete der Gesetzgebung an bessere Kost gewöhnt; aber im ganzen und großen können wir wohl annehmen, daß die Ablehnung der Einladung zum ersten Schritte zur Annäherung an das künftige deutsche allgemeine bürgerliche Recht dem Wunsche entsprang, die bezüglich ihrer Tragweite unberechenbare unheimliche Neuerung soweit als möglich hinauszuschieben.

Die günstige Finanzlage hatte seit Jahren den Landesausschuß bestimmt, teils den Anregungen der Regierung folgend, teils diese, soweit sie zaghaft vorging, aufmunternd, gemeinnützige Unternehmungen aller Art in Angriff zu nehmen. Dabei ergab sich sehr bald, wie begreiflich, ein gewisser Zwiespalt, heute zwischen Industrie und Landwirtschaft, morgen zwischen Elsaß und Lothringen oder zwischen Ober- und Unterelsaß; eine Einigung über Vorzug und Reihenfolge bei Erfüllung der Wünsche zu erzielen, ist manchmal kein leichtes Unternehmen, und gar oft entstand unter altdeutschen Beobachtern die Meinung, als ob der Landesausschuß eine eigennützige Verstocktheit, eine absichtliche Verkennung der Aufgaben eines deutschen Bundesstaates, sei es im Innern, sei es in den Beziehungen zum Reiche, walten ließe. Das scheint uns ein ungerechtes Urteil zu sein. In welcher deutschen Kammer kommen nicht ganz ähnliche Bestrebungen vor? Man muß sich dabei die Vergangenheit des Landes vergegenwärtigen, das früher über sich eine große staatliche Einheit, ganz Frankreich, wußte, während heute über den örtlichen Interessen nur eine kleine finanzielle Gemeinschaft — das Reichsland — schwebt. Aus den frühern Überlieferungen entstand die Neigung, die auch Entgegenkommen fand, z. B. bei der Kaiser-Wilhelms-Universität, beim Baue von Eisenbahnen, bei der Stadterweiterung von Straßburg, vom Reiche als dem großen Ganzen, das an Stelle Frankreichs getreten war, Zuschüsse oder Begünstigungen zu erlangen. Ein französischer Staatsmann hat einmal gesagt, die Imperativmandate aus der Provinz seien die Rache für die staatliche Zentralisation; darunter sind aber nicht etwa nur politische, sondern weit mehr Interessenmandate zu verstehen. Die Provinz verlangt vom Staate Gegenleistungen für die Zustimmung zu den Gesamtzwecken und die Regierungsvorlagen; man verlangt von der Regierung, daß sie sich gegenüber den Wünschen der Vertreter willfährig erweise, und auf diese Weise wollen die Vertreter mitregieren und mitverwalten. Diese Auffassung zeigte sich in der Haltung des Landesausschusses bei der Beratung über Zuschüsse des Landes zur Anlage der Bahnlinien Selz-Merzweiler und Hagenau-Röschwoog; schließlich wurde nur ein Zuschuß für die Teilstrecke Selz-Walburg genehmigt. Vergeblich wurde der Versammlung vorgerechnet, daß von den seit 1870 aufgewendeten Kosten für die Bahnen des Reichslandes (515 Millionen Mark) 489 Millionen vom Reiche gezahlt, dagegen nur 15 Millionen vom Lande, 8 Millionen von den Bezirken und 2,7 Millionen von Gemeinden und Privaten beigesteuert worden sind. Das

Digitized by Google

rein militärische Interesse des Reiches an der Herstellung dieser Linien wurde als Vorwand für die Ablehnung genommen, die keineswegs politischen Motiven entsprang, wie man etwa annehmen könnte; es war nur eine Strafe für die Regierung, die dem Plane, das Land mit einem Netze von Straßenbahnen zu überziehen, nach anfänglicher Mithilfe plötzlich weitere Handreichung versagt hatte, wohl auf Rücksicht auf die Interessen der Reichseisenbahnverwaltung, eine Strafe dafür, daß die Wünsche der Vertreter, die in solchen Dingen solidarisch auftreten, nicht genügend beachtet worden waren.

Ziemlich weitgehend war der vom Bürgermeister Back von Straßburg vertretene Initiativantrag, daß das aus Altdeutschland eingeführte starke Bier einer erhöhten Übergangssteuer (3,20 Mark statt 2,90 Mark) unterworfen werden möchte. Der Landesausschuß hat den Antrag mit allen gegen eine Stimme angenommen. Die Bierbrauer des Reichslandes befinden sich in einer übeln Lage. Ihr Gebräu zieht nicht mehr recht. Tacitus hat das germanische Bier ein weinähnliches Getränk genannt — potus in quandam vini similitudinem corruptus; in unsrer Zeit wurde auf den Ausstellungen in Paris und Wien das Gebräu von Straßburg und Umgegend als boisson, als „bierähnliches Getränk" bezeichnet und gelobt, aber nicht mit dem ehrlichen Namen Bier beehrt. Seitdem hat sich viel gebessert, und es giebt bierehrliche Trinker aus Altdeutschland, die sich mit Genuß und Überzeugung an „Schiltigheimer" und „Königshofer" laben; aber die Elsässer selbst fallen ab und huldigen nicht nur den Münchner Exportbieren, die, wie allenthalben, im Siegeszuge das Land gewonnen haben, sondern auch den Bieren aus der Pfalz und dem Badischen, die trotz des erhöhten Preises das einheimische Gebräu immer mehr verdrängen. Dazu kommt, daß auch Frankreich, das nicht nur den Straßburgern, sondern auch den Baiern die Geheimnisse eines herzerfreuenden Sudes abgelernt zu haben glaubt, den Eingangszoll auf fremde Biere erhöht hat. Nach Deutschland hat Elsaß niemals nennenswerten Absatz gehabt, die Ausfuhr nach Frankreich sinkt fortwährend, und der Absatz im Lande wird geschmälert durch den Wettbewerb aus Altdeutschland. Nachgerade unterliegt nun das Elsaß, wenn auch noch mit Protest, einer andern, geläuterten Geschmacksrichtung. Der Landesausschuß hielt es offenbar für eine Ehrensache, dem einheimischen Braugewerbe durch eine Art von Binnenschutzzoll wieder aufzuhelfen. Die Regierung hat die vorsichtig gefaßte Versicherung gegeben, im Bundesrate vorzutragen, was zu Gunsten des Antrages spricht. Der schwache Punkt des Antrages liegt wohl in der Berechnung des Verhältnisses der theoretischen Steuer zur Effektivsteuer, was bei der Verschiedenheit der Brauarten, der Einsteuerung und der Gutschreibungen wohl zu Meinungsverschiedenheiten führen wird. Dazu kommt noch die Frage, ob nicht durch stärkern Einsud und nachträgliche Verdünnung die verfassungsmäßigen Bestimmungen über die einheitlichen Grundlagen des Wettbewerbes umgangen werden können. Vor der ausgleichenden

Digitized by Google

Aufgabe des Bundesrates wird dieser Antrag schwer bestehen. Aber auch an diesem Beispiele kann man sehen, wie die Zentralisation die Leute gewöhnt hat, statt der Selbsthilfe die Staatshilfe zu suchen, und das thun auch Bittsteller, die keineswegs Freunde Deutschlands sind.

Ein andrer Initiativantrag aus dem Hause betraf die Vertiefung der Kanäle, um den Anschluß an die französischen und die belgischen Wasserstraßen zu erhalten. Neben diesem seit Jahren besprochenen Entwurfe waren es aber noch zwei andre, die die öffentliche Meinung bewegten: die schon unter französischer Herrschaft unternommene und durch den Krieg unterbrochene Kanalisirung der Mosel und die Herstellung einer Kanalverbindung zwischen Straßburg und Ludwigshafen oder Speier. Keines dieser Vorhaben schloß das andre aus, sie konnten neben einander bestehen; aber die Mittel des Landes reichen nicht aus, um alle drei Aufgaben gleichzeitig in Angriff zu nehmen, man mußte sich also darüber verständigen, welchem der drei Entwürfe zuerst Unterstützung gewährt werden sollte. Solche Entscheidungen gehören aber in einem kleinen Lande zu den schwierigsten Dingen. Im vorigen Jahre hatte man beschlossen, die Entscheidung über die Verwendung sich vorbehaltend, einen Kanalfonds zum Ausbau und zur Verbesserung der bestehenden Wasserstraßen zu bilden, um zunächst der einen oder andern der als besonders wichtig und dringend anerkannten Anforderungen später gerecht werden zu können. Nach Jahr und Tag aber hatte sich die Sachlage schon geändert. Die Kanalisirung der Mosel wird nicht mehr in Betracht gezogen; man nahm an, und wohl mit Recht, daß sich die Sache ohne Zuthun des Reichslandes wegen des überwiegenden Interesses Preußens von selbst machen würde. Für den Kanal Straßburg-Ludwigshafen hatte man sich im Lande nie sonderlich erwärmt. Die Oberelsässer sprachen nur von „'m Mantüffel sin Kanal"; in Lothringen hatte von jeher das Schicksal des Panamakanals näher gelegen als das des Kanals im Rheinthale. Aber auch die Stadt Straßburg selbst, die bestimmt schien, durch diesen Kanal die Rolle Mannheims zu übernehmen, zeigte wenig Bereitwilligkeit zur Übernahme dieser Aufgabe. Der Bürgermeister der Stadt Straßburg schien die Schaffung dieser Wasserverbindung für eine hoffnungslose Angelegenheit zu halten, der Reichstagsabgeordnete für Straßburg dagegen tröstete sich und die Versammlung über alle Zweifel mit der Versicherung, daß die Angelegenheit des Kanals nicht so schlimm stehe, da es sich nicht nur um ein Interesse des Reichslandes, sondern um ein Interesse des Reiches handle. Das Reich dürfte aber wohl wenig Interesse daran haben, dem schönen, musterhaft verwalteten Lande Baden mit seiner fleißigen, klugen und strebsamen Bevölkerung, dem reichstreuesten Bundesgenossen, der schon durch die Industrie des Elsaß, durch die Reichseisenbahnen, durch die Universität Straßburg u. s. w. stark geschädigt wird, den Wettbewerb mit dem Reichslande, das seine Reichstreue erst noch zu erweisen hat, noch weiter zu erschweren.

Digitized by Google

Als rettender Gedanke wurden die Ausführungen des Oberbaurates Honsell von Karlsruhe begrüßt, der an Stelle des linksrheinischen Kanals die Schiffbarmachung des Rheins von Mannheim bis Straßburg empfiehlt und für durchführbar erklärt, während im Reichslande dieser Plan früher schon für ebenso aussichtslos erklärt wurde, als das längst aufgegebene Projekt des Herrn Honsell, den Bodensee tiefer zu legen. Nun wollen wir ruhig abwarten, wie sich die Sache weiter entwickeln wird. Straßburg und der ganze Landesausschuß haben dem Gedanken der Verbindung mit den belgischen und den französischen Seehäfen und dem belgischen Kohlenbecken vor der Herstellung von Verbindungen mit dem deutschen Rheinverkehr den Vorzug gegeben, mit der ausgesprochenen Begründung, daß es Sache Deutschlands sei, die Kanalisirung der Mosel und den Bau eines Kanals im Rheinthale durchzuführen. Den rein sachlichen Gründen dieser Stellungnahme können wir eine gerechte Würdigung nicht versagen. Der uralte Streit über die Schifffahrt auf dem Rheine, den im vorigen Jahrhundert Elsaß, auf alte kurmainzische Privilegien sich stützend, gegen die Versuche Badens führte, auf dem Landwege den Güterverkehr auf dem Rheine zu beeinträchtigen, wird allerdings keine Wiederholung erleben, wenn Elsaß darauf verzichtet, sich den Wasserverkehr im Rheine zu sichern; dann aber wird vielleicht die Lösung in der Schaffung eines freien deutschen Rheins liegen. Sollte dieses Vorhaben ausführbar sein, wer sollte sich da widersetzen?

Das eigentliche politische Interesse nahmen die Verhandlungen über den Paßzwang in Anspruch. Man darf wohl sagen, daß die Klagen über den Paßzwang der Enttäuschung darüber entsprungen sind, daß Deutschland, nachdem seine Langmut gegenüber dem französischen Hohn und Trotz unverwüstlich geschienen hatte, wider alles Erwarten anfing, Ernst zu machen. Der französischen Zuversicht, daß Deutschland in dem Schuldbewußtsein, französischen Boden sich angeeignet zu haben, sich glimpflich und schonend verhalten werde, und dem festen Glauben, daß sich bei nächster Gelegenheit das Kriegsglück wenden werde, entsprach auch die Leichtherzigkeit, mit der aus Elsaß-Lothringen in der Hoffnung ausgewandert wurde, daß die Rückkehr nicht erschwert werden würde. Besonders mißlich war es für die deutsche Regierung, wenn Optanten im Lande umherwandelten als lebendige und verlockende Beispiele dafür, wie leicht es sei, der deutschen Regierung ein Schnippchen zu schlagen, wie bequem man die Pflichten gegen Frankreich mit der unüberwindlichen Anhänglichkeit an die heimische Scholle in Einklang bringen könne. Rechnet man dazu noch die Unverfrorenheit, mit der französische Eigentümer, Jagdpächter oder Jagdgäste, Offiziere oder Handlungsbeflissene den ehemaligen Landsleuten im Reichslande begreiflich machten, daß man Deutschland alles bieten könne, so kann man es wohl verstehen, wie Deutschland zu der Überzeugung kam, daß durch die Bestimmungen des Frankfurter Friedens das postliminium nicht ordentlich

Digitized by Google

geregelt sei, daß „der Grenzgraben vertieft werden müsse.“ So oft wir aber über Paßzwang reden hörten oder darüber lasen, im Reichstage, im Landesausschusse, in der deutschen wie in der französischen Tagespresse, niemals war davon die Rede, wie weit denn wirklich von einer Grenzsperre oder nur von einer Erschwerung des Übertrittes die Rede sein könne. Wenn wir recht unterrichtet sind, so ist die Mehrheit der Fälle, in denen das Visa erteilt wird, längst so überwiegend, daß im großen und ganzen, da ja jetzt auch der Durchgangsverkehr frei gegeben ist, höchstens noch von einer ungewöhnlichen Belästigung des Verkehrs zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen die Rede sein kann. Allerdings ist es für den Zurückgewiesenen ein geringer Trost, zu wissen, daß er zu einer Minderheit zählt. Wenn nun aber weitere Zugeständnisse gemacht werden sollen, soll dann die Frage des Bedürfnisses für die Aufenthaltsgewährung maßgebend erklärt werden oder die politische Wertschätzung des Nachsuchenden? Seit Einführung des Paßzwanges sind die sogenannten Aufenthaltserlaubnisse weggefallen, deren Beseitigung die Interpellation von Richter u. Gen. ins Auge faßte, während sie längst infolge juristischer, wohl etwas feinfühliger Bedenken über den Begriff der Meistbegünstigung aufgegeben worden waren. Daß sich die Herren Richter u. Gen. der Sache angenommen haben, dem Drängen des kürzlich verstorbenen Abgeordneten Grad von Colmar entsprechend, kann man von dem Standpunkte aus begreifen, daß sich die Partei dankbare Leute in einem Lande sichern wollte, aus dem bei den letzten Wahlen ganz unerwartet den Deutschkonservativen, den Nationalliberalen, dem Zentrum und den Sozialisten Beihilfe erwachsen war; man wollte auch in Süddeutschland Stimmen machen, wo man sich über die Unbequemlichkeiten des Paßzwanges ärgert, z. B. in Pforzheim, Stuttgart u. s. w. Wenn aber die Elsaß-Lothringer Abschaffung des Paßzwanges verlangen, so besorgen sie eigentlich die Geschäfte Frankreichs; aber man muß dabei zugestehen, daß die Landesvertreter auch den Wünschen ihrer Wähler entsprechen, die ungehinderten Wechselverkehr mit der Auswanderung wünschen. Es ist öffentliches Geheimnis im Lande, daß, wie bei der Zwischenwahl in Straßburg, so auch bei den allgemeinen Wahlen von 1890 die Protestler als Preis für die Wahlenthaltung von den Gemäßigten verlangten, daß diese für die Abschaffung des Paßzwanges eintreten sollten. Die vier Erzpriester in Lothringen, die aus den letzten Wahlen hervorgingen, verdanken ihren Erfolg nur dem Verzicht der frühern Vertreter oder andrer Bewerber, und diese traten zurück, weil sie befürchteten, daß die Wiederwahl von Protestlern die Regierung derart verstimmen würde, daß von einer Aufhebung oder Milderung des Paßzwanges gar keine Rede mehr sein könnte. Der Herrschaft des Paßzwanges sind die gemäßigten Wahlen von 1890 zu verdanken, und deshalb ist es eigentlich schnöder Undank, wenn die aus diesen Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Reichslandes gegen den Paßzwang auftreten, der allein die französischen Einflüsse auf die Wahl fern-

Digitized by Google

gehalten hat, durch den diese Wahlergebnisse überhaupt ermöglicht worden waren. Es ist ferner nur eine Täuschung der öffentlichen Meinung, wenn geklagt wird, daß der Paßzwang auf die in der Blütenentwicklung begriffene Stimmung gewirkt habe, wie die Eisheiligen in einer Frühlingsnacht. Der Paßzwang ist eingeführt worden, nachdem man die Überzeugung gewonnen hatte, daß der ungehinderte Verkehr mit Frankreich eine fortgesetzte Störung der ruhigen Entwicklung der Dinge bewirke. Da war nichts weiter zu verderben. Von uns Deutschen hatte auch von solcher Blütenpracht niemand etwas bemerkt. Der Paßzwang wird beibehalten; die bisher schon gewährten Erleichterungen sollen fortbestehen, und weitere Erleichterungen sind inzwischen bezüglich des internationalen Durchgangsverkehrs gemacht worden. Bezüglich des Verkehrs zwischen Frankreich und dem Reichslande aber dürfte unter grundsätzlicher Wahrung der Notwendigkeit der Maßnahmen als internationale Sicherung nur in der Ausführung ein Zugeständnis gemacht werden. Man weiß jetzt, daß der Paßzwang nicht eingeführt worden wäre, wenn man nicht einen dauernden Zustand hätte schaffen wollen; als vorübergehende Maßregel würde der Paßzwang höchstens die Bedeutung einer Demütigung Frankreichs gehabt haben, aber den gewollten Zweck nicht erfüllen, die Grenze zu vertiefen. Der Paßzwang gehört zu jenen Dingen, quae non possunt laudari, nisi peracta. Würde er plötzlich wieder aufgegeben, obgleich sich an den Beziehungen zu Frankreich nichts geändert hat, so müßte dies als das Bekenntnis einer Übereilung oder einer pessimistischen Auffassung verurteilt werden. Wird aber der vom Reichskanzler als Ziel bezeichnete Zweck, die Germanisirung, erreicht werden? Der deutschgesinnte Reichstagsabgeordnete Höffel, dessen Zeugnis uns wichtiger erscheint, als die damit übereinstimmende Ansicht der Vertreter andrer Richtungen, stellt dies entschieden in Abrede. Wir Deutschen sind nun aber so lange im Lande, daß unser Urteil auch Anspruch auf Anhörung erheben darf. Unter den eingewanderten Deutschen ist die Meinung vorwiegend, daß der Paßzwang trotz der unleugbaren Verstimmung, die auch unter Gutgesinnten hervorgerufen wurde, deshalb schließlich den besten Erfolg haben werde, weil der Paßzwang das untrüglichste Mittel ist, die nationale Doppelart der Elsässer, denen diese Untugend wie allen Grenzvölkern eigentümlich ist, zu bekehren und die Leute zur Erkenntnis des Ernstes der Lage zu bringen. Weit bedenklicher noch als die offenkundige Anhänglichkeit an Frankreich ist diese altererbte Fähigkeit zur nationalen Halbheit, die immer weiter dauern würde, wenn ihr nicht einmal ein Ende gesteckt würde. Diese Halbheit der Gesinnung wird aber weit weniger durch die Anwesenheit von Franzosen im Reichslande als durch die Auswanderung aus dem Reichslande nach Frankreich bestimmt. Diese Erfahrung kann man in jedem Grenzlande machen, dessen Verkehrsbedingungen zum Auslande neigen. Eine solche Neigung wird aber dadurch abgeschnitten, daß die Leute zur endgiltigen Entscheidung

Digitized by Google

für oder wider gedrängt werden, statt ihnen eine fortwährende pendelartige Bewegung zwischen zwei Seiten zu gestatten. Die Ungewöhnlichkeit dieser Maßregel muß man sich durch das unehrliche Verhalten Frankreichs erklären, das alle Verhöhnungen des Frankfurter Friedensvertrages zuläßt, sowie durch die erziehende Bedeutung der Sache. Wenn der freie Wechsel zwischen Frankreich und Deutschland erschwert wird, wenn die, die für Frankreich optirt haben oder dorthin ausgewandert sind, auf diese Wahl verwiesen bleiben, dann wird notwendig zunächst Unzufriedenheit entstehen, durch die man sich bei Erstrebung des Endzieles nicht irre machen lassen darf, weil sie vorauszusehen war. Der Paßzwang ist aber nicht nur durch das unehrliche Verhalten Frankreichs notwendig geworden, sondern durch das unzuverlässige Verhalten der Führer im Lande, die, als gleichzeitig der Feldmarschall v. Manteuffel über den Eifer, die Protestler zu gewinnen, die alten Autonomisten beiseite schob, und die Franzosen die ehemaligen Landsleute im Reichslande immer dringender und zuversichtlicher aufforderten, sich für eine nahe bevorstehende Erlösung zu rüsten, das Programm der Autonomie völlig im Stiche ließen. Das ganze öffentliche Leben im Reichslande ist beherrscht durch diesen Gedanken der Unsicherheit der Zukunft. Wenn man auch nicht mehr, wie vor etwa drei Jahren, den Krieg als unmittelbar bevorstehend und unvermeidlich betrachtet oder den Krieg überhaupt wünscht und ersehnt, so hat sich dafür jetzt die Überzeugung allgemein ausgebildet, daß es Frankreich mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen sehr bald gelingen werde, durch fortgesetzte Überbietungen in den Rüstungen zum Kriege Deutschland bis zu einem Punkte zu drängen, wo sich die Unmöglichkeit ergeben wird, den Widerwillen der reichsfeindlichen Parteien zu überwinden und die mangelhafte Reichssteuermaschine noch weiter zu heizen.

Es hängt auch mit dem Gedanken der Unsicherheit der Zukunft zusammen, daß man im Landesausschusse sich nicht mehr wie früher mit der Zukunft des Landes beschäftigt. Nur der kürzlich verstorbene Freiherr Zorn von Bulach der Ältere, der langjährige Vizepräsident der Versammlung, verlangte auch noch in den letzten Jahren die Gewährung der Autonomie, der vollen bundesstaatlichen Rechte für das Land. Schon die sympathische Erscheinung des alten Edelmannes, der einem der ältesten und ruhmreichsten Geschlechter der alten reichsunmittelbaren Ritterschaft des Unterelsaß angehörte, wirkte herzerfrischend, noch mehr der persönliche Mut des Freiherrn, der, den Anfeindungen seiner ehemaligen Mitbürger wie dem Spotte der engern Landsleute trotzend, für das Recht seines Heimatslandes eintrat und forderte, daß es in dieser oder jener Weise den andern Bundesstaaten gleichgestellt, daß die Elsaß-Lothringer aus Deutschen zweiter Klasse zu Deutschen erster Klasse, aus unmittelbaren Unterthanen des Reiches zu gleichberechtigten Vollbürgern gemacht werden sollten. Es hat eine Zeit gegeben, wo sich der Landesausschuß solchem Verlangen be-

Digitized by Google

geistert anschloß; wir erinnern nur an den Beschluß der Versammlung vom 22. Dezember 1877, worin der Wunsch ausgesprochen wurde, es möge dem Reichslande eine eigne Verfassung als Bundesstaat mit dem Sitze der Regierung in Straßburg und einer Vertretung im Bundesrate gewährt werden, indem die unmittelbare Souveränität des Kaisers an Stelle der Gesamtsouveränität des Bundesrates trete.

Deutschland ist keineswegs von Schuld freizusprechen, wenn das Land, sei es infolge der von uns geschaffenen Einrichtungen, sei es durch bedauerliche Störungen des Ganges der Dinge, von dem ins Auge gefaßten Ziele, im deutschen Reiche sich eine bundesstaatliche Stellung zu verschaffen, hat abdrängen lassen. Wir wollen über diesen Gegenstand hier keine Betrachtung anstellen. Die in diesem Punkte gemachten Erfahrungen bieten hinlänglichen Stoff zum — Stillschweigen. Heute ist die alte Partei der Autonomisten vom Schauplatze verschwunden. Nicht den Rücktritt der Leute selbst bedauern wir, aber die Thatsache der allgemeinen Fahnenflucht. Der Freiherr Zorn von Bulach ist kürzlich zu seinen Vätern versammelt worden. Wer wird künftig dieses Ceterum censeo übernehmen? Wird etwa der Unglaube an die Erfüllung des Wunsches, wird die Wunschlosigkeit selbst vorwalten? Wie denkt sich dann das Reichsland seine deutsche Zukunft? Die Führer haben das Volk im Stiche gelassen, aber das ganze Volk ist keineswegs der Meinung, daß es genüge, sich notdürftig mit den deutschen Anforderungen abzufinden, bis das Land wieder französisch sein werde. Gegenüber den Zusicherungen des Freiherrn v. Manteuffel, daß er seinen Lebensrest daran setzen werde, dem Lande die Autonomie zu verschaffen, blieben die sogenannten Notabeln teilnahmslos, und die Partei der Autonomisten verschwand spurlos, während Manteuffel um die Herzen der Protestler warb, da er, wie die Engel im Himmel, an Bekehrungsbedürftigen größeres Gefallen fand als an Gerechten. Dasselbe Land, das vor dreizehn Jahren durch seine Vertreter das Verlangen ausgesprochen hatte, daß ihm an Stelle der schwer faßlichen juristischen Persönlichkeit des Reiches ein sichtbarer persönlicher Herrscher gegeben werde, eines der reichsten, wirtschaftlich bedeutendsten Länder des Reiches, ist völlig unbekümmert um sein staatliches Schicksal. Daneben sehen wir eine rührige deutsche Einwanderung, die in den Gemeinderäten, in den Kreis- und Bezirkstagen und im Landesausschusse Fuß faßt und bei den Reichstagswahlen deutschgesinnten Bewerbern zum Siege verhilft. Wenn die alte Autonomistenpartei in ihrer Gleichgiltigkeit für die Ausgestaltung des Landes verharrt, auf die Wahrung der materiellen Interessen sich beschränkend, wird auch im deutschen Reiche das politische Interesse an der Zukunft und an den eignen Wünschen des Landes immer mehr schwinden; Vertreter dieses politischen Interesses werden immer mehr die eingewanderten Altdeutschen werden, umso mehr als diese nicht nur unter der Beamtenschaft, sondern auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit die

Digitized by Google

Mehrheit bilden. Die deutsche Einwanderung hat aber auch das Interesse, daß das Land in irgend einer Weise staatliche Gleichberechtigung im Bunde erwerbe. Und so wird es sich wohl fügen, daß das Reichsland, während seine Führer von Frankreich die Entscheidung über die Zukunft erwarten oder unentschlossen sich lediglich um die materiellen Interessen kümmern, wenn einmal die Hoffnung auf Frankreich geschwunden sein wird, zu der Erkenntnis kommen wird, daß es die Leitung seines Geschickes längst verloren hat.

Die Erklärung der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte in Frankreich

Von Bernhard Heinzig

Das Jahr 1889, wo Frankreich die Jahrhundertfeier der großen Revolution in glänzender Weise beging, hat in der zivilisirten Welt eine Hochflut von Arbeiten hervorgerufen, die die Ursachen und den Verlauf des weltbewegenden Ereignisses, wie die Bedeutung der vor und während desselben auftretenden maßgebenden Personen dem Leser vor die Seele zu führen bestimmt waren. Aber nicht allenthalben ist klar zu lesen gewesen, wie neben den Ausbrüchen der Gewalt, die gleich einem Gewittersturme Frankreich verwüsteten, ein Kampf der Ideen herging, der, nachdem er dort zum Austrage gebracht worden war, ganz Europa ergriff. Die Idee der absoluten Volkssouveränität im Staate gestaltete das bis dahin herrschende teilweise in Absolutismus ausgeartete Lehnswesen Frankreichs zum konstitutionellen Staatssystem um, und darin liegt bekanntlich die eigentliche Thatsache der Revolution, die sich später, ohne den von Menschenblut und Feuersglut geröteten Hintergrund zu haben, auch in den übrigen Ländern des west- und mitteleuropäischen Festlandes vollzog. Wie der tiers-état im eignen Lande gegen die bevorzugten Stände vorging, so drangen die Sanskulottenheere mit der Parole „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ in die Nachbarländer ein, die Feudalsysteme zu Boden werfend, ähnlich wie einst die Phalanx Alexanders der griechischen Kultur eine Gasse durch ganz Vorder- und Zentralasien schuf. Bei Ideenkämpfen, die mit der Energie der Begeisterung und schwer zu versöhnender Bitterkeit geführt werden, ist erst nach Herbeiführung fester rechtlicher Verhältnisse an das Ende zu

Digitized by Google

denken. Erst nachdem die Gleichberechtigung der durch neue Verfassungen umgestalteten Staaten neben den fortbestehenden unumschränkten Monarchien Europas errungen war, fand im Wiener Kongreß der äußere Abschluß des Weltkampfes statt, in dem von der Sierra Estrella bis zur Moskwa, von Malta bis zum Torneo die Leichenhügel von Hunderttausenden aufgetürmt worden waren. Vos lois deviendront celles de l'Europe, si elles sont dignes de vous, hatte Mirabeau schon bei der Beratung über die Menschenrechte in der Nationalversammlung am 17. August 1789 prophetisch ausgerufen.

Es ist auffallend, wie peinlich die konstituirende Versammlung bemüht ist, die allgemeinen Ideen und Grundsätze, die dem zu begründenden neuen Staatssystem als Grundlage dienen sollen, in präzise, volkstümliche Form zu bringen. Das Volk, meint Durand-Maillane, werde sich den Gesetzen besser fügen, wenn es deren Ursprung und die Grundsätze, aus denen sie hervorgegangen seien, kenne, und so berät man denn, nachdem man die erste Scheu vor der Gefahr so neuer Anschauungen für den bestehenden Staat überwunden hat, monatelang über die Rechte, wie sie aus der Natur jedes vernünftig-sittlichen Wesens unmittelbar hervorgehen, ergeht sich mit jugendlicher Begeisterung und feuriger Beredsamkeit in metaphysischen Erörterungen über naturrechtliche Fragen, um eine systematische Darstellung aller aus der Idee der Rechtsherrschaft hervorgehenden ursprünglichen Rechte zu geben und auf diese die neuen sozialen Rechtsverhältnisse zu gründen. Die Erklärung der Menschenrechte soll der neuen Verfassung als Einleitung (préambule) dienen, den Gesetzgebern bei Bearbeitung des Verfassungswerkes, wie später den Exekutivbeamten bei Ausführung seiner Bestimmungen ein Wegweiser sein. Die erste Vorlage, die der Nationalversammlung am 11. Juli 1789 durch Lafayette nach mit lebhaftem Beifall aufgenommenen einleitenden Worten von dem „Freiheitskatechismus Frankreichs" gemacht wurde, und die der später von der Nationalversammlung wirklich beschlossenen Erklärung in gewisser Weise als Grundlage dient, wird von dem kühl denkenden Grafen von Lally-Tolendal mit großer Zurückhaltung besprochen. Es mögen hier einige charakteristische Stellen aus seiner Rede folgen: „Alle diese Grundsätze sind heilig, die Ideen groß und erhaben; der Urheber des Antrages spricht von der Freiheit, wie er sie zu verteidigen gewußt hat. Der Antrag soll Gegenstand unsrer Beratung (travail) sein. Doch je mehr uns dessen Inhalt (fond) hinreißend erscheint, desto mehr müssen wir wegen der Form, die wir ihm geben, auf der Hut sein. Erlauben Sie denn, daß ich bei den Befürchtungen, deren ich mich nicht erwehren kann, beharre und meine Angst in den Schoß (sein) Ihrer Vaterlandsliebe niederlege. Lassen Sie uns den gewaltigen Unterschied nicht vergessen zwischen einem jungen Volke, das sich im Weltall ankündigt, indem es sein Joch abschüttelt und seine Fesseln bricht, und einem alten, mächtigen Volke, das seit vierzehn Jahrhunderten Fürsten gehorcht, die es nach altem Brauch erwählt hat und der

Digitized by Google

Sitte gemäß verehrt . . . Was würde es sein, wenn einige verdorbene Geister, die unsre Grundsätze nicht verstünden, sich Ausschreitungen hingäben, die wir selbst beklagen müßten? Ich lasse dem Antrage Lafayettes alle Ehre zu Teil werden, die er verdient; aber ich bitte, darüber nur in Verbindung mit der Konstitution zu beraten." Die Versammlung hält es denn auch nicht für nötig, noch weiter über den Gegenstand zu verhandeln.

Wie berechtigt die Befürchtungen Lally-Tolendals waren, zeigen gleich die nächsten Tage. Ein Bericht über die Sitzung, sowie die Erklärung der Rechte werden in der Nacht vom 11. zum 12. Juli gedruckt und am nächsten Tage, einem Sonntage, in Massen in Paris verbreitet, wo sie in Verbindung mit zwei Ereignissen, der plötzlichen Entlassung Neckers und der Heranziehung der Truppen an die Mauern von Paris, die größte Aufregung und die ärgsten Ausschreitungen, wie später, nämlich am 14. Juli, den Bastillensturm hervorrufen. Lafayette wird der gefeierte Held des Tages. In der Nationalversammlung wählt man ihn am 13. Juli zum Vizepräsidenten, am 15. Juli rufen ihn die Pariser an die Spitze der auf Antrag Guillotins wiederhergestellten Bürgergarde, die später den Namen Nationalgarde von Paris erhielt. Ein Hinweis des Wahlvorstehers Moreau de Saint-Méry auf eine im Versammlungssaal des Pariser Stadthauses aufgestellte Büste Lafayettes, die der Stadt Paris im Jahre 1784 vom Staate Virginien zum Geschenk gemacht worden war, hatte genügt, seine Wahl zum Kommandanten unter den Jubelrufen der Wähler herbeizuführen, wie denn auch die Nachricht davon in der Nationalversammlung mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde. Die Erklärung der Menschenrechte Lafayettes kennzeichnet sich gleich im ersten Artikel — „Die Natur hat die Menschen frei und gleich gemacht; die für die gesellschaftliche Ordnung notwendigen Unterschiede sind nur auf den allgemeinen Nutzen gegründet" — als eine Nachahmung der nordamerikanischen Erklärungen, wie sie den Verfassungen fast sämtlicher Staaten als Einleitung vorangesetzt worden waren. Da Lafayette der erste war, der eine Erklärung der Menschenrechte in der Nationalversammlung beantragte und auch sonst dafür Propaganda machte, so hat man ihn den Propheten der Erklärung der Menschenrechte genannt.

Die Ära der amerikanischen Revolution, nicht die der französischen, ist entgegen der ländlichen Ansicht als der Anfang der neuen gesellschaftlichen Ordnung in der übrigen Welt anzusehen; sie ist zugleich die Anfangsära der Erklärungen der Menschenrechte und der systematischen Konstitutionen. Virginien war der erste Staat, der eine Erklärung der Rechte beschlossen hatte. Diese wurde am 1. Juni 1776 veröffentlicht und an die Spitze der Verfassung des Staates gestellt. An ihrer Abfassung hatte Jefferson den Hauptanteil, wie er ihn auch neben Franklin, Adams u. s. w. bei Abfassung der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776 hatte. Lafayette, der während seiner Teilnahme an den amerikanischen Befreiungskriegen zum Re-

Digitized by Google

publikaner geworden war und Frankreich, wie aus seinen Memoiren hervorgeht, auch gern republikanisch organisirt gesehen hätte, hatte seine eben erwähnte Erklärung der Rechte an Jefferson gesandt und damit dessen Beifall in einer Weise gefunden, daß von ihm die Absendung derselben an Washington angeordnet worden war. Bekanntlich hatten sich zahlreiche französische Genie- und Artillerieoffiziere, wie la Colombe, Gimat, Fleury, Marquis de la Royerie, Touzard, Lenfant, auch Lafayette, in hervorragender Stellung mit Genehmigung ihrer Regierung an den amerikanischen Kämpfen beteiligt; später trat der französische Staat aus alter Eifersucht gegen England, dem er im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts seinen nordamerikanischen Kolonialbesitz hatte abtreten müssen, im Kampfe zur See auf die Seite der Nordamerikaner, wie er ihnen auch bedeutende Summen zur Kriegführung vorstreckte, und machte dadurch wider Willen den Kampf eines unterdrückten Volkes für seine Freiheit in Frankreich populär. Voll von kühnen, auf die eigne Befreiung gerichteten Hoffnungen wandte das französische Volk seine bewegten Blicke den Amerikanern zu, die in eine Laufbahn eingetreten waren, die es selbst zu durcheilen brannte. Wenn man die Gesetze als den Ausdruck des leidenschaftslosen Gemeinwillens bezeichnet hat, so waren die nüchternen Amerikaner in besondrer Weise zu Gesetzgebern berufen. William Penn schon, der seinen Quäkern Gesetze gab und mit England für Pennsylvanien vorteilhafte Verträge abschloß, wird von Montesquieu der Lykurg der modernen Zeit genannt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier nachweisen, wie das amerikanische Verfassungswesen ein Ausfluß des englischen ist, und amerikanische Rechtsanschauungen aus dem englischen und französischen Deismus herausgewachsen sind. Lockesche, Montesquiensche, Rousseausche Ideen finden sich in amerikanischen Verfassungswerken oft wörtlich wieder, wie umgekehrt französische Politiker die amerikanischen Verfassungen mit den sie einleitenden Erklärungen der Menschenrechte eifrig studiren.

Im Laufe des Juli und August 1789, als die Freiheitsideen in Frankreich allgemein geworden waren, mehren sich auch in der Nationalversammlung die Entwürfe zu Erklärungen der Menschenrechte, die übrigens vom Volke zum Teil schon vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung, ganz besonders in den Cahiers, durch die die Wahlkreise ihren Abgeordneten für die États-généraux Instruktionen zu geben pflegten, gefordert worden waren. So sollen die Vertreter des geistlichen Standes eine auf allgemeine Grundsätze aufgebaute Konstitution verlangen, die die Freiheit der Person und die Sicherheit des Eigentums verbürgt, die Sklaverei der Neger beseitigt, das Briefgeheimnis wahrt u. s. w. Die Deputirten des dritten Standes von Clermont werden beauftragt, eine Erklärung der Menschenrechte zu fordern, die Freiheit, Eigentum und Sicherheit der Person gewährleistet. Die Pariser Wähler übergeben ihren Abgeordneten für den dritten Stand sogar eine Erklärung der Menschenrechte und eine darauf gegründete Konstitution nach amerikanischem Muster und

Digitized by Google

fordern sie auf, mit aller Entschiedenheit dafür einzutreten. Die Erklärung der natürlichen, bürgerlichen, politischen Rechte soll nach ihrem Wunsche die nationale Freiheitsurkunde (charte) und die Grundlage der Staatsverwaltung bilden. Um in Paris jegliche Erinnerung an den seither herrschenden Absolutismus zu beseitigen, fordert dort der dritte Stand in den Cahiers auch die Beseitigung der Bastille und auf dem dadurch entstehenden freien Platze die Errichtung einer Säule von edler Einfachheit mit der Inschrift: A Louis XVI, restaurateur de la liberté publique. In Zusammenhang mit dieser Forderung steht jedenfalls der am 4. August 1789, jenem denkwürdigen Tage des allgemeinen Verzichts des Adels und der Geistlichkeit, der Städte und Provinzen auf ihre Sonderrechte, in der Nationalversammlung gefaßte Beschluß, dem Könige den Titel Restaurateur de la liberté française zu verleihen.

Die Nationalversammlung hält nach den infolge des Bastillensturms auch in der Provinz sich mehrenden Ausschreitungen, die allenthalben Mord und Brandstiftung im Gefolge haben, eine sofortige Beratung der Verfassung zur Herbeiführung geordneter Verhältnisse für unbedingt notwendig und schreckt deshalb auch vor der Beratung der Menschenrechte nicht mehr zurück. In längerer Rede betont der Erzbischof von Bordeaux am 27. Juli, daß die Idee, der französischen Verfassung eine Erklärung der Menschenrechte beizufügen, von Nordamerika gekommen sei und daß unter den vorhandenen Entwürfen solcher Erklärungen die von Sièyès und Mounier den Vorzug verdienten. Der letzte habe große Ähnlichkeit mit dem von Lafayette. Nachdem man weiter am 1. August endgiltig beschlossen hat, die aufzustellende Verfassung mit einer Erklärung einzuleiten, beginnt am 17. August die Beratung über den Entwurf, der von dem am 12. August zur Prüfung der vorhandenen zwanzig Erklärungen der Rechte erwählten aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschusse vorgelegt worden war. Der auf besondern Wunsch der Versammlung von Mirabeau, einem Mitgliede des Fünferausschusses redigirte Entwurf besteht aus neunzehn Artikeln; er wird nach kurzer Debatte am 18. August dem sechsten Ausschuß der Nationalversammlung, dem Verfassungsausschuß, zur nochmaligen Prüfung überwiesen, und dieser entwirft wieder eine Erklärung in vierundzwanzig Artikeln, die der Nationalversammlung zugleich mit den Entwürfen von Lafayette und Sièyès vorgelegt wird. Diese wählt die Erklärung des Verfassungsausschusses als Unterlage für die fernern Beratungen (Lafayette konnte für die seinige nicht eintreten, da ihn sein Kommando an Paris fesselte). Die Einleitung in die Erklärung der Menschenrechte, die mit der des Sièyèsschen und Mirabeauschen Entwurfs gleichlautend ist, wird mit der von Mounier beantragten Anrufung des höchsten Wesens von der Nationalversammlung am 20. August in folgender Fassung angenommen: „Nachdem die als Nationalversammlung vereinigten (constitués) Vertreter des Volkes erwogen

Digitized by Google

haben, daß die Unkenntnis (ignorance), die Nichtbeachtung (l'oubli) oder die Verschmähung der Rechte des Menschen die alleinigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verdorbenheit (corruption) der Regierungen sind, haben sie beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und geheiligten (sacrés) Menschenrechte auseinanderzusetzen (exposer), damit diese Erklärung allen Gliedern des gesellschaftlichen Körpers beständig vor Augen sei und ihnen ihre Rechte und Pflichten immerfort in Erinnerung bringe, damit die Handlungen (actes) der gesetzgebenden wie der ausübenden Gewalt, indem sie jeden Augenblick mit dem Endzweck aller politischen Satzung (institution) zusammengehalten werden können, dadurch mehr geachtet werden, damit weiter die künftig von einfachen und unantastbaren Grundsätzen hergeleiteten Ansprüche (réclamations) der Bürger immer auf die Aufrechterhaltung der Verfassung und die allgemeine Wohlfahrt gerichtet seien. Infolge dessen erkennt und erklärt die Nationalversammlung in Gegenwart und unter dem Schutze des allerhöchsten Wesens die folgenden Rechte des Menschen und Bürgers."

Nach Feststellung des Wortlautes der Einleitung geht man weiter zur Beratung der einzelnen Artikel. Auf Antrag Mouniers werden an Stelle der ersten sechs Artikel der Vorlage des Verfassungsausschusses folgende drei von Lafayette herrührende Artikel angenommen: Art. 1. Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede sollen nur auf den allgemeinen Vorteil (utilité) gegründet sein. Art. 2. Der Endzweck jeder politischen Gesellschaft ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum (propriété), die Sicherheit und der Widerstand gegen die Unterdrückung. Art. 3. Der Ursprung der Souveränität liegt wesentlich in der Nation; keine Körperschaft, kein einzelner Bürger kann eine Gewalt (autorité) ausüben, die nicht ausdrücklich davon ausgeht.

Am 21. August wird die Debatte über Artikel 7 bis 10 fortgesetzt. Alexander von Lameth schlägt statt der vier folgenden Artikel zwei, die nach kurzer Aussprache genehmigt werden, vor: Art. 4. Die Freiheit besteht darin, daß jeder thun kann, was dem andern nichts schadet; die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen hat sonach nur solche Grenzen, die den andern Gliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte verbürgen. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden. Art. 5. Das Gesetz darf nur solche Handlungen verbieten, die der Gesellschaft schädlich sind; was durch das Gesetz nicht verboten ist, kann nicht verhindert werden; niemand darf gezwungen werden, zu thun, was es nicht anordnet.

Bei Artikel 11 der Vorlage gelangt man nach längerer Debatte und mehrfachen Amendements zur Annahme der von dem Bischof von Autun, Talleyrand-Perigord, beantragten Fassung, die auch den Inhalt der Artikel 12, 13 und

Digitized by Google

15 der Vorlage mit einschließt: Art. 6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Staatsbürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter bei Formulirung (formation) desselben mitzuwirken. Es soll für alle dasselbe sein, mag es beschützen oder bestrafen. Da alle Bürger vor ihm gleich sind, so können sie zu jeder Würde, Stelle (place) und öffentlichen Anstellung nach ihrer Fähigkeit und ohne andern Unterschied als den ihrer Tugenden und Talente gelangen (sont admissibles).

Eine lebhafte Aussprache und zahlreiche Anträge verursacht am 22. August der Kriminalartikel 14 der Vorlage; man einigt sich schließlich den Anträgen von Target und Duport gemäß dahin, an Stelle des einen Artikels drei mit folgendem Wortlaut zu setzen: Art. 7. Niemand kann bestraft, verhaftet oder gefangen gehalten werden, als in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und nach den Formen, die es vorschreibt. Die, die eigenmächtige Anordnungen (ordres arbitraires) treffen, fördern, ausführen oder ausführen lassen, sollen bestraft werden; dagegen soll jeder Bürger, der auf Grund des Gesetzes angerufen (appelé) oder ergriffen wird, sofort gehorchen; er macht sich durch seinen Widerstand strafbar. Art. 8. Das Gesetz soll nur Strafen verfügen, die unabweisbar und augenscheinlich notwendig sind, und niemand darf bestraft werden, als auf Grund eines vorher in Betreff des Vergehens beschlossenen und veröffentlichten Gesetzes, das vorschriftsgemäß anzuwenden ist. Art. 9. Jeder Mensch hat als unschuldig zu gelten, bis er für schuldig erklärt worden ist; hält man es für unabweislich, ihn zu verhaften, so soll jede Härte, die nicht nötig ist, sich seiner Person zu versichern, durch das Gesetz streng unterdrückt werden.

Hierauf wird in die Diskussion über die auf die Freiheit des Denkens und die Achtung vor dem öffentlichen Kultus bezüglichen Artikel 16, 17 und 18 der Vorlage eingetreten; es beteiligen sich daran eine Anzahl Geistliche, wie der Bischof von Clermont, Talleyrand-Perigord, der Bischof von Lydda, aber auch hervorragende weltliche Mitglieder der Versammlung, wie Mirabeau, Pétion de Villeneuve, M. de Castellane, Rabaud-Saint-Etienne. Nach fast zweitägigem Redekampfe faßt man am 23. August die drei Artikel in den von Castellane beantragten einen zusammen: Art. 10. Niemand soll wegen seiner Meinungen, selbst der religiösen, beunruhigt werden, wenn ihre Äußerung die durch das Gesetz geschaffene öffentliche Ordnung nicht stört.

Am 24. August wird auf Antrag des Duc de la Rochefoucauld Art. 19 des Verfassungsausschusses nach längerer Debatte, an der sich hervorragende Redner, wie Rabaud-St.-Etienne, Barère, Robespierre, beteiligen, in folgendem Wortlaut angenommen: Art. 11. Die freie Mitteilung der Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Rechte des Menschen; jeder Bürger kann mithin frei sprechen, schreiben und drucken mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit für den Mißbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen.

Digitized by Google

Artikel 20 und 21 der Vorlage werden einstimmig angenommen. Sie lauten: Art. 12. Die Verbürgung (garantie) der Menschen- und Bürgerrechte macht eine öffentliche Macht notwendig; diese ist zum Vorteil aller eingesetzt und nicht für den besondern Nutzen derer, denen sie anvertraut ist. Art. 13. Zur Unterhaltung der öffentlichen Macht und zur Bestreitung der Verwaltungskosten ist eine allgemeine Steuer notwendig; diese soll unter alle Bürger mit Rücksicht auf ihre Vermögensverhältnisse gleichmäßig verteilt werden. Auch Artikel 22, 23 und 24 werden nach kurzer Debatte am 26. August in dem Wortlaut der Vorlage angenommen: Art. 14. Alle Bürger sind berechtigt, entweder selbst oder durch ihre Vertreter sich von der Notwendigkeit der öffentlichen Steuer zu vergewissern, sie frei zu bewilligen, ihre Verwendung zu verfolgen und den Betrag (la quotité), die Verteilung, Eintreibung und Dauer derselben zu bestimmen. Art. 15. Die Gesellschaft (société) ist befugt, von jedem öffentlichen Beamten Rechenschaft über seine Amtsführung zu verlangen. Art. 16. Jede staatliche Vereinigung (société), in der die Sicherheit der Rechte nicht verbürgt und die Trennung der Gewalten nicht bestimmt ist, hat keine wahre (véritable) Verfassung. Auf Duponts Antrag wird zuletzt noch, nachdem der Wunsch ausgesprochen worden ist, es möge auch ein auf das Eigentum bezüglicher Artikel in die Erklärung der Menschenrechte aufgenommen werden, Art. 16 beschlossen: Das Eigentum (propriété) ist ein unverletzliches und geheiligtes Recht; niemand kann seiner beraubt werden, wenn es nicht die gesetzlich beurkundete (constatée) öffentliche Notwendigkeit unabweislich (évidemment) fordert und eine gerechte vorherige Schadloshaltung (indemnité) eingetreten ist.

Diese Erklärung der Rechte, die der ersten französischen Verfassung vom 3. September 1791, deren Beratung sich an die der Menschenrechte unmittelbar anschließt, vorangesetzt wurde, war zunächst Gegenstand lebhafter Kontroverse zwischen König und Volksvertretung, bis Ludwig XVI. sich auf die Nachricht von erneuten Unruhen in Paris im Oktober 1789 für deren Annahme entschied. Als Lafayette am 5. Oktober an der Spitze der Pariser Nationalgarde nach Versailles kam und sich beim Könige melden ließ, ließ dieser ihm sagen, er sehe seinem Erscheinen mit Vergnügen entgegen und stehe im Begriff, seine Erklärung der Menschenrechte anzunehmen. Wie sehr übrigens Lafayette in der Umgebung des Königs als Republikaner galt, geht aus einem Vorkommnis in dem bekannten Vorzimmer des Audienzsaales im Versailler Schloß (l'œil-de-bœuf) hervor; ein Herr rief bei seinem Eintritt: Voilà Cromwell! Lafayette antwortete ihm: „Mein Herr, Cromwell würde nicht allein eingetreten sein!"

Ein flüchtiger Blick in die Erklärung der Menschenrechte genügt, um in ihr die Quintessenz des modernen Staatsrechtes zu finden, wie es gegenwärtig in den Reichen der zivilisirten Welt gehandhabt wird. Die frühern Unterlagen

Digitized by Google

des französischen Bürger- und Kirchentums sind durch Staatseinrichtungen ersetzt, die auf Gleichheit und Freiheit beruhen. Die neue Konstitution setzt als gesetzgebenden Körper im Gegensatz zu englischen Verfassungsbestimmungen nur eine Kammer ein und entzieht dem König, indem sie ihn zum Haupte der vollziehenden Gewalt macht, fast allen Einfluß auf die Gesetzgebung. Der König behält zwar in beschränkter Weise noch das Recht der Sanktion der Gesetze; aber im allgemeinen ist die Staatsmaschine nach Artikel 36 und 15 der Menschenrechte auf die absolute Volkssouveränität gegründet. Auch die richterliche Gewalt soll nämlich von der freien Wahl des Volkes abhängen, von der Exekutivgewalt also unabhängig sein. Das von Montesquieu nach dem Vorgange Lockes, ganz besonders aber von Rousseau in schroffer Weise vertretene Dogma von der Absonderung der drei Gewalten im Staate hält auf europäischem Boden zuerst in Frankreich seinen Einzug in das wirkliche Staatsleben. Man machte dadurch die Gesetzgebung republikanisch, die Vollziehung der Gesetze monarchisch und rief einen Widerspruch zweier Staatsprinzipien hervor, der entweder den Untergang der Monarchie oder die Unterdrückung des Parlaments im Gefolge haben mußte. Die Folgezeit hat gelehrt, welchen Schwankungen das französische Staatswesen unterworfen war, als das Staatsruder zuerst von der wilden Leidenschaft einer stürmischen Versammlung, sodann von der rücksichtslosen Gewalt eines mächtigen Herrschers ergriffen wurde. Das monarchische Frankreich wurde Republik und ließ seinen König morden; die Republik wandelte sich zur Monarchie um und ließ sich von einem Emporkömmling dem Untergange nahe bringen. Ähnlichen Schwankungen sind noch jetzt diejenigen amerikanischen Republiken ausgesetzt, die dem Vertreter der Exekutivgewalt zu wenig vermittelnden Einfluß zwischen den drei Staatsgewalten zugestehen.

Noch sei erwähnt, daß die französische Verfassung vom 24. Juni 1793 eine Erklärung der Menschenrechte in schroffer Form, die Verfassung vom 5. Fructidor d. J. 3 (22. August 1795) neben der präzisen Erklärung der Rechte auch eine Aufstellung der Pflichten des Bürgers, wie sie schon von Rednern bei Beratung der ersten Verfassung im Jahre 1789 gefordert worden war, enthält, während die Konstitution vom 22. Frimaire d. J. 8 (13. Dezember 1799) von keiner Erklärung der Menschenrechte mehr eingeleitet wird. Da die von Frankreich unterworfenen Länder an dessen politischen Wandlungen teilnehmen, so erhalten sie auch dieselben Verfassungen, und in der Zeit, wo Erklärungen der Menschenrechte mit diesen Verfassungen verbunden sind, auch diese. So stehen beispielsweise der Verfassung des Königreichs Westfalen die Menschenrechte voran. Die Verfassungen von Baiern und Anhalt-Köthen sind der westfälischen fast wörtlich nachgebildet. Erstere trat jedoch nicht in Kraft. Auch die Verfassung des Großherzogtums Frankfurt vom 16. August 1810 ist von dem durch Napoleon I. auf Lebenszeit zum Großherzog ernannten Karl von Dalberg nach dem Muster der westfälischen entworfen worden.

Digitized by Google

Daß die Erklärung der Menſchenrechte auch bei dem deutſchen Volke Anklang fand, läßt Goethe in Hermann und Dorothea erkennen, wenn er ſagt:

Denn wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!

Römiſche Frühlingsbilder

Von Adolf Stern.

2. Eine Meſſe im Vatikan und ein Hochamt in St. Peter

Faſt in allen Erinnerungen und Aufzeichnungen aus Rom, gleichviel ob ſie frühern Jahrhunderten oder frühern Jahrzehnten angehören, ſpielen die Schilderungen der Pracht und Macht großer Kirchenfeſte eine große Rolle. Es iſt, als ob jeder, der hohe kirchliche Feiertage und namentlich die Oſterwoche in Rom verlebt hat, von der Stimmung ergriffen worden wäre, in der Mortimer mit glühendem Erguß an Maria Stuart die Wunder römiſchen Kirchenpomps und ſeiner Bekehrung preiſt. Und bis heute fahren die Reiſehandbücher und gedruckten Führer fort, getreulich alle Herrlichkeiten zu verzeichnen, mit denen ehedem Ohr und Auge berauſcht wurden, erzählen auf Tag und Stunde, was geſchah, als noch der Papſt das Hochamt hielt und die Völker ſegnete, und bemerken höchſtens in einer Randnote, daß Würde und Prunk der Kirchenfeſte ſeit 1870 bedeutend gemindert ſind, daß vor allen Dingen kein Neugieriger auf die perſönliche Erſcheinung des höchſten Kirchenhauptes zu rechnen hat. Wenn trotzdem um die Oſterzeit Rom von Fremden aller Völker überflutet iſt, ſo tragen dazu die alte Überlieferung, die einfache Thatſache, daß März und April überhaupt günſtige Monate für die ewige Stadt ſind, und eine leiſe von Jahr zu Jahr genährte Hoffnung, daß der heilige Vater einmal wieder aus der Verborgenheit des ungeheuern Vatikanpalaſtes hervortreten werde, gleichmäßig bei. In langen Zwiſchenräumen, bei außerordentlichen Veranlaſſungen erfüllt ſich dieſe Hoffnung einmal; wer jedoch nicht ſo glücklich iſt, einen dieſer ſeltenen Augenblicke zu treffen, der muß eben aus Rom weggehen, ohne den

Digitized by Google

Papst gesehen zu haben. Natürlich spreche ich hier nur von Protestanten und Andersgläubigen — für jeden Katholiken, der ernstlich den Wunsch und Willen hat, das Haupt seiner Kirche von Angesicht zu sehen, wird sicher auch ein Weg dazu geöffnet sein.

Wir hatten den Gründonnerstag, den Karfreitag und den Vormittag des Ostersonntags großenteils in Sankt Peter zugebracht und zu den gesuchten und stundenlang erharrten Eindrücken der Gesänge und Zeremonien den ungesuchten, aber überwältigenden Eindruck des geheimnisvollen Wachsens, des allmählichen Gewahrwerdens und Gewißwerdens der riesigen Raumverhältnisse der Peterskirche davongetragen — das tausendmal Gehörte und Gelesene muß eben von jedem Einzelnen wieder erlebt werden, das voraus Gewußte schließt in der Erfahrung immer noch eine Fülle des Ungeahnten, Unverhofften ein. Die jahrelange beständige Belehrung mag die frohen Schauer der Erwartung beeinträchtigen, die der herrlichen Wirklichkeit, des lebendigen Genusses mindert sie nicht! Als wir von dem durch einen Erzbischof gehaltenen, sehr feierlich prächtigen, aber nach der Versicherung alter Römer mit der Prachtentfaltung und imposanten Würde eines echten päpstlichen Hochamts nicht entfernt zu vergleichenden Hochamte des Ostersonntags in unsre Wohnung zurückkehrten, fanden wir zwei Karten vor, die wir freundlicher und einflußreicher Vermittlung zu verdanken hatten. Sie lauteten: Antecamera Pontificia. Biglietto d'ammissione alla Sala del Consistore per assistere (senza fare la Santa Communione) alla Messa di Sua Santità Lunedì 7 Aprile 1890 alle ore 8 ant. Il Maestro di Camera di Sua Santità. Della Volpe. Da zu diesen vom Papste selbst gelesenen Messen immer nur wenige hundert Personen Zutritt erhalten können, der Wunsch, einer solchen Feierlichkeit beiwohnen zu dürfen, aber ziemlich allgemein ist, so durften wir es als eine große Vergünstigung betrachten, auf diese Weise Gelegenheit zu erhalten, den greisen Kirchenfürsten zu erblicken und dabei auch in die innern Räume des Vatikans vorzudringen, die sonst nicht, wenigstens nicht leicht zugänglich sind. Freilich verleugnet sich auch in diesen Dingen die Nachwirkung der Trinkgelderäonen nicht. Was ich und andre der Liebenswürdigkeit und den Bemühungen angesehener Personen zu danken hatten, das kaufen Engländer und Amerikaner in den großen Hotels Bristol und Quirinal für ein paar Zehnlirestücke. Die Portiers dieser Hotels haben in den Kanzleien des Vatikans gute Freunde genug, um für ihre reichen Gäste jederzeit sorgen zu können. Man müßte die halbe Litteratur über Rom ausschreiben, wenn man wieder aufzählen wollte, wer alles über diese Mißbräuche geklagt hat.

Nach festem Brauch waren der Einlaßkarte die Etikettevorschriften hinzugefügt: Le signore saranno in abito nero e velo in testa; i signori in frac e cravata bianca, und Freunde, die an ähnlichen Feierlichkeiten teilgenommen hatten, erteilten zweckmäßige Ratschläge in Bezug auf die Zeit des Aufbruchs,

Digitized by Google

auf Wagen und Wege. Schade nur, daß uns die vortrefflichen Winke wenig helfen konnten. Denn am Morgen des zweiten Ostertages waren wir wohl rechtzeitig wach und fertig, aber weit und breit zeigte sich kein einziger der sonst so zudringlichen Kutscher, die namentlich auf der unserm Quartier benachbarten Piazza di Spagna das Ein- und Abfangen der Fremden mit Nachdruck und Erfolg betrieben. Unter bedauerndem Achselzucken erklärten die mit den Droschken im seeleninnigsten Einverständnis befindlichen Portiers, daß die Kutscher nicht eingespannt hätten, um nicht früh um sieben Uhr nach dem geringfügigen Tarif fahren zu müssen. Für zehn, zwölf, fünfzehn Lire sei wohl noch ein Wagen zu erhalten, aber es gelte raschen Entschluß. Wohl oder übel schickten sich die meisten der Beteiligten darein, die Prellforderungen der Rosselenker zu bewilligen. Wer sich entschloß, den weiten Weg zum Petersplatz zu Fuß anzutreten, der fand vielleicht noch unterwegs einen Kutscher, der keine oder doch nur eine mäßige Überforderung stellte. In langen Reihen und von drei Zugängen her rollten, trotz des Scheinstreiks, die Wagen schon eine Stunde vor Beginn der Messe der Engelsbrücke zu, ein Beweis, daß das außerordentliche Ostergeschäft gut gewesen war.

Die Equipagen dürfen bei Anlässen wie diesem in den Cortile di San Damaso einfahren, die einspännigen Droschken müssen vor dem großen Portone di Bronzo, dem gewöhnlichen, allen Besuchern der Rafaelischen Fresken, der Pinakothek und der Sixtinischen Kapelle wohlbekannten Eingange halten. Mit dem Schritt durchs Thor betritt man nun das wunderbare Gebiet, in dem der Papst fortfährt, als Souverän zu herrschen, nachdem das Patrimonium Petri an das Königreich Italien verloren gegangen ist. Die Schweizergarde in ihrer halb mittelalterlichen, halb modern militärischen Kleidung hält in dichten Gruppen jeden Eingang besetzt, ihre Gewehre klirren so kriegerisch auf dem Marmorboden, als dächten sie, bei Gelegenheit im Ernst Blut zu vergießen; purpurne Kämmerlinge weisen den Weg. Die prachtvolle, wahrhaft königliche Scala Regia bleibt links liegen, der Hof des heiligen Damasus mit den Loggien Bramantes wird flüchtig überschritten, denn der Zudrang zur Hauptthür der rechten Palastseite erweckt die Vorstellung, daß Eile nötig sei. Mit jedem Schritte weiter, jedem Schritt empor mehrt sich der königliche Pomp, die bunte und fremdartige Pracht der Erscheinungen, alle mit einem Anstrich, der sie wesentlich von den Erscheinungen in einem weltlichen Königspalast unterscheidet. Nicht nur die zahlreichen geistlichen Gewänder, die zwischen den Nobelgarden, den Schweizer Hellebardieren, den besondern Trachten der päpstlichen Hausdienerschaft auftauchen, nicht nur Rotstrumpf und Violetstrumpf und die goldnen Abzeichen der Camerieri di Cappa e Spada, die uns zahlreich auf der Scala nobile und im Saal der Schweizer begegnen — die ganze Palasteinrichtung, die weiten Galerien, Säle und Zimmerfluchten selbst tragen ein Gepräge, das keinem andern Herrscherschlosse eigentümlich ist. Denn bei aller

Digitized by Google

Pracht, dem großartigsten Aufwand von Marmor, von Vergoldung, von Fresken, von kostbaren Bildwerken und Ornamenten, von schweren Prunkstoffen fällt die Abwesenheit jedes eigentlichen Komforts, jedes Behagens sofort in die Augen; hier ist alles Würde, feierliche Größe, die wunderbaren Raumverhältnisse, die Ausstattung und der künstlerische Schmuck.

Wir folgen den Hunderten, die sich zur Sala del Consistore wenden und deren mäßigen Raum rasch zu füllen beginnen. Unmittelbar an der Schranke, die den im Saale errichteten Altar und eine Anzahl von Sitzen von den versammelten Andächtigen trennt, erhalten wir unsre Plätze. Alles, der dicke Teppich, der den Boden des Saales bedeckt, die Polsterbänke, die rote Sammetbekleidung des Geländers, ist darauf berechnet, jeden Ton zu dämpfen, nur ein flüsterndes Geräusch geht durch die dichtgedrängte Versammlung, die stehend und sitzend den Schlag der achten Stunde und das Erscheinen Seiner Heiligkeit erwartet.

So viel ich mich umzuschauen und zu beobachten vermochte, waren es ungefähr gleich viel Herren und Damen, die des Beginnes der Handlung warteten. Und wenn man nach der Haltung und dem Gesichtsausdruck urteilen durfte, die freilich täuschen konnte, waren ungefähr zwei Drittel der Anwesenden oder etwas mehr Katholiken und ein Drittel andern Konfessionen angehörige, die sich zunächst durch ihre Unvertrautheit mit gewissen Vorbereitungen für die Messe, durch die neugierigen Blicke nach den hohen Geistlichen in Violet und Purpur verrieten, die in den abgeschlossenen Raum eintraten. Etwa zehn Minuten nach der festgesetzten Zeit vernahm man vom großen Eingang her kurze, gedämpfte Rufe, sah die wachthaltenden Hellebardiere ihre mittelalterlichen Waffen präsentiren, das summende Geräusch im Saal verstummte augenblicklich, aller Augen wandten sich gespannt der Thür entgegen, die Mehrzahl der Versammlung kniete nieder, und der Papst mit einem kleinen Gefolge erschien in dem abgetrennten Altarraum. Dienende Geistliche entledigten ihn rasch des Purpurs, in dem er eingetreten war, und bekleideten ihn mit dem goldstrotzenden Meßgewande, und während der Messe, die der heilige Vater mit leiser, nur in der nächsten Nähe vernehmlicher Stimme las, während der andern von einem Hausprälaten zelebrirten, die er hörte, hatten wir anderthalb Stunden Gelegenheit Leo den Dreizehnten genau zu sehen. Mein Landsmann und nächster Nachbar, der Redakteur einer ultramontanen Zeitung aus Trier oder Koblenz, übrigens ein liebenswürdiger Rheinländer, der mir mein Ketzertum mit großer Freundlichkeit verzieh, kannte auch die gesamte Umgebung Seiner Heiligkeit, bis auf den Arzt im geistlichen Kleide, der den greisen Priesterfürsten auch in diesen Saal begleitet hatte und, wie mir vorkam, mit einer gewissen sorglichen Spannung die Anstrengung beobachtete, der sich der heilige Vater unterzog. So gewiß der Ausdruck des geistvoll milden, echt priesterlichen Gesichts Papst Leos auf jeden in der Versammlung

Digitized by Google

gewinnend und ehrfurchtgebietend wirkte, so flößte auch die ersichtlich von Alter und Krankheit gebeugte, nur durch die starke Willenskraft aufrecht und würdevoll erhaltene Gestalt des heiligen Vaters innige menschliche Teilnahme ein. Als wir zwei Wochen später Papst Leo bei dem großen Hochamt wiedersahen, das er am 21. April in St. Peter abhielt, erschien er minder blaß und leidend, als an diesem Ostermontag; es mag also sein, daß sein Gesundheitszustand ungleich ist. Aber begreiflich wurde mir, wie die römischen Zeitungen von Zeit zu Zeit das Publikum mit Gerüchten von ernster Erkrankung und drohender Gefahr alarmiren können.

Sobald die Messe vorüber, der päpstliche Segen knieend in Empfang genommen war, drängte sich der größte, namentlich der weibliche Teil der Versammlung näher an den heiligen Vater hinan. Derselbe Raum, der eben zur Kirche gedient hatte, verwandelte sich in ein Audienzzimmer. Aus wunderlichen Verstecken in Kleiderfalten, aus Kästchen und Pappschachteln kamen, trotz des Verbotes, Rosenkränze, kleine Bilder, Kruzifixe und Blumen zum Vorschein, die der Papst weihen sollte und, soviel ich sah, auch großenteils weihte. Wir waren, nachdem er in italienischer und französischer Sprache die Anwesenden begrüßt hatte, schicklicherweise zur Seite getreten, um den Katholiken, die hier ein besseres Recht hatten, ihrem Kirchenfürsten zunächst zu sein, nicht Weg und Platz zu rauben. Es währte immerhin eine Viertelstunde lang, und der Arzt des Papstes hatte Ursache genug, unzufrieden und besorgt dreinzublicken, bis Leo XIII. sich entschloß, den ihn umringenden verehrungsvollen, aber ungestümen Andrang der Gläubigen, unter die sich doch auch einzelne bloß Neugierige mischten, nach abermaliger Spendung des Segens zu durchbrechen und zu seinen Privatgemächern zurückzukehren.

Lauter, als er gekommen war, von dem Erlebten erfüllt, mit reger gewordener Neugier um sich schauend, flutete der Fremdenstrom die Marmortreppen hinab, durch Hallen und Höfe dem Ausgange wieder zu. Fast alle Sprachen Europas schlugen an unser Ohr, auffällig war das Überwiegen des Englischen. Mit stolzer und sicherer Haltung blickten die Insassen wie die bewaffneten Wächter des Vatikans den Hinweggehenden nach, und jeder Besucher verließ den Riesenpalast, den großen Mittelpunkt der katholischen Welt, mit dem Gefühl, daß er dem Walten und Weben einer Macht gegenübergestanden habe, deren Stärke trotz aller Kämpfe bis heute noch nicht völlig gemessen ist. Mit erdrückender Schwere überkommt jede ernstere Natur die Gewißheit, daß hier ein ungelöstes weltgeschichtliches Problem der Lösung harrt. Das italienische Garantiegesetz vom Jahre 1870 hat für so lange Zeit ungewisse und unerquickliche Zustände geschaffen, als der Priesterkönig die freiwillige Gefangenschaft im Vatikan dem Leben mit und unter den neuen Zuständen vorzieht, als große Parteien in der Mehrzahl der europäischen Staaten in dem gegenwärtigen Zustand eine Vergewaltigung sehen. Und doch kann man den denkenden Italienern nicht schlechthin wider-

Digitized by Google

sprechen, die den gegenwärtigen halben Kriegszustand, den fortgesetzten Protest der Kurie gegen die Existenz des italienischen Nationalstaates, den tötlichen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge als das kleinere Übel betrachten und einen förmlichen und feierlichen Friedensschluß zwischen der Kirche und dem Königreich Italien als den Beginn neuer, großer und nach menschlichem Ermessen unüberwindlicher Schwierigkeiten fürchten. So lange sich die Weltmacht des Papsttums in die Mauern des winzigen exterritorialen Gebietes einschließt, so lange der Papst und der nationale König einander gegenüber, nicht neben einander stehen, so lange wird Italien im Vorteil sein. Wenn morgen die Macht der jesuitischen Partei im Vatikan gebrochen würde, ein national gesinnter Papst frei und rückhaltlos die thatsächlichen Verhältnisse anerkännte, dafür auch alles in Anspruch nähme, was ihm dann nach Lage der Dinge nicht versagt werden könnte, so schlösse voraussichtlich dieser Friede den Beginn neuer, unabsehbarer, unberechenbarer Kämpfe in sich ein. Auch Dantes Prophezeiungen von einem Zustande, in dem das weltliche und geistliche Schwert nicht gegen einander gezückt sind, bleiben dunkel und ihre Anwendung auf die Gegenwart schließt tausend Gefahren in sich. Am allerkläglichsten nimmt sich angesichts dieser ernsten und schweren Frage der flache italienische Radikalismus aus, der, Natur, Eigenart und Geschichte des eignen Volkes verkennend und vergessend, die Lösung durch die Weisheit seiner Zeitungen für möglich hält.

Gedanken solcher und ähnlicher Art mußten sich uns sowohl bei der Privatmesse des Papstes, die ein Ergebnis und Sinnbild der gegenwärtigen grollenden Zurückgezogenheit war, als bei dem prachtvollen Hochamt aufdrängen, das noch in demselben Monat völlig unerwartet, aber mit Aufgebot des ganzen alten Pompes der dreifachen Krone zu Ehren der Tausende von sizilianischen und süditalienischen Pilgern veranstaltet wurde, die Rom besuchten. Völlig unerwartet, denn es waren ja Jahre verstrichen, seit der Papst zum letztenmale am Hochaltar seiner Basilika gestanden hatte. Die Kunde von dem bevorstehenden Erscheinen des Papstes mit seinem gesamten Hofstaat, getragen auf dem goldnen Sessel, umgeben von der Blüte des jungen römischen Adels, der alten Baronialfamilien, brachte alle Kreise der italienischen Hauptstadt und nicht am wenigsten die Fremdenkolonie in Aufregung. Zwar hatte es diesmal keine Schwierigkeiten, Einlaß zur Peterskirche zu erhalten. Die religiösen Korporationen und Institute, die Gesandtschaften beim heiligen Stuhl, die Konsulate, die dem Vatikan irgend nahestehenden Kreise verteilten massenhaft Zutrittskarten, den Pilgern und geleitenden Priestern waren ihre Plätze ohnehin gesichert, selbst die spanischen Stierfechter, die in diesen Tagen in Rom verweilten, fehlten unter den gaffenden Zuschauern und andächtigen Hörern der großen und seltenen Feierlichkeit nicht. Aller geistliche, militärische, höfische Prunk, über den das Papsttum zu gebieten hat, erfüllte an dem sonnigen Morgen des 21. April

Digitized by Google

die ungeheuern Räume der Peterskirche. Spaliere von Nobelgarden und Schweizergarden schlossen den Gang von der Eintrittskapelle bis zu den am Hochaltar erbauten Sitzen mit ihren Purpurbehängen ab, gegen dreißigtausend Menschen drängten sich im Mittelschiff des Riesenbaues zusammen und ließen, zur bessern Erkenntnis der unermeßlichen Ausdehnung des Ganzen, die Seitenschiffe und Kapellen, die mächtigen säulengetragenen Wölbungen zunächst der Eingangsthore fast völlig menschenleer. Denn die Thore gegen die Grenze des Königreichs Italien (bis auf das mittlere sonst zu jeder Tageszeit offen) waren heute vollständig geschlossen, die ganze zuströmende Menge mußte ihren Weg durch das „Thor Karls des Großen" nehmen und sich, soweit sie nicht bestimmt angewiesene Plätze vorfand, nach Gefallen und eignem Ermessen verteilen. Uns genügte für diesmal ein Platz unmittelbar hinter der Reihe der Schweizer in der Nähe des Eingangs, den der päpstliche Zug vom Vatikan her nehmen mußte. Und so sahen wir denn zum zweitenmal, fast ohne gedrängt zu werden, die ehrwürdige Gestalt des Oberhauptes der katholischen Christenheit, diesmal, wie ihn in alten Zeiten Stadt und Erdkreis geschaut hatten, von der Höhe seines Tragsitzes die Pilger wie die bloßen Zuschauer des prächtigen Schauspiels segnend, von kirchlichen Würdenträgern, Kämmerern und schimmernden Dienern aller Art umgeben. Man fühlte aus dem Pomp und der feierlichen Würde des Aufzuges heraus, daß die Enthaltung, die für jetzt zur Regel geworden ist, ihre Spitze gegen die Anhänger der neuen Ordnung der Dinge richtet. Wohl gab der heilige Vater gerade bei diesem Anlaß den italienischen Pilgern die Versicherung, daß er dem Gedeihen Italiens nicht feindlich gegenüberstehe, und dieser Versicherung darf man ohne weiteres Glauben schenken. Dennoch sind die Überlieferungen stärker als die persönlichen Gesinnungen, und der Endeindruck, den man von den kirchlichen Festen wie von dem sichtbaren und dem gesellschaftlich fühlbaren unterirdischen Krieg in Rom davonträgt, bleibt der, daß unsre Bundesgenossen am Tiber mit Überlieferungen kämpfen, um die sie wahrlich weniger zu beneiden sind, als um die Weltbedeutung und Kunstpracht ihrer einzigen und ewigen Hauptstadt.

Digitized by Google

Trapa natans

Eine Erzählung von Sophus Bauditz

Überſetzt von Thereſe Lorck

Es war an einem Winterabend in den fünfziger Jahren, oder richtiger geſagt, in einer Winternacht, denn die Uhr hatte ſchon, wie man ſagt eins oder das andre geſchlagen. Ich hatte bei einem Kameraden L'hombre geſpielt — es war in meinen erſten Studentenjahren — und ging nun in ſtarker Kälte und Schneeſturm durch Kopenhagens Straßen heim.

Ab und zu kam ein ſtarker Windſtoß, und dann kreiſchten die Schilder in ihren Angeln, und die Scheiben in den Laternen klirrten, ſonſt hörte man keinen Laut und begegnete keinem Menſchen, den Wächter ausgenommen, der es vermutlich zu kalt fand, in einem Kellerſchlund zu ſchlafen.

Ich war deshalb nicht wenig erſtaunt, plötzlich ein lautes Sprechen an einer der nächſten Hausthüren zu hören. Sei ſo gut und komm herein, die Thür iſt auf! erklang es, und einen Augenblick ſpäter wurde hinzugefügt: Na, herein mit dir! Soll ich dich vielleicht beim Schopfe nehmen und die Treppen hinauftragen, du Köter!

Neugierig, zu ſehen, wer es wäre, der ſeiner Gaſtfreiheit auf dieſe etwas eigentümliche Weiſe Ausdruck gab, ging ich auf die andre Seite der Straße und erblickte einen jungen Mann, der einen großen ſchwarzen Hund ins Haus hinein bekomplimentirte. Indem er eine Wendung machte, fiel der Schein der nächſten Laterne auf ſein Geſicht, und ich ſah nun, daß es Oluf Blau war, „Blau, der Nabob," wie er gewöhnlich genannt wurde. Ich hatte bisher kaum ein paar Worte mit ihm ausgetauſcht, aber obgleich er einige Jahre älter war als ich, waren wir doch gleichzeitig Studenten geworden, und jeder aus dieſem Jahrgange kannte ihn wenigſtens dem Namen nach oder von Anſehen. Außerdem iſt es ja eine Thatſache, daß, gleich wie Krieg, Peſtilenz und andre Landplagen, ſo auch ſtarke Kälte und Schneeſturm, namentlich zur Nachtzeit, die Eigenſchaft haben, Menſchen, die ſich ſonſt gänzlich fremd ſind,

Digitized by Google

dahin zu bringen, daß sie sich solidarisch und familiär fühlen, und ich sagte deshalb: Guten Abend, Blau! und fügte hinzu, es sei ein Hundewetter.

Ja, so kann man es dreist nennen, sagte er; aber es ist immerhin kein Wetter, einen Hund draußen zu lassen! Deshalb bin ich auch dabei, das Tier hereinzubringen. Komm doch, Caro, oder Phylax, oder wie du sonst heißt — er sieht mir fast darnach aus, als könnte er Bätz heißen, wie? Komm Bätz, komm!

Wissen Sie nicht, wie er heißt? fragte ich.

Nein, woher sollte ich das denn wissen!

Gehört er nicht Ihnen?

Nein, dann wüßte ich doch wahrscheinlich, wie er heißt!

Er lachte über mich — ein helles, ansteckendes Lachen —, ich lachte mit, und der Hund, der möglicherweise wirklich Bätz hieß, ging, nachdem er seinen Rufnamen gehört hatte, ruhig zur Thür hinein und schwänzelte vergnügt.

Ich gehe mitunter einen Gang durch die Straßen, ehe ich mich niederlege, sagte Blau, und wenn ich dann einen solchen herrenlosen Hund antreffe, der ausgesperrt ist, und das Wetter ist so niederträchtig wie heute Nacht, so pflege ich ihn bis zum nächsten Morgen mit mir zu nehmen; aber Bätz dort hat offenbar so viel Zartgefühl, daß es ihn genirt, Wohlthaten von einem Fremden anzunehmen.

Ja, es scheint fast so! Na, gute Nacht, Blau! Erwachen Sie nur morgen nicht mit einem Kater, nachdem Sie mit einem Bären zu Bett gegangen sind!

O, Sie sollten lieber mit hinaufkommen, um eine Pfeife zu rauchen, als in so früher Morgenstunde schlechte Witze zu machen.

Nein, herzlichen Dank, die Uhr ist schon über zwei.

Was schadet das? sie schlägt wohl auch noch drei! Kommen Sie nur!

Ich weiß nicht, ob es das Überzeugende seiner Argumentation oder das Ungewöhnliche der Einladung zu einer solchen Zeit war, aber ich ließ mich ohne weitere Einwendungen freundschaftlich in die Thür ziehen und die Treppe hinauf lotsen, und ehe ich mirs versah, saß ich in einer hellen, warmen Stube, während Bätz sichs vor dem Ofen bequem machte, wo ein paar große Holzscheite nach Herzenslust knisterten und flammten.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, es sei eine Seltenheit hier in der Hauptstadt, daß jemand mit Holz heize. Blau entgegnete: Ja, aber es ist gemütlich, nicht wahr? Ich kann mich nicht an Kohlen gewöhnen, sie geben eine so brutale Wärme, und man beschmutzt sich, sobald man nur in ihre Nähe kommt. Aber nun vor allem eine Pfeife — Sie können natürlich ebenso gut Zigarren bekommen, aber sie ziehen wohl Porzellan oder Weichselrohr um diese Nachmittagsstunde vor? Nun, das konnte ich mir denken! Bitte, greifen Sie zu! Ah, entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, aber es fällt mir eben ein, daß das Tier vielleicht hungrig sein könnte; ich will nur nach der Speisekammer laufen und sehen, ob sich etwas findet. Sind Sie nicht auch hungrig?

Digitized by Google

Ja ſicherlich ſind Sie es! Zu Butter, Brot und Käſe und einem Gläschen Portwein iſt man immer aufgelegt! Alſo warten Sie lieber mit der Pfeife, bis Sie gegeſſen haben!

Während mein improviſirter Wirt draußen war, that ich, was man gewöhnlich unter ſolchen Umſtänden zu thun pflegt: ich ſah mich um. Es war gemütlich hier, eine elegante und doch ziemlich aparte Studentenwohnung. Im Fenſter grünten Epheu und Hängepflanzen; ein ſchöner Schreibtiſch von Eichenholz, auf dem ich das däniſche Geſetz Chriſtians V. und ein paar juriſtiſche Lehrbücher fand, ſtand ſchräg in einer Ecke, dahinter erhob ſich von der Erde bis zur Decke ein Regal mit ausgeſtopften Vögeln und Tieren in Spiritus und ein Geſtell mit Reagentiengläſern. An der einen Wand hingen über dem Sofa einige Jagdflinten und ein paar große Familienbilder, die Seitenwände wurden durch einige mehr oder weniger abnorme Geweihe geziert, auf deren weißen Schildern angegeben war, wo und wann der betreffende Bock geſchoſſen worden war.

Sie ſind eifriger Jäger? fragte ich, als Blau zurück kam und wir unſre Käſemahlzeit verzehrten.

Ich bins geweſen und kann es wieder werden, aber vor der Hand rühre ich kaum an eine Büchſe. Sind Sie Jäger?

Ja, das bin ich; ich werde Forſtmann!

Das freut mich! Willkommen auf gute Freundſchaft!

Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Juriſt wären, ſagte ich darauf.

Er lachte. Nein, das glaube ich gern, denn ich weiß ſelber nichts davon!

Ja, aber das Geſetz Chriſtians V. und —

O der Plunder! Sehen Sie, mein Vormund wollte durchaus, daß ich Student werden ſollte — das wurde ich denn auch, dritte Zenſur übrigens —, und dann ſchien es ihm zweckmäßig, wenn ich das juriſtiſche Examen machte. Ich war fügſam und ſchaffte mir einen Leitfaden und einige andre Bücher an, aber nachdem ich es ungefähr einen Monat lang ausgehalten hatte, wurde mir dies Studium zu lebhaft.

Und nun ſind Sie Mediziner? fragte ich mit einem Blick auf die zoologiſchen Präparate.

Nein, wie kommen Sie darauf?

Aber was ſtudiren Sie denn eigentlich?

Sagen Sie es mir! Ich ſtudire alles mögliche und nichts, ganz wie Sie wollen. Meiner Wehrpflicht habe ich genügt — natürlich bei den Dragonern —, und in anderthalben Jahren bin ich mündig; dann kaufe ich mir jedenfalls ein Gut, denn das meines Vaters wurde nach ſeinem Tode verkauft. Ich muß auf dem Lande leben, wo ich groß geworden bin, ich tauge weder zum Stadtleben noch zum Studiren. Irgend etwas muß man ſich aber hier vornehmen, und deshalb habe ich mich auf Zoologie und Botanik geworfen, das intereſſirt mich.

Digitized by Google

Zu früher Morgenstunde erst brach ich auf. Ich fühlte mich in hohem Grade von Blaus frischer und lebhafter Natur angezogen, gleich wie mich sein Äußeres vom ersten Augenblick an gefangen genommen hatte; er war kräftig gebaut und doch geschmeidig, ich konnte ihn fast um seinen vollen blonden Bart beneiden, und in seine braunen Augen trat, wenn er sprach, ein Glanz, der ihn geradezu schön machte.

Es ist offenbar, daß wir zwei uns öfters sehen müssen! sagte er beim Abschied, und ich ging mit dem Gefühl nach Hause, als hätte ich meinen neuen Freund schon lange gekannt.

In den nächsten Jahren kamen wir nun auch fast täglich zusammen. Die Bekanntschaft wurde auf beiden Seiten zur wirklichen, innigen Freundschaft, der ich eine Reihe der vergnügtesten Stunden meines Lebens verdanke, und eins kann ich mit Sicherheit sagen, daß ich nie eine frischere, ursprünglichere Natur gekannt habe als die Olaf Blaus. Es war rein unmöglich, sich in seiner Gesellschaft zu langweilen. Immer war er auf dem Damm, immer bereit, im Ernst oder im Scherz irgend ein beliebiges Thema zu behandeln, und ein ganz besondres Vergnügen hatte er daran, seine manchmal etwas paradoxen Meinungen bis zum äußersten zu verteidigen. Die Natur liebte er, die Natur verstand er im Großen und im Kleinen; er konnte über eine Fernsicht von einer Anhöhe in Entzücken geraten oder über einen ungewöhnlichen Sonnenuntergang, er konnte mit der gleichen Begeisterung eine seltene Pflanze wie eine Schneeflocke unter der Lupe betrachten. Deshalb hatte er sich auch nicht wenig Einsicht in das Gebiet der Naturkunde verschafft, aber nur immer teilweise und dilettantenhaft; bald mikroskopirte, bald skelettirte er, dann stellte er Untersuchungen über den Wuchs der Schling- und Kletterpflanzen an, und versuchte, wenn auch ohne Erfolg, den Hopfen und die Cobaea scandens zu zwingen, sich in der entgegengesetzten Richtung zu schlingen als in der, die die Natur ihnen angewiesen hat, und dann konnte er wieder ganz in Betrachtungen über den Flug der Vögel und die Wanderung der Fische aufgehen. Zum Gelehrten war er nicht geschaffen, das merkte ich wohl, aber ich habe nie jemand getroffen, der Naturgeschichte so gut „erzählen" konnte wie er; seine eigne, im Augenblick ungeteilte Begeisterung für den Stoff teilte sich unwillkürlich allen mit, zu denen er sprach, und er verstand eine eigentümliche, oft halb symbolische Romantik in das einfachste Naturphänomen zu legen. Auf der andern Seite hatte er so gut wie kein Interesse für Kunst und Poesie, und es gehörte zu seinen Lieblingsbehauptungen, übrigens war es wohl auch seine wirkliche Meinung, daß, da die Kunst doch nie so etwas Schönes hervorbringen könne wie die Natur, sie auch höchstens ein Surrogat für die Armen sein könne, die keine Gelegenheit hätten, im Freien zu verkehren, gleich wie die Poesie nach seiner Auffassung nur für den Interesse haben könne, der nie im wirklichen Leben gelebt habe; denn dieses hat doch wahrhaftig viel mehr Poesie

Digitized by Google

und Romantik, als sich in Büchern findet, sagte er. In naher Verwandtschaft mit seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis waren seine kirchlichen Anschauungen; obgleich auf seine Weise wahrhaft religiös, vielleicht mehr als die meisten, ging er doch nie zur Kirche: an unsern Herrn soll man denken und zu ihm beten unter dem freien Himmel; da ist es höher zur Decke als in der Kirche, und die Natur predigt viel besser als selbst der Bischof von Seeland!

Die Schuld an vielen seiner Wunderlichkeiten war sicherlich in seinem Kinderleben und seiner Erziehung zu suchen; seine Mutter hatte er nie gekannt — sie war gestorben, während er noch in der Wiege lag —, der Vater war eine kränkliche, melancholische Natur gewesen, und so blieb der zeitig entwickelte Knabe während seines Heranwachsens meist sich selbst überlassen. Er tummelte sich am Strand und im Walde und wurde ein eifriger Jäger und ein kräftiger Jüngling. Aber als der Vater starb und der Vormund es für das richtigste ansah, das wenig einbringende jütländische Gut zu verkaufen, wurde Olaf Blau mit einmal der Kindesheimat entrückt und nach Kopenhagen in ein fremdes Erdreich verpflanzt. Verwandte hatte er nicht, jedenfalls nicht von väterlicher Seite, und er sprach immer halb wehmütig halb stolz von sich selbst als dem letzten seines Stammes. Obgleich er seine Ahnen nicht weiter als bis zu einem ziemlich obskuren Groß- oder Urgroßvater zurückverfolgen konnte, und obgleich die richtigen alten Blaus, von denen bereits die Ritterlieder erzählten, schon im fünfzehnten Jahrhundert ausgestorben sein sollen, nährte er doch einen unerschütterlichen Glauben an seine legitime Abstammung von diesen und fühlte eine fast kindliche Freude bei dem Gedanken, dem „guten alten dänischen Adel" anzugehören; ab und zu vertiefte er sich deshalb auch in genealogische Studien, und einmal saß er einen ganzen Monat lang jeden Vormittag im Geheimarchiv und durchstöberte, wenn auch ohne Ergebnis, Gott weiß wie viele Namenregister in der Hoffnung, einen Beweis oder doch einen Stützpunkt für die Zusammengehörigkeit zwischen den alten Blaus und seinen eignen Voreltern zu finden.

Ich wurde nach und nach sein nächster Vertrauter, aber es gab noch viele außer mir, die seine Gesellschaft suchten und Wert darauf legten; unwillkürlich richtete sich jeder nach ihm und folgte seinem manchmal etwas despotischen Kommando, nicht allein weil er wirklich viel reifer und selbständiger war, als irgend einer von uns andern, sondern auch weil er immer Leben in die Gesellschaft brachte und in neuen, originellen Einfällen unerschöpflich war. Er war ein vortrefflicher Wirt — im Verhältnis zu uns Gleichaltrigen ein wahrer Krösus —, und er scheute keine Anstrengungen und keine Kosten, um seinen Gästen mit einem Souper aufzuwarten, das sie gar nicht erwiedern konnten; er ließ Ragout von Meerschnecken mit scharfer Sauce bereiten und er verschrieb — was damals noch etwas Unbekanntes war — einen Anker echten Münchner Bieres, wozu wir, Gott mag wissen weshalb, nur Tabak aus Thon-

Digitized by Google

pfeifen rauchen durften, die er natürlich selbst lieferte, ja einmal machte er es möglich, durch einen Bekannten, der in dem grönländischen Handelsdepartement angestellt war, seine Freunde mit eingekochtem Walroßfleisch und Eisbärkoteletten zu traktiren, merkwürdigerweise ohne zu verlangen, daß wir Thran dazu trinken sollten. Eines Abends war ein kleiner verwelkter Philosoph, der Jensen hieß, zugegen und hielt einen ziemlich langen und ganz unmotivirten Vortrag über die festivitas, die über einem griechischen Symposion ausgebreitet gewesen sein müsse, wo die Teilnehmer mit Epheukränzen um das lockige Haar den edeln Saft der Trauben und geistreiche Gespräche genossen hätten, und wo die Grenze der Schönheit niemals überschritten worden sei.

Aber wir, sagte Jensen, wir sind aller Schönheit bar!

Ja wir sind es! Wir sitzen und trinken prosaisches Bier oder fusligen Portwein, und wollen wir uns zu etwas Höherem, Idealerem aufschwingen, so können wir das nur erreichen, indem wir uns in die Schriften der Alten vertiefen. Ich z. B., ich habe ausschließlich meine schöne humane Lebensanschauung der Bekanntschaft der Alten zu verdanken.

Blau, der nie eine Gelegenheit versäumte, seine Theorie anzubringen und zu entwickeln, daß man die Schönheit nur in der Welt der Wirklichkeit suchen dürfe, und nicht in toten Büchern, erklärte sogleich, daß, wenn es wirklich so schön gewesen sei, ein Symposion zu halten, wie Jensen behaupte, so solle man dies halten, anstatt dazusitzen und drüber zu lesen oder zu schwadroniren, und im Handumdrehen sandte er nach einem echten griechischen Wein — Maurodaphne — ließ Kränze von den eignen Epheustöcken binden, die wir aufsetzen mußten, wir mochten wollen oder nicht, und nun begann das Symposion, von dem ich übrigens einen stärkern Eindruck des guten Weines als des geistreichen Gespräches behielt. Der kleine Jensen geriet in einen sehr bedenklichen Zustand, sodaß er, als wir andern gingen, auf das Sofa gelegt werden mußte; aber Blau lachte gutmütig, und indem er den Schlummernden ansah, dessen Gesichtsfarbe einem klassischen Marmorantlitz ähnelte, sagte er zu uns andern: Ich finde gerade nicht, daß über dem kleinen Jensen jetzt, nachdem er bei einem Symposion gewesen ist, mehr Schönheit ruhe als sonst! Was meint Ihr?

Ein andresmal kam das Gespräch auf Reisen ins Ausland, und als einer oder der andre sich in hohen Tönen erging, wie herrlich es doch sein müsse, reisen zu können, so war das für Oluf Blau mehr als genug, um zu erklären, daß alles an den ausländischen Reisen Einbildung sei: Man kann ja genau dasselbe Vergnügen haben, wenn man zu Hause bleibt und doch reist! behauptete er. Wieso? rief der ganze Chor. Nun, ich lade euch alle zusammen ein — wir waren vier bis fünf Mann —, außer Landes morgen früh mit mir zu reisen. Wir treffen uns auf der Valbystation, und dann spielen wir „Fremde in Kopenhagen." Wir bilden uns ein, daß wir Ausländer wären, gehen auf

Digitized by Google

den runden Turm und in die Museen — dorthin kommen wir ja sonst ohnehin nicht! — und essen zu Mittag im Hotel. Und so stark war die Disziplin, wo Blau kommandirte, daß wir uns allesamt wirklich am andern Morgen an der Valbystation einfanden und als große Kinder „Fremde in Kopenhagen" spielten; wir hatten einen unermüdlichen Wirt und Führer, der sich an diesem Tage fast selbst übertraf, und wir amüsirten uns köstlich.

Von derartigen Geschichten könnte ich in Masse berichten, da ich aber nie ein Ende finden würde, so ist es am besten, ich komme so bald als möglich zur Hauptsache, nämlich zu Trapa natans.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll.*) Diese Frage ist vom höchsten Interesse, denn auf dem Standpunkte des Biertrinkers stehen wir alle, und für einen Biertrinker ist es von großer Bedeutung, ob das Bier gut schmeckt oder nicht. Der Verfasser beabsichtigt den Nachweis zu liefern, daß an dem schlechten Geschmacke des Bieres, das aus Gläsern getrunken wird, das Glas selbst schuld sei. Thatsache ist, daß die Trinkkünstler unter den Biertrinkern schon seit lange den Maßkrug bevorzugen und verächtlich von allen Seideln und Gläsern reden. Es ist richtig, eine Maß Hofbräu schmeckt ganz anders im Hofbräuhaus, wo man es aus Steinkrügen trinkt, als gegenüber im Restaurant, wo man es im Glase erhält.

Man war bisher der Meinung, daß das, was wir Geschmacksurteil nennen, eine sehr komplizirte Sache sei, daß hierbei Auge, Nase und Gefühl, sowie die allgemeine Stimmung ihr Wort mitredeten, und daß es sehr schwierig sei, ein solches Urteil in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen. Man hat — mit einem Worte — den Schwerpunkt auf den physiologischen Vorgang gelegt. Ich selbst habe mich einmal über diesen Punkt mit möglichster Gelehrsamkeit verbreitet. Nun kommt Herr Dr. Schultze als Chemiker und weist nach, daß es einen Bierschädling gebe, der den Geschmack des Bieres verderbe, und daß dieser Bierschädling das Bleioxyd sei, das aus dem bleihaltigen Glase ins Bier übertrete.

Er hatte schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß das Sonnenlicht den Biergeruch und -Geschmack zerstöre, und daß es rationell sei, Bier aus Krügen zu

*) Untersuchung, ausgeführt vom Standpunkte des Biertrinkers und vom Standpunkte der deutschen, sowie der österreichischen Sanitätsgesetzgebung durch Dr. W. Schultze. Leipzig, Litterarische Anstalt (A. Schulze), 1890.

Digitized by Google

trinken. Hierbei hatte er die Beobachtung gemacht, daß in einzelnen weißglasirten Krügen der Biergeschmack dennoch verdorben wurde, während er in andern gewöhnlichen Krügen erhalten blieb. Jene hatten eine Bleiglasur, diese eine Kochsalzglasur, waren also bleifrei. Ebenso war bei Gläsern ein Unterschied des Geschmackes wahrzunehmen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, füllte er einen Krug und ein Glas, nachdem beide eine Zeit lang im Keller gestanden hatten, direkt vom Lagerfasse, ließ sie im Dunkeln und Kalten am Lagerfasse stehen und kostete den Inhalt beider Trinkgefäße von fünf zu fünf Minuten. Bei dieser Versuchsanstellung sind also die Einflüsse des Lichts und der Wärme ausgeschlossen. Tritt ein Geschmacks- und Geruchsunterschied ein, so muß er von der Gefäßsubstanz verursacht sein. Schon nach fünf Minuten war der Unterschied bemerklich. Das Bier im Glase schmeckte scharf, dünn, leer, das Bier im Steinkruge süßlich, mild, zart und rund. Der Unterschied wuchs mit der Zeit.

Nunmehr bezog der Verfasser aus den Bierstädten Wien, München, Frankfurt a. M., Dresden und Berlin alle erdenklichen Seidel, Tulpen, Gläser und Stangen, sechsundvierzig an der Zahl, und wiederholte den Versuch — jedesmal mit demselben Erfolge. Offenbar enthielten diese Gläser auch Bleiverbindungen. Einstündige Auskochung mit vierprozentigem bleifreiem Essig ergab, wenn der Essig mit Schwefelwasserstoff behandelt wurde, Bräunung durch freiwerdendes Blei. Die Menge des im Glase enthaltenen Bleies wurde durch langwierige Analysen festgestellt. Es befanden sich meist Mengen von 0,20 bis 0,80 Prozent darin, doch stieg die Menge in einzelnen Fällen bis 1 Prozent, 1,5 Prozent und 4,57 Prozent. Einzelne Berliner Gläser waren fast bleifrei. Ein völlig bleifreies Glas fand der Verfasser in seinem Laboratorium in Form eines Kochbechers. Bier, das in diesem Kochbecher gestanden hatte, schlug an Geschmack alle andern Biere, die in Gläsern waren, während das Bier in dem Glase mit 4,57 Prozent Bleigehalt nach zehn Minuten ungenießbar war. Es lag also am Bleigehalte des Glases. Das Bleisilikat des Glases wird von der stark kohlensäurehaltigen Flüssigkeit aufgelöst und verdirbt das Bier.

Aber auch die Natron- und Kalksilikate werden gelöst, was zur Folge hat, daß bleifreie Gläser das Bier im Geschmack und Geruch verschlechtern, wenn auch nicht in so hohem Maße. Um ganz sicher zu gehen, richtete der Verfasser abends Kostproben ein. Das Ergebnis war: jede der prüfenden Personen fand die Geschmacks- und Geruchsverschlechterung des Bieres durch das bleihaltige und durch das bleifreie Glas sofort heraus und gewann die Überzeugung: Bier im Glase ist nichts andres als Bier auf dem Sterbebette.

Um zu wägbaren Mengen zu gelangen, ließ der Verfasser zwölf Gläser fünfzehn Tage in Bier liegen und prüfte nach dieser Zeit den Gewichtsverlust. Denn offenbar muß das Glas an Gewicht verlieren, wenn es an das Bier Stoff abgiebt. Der Verlust betrug bis zu zehn Milligramm. Und zwar hatten auch die bleifreien Gläser Stoff abgegeben. Dies ergiebt unter Reduktion der Glasoberfläche und der Zeit von fünfzehn Tagen auf fünf Minuten 6 bis 26 Zehnmillionstel Milligramm Glassubstanz mit 0 bis 48 Tausendmillionstel Milligramm Bleioxyd in einem Kubikzentimeter Bier.

Hier tritt beim Leser der bekannte Zustand der Passigkeit ein. Tausendmillionstel Milligramme sind Mengen, vor denen sich selbst die Potenzen der Homöopathen verstecken können. Es steht nun dem Leser frei, sich zu wenden, wohin er will. Er kann diese Zahlen als eine Bestätigung der Probe ansehen oder auch als den Beweis einer mißlungenen Probe.

Digitized by Google

Der Verfasser verweist zwar auf die unfaßbar feinen Verdünnungen ätherischer Öle, die unser Geruch wahrnehmen kann, daß $\frac{1}{4\,600\,000}$ Milligramm Chlorphenol und $\frac{1}{460\,000\,000}$ Milligramm Mercaptan imstande sind, den Geruchsnerven zu erregen. Aber das ist der Geruchsnerv, der es mit Gasen, nicht der Geschmacksnerv, der es mit Lösungen zu thun hat. Mag das nun sein oder nicht sein, jedenfalls trägt die größere Zahl der Nullen im Nenner eines Bruches nicht zur größern Sicherheit einer Rechnung bei. Kehren wir lieber zum Experiment zurück.

Nach den Untersuchungen des Verfassers ist das Glas keineswegs eine so indifferente Masse, als man anzunehmen pflegt. Schon kaltes, destillirtes Wasser greift Glas an, derart, daß nach etlichen Tagen Blei, das aus dem Glase stammt, im Wasser nachzuweisen ist. Wird gewöhnliches rauhes Preßglas in Gebrauch genommen, so dauert es nicht lange, bis die rauhe Fläche durch den Gebrauch glatt wird. Die Glaspartikelchen sind durch Bier und Wasser nach und nach aufgelöst worden. Ganz besonders ist aber das Bier wegen seines starken Kohlensäuregehaltes geeignet, Silikate aufzulösen und im kleinen das zu vollbringen, was man im großen Verwitterung nennt. Wir hätten keine Berge mehr auf Erden, wenn das Wasser so viel Kohlensäure enthielte als das Bier.

Der „zielbewußte" Biertrinker kann also damit nicht einverstanden sein, daß ihm sein Bier in einem Gefäß übergeben wird, das dessen Genußwert erheblich herabsetzt. Der vollzahlende Biertrinker erhält für sein Geld ein Bier von herabgesetzter Qualität; das Bier hat also, obwohl es getrunken wird, seinen Beruf zum Teil verfehlt. Darum ist nach dem Verfasser Glas bierwidrig.

Aber auch der Steinkrug ist nicht über jeden Zweifel erhaben, vielmehr steht er dem Trinkgefäß aus Gold oder mit vergoldeter Wand in demselben Maße nach, wie das Glas dem Kruge. Der Holzkrug — das Lichtenhainer Kännchen —, das nur eine Fortsetzung des Faßzustandes darstellt, würde ebenso unschädlich sein wie das edle Metall, wenn nicht das Pech schon bei $1^1/_2$ Liter Bier — nach des Verfassers Erfahrung — Kopfschmerzen verursachte. Es bleibt aber außer dem Golde noch ein Metall übrig, das reine Zinn. Der gute Zinnkrug erweist sich höhern Ansprüchen an den Biergeschmack gegenüber als vollkommen genügend, während er einen Preis hat, der ihn jedermann zugänglich macht.

So wäre denn nach Herrn Dr. Schultzes Untersuchungen der Zinnkrug der Sieger. Wir können damit vom Standpunkte nicht allein des Biertrinkers, sondern auch des Kunstgewerblers zufrieden sein. Man lernt den feinen Silberton von Zinngeschirr, „das jovialische Leuchten eines zinnernen Tellers" gegenwärtig wieder mehr schätzen und wird sein Haus um so lieber mit diesem sehr zu Unrecht geringgeschätzten Metall ausrüsten, als die Zinnkrüge das Bier rund, zart, milde und süß machen. Freilich bei dem Stoffe, das man hierzulande — ich will nicht verraten, wo — Bier zu nennen die Keckheit hat, wird weder Zinn noch Gold noch Steinkrug etwas helfen.

Die Bier-chemische Untersuchung von Dr. Schultze hat begreiflicherweise in den Kreisen der Preßglasfabrikanten böses Blut gemacht. Denn wenn der Verfasser Recht hat, und das Publikum ihm Recht giebt, so sieht es mit den Biergläsern böse aus. Eine Entgegnung hat denn auch nicht auf sich warten lassen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Entgegnung aus dem Kreise der Bierglasfabrikanten gekommen und ausgesprochener Maßen für deren Interessen geschrieben ist. Man kann also dem Gegenpart nicht verdenken, wenn er gegen die Sachlichkeit der Einwände Mißtrauen hat. Professor Dr. F. Linke vom chemischen Laboratorium der Kunst-

Digitized by Google

gewerbeschule in Wien veröffentlicht eine Entgegnung*), in der er sagt: Da diese (des Dr. Schultze) Schlüsse, wenn unwiderlegt und wahr, geeignet wären, die Glasindustrie zu schädigen, interessirte es mich, der Sache auf den Grund zu gehen und zunächst die Logik der Dr. Schultzeschen Broschüre einer Prüfung zu unterziehen, dann auch selbst analytische Untersuchungen anzustellen. Meine Ergebnisse sind folgende: die Logik der besagten Broschüre hat sich als sehr wenig stichhaltig, die Behauptung des Bleigehaltes der Biergläser — wenigstens für Wiener Gläser — als falsch erwiesen.

Hierauf ist nun wieder Dr. Schultze die Antwort**) nicht schuldig geblieben. Und zwar hat er sich dabei einer solchen hahnbüchenen Grobheit bedient, daß bei dem Unbeteiligten die Meinung nicht abzuwehren ist, der Herr Doktor donnere nur so stark, um das Gefühl einer sachlichen Schwäche zu überdecken. Wir lassen uns auf den Streit nicht weiter ein, sondern prüfen Rede und Gegenrede in den für uns als „zielbewußte Biertrinker" wichtigen Punkten.

Doktor Schultze hat in Wiener Gläsern durchschnittlich 1,28 Prozent Blei gefunden. Professor Linke, der wußte, daß in den Preßglashütten seit wohl schon länger als einem Dezennium aus Ersparungsrücksichten, und weil in der neuern Technik nicht mehr nötig, kein Blei mehr in Anwendung kommt, untersuchte nun in seinem Laboratorium dieselben Glassorten und fand in vierunddreißig Fällen nur unwägbare Mengen und zwar in 23 Gläsern weit unter $^1/_{100}$ Prozent, in sechs Gläsern $^1/_{100}$ Prozent, in fünf Gläsern $^2/_{100}$ Prozent, also durchschnittlich $^1/_{100}$, während Dr. Schultze die 128fache Menge nachweist. Natürlich hält Dr. Schultze seine Behauptung vollinhaltlich aufrecht, selbst die, im Meißner Porzellankruge Blei gefunden zu haben, was Professor Linke für unmöglich erklärt. Und so steht Behauptung gegen Behauptung. Wir sagen: Non liquet.

Ferner hatte Dr. Schultze behauptet, daß die aus dem Glase ins Bier geratende Bleimenge gesundheitsgefährlich sei, und hatte dabei von seiner dreizehnjährigen Tochter die Geschichte einer wunderbaren Erkrankung und Genesung erzählt, die eigentlich ins Kapitel der Wunderkuren gehört. Professor Linke rechnet nun aus, daß ein täglich zwei Liter Bier trinkender Mensch 91 Jahre brauche, um bei dem bleihaltigsten der Schultzeschen Gläser ein Milligramm Blei in den Leib zu bekommen. Beim Durchschnittsglase brauche er 325, bei den von ihm selbst untersuchten Gläsern 40000 Jahre. Hierauf erwidert Dr. Schultze: Warum ein Milligramm? Warum nicht ein Gramm? einen Meter-Zentner, ein Bleibergwerk? und beruft sich auf die physiologische Wirkung kleinster Mengen und darauf, daß das deutsche Gesundheitsamt eine untere Grenze der Bleigefährlichkeit nicht aufgestellt habe. Aber es giebt doch eine solche Grenze, sonst wären wir alle schon bleisiech, und daß die von Dr. Schultze aufgewiesenen Mengen unter dieser Grenze liegen, bedarf doch kaum des Beweises.

Wir haben es aber mit dem Blei als Bierschädling, nicht als Menschenschädling zu thun. Professor Linke ist nun der Ansicht, daß, wenn von der Wand des Glases durch das Bier in fünf Minuten 0,0000017 Milligramm bis 0,000027 Milligramm Bleioxyd abgelöst werde, von dieser Spur einer Spur von Blei die fragliche Geschmacksverschlechterung unmöglich herrühren könne. Vielmehr müsse bei der Unsicherheit des Geschmacksurteiles Selbsttäuschung vorgelegen oder

*) Es liegt uns ein in Dinglers Journal 71. Jahrgang, S. 125 veröffentlichter Artikel vor.
**) Herrn Professor Dr. Linkes Einwände gegen die Abhandlung: „Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll." Widerlegt von Dr. W. Schultze. Leipzig, 1890.

Digitized by Google

irgend eine andre Nebenursache mitgewirkt haben. In Summa müsse wohl der Geist des Saturn über Dr. Schultzes Arbeiten geschwebt haben, d. h. er müsse wohl von einem — wie Dr. Schultze das Wort selbst auslegt — Bleiverfolgungswahn befangen sein.

Da kommt er aber schön an! Ob die hundert Bierzeugen thörichte, urteilslose Leute gewesen seien? Ob das, was den Geschmack im Weine macht oder verdirbt, wägbare Bestandteile seien? Ob nicht unser Geschmack und Geruch viel kleinere Spuren nachweisen könnten als selbst unser Auge bei Färbung oder Trübung einer Flüssigkeit? Wodurch denn der gesamte Theehandel und Weinhandel seine Entscheidung und Wertsbestimmung treffe? Durch den Geschmack und nur durch den Geschmack, der also doch kein so trügerischer Sinn sei.

Ja, ganz schön. Beim Wein- und Theehandel giebt es eine große Zahl geübter Feinschmecker, deren Urteil erprobt ist und übereinstimmt. Bei der vorliegenden Bierfrage haben wir Herrn Dr. Schultze, der sicher eine feine Zunge hat und sich durch Nebenumstände nicht täuschen läßt, und seine hundert Bierzeugen, von denen wir weiter nichts wissen, als daß sie ungläubig kamen und gläubig davongingen. Über die nähern Umstände der Bierprobe ist nichts mitgeteilt. Wir wissen nicht einmal, ob den Besuchern das Bier im Glase von vornherein als das schlechtere bezeichnet worden war, wir wissen auch nicht, ob nicht ein inzwischen entstandener Temperaturunterschied dem Bier im Kruge zu gute kam. Herr Dr. Schultze darf noch nicht behaupten, daß die Bierverschlechterung durch das Glas eine feststehende Thatsache sei, wenn die Sache für ihn auch als feststehend erscheint. Er darf es uns nicht verübeln, wenn wir die Möglichkeit zugeben, daß er unter dem Sternbilde des Saturn stehe und sich selbst getäuscht habe, wie es Leuten leicht ergeht, die sich auf eine Sache knieen. Unser alter guter Freund Professor Jäger, also ein Wollspezialist, empfand faktisch brennenden Schmerz im Gesäß, weil er eine schwarze Hose anhatte. Und er hat auch viele hundert Wollzeugen hinter sich, die auf seine Haarpillen schwören.

Schade! es war ein schöner Anfang gemacht, in die Biergeschmacksfrage Klarheit zu bringen, nun aber hat sich die Diskussion verfahren, und wir dürfen weder von Dr. Schultze noch von Professor Linke weitere Förderung erwarten. Es wird wohl alles beim alten bleiben, wenn wir als zielbewußte Biertrinker die Sache nicht selbst in die Hand nehmen. Die erste Bedingung ist ein guter Stoff, die zweite ein paar gute Freunde mit gebildeter Zunge. Beides wird sich finden lassen. Der Koster darf nicht wissen, in welchem Gefäße das Glasbier ist. Man muß also entweder beide Gefäße umfüllen oder zwei Steinkrüge nehmen und in das Bier des einen ein Glasgefäß, einen Zylinder und desgleichen stellen und vor dem Kosten entfernen. Stellt sich die Thatsache zweifellos heraus, daß das Glas dem Biere Schärfe giebt, so ist es uns ganz gleichgiltig, ob das von Glas oder Blei herrührt, wie groß die „Spuren“ sind, die sich vom Glase ablösen, oder ob die Glasindustrie geschädigt wird; wir setzen das Glas beiseite und trinken aus dem Kruge. Wir machen allen Ernstes dem Leser den Vorschlag, zur Lösung der schwebenden Bierfrage beizutragen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Eine brennende Ohrfeige

Aus Böhmen

Der ſogenannte böhmiſche Ausgleich ſcheint ſeinen Kreislauf bereits vollendet zu haben. Die Tſchechen wollen ihn nicht zu ſtande kommen laſſen, und die Deutſchen erkennen endlich, daß ihnen auch das weiteſte Entgegenkommen nichts nützt. Auch dieſer Sühneverſuch iſt geſcheitert, und man muß nur wünſchen, daß er der letzte bleibe. Wie viele Mittel ſind ſchon verſucht worden, die Tſchechen zu einer vernünftigen, ruhigen Mitarbeit an den Staatsgeſchäften zu bewegen! Aber weder die Giskraſche „Verſöhnung durch die Freiheit," noch die wohlwollende Vermittelung des Grafen Potocki, noch des Grafen Taaffe äußerſte Zugeſtändniſſe haben verfangen, auch die Kapitulation, zu der Belcredi und Hohenwart bereit waren, würde nicht befriedigt haben, wenn ſie zu ſtande gekommen wäre, und die geheimen Zettelungen, einmal von Beuſt, einmal von Privatperſonen (angeblich unter der Ägide des damaligen Miniſters Unger) betrieben, haben die Lage immer nur verſchlimmert. Ob die Tſchechen jemals für den Genuß politiſcher Freiheit reif werden, iſt fraglich, jetzt ſind ſie noch nicht ſo weit. Die großen Mundhelden an ihrer Spitze wiederholen täglich, „das Volk" verlange das tſchechiſche Königreich Böhmen, und es iſt gar nicht zu leugnen, daß die Maſſen fanatiſirt worden ſind in dem Grade, daß die Alttſchechen nur noch durch die ſchmählichſten Winkel- und Rückzüge, Verſchlingen der eignen Worte und bedingungsloſe Unterwerfung ſich vor dem Schickſal retten können, ebenſo verfehmt und verfolgt zu werden, wie einſt Herbſt und Schmerling. Als ob es ein Kunſtſtück wäre, ungebildete, begehrliche Volksmaſſen gegen angebliche Unterdrücker zu entflammen! Das haben die Demagogen aller Zeiten verſtanden, auch die tſchechiſchen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und die von 1848. In dem letztern

Digitized by Google

Jahre war Graf Leo Thun, ein Hauptförderer des Tschechentums, kaum seines Lebens sicher. Dann kam Windischgrätz mit seinen Bomben, kam der Belagerungszustand, „das Volk" vergaß, daß es schon einen Bierbrauer zum König von Böhmen gekürt hatte, der Bürger schämte sich seines einstigen Liebäugelns mit den Russen, und das autokratische System fand keine willigeren Werkzeuge als tschechische Demokraten. An diese Thatsache lassen sich unsre lieben Landsleute ungern erinnern, aber deren Gedenken ist noch in allen Ländern Österreichs lebendig; in Ungarn und Galizien hat man die tschechischen „Germanisatoren," denen zum Teil so langes Leben verliehen ist, daß sie noch einmal Freiheitsapostel werden konnten, in den deutschen Ländern die Polizeispitzel aller Grade noch nicht vergessen. Dieses Volk ist nur glücklich, wenn es eine starke Faust über sich fühlt; läßt der Druck nach, so wird es übermütig, gewaltthätig, weiß nicht, was es will.

Auch wir haben uns in diesem Punkte früher getäuscht — wer nicht? Wir hofften, die volle Gewährleistung ihrer Nationalität würde die Tschechen wieder zur Besinnung bringen, sie würden sich nach und nach wieder darein finden, friedlich neben und mit den Deutschen ihren Kohl zu pflanzen und ihr Gewerbe zu betreiben. Früher. Allein die Vertrauensseligkeit der Herren vom Prager Kasino und des von ihnen geleiteten Teiles der Deutschen in den ersten Monaten dieses Jahres haben wir nicht mehr begriffen. Auf die hochpolitischen Erwägungen, die bei den Führern unverkennbar im Spiele waren, kommen wir nachher. Genug, sie meinten, ihre Versöhnlichkeit auch durch große Opfer und durch Vertrauen beweisen zu müssen; sie feindeten wie ihre gefährlichsten Gegner diejenigen Deutschböhmen an, die nur wagten, zu bedauern, daß außer der tschechischen und der deutschen Kurie im Landtage auch noch eine Kurie der Großgrundbesitzer geschaffen werden solle, die durch ihr Veto jeden Beschluß vereiteln könne; sie gaben Rechte preis im Vertrauen auf die Billigkeit der Tschechen. Ein solcher Fall hat nun das Loch in die Pauke geschlagen. Im Landesschulrat soll die Gemeinde Prag durch einen Deutschen und einen Tschechen vertreten werden, und der Stadtrat sollte zu diesem Zwecke je drei Vorschläge machen; in dieser Bestimmung erblickte Rieger eine Kränkung des Stadtrates, der gewiß stets loyal vorgehen werde, und auf diese Versicherung hin willigten die Deutschen darein, dieser Körperschaft das freie Wahlrecht zuzugestehen. Die Wahl ist zum erstenmale erfolgt, und der Stadtrat hat einen Schuldirektor deutscher Abstammung gewählt, der als Überläufer sich der tiefsten Mißachtung der Deutschen erfreut. Rechtlich ist dagegen nichts einzuwenden. Der Stadtrat hat nicht loyal gehandelt, aber das konnte auch kein Unbefangener von ihm erwarten. Doch damit nicht zufrieden, bekannten die Prager Blätter offen, man habe den zu einem Thersitesruhm gelangten Herrn Heinrich gewählt, um die Deutschen zu höhnen, eins davon nannte die Wahl „eine brennende Ohrfeige" in das Antlitz der Deutschen.

Digitized by Google

Dieser Tabak war nun ein wenig zu stark. Wo Deutsche im Lande wohnen, äußerte sich die Entrüstung sehr entschieden, und fast überall waren sie darüber einig, welche Antwort auf diese unverschämte Beleidigung zu erteilen sei. Im nächsten Jahre soll nämlich in Prag eine böhmische Landesausstellung stattfinden. Nur von tschechischer Seite beschickt, würde sie kaum groß interessiren, selbst wenn die Besucher gewiß wären, die berühmtesten Landesprodukte, die Gebrüder Gregr, Marat-Waschaty, die tschechischen Granden „Kaunic" und Laschansky und den Ehrentschechen Heinrich in den Schaukästen zu finden. Daher war eins der ersten Desiderien beim Ausgleich, daß die Deutschen den Beschluß, der Ausstellung fern zu bleiben, fallen lassen sollten, und in den Flitterwochen der Versöhnung wurde diesem Wunsche bereitwillig entsprochen. Nun erklären die Nordböhmen es ziemlich einhellig für unstatthaft, als Aussteller die Gastfreundschaft einer Stadt anzunehmen, deren offizielle Vertretung sie eingestandenermaßen absichtlich beleidigt hat. Die Parteileitung aber veröffentlicht eine Erklärung, die von dem Zurückziehen der Zusage abrät. Zwei Gründe werden dafür angeführt. Einzelne hätten sich bereits Kosten für die Ausstellung gemacht; das läßt sich hören, obwohl auch die Meinung etwas für sich hat, es sei wirtschaftlicher, die Auslagen verloren zu geben, anstatt noch mehr Geld an ein so wenig Aussicht bietendes Unternehmen zu wenden. Auch ist dieser Grund augenscheinlich nicht der entscheidende, sondern der folgende: obwohl die in Prag versammelt gewesenen Abgeordneten nicht mehr an das Gelingen des Ausgleichswerkes glauben, wollen sie sich nicht nachsagen lassen, sie hätten, wenn auch nur in einer Nebensache, ein Versprechen zurückgenommen.

So trocken hingestellt muß dieses Räsonnement Verwunderung erregen. Denn die tschechischen Blätter scheuen vor keinem Unsinn, vor keiner Verdrehung der Wahrheit zurück, um den Deutschen die Zerstörung des Versöhnungswerkes vorzuwerfen, sie würden sich auch nichts daraus machen, gerade das Erscheinen der Deutschen auf der Ausstellung in demselben Sinne zu benutzen. Daß ihnen kein vernünftiger Mensch glaubt, wissen sie ganz gut, sie wollen eben Bruch und Skandal haben um jeden Preis. Indessen ist zu berücksichtigen, daß der Kaiser das Protektorat der Ausstellung angenommen hat, und ihn würden die Deutschen zu verletzen fürchten. Sollte, was ja nach all diesen Vorgängen nicht unmöglich ist, der Kaiser seine Zusage zurücknehmen, so würde das die Sachlage ändern.

Manche Zeitungsstimmen lassen auch erkennen, daß den Führern der „Altliberalen," wie die Partei der „Vereinigten Linken" jetzt häufig genannt wird, der „Fall Heinrich" keineswegs unwillkommen ist. Nach ihrer Doktrin müßte Graf Taaffe doch endlich den Platz räumen, da er mit seinem Programm so vollständig auf den Sand geraten ist, und dann bliebe keine andre Möglichkeit, als die Berufung eines deutschen Ministeriums. Auf die Frage:

Digitized by Google

was dies thun werde, um der Verwirrung ein Ende zu machen, erhält man leider keine klare Antwort. Aber wenn die Herren nicht im Besitz eines Geheimmittels sind, ließe sich der Verlauf der Dinge nicht allzu schwer voraussagen. Freie Wahlen werden stets eine tschechische Mehrheit für den böhmischen Landtag und eine deutschfeindliche Mehrheit im Reichsrat ergeben. Um diese abzuwehren, müßte zu den altbekannten Mitteln gegriffen werden: sanfter Druck auf Kreise, die es mit dem Hofe nicht verderben wollen, in andern Schichten stärkerer durch die Beamtenschaft; in Galizien würde möglicherweise trotz allem, was dort in den letzten Jahrzehnten verdorben worden ist, noch der Schutz gegen polnische Wahlkünste genügen, um eine der Bevölkerungsziffer entsprechende Anzahl Ruthenen in die Vertretungen zu bringen und sie wieder regierungsfreundlich zu stimmen. Dann könnte die Festsetzung der Grenzen zwischen deutsch und tschechisch durchgeführt, und vor allem durch Erklärung des Deutschen zur Staatssprache weitern Übergriffen des Tschechentums ein Ziel gesetzt werden. Infolge dessen vermutlich wieder parlamentarische Arbeitseinstellung der Tschechen, die als unvermeidlich mit Ruhe hingenommen werden müßte, und die nur dann längere Dauer haben würde, wenn die Tschechen meinten, Zweifel in den vollen Ernst der Regierung setzen zu dürfen.

Denkbar wäre wohl, daß die deutsche Regierung versuchte, den Bund der Alt- und Jungtschechen zu sprengen und jene durch Zugeständnisse zu kirren. Der Versuch könnte sehr weit führen: hat doch der liberale Deutsche Stremeyr als Justizminister die deutsche Sache in Böhmen mehr geschädigt als der slawenfreundliche Schönborn. Dann würde das Ministerium von seiner eignen Partei gestürzt werden.

Endlich wäre ein dritter Weg möglich. Die Tschechen rufen fortwährend die Schlacht am Weißen Berge an: damit sagen sie selbst, daß Böhmen noch jetzt als erobertes Land angesehen werden soll, und der ungebärdigen Bevölkerung eines solchen wird man am besten Herr durch die Diktatur. Dabei wäre die Regierung in der angenehmen Lage, nicht die Gutgesinnten mit den Böswilligen leiden zu lassen, denn die Deutschböhmen stellen sich ja nicht auf deren Standpunkt.

Den dritten Weg könnten die Deutsch-Liberalen nicht wählen, da sie mit doktrinärer Zähigkeit an der Fiktion vom parlamentarischen Regiment festhalten, und dies wenigstens zum Schein wahren würden. Das betrübende Ziel des zweiten Weges liegt aber gar zu deutlich vor Augen. Mithin bliebe der erste. Aber weshalb sollte die auf diesem Wege liegende Arbeit nicht ebenso gut vom Grafen Taaffe mit einem Kreise tüchtiger, charakterfester Beamten verrichtet werden können? Weil er sich zu seinem Irrtum bekennen müßte? Er ist kein Doktrinär, und einen Irrtum eingestehen und wieder gut machen, bringt keine Schande. An Mitarbeitern würde es ihm nicht fehlen, und wenn auch viele

Digitized by Google

Zeitungen jammern würden, die Bevölkerung brächte sicherlich im Staatsdienst erprobten Männern größeres Vertrauen entgegen als unversuchten Parlamentsrednern oder gar schon versuchten. Die Jahre 1868 bis 1870 und 1871 bis 1879 haben schwerlich jemand auf eine Wiederholung lüstern gemacht. Und schließlich könnten die Liberalen ja nur dankbar sein, wenn die notwendige, mühevolle und verantwortliche Aufgabe nicht Männern ihrer Partei aufgebürdet würde. Vielleicht hätte sogar einer oder der andre von diesen den Mut, sich der Unpopularität auszusetzen, der Mitglieder einer nichtparlamentarischen, nichtliberalen Regierung verfallen. Sie ist nicht so gefährlich: derselbe Herr von Czedik, der jenes Schicksal einst erfuhr, ist längst wieder zu Gnaden angenommen, obgleich er das Eisenbahnwesen unter dem Grafen Taaffe leitet.

Die Wissenschaft im Lichte der sozialen Idee

Von E. König

Cicero erzählt einmal von Pythagoras, daß er die Welt mit einem Markte verglichen habe, auf dem einige kaufen, andre verkaufen, noch andre aber dem Treiben der übrigen zuschauen und ohne Interesse an den Dingen selbst sich lediglich der Betrachtung hingeben; diese Beschäftigung sei die edelste, und die sich ihr widmen, seien die Weisheitsfreunde, oder wie wir jetzt sagen würden, die Gelehrten. Diese Auffassung von der Stellung des Forschers in der Gesellschaft, nach der er das Wesen des Aristokraten und des Asketen in sich vereinigt, hat sich ihrem allgemeinen Sinne nach bis in die Gegenwart erhalten, indem nur bald mehr die asketische, bald mehr die aristokratische Seite betont worden ist. Das Mittelalter kannte nur den geistlichen Gelehrten, der abgeschieden in den Klostermauern lebt und sinnt, in der neuern Zeit hat sich der Begriff einer geistigen Aristokratie ausgebildet, für die mannichfache Vorrechte beansprucht worden sind; und jedenfalls erfreut sich auch in der Gegenwart der Grundsatz eines weitverbreiteten Beifalls, daß die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen zu betreiben sei, und daß insofern wenigstens der Denker eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft einnehme und einnehmen müsse, als er unberührt von den um materielle Güter sich bewegenden Sorgen und Bestrebungen der übrigen Menschheit nur auf den Erwerb wissenschaftlicher Wahrheiten auszugehen habe;

Digitized by Google

diese seien Werte, die einem ganz andern Maßstabe der Schätzung unterliegen, als die Erzeugnisse aller andern Arbeit.

Nur selten ist zwar noch das überlieferte Vorurteil anzutreffen, nach dem die geistigen Arbeiter eine höhere Kaste bilden, der gegenüber alle übrigen Sterblichen eine „gemeine" Masse bedeuten im Sinne des Spruches: Odi profanum vulgus et arceo; desto fester wurzelt jedoch die Überzeugung, daß die geistige und besonders die wissenschaftliche Arbeit nur auf dem rein idealen Interesse an der Wahrheit beruhen dürfe und sich nicht durch die Rücksicht auf Erreichung irgend eines greifbaren Nutzens leiten zu lassen habe, denn nur so werde sie erfolgreich sein, und die Nutzanwendung werde der Einsicht, wie die Belohnung der Tugend, von selbst folgen.

In der That bedarf es keines Beweises, daß die oben bezeichnete antike Auffassung des Gelehrtenberufes unhaltbar ist. Ein rein geistiges Leben zu führen ist unmöglich, da der Mensch (nach dem passenden Worte Schopenhauers) nicht ein bloßer Engelskopf mit Flügeln ist; nur auf Grund bestimmter gesellschaftlicher Einrichtungen, nach denen einige Menschen die Sorge für die materiellen Bedürfnisse der andern übernehmen, kann unter Umständen der Einzelne in den Stand gesetzt werden, sich einer that- und sorgenlosen Beschaulichkeit zu widmen. Derartige Einrichtungen hatte in der That das Altertum in der Sklaverei, das Mittelalter im Klosterwesen, und die Neuzeit hat sie in der Arbeitsteilung, durch die die wissenschaftliche Thätigkeit als eine besondre Berufsart gegründet worden ist. Weniger selbstverständlich, ja geradezu bedenklich dürfte es jedoch erscheinen, wenn nicht nur der Forscher als ein allen übrigen Gliedern der Gesellschaft nicht über-, sondern nebengeordnetes Glied in deren Gefüge eingereiht werden soll, sondern wenn man auch seiner Thätigkeit Richtung und Ziel von denselben Gesichtspunkten aus anweisen will, die für die Beurteilung der auf die Hervorbringung materieller Güter gerichteten Arbeit maßgebend sind. Und doch ist dieser Versuch gemacht worden, und zwar von dem französischen Philosophen Comte und seiner Schule.

Die von Comte aufgestellte sogenannte „positive Philosophie" hat als philosophisches Lehrgebäude betrachtet nur eine geringe Bedeutung und deshalb bei den Fachleuten mit Recht wenig Beachtung gefunden; aber das Eigenartige der Anschauungen Comtes spricht sich nicht sowohl in seinen theoretischen Lehrsätzen aus, es liegt vielmehr in der Art, wie er die Aufgabe und das Ziel aller Wissenschaft bestimmt; der „Positivismus" ist nicht eine Theorie, er bezeichnet ein Programm, und nicht nur ein Philosoph, sondern auch jeder Einzelforscher auf irgend einem Gebiete kann Positivist sein, wie denn auch der positivistische Gedanke von verschiednen Seiten mehr oder weniger unabhängig von Comte ausgesprochen worden ist.*) Indem ich von vornherein

*) Von Erscheinungen der deutschen Litteratur nenne ich nur Harnacks „Naturforschung und Naturphilosophie" (Vortrag), Leipzig, 1886.

Digitized by Google

bemerke, daß ich keineswegs zu den Comteschwärmern gehöre, so glaube ich doch, daß die Ideen des Positivismus genug zu denken geben, sodaß ein Eingehen auf sie jedenfalls nicht verlorne Mühe ist.

Die freilich, denen es mit grundsätzlicher Gewißheit feststeht, daß das Wissen Selbstzweck sei, und daß der „ideale" Forscher der Wahrheit um ihrer selbst willen nachspüren müsse, werden sich mit Entrüstung von einer Ansicht abwenden, die mit unverhüllter Offenheit ausspricht, daß die Wissenschaft durchweg nur insofern Daseinsberechtigung und Wert habe, als sie dem Leben dient, daß alle Kräfte, die auf die Gewinnung von Einsichten verwandt wurden, die zwar sehr wichtig sein können, aber zur Beförderung des Wohles der Menschheit nichts beitragen, vergeudet wurden. Denkt man jedoch etwas tiefer, so zeigt sich, daß dieser scheinbar so rohen Anschauung thatsächlich ein höherer Grad von Idealismus, von sittlichem Idealismus (und einen andern giebt es eigentlich gar nicht) zu Grunde liegt, als der entgegengesetzten. Denn der Wahrheit um ihrer selbst willen dienen, heißt doch bei Lichte besehen nichts weiter, als in der mit jeder Erweiterung der Erkenntnis verbundenen Lust den ganzen Zweck der Forschung suchen; somit ist hier die Rücksicht auf die subjektive Befriedigung auf den (geistigen) Genuß die Triebfeder der Thätigkeit, dies aber ist eine egoistische Triebfeder. Mag der geistige Genuß, die Freude an der Erkenntnis einer Wahrheit noch so viel feiner sein, als der sinnliche, in Bezug auf die sittliche Würdigung kann dies keinen Unterschied machen; überall gewinnt menschliches Streben erst dadurch einen sittlichen Wert, einen „idealen" Inhalt, daß es sich in den Dienst der Mitmenschen stellt, daß es für andre, nicht für den Einzelnen etwas leisten will.

Man wird deshalb nicht umhin können, dem positivistischen Grundgedanken, daß auch das Wissen nur soweit einen Wert habe, als es einem praktisch-sittlichen Zwecke dient, im allgemeinen zuzustimmen. Daß dieser Zweck im einzelnen und unmittelbar nachweisbar sei, wird freilich nicht verlangt werden können, auch würde dies der Natur der Sache nach in den meisten Fällen unmöglich sein. Wie oft wird erst nach langer Zeit und unter ganz unerwarteten Umständen die Einsicht, die einem still forschenden Geiste aufging, und die zunächst nur diesen selbst erfreute, zu einem Segen für weitere Kreise der Menschheit! Gedanken sind eben keine beweglichen Güter, denen ihr Zweck unverkennbar innewohnt, und die der Erzeuger zum unmittelbaren Verbrauche herliefert; neu entdeckte Wahrheiten stellen vielmehr in den meisten Fällen zunächst nur ein totes Kapital vor, und es bleibt abzuwarten, ob und wann es lebendig und wirksam wird. Im ganzen kann als die Regel gelten, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Gegenwart erst für die zukünftigen Geschlechter Hilfsmittel für die bessere Gestaltung des Lebens abgeben. Wenn also der wissenschaftliche Forscher diesen Endzweck seiner Arbeiten im Auge behalten soll, so wird er doch nicht selbst überall an die Nutzanwendung zu denken brauchen.

Digitized by Google

Er soll sich nur bewußt bleiben, daß sein Thun lediglich dadurch einen sittlichen Wert, und er selbst die Daseinsberechtigung in der menschlichen Gesellschaft gewinnt, daß er dazu beiträgt, das geistige Kapital der Menschheit zu vermehren. Mehr als jeder andre ist der Denker der Gesellschaft, von der er getragen wird, zum Danke verpflichtet, und es müßte als eine Verletzung der sozialen Pflicht bezeichnet werden, wenn einer sich in ein Lieblingsstudium vergrabend wie der Geizige im Genusse aufgehäufter geistiger Schätze schwelgen wollte, statt die von ihm gefundnen Goldkörner der Erkenntnis dem geistigen Besitze der Menschheit hinzuzufügen und als dienendes Glied mit andern an der Vergrößerung dieses Besitztums planmäßig zu arbeiten.

Es kommt hinzu, daß auch in seiner rein geistigen Entwicklung der Einzelne sich in wesentlicher Abhängigkeit vom Ganzen befindet. Was die Vorfahren gedacht und geschafft haben, wird zum Bildungsmittel für die Nachkommen, und wie die Erzeugung neuer materieller Güter nur möglich ist mit Hilfe bereits vorhandner Ergebnisse früherer Arbeit, so schreitet auch die Forschung überall nur auf Grund überlieferter Wahrheiten zu neuen Entdeckungen fort. Es ist eine kaum zu entscheidende Frage, welches die Hauptursache beim Zustandekommen eines Fortschrittes auf geistigem Gebiete nicht nur, sondern alles Fortschrittes überhaupt sei, ob die Thätigkeit einzelner hervorragender Persönlichkeiten oder die durch lange Zeiträume hindurch aufgehäufte Wirksamkeit von ganzen Massen. Je nach ihrer Beantwortung unterscheiden sich zwei Hauptrichtungen der geschichtsphilosophischen Auffassung. Während Männer wie Carlisle in England und neuerdings Fr. Nietzsche bei uns mit Entschiedenheit die Lehre verfochten haben, daß die Menschheit ausschließlich durch einzelne schöpferische Geister vorwärts gebracht werde, ist für den Positivismus das Bestreben charakteristisch, die Leistung des Einzelnen durchweg als verschwindend gegenüber der Wirkung der Massen, und die hervorragende Persönlichkeit nicht als auf sich selbst ruhend, sondern als ein Erzeugnis der Umgebung aufzufassen, aus der sie hervortritt. Es ist bekannt, daß Taine u. a. diesen Gesichtspunkt, der verwandt ist mit dem durch Darwin in die Zoologie eingeführten, in der Geschichtschreibung mit Geschick zur Geltung gebracht haben, worauf hier nicht weiter einzugehen ist. Von demselben Gesichtspunkt aus hat nun aber der Positivismus auch seine Forderung, den Wert der wissenschaftlichen Arbeit nach sozialphilosophischen Prinzipien zu beurteilen, und diese Prinzipien für ihren Betrieb maßgebend zu machen, zu begründen gesucht. „Ungeachtet aller ihrer Begabung, so sagt z. B. Laffitte,*) hätten die Aristoteles, Archimedes oder Descartes sicher nichts geschaffen, wenn sie auf ihre Kräfte allein angewiesen gewesen wären. Und ist denn eine solche Begabung übrigens

*) In seinem Cours de philosophie première, Paris 1889.

Digitized by Google

nicht selbst ein Erzeugnis der Menschheit im ganzen? Haben jene ungewöhnlichen Köpfe sich selbst geschaffen, oder sind sie nicht vielmehr das Ergebnis einer langsamen Arbeit und gewissermaßen die Frucht einer Reihe von Geschlechtern? Wenn man den Dingen auf den Grund geht, so bemerkt man leicht, daß man den Ruhm ihrer wunderbaren und wertvollen Entdeckungen der ganzen Menschheit zueignen müßte, der wir in den Personen der Erfinder unsre Ehrenbezeugungen darbringen. Es ist also nicht mehr als in der Ordnung, daß wir der Menschheit das wiedergeben, was wir von ihr empfangen haben, und planmäßig nicht unsrer persönlichen Befriedigung zuliebe, sondern mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Ganzen und der zukünftigen Geschlechter an der Wissenschaft weiterarbeiten."

Hier tritt nun aber die Hauptfrage heran, welche Bedeutung denn eigentlich das Wissen für die Menschheit hat. Daß das Wissen nicht Selbstzweck sein könne, steht, wie bemerkt, dem Positivismus von vornherein fest. „Die Geschichte der Naturwissenschaften, so sagt Harnack a. a. O., zeigt, daß unser bloßes Bedürfnis nach Erkenntnis irgend eine Befriedigung nicht gewinnt, indem alle die Fragen, mit denen jenes immer zuerst angefangen hat und noch anfangen möchte, ungelöst vor uns stehen wie zu den Zeiten der ersten wissenschaftlichen Forschung ... Darum kann, was wirklich durch die Wissenschaften geleistet worden ist, in seiner Bedeutung nur gemessen werden an dem Einfluß, den es auf das thätige Leben der Menschheit gewonnen hat, auf das Leben in seinen mannichfachen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, in seiner sozialen Gemeinschaft." Und Laffitte erklärt: „Das Wissen an sich würde nichts bedeuten als eine Befriedigung der Neugierde, aber der Positivismus hat einen höhern Ehrgeiz, er wünscht zu wissen, um zu handeln ... Es giebt in Wahrheit nur eine Wissenschaft, die Wissenschaft vom Menschen und der Gesellschaft; alles übrige sollte nur zu dem Zweck erforscht werden, um diese besser kennen zu lernen und ihnen besser zu dienen." Alle wissenschaftliche Forschung, so legt er weiter dar, gelangt an eine Grenze, jenseits deren es nutzlos und fast gefährlich ist, sie weiter zu verfolgen, denn das Denken verliert sich schließlich in Fragen, deren Beantwortung nicht nur für uns Menschen ganz bedeutungslos ist, sondern die auch, indem sie den Geist immer tiefer in die Spekulation hineinziehen, die Thatkraft lähmen und den Menschen untauglich zur Erfüllung seiner praktischen Aufgaben machen.

Man sieht, daß der Zweifel an der Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens einer der entscheidenden Gründe für den Positivismus bildet; und in der That ist zu allen Zeiten, wo dieser Zweifel auftrat, die praktische Bestimmung der Wissenschaft vorwiegend betont worden. Ich erinnere nur an Locke, der in seinem „Versuche über den menschlichen Verstand," einer Vorarbeit zu Kants „Kritik der reinen Vernunft," zu dem Ergebnisse kam, daß wir von den Dingen nichts wissen können, als was

Digitized by Google

die Erfahrung uns über sie lehrt, aber sich damit tröstete, daß dies genüge für die Zwecke des menschlichen Lebens. Wie man überhaupt bei englischen Denkern fast durchweg eine sehr bescheidne Meinung von der auf sich selbst angewiesenen Erkenntniskraft des Menschen findet, so tritt bei ihnen auch die Auffassung des Wissens als eines Mittels zur Verwirklichung praktischer Zwecke vorwiegend hervor, während die deutsche Philosophie mit ihrem Glauben an die Möglichkeit einer alldurchdringenden Einsicht das Ideal einer absoluten Wissenschaft, die Selbstzweck ist, großgezogen hat. In der neuesten Zeit ist jedoch nicht nur in den Einzelwissenschaften, hauptsächlich in der Naturwissenschaft, sondern auch in der Philosophie der Satz zu fast unbestrittener Geltung gekommen, daß der etwaige letzte Grund der Erscheinungen niemals Gegenstand der Erkenntnis werden könne, die es immer bloß mit äußern Beziehungen zu thun hat; hervorragende Gelehrte haben nicht die Erklärung, sondern lediglich Beschreibung der Thatsachen als die Aufgabe der Wissenschaft bezeichnet und sehen in den Naturgesetzen nicht zwingende Gebote, denen die Dinge unbedingt gehorchen müssen, sondern Formeln, die die Wissenschaft sich gebildet hat, um den verwickelten Verlauf der Erscheinungen übersehen zu können, denen aber dieser nur annäherungsweise entspricht.

Aber auch abgesehen von diesen mehr innern Gründen steht der Positivismus mit seinem Kampfe gegen die Überschätzung des theoretischen Wissens nicht allein da. Man hat in letzter Zeit bei verschiednen Anlässen Stimmen genug vernommen, die auf die Gefahren einer solchen Überschätzung hinweisen. Ist einerseits hervorgehoben worden, daß die Erziehung der Jugend eine ganz verfehlte werden muß, wenn man neben der Ansammlung von Kenntnissen die Erweckung des Verständnisses für die praktisch-sittlichen Aufgaben des menschlichen Lebens verabsäumt, so hat man anderseits betont, daß eine große soziale Gefahr in dem schroffen Gegensatze der wissenschaftlich hochgebildeten Kreise und der unwissenden Massen liegt, wie er sich auf Grund des mit dem Wissen getriebenen Kultus entwickelt hat. In wie vielen Dingen — wir erinnern nur an die religiösen Fragen — denkt nicht der wissenschaftlich Gebildete ganz anders als der gemeine Mann, und welche bedauerlichen Erscheinungen sind mit der Verbreitung wissenschaftlicher Theorien in Kreise verbunden, die für deren Verständnis nicht reif sind! „Der hohe Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis, so sagt deshalb der obengenannte Laffitte, wäre bewunderungswürdig, wenn die Wissenschaft, indem sie an Umfang und Tiefe zunahm, nicht Eigentum einer nur geringen Minderheit geblieben wäre, wenn die Masse, die unendliche Masse Anteil an dem geistigen Kapital gewonnen hätte, das durch die denkende Klasse geschaffen wurde und bei ihr aufgespeichert ist. Je weiter wir fortschreiten, umso mehr vertieft sich die Kluft zwischen den Wissenden und den Unwissenden. Und das Bedenklichste ist, daß die Wissenschaft, dieses gefährliche Werkzeug, wenn sie auch nicht in die Masse der

Digitized by Google

Menschheit eingedrungen ist, sie doch allmählich alles Glaubens, aller Überlieferung beraubt hat; so ist die religiöse Kultur vernichtet, ohne daß jedoch eine durchgreifende wissenschaftliche an ihre Stelle getreten wäre." Durch derartige Erwägungen scheint freilich die Frage nahe gelegt zu sein, ob nicht ein Mißverhältnis bestehe zwischen der Entwicklung der Verhältnisse der Gesellschaft im allgemeinen und der der wissenschaftlichen Forschung im besondern, ob nicht die eine der andern vorausgeeilt sei, sodaß wir das Bild eines Körpers hätten, dessen Kopf unverhältnismäßig größer und entwickelter ist, als die übrigen Glieder, und Leistungen vollführt, die das Maß dessen, was er naturgemäß für das Ganze zu leisten hätte, weit überschreiten.

Es giebt ja nun zwar Leute, die annehmen, daß der Kopf (um im Bilde zu bleiben) nicht für den Körper, sondern vielmehr dieser für den Kopf geschaffen sei, daß alle „niedern" Lebensthätigkeiten nur dasein, um die höchste, die geistige Thätigkeit, zu ermöglichen. Hier steht jedoch der Positivist auf einem ganz andern Standpunkte. So wie aus der modernen Biologie eine psychologische Richtung hervorgewachsen ist, die die geistigen Fähigkeiten als durch die Bedürfnisse des physischen Lebens entwickelt zu verstehen sucht, und Wahrnehmung, Erinnerung, Denken u. s. w. als Teile der Ausrüstung betrachtet, durch die das Einzelwesen zur Erhaltung seiner selbst und seiner Art befähigt wird, so gilt dem Positivisten die geistige Arbeit auch als eine Verrichtung des Gesellschaftswesens, die durch seine Lebensbedürfnisse gefordert wird und deshalb zugleich in diesen Bedürfnissen den Maßstab für ihre gesunde Entwicklung findet. Die heutige Menschheit ist, nach der Ansicht Laffittes, endlich zu dem Bewußtsein gekommen, daß ihre Endaufgabe die ist, einen möglichst vollkommen entwickelten gesellschaftlichen Verband der Einzelnen zu verwirklichen; „bevor diese Einsicht erwacht war, konnte man es dem wissenschaftlichen Arbeiter nicht zum Vorwurf machen, wenn er sich nur durch das Interesse seiner subjektiven Befriedigung geleitet auf dieses oder jenes Gebiet verlegte; nunmehr muß jedoch alle Forschung als müßig und ungerechtfertigt gelten, die vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtet keinen Zweck hat, oder die, wenn sie auch an sich nicht nutzlos ist, keinem dringenden sozialen Bedürfnis entspricht." Infolge des bisherigen Entwicklungsganges der Wissenschaften kenne man jetzt so ziemlich den Umfang des ganzen Gebietes möglicher Forschung, und wenn die Arbeit auch noch nicht überall abgeschlossen sei, so sei doch in allen Richtungen bereits ein Anfang gemacht, und es sei deshalb an der Zeit, daß die wissenschaftliche Arbeit nach einem einheitlichen Plane getrieben werde, und dieser Plan könne nur bestimmt werden durch die Rücksicht auf den Wert, den die Beschäftigung mit diesem oder jenem besondern Gegenstande für die menschliche Gesellschaft habe. Keinesfalls aber dürfe es der Laune und dem Belieben der Einzelnen anheimgestellt bleiben, welche Forschungsgebiete hauptsächlich zu bearbeiten seien. „Wenn sich in der

Digitized by Google

Entwicklung der Gesellschaft ein Streben zu einer Regelung der Produktion und einer zweckmäßigen Verteilung des Kapitals bekundet, so ist kein Grund einzusehen, weshalb auf das geistige Kapital, das wertvollste von allen, nicht dasselbe Verfahren Anwendung finden sollte. Mit Feldern, Wäldern, Bergwerken und Gewässern gehen wir haushälterisch um, da wäre es doch wirklich seltsam, wenn der Gebrauch unsers kostbarsten Gutes, desjenigen, von dem die Erzeugung aller andern Güter abhängt, allein der Willkür überlassen wäre."

So ergiebt sich denn als zweiter Punkt des positivistischen Programms die Forderung einer Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, ähnlich der, die der Sozialismus für die äußere Arbeit verlangt. Die von Comte aufgestellte Ordnung aller Wissenschaften, mit der dieser Denker eine nähere Darlegung der Aufgaben und Methoden jeder einzelnen verband, läßt sich gewissermaßen als die theoretische Vorarbeit hierzu betrachten; bei Laffitte gewinnt auf Grund dessen der Plan, nach dem in Zukunft die wissenschaftliche Forschung betrieben werden sollte, schon bestimmtere Gestalt. Es erscheint merkwürdig, ist aber doch ganz folgerecht, daß darin die ausgebildetsten Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, ganz zurückgesetzt werden, weil sie schon längst die Dienste geleistet haben, die man überhaupt von ihnen erwarten könne; sie seien in gesellschaftlicher Hinsicht erschöpft, und es sollten ihnen deshalb nur soviel Kräfte gewidmet werden, als nötig sind, um den vorhandnen Besitz an Kenntnissen der Nachwelt zu überliefern. „Mathematische und astronomische Forschungen bedeuten heutzutage nur noch ein Spiel des Geistes, eine Art, die Zeit hinzubringen, wie es viele andre giebt," denn „was kann es nützen, ob wir die Entfernungen der Planeten noch um einige tausend Meilen genauer kennen als jetzt, ob diese und jene neuen Kurven und ihre Eigenschaften aufgefunden werden?" Und ähnlich lautet das Urteil auch über die theoretische Physik; denn für die Zwecke der Anwendung genüge durchweg eine annähernde Kenntnis der Gesetze, nach denen die physikalischen Wirkungen erfolgen, eine unbedingte Genauigkeit sei nicht erreichbar, sei aber auch nicht nötig, und alle auf ihre Erreichung verwandte Mühe verloren. Als die Gebiete dagegen, auf die alle Kräfte zu wenden sind, werden Biologie, Soziologie und Psychologie bezeichnet: „Hier drängen sich die Probleme und bieten in dem Maße, wie sie sich verallgemeinern, immer größere Schwierigkeit dar; ein Feld ohne Grenzen steht denen offen, die nach dem Ruhme des Entdeckers trachten und vor Schwierigkeiten nicht zurückschrecken." Wie groß sei noch unsre Unkenntnis des physischen Lebens, das die Grundlage der geistigen Bethätigungen des Menschen bildet, und welche entscheidenden Fragen harrten noch in den andern genannten Gebieten ihrer Lösung! Nur die Psychologie könne die Entscheidung liefern, ob z. B. der Mensch verantwortlich sei für seine Thaten oder nicht, von der die ganze Strafgesetzgebung abhängt; in der

Digitized by Google

Sozialwissenschaft handele es sich um die Lebensfragen der Menschheit, denn nur auf Grund der Kenntnis der natürlichen Gesetze, nach denen sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, und der Beziehungen, in denen hier jeder Teil zum Ganzen steht, sei ein thätiger Einfluß der Menschheit auf die Gestaltung ihrer zukünftigen Schicksale denkbar. „Heutzutage genügt es nicht mehr, um regieren zu können, daß man den Geist und die Kühnheit eines Richelieu oder Cäsar besitze, es ist ein Wissen nötig, das zu ihrer Zeit ganz überflüssig war. Das Schicksal eines Landes ist nicht mehr wie ehedem von dem der andern fast ganz unabhängig, vielmehr steht die kleinste Nation in Beziehungen, die sich über den ganzen Erdball erstrecken, und ein genaues Studium dieser Beziehungen politischer und wirtschaftlicher Art ist notwendig, um furchtbaren Verwicklungen vorzubeugen, die den Bestand der Gesittung überhaupt bedrohen."

Daß in den hier wiedergegebenen Anschauungen vieles Treffende enthalten ist, läßt sich nicht verkennen. Unstreitig muß die wissenschaftliche Arbeit von irgend einem einheitlichen leitenden Gesichtspunkte beherrscht sein, dem die Einzelbestrebungen sich unterordnen; und gerade heute ist ihre „Organisation" in diesem allgemeinen Sinn ein dringendes Bedürfnis. Denn infolge der auch auf wissenschaftlichem Gebiete so weit gehenden Arbeitsteilung ist der Einzelforscher vielfach in Gefahr, sich im Kleinen zu verlieren, die Fähigkeit der Unterscheidung des Wichtigen und des Unwichtigen, der Hauptwissenschaften und der bloßen Hilfswissenschaften einzubüßen. Nur die Borniertheit kann behaupten, daß es einen Unterschied des Wichtigen und des weniger Wichtigen in der Wissenschaft nicht gebe, daß die Erforschung des Lebens und die Entwicklungsgeschichte der Blattläuse eine ebenso bedeutsame wissenschaftliche Aufgabe sei, wie das Studium der Funktion eines menschlichen Organs, daß die Menschheit ein gleich hohes Interesse daran habe, den Aufbau des Zeustempels in Olympia und die Vorgänge bei der französischen Revolution von 1789 genau zu kennen u. s. w. Muß sich der Einzelne auch notwendig darauf beschränken, eine besondre wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, so sollte er doch darüber klar sein, in welchem Verhältnis diese zu der Gesamtaufgabe steht, in deren Bearbeitung sich die Gesamtheit aller Forscher teilt, und deren Lösung deshalb freilich auch nur von den vereinten Anstrengungen vieler Geschlechter zu erwarten ist. Diese Gesamtaufgabe aber kann nicht darin bestehen, das menschliche Wissen über alles nur irgend Wißbare auszudehnen; allwissend wird nicht einmal die Menschheit als Gesamtwesen jemals werden können, denn das Reich der Wahrheit ist grenzenlos, und es kann nicht gleichgiltig sein, welcher Provinz dieses unbekannten Reiches der Forscher sich zufällig zuwendet. Ein handgreiflicher Unsinn wäre es ja, wenn z. B. alle geistigen Arbeiter damit beschäftigt werden sollten, zunächst einmal eine Übersicht aller vorhandenen Arten und Unterarten der Naturkörper mit wissenschaft-

Digitized by Google

licher Vollständigkeit festzustellen, um erst nach Erledigung dieser Aufgabe mit der Erforschung der physikalischen Gesetze zu beginnen; man würde das vorgesteckte Ziel doch in absehbarer Zeit nicht erreichen und inzwischen so und so viele Güter materieller und geistiger Art, deren Erzeugung auf der Kenntnis gewisser physikalischer Gesetze beruht, entbehren. Ein ebensolcher Unsinn wäre es, wenn die Mehrzahl der denkenden Köpfe sich mit der Litteratur des Altertums beschäftigen wollte, während infolge der Unkenntnis der Bedingungen, auf denen das Bestehen einer geordneten Gesellschaft beruht, inzwischen unvorhergesehen und unabgewendet ein gesellschaftlicher Umsturz hereinbräche, der die Gesellschaft in die Barbarei zurückwerfen könnte. Die Notwendigkeit, mit beschränkten Zeiträumen zu rechnen, und die Interessen des thätigen Lebens gebieten also eine Sammlung der geistigen Kräfte nach gewissen Hauptrichtungen hin, die vorwiegende Bearbeitung solcher Gebiete, von denen aus jeweilig eine Förderung des gesamten Kulturfortschrittes zu erwarten ist. Nur in diesem verallgemeinerten Sinne möchten wir jedoch dem positivistischen Grundsatze zustimmen, daß Fortgang und Richtung der wissenschaftlichen Arbeit durch das „soziale Bedürfnis" bestimmt werden sollen. Denn so unsinnig einerseits die Anschauung ist, daß die Erweiterung des Wissens unter allen Umständen an und für sich schon einen Wert habe, so unhaltbar würde doch anderseits auch die Forderung sein, daß der Forscher stets die praktische Anwendbarkeit der von ihm zu erlangenden wissenschaftlichen Ergebnisse im Auge habe. Es ist eine bekannte Thatsache aus der Geschichte der Wissenschaften, daß die Ergebnisse von Untersuchungen, die zunächst nur ein müßiges Spiel des Geistes zu sein schienen, später von Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen Lebens wurden. Und entspricht schließlich nicht auch die Befriedigung des Wissenstriebes schon einem gewissen „sozialen Bedürfnis"? Dieser Trieb ist zweifellos im Menschen so gut vorhanden wie alle andern, und es ist gar nicht abzuleugnen, daß die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens bei den Griechen lediglich durch diesen Trieb veranlaßt wurde.*) Allerdings macht der Wissenstrieb sich im allgemeinen erst auf der Grundlage eines gesicherten und behaglichen äußern Lebens geltend; aber die heutigen Kulturvölker sind doch gewiß nicht so von der Not des Lebens bedrängt, daß sie an die Pflege des rein theoretischen Interesses gar nicht denken könnten und dürften. Es mag zwar auf den ersten Blick als eine Ungerechtigkeit erscheinen, daß, während die Mehrzahl der Menschen für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse arbeitet und arbeiten muß, eine geringe Minderheit mit Hilfe der andern in den Stand gesetzt ist, den verfeinerten geistigen Interessen zu dienen, aber wird nicht auch jenen Anteil

*) Anderseits verdankten freilich nach der gewöhnlichen Annahme die geometrischen und astronomischen Forschungen der Babylonier und Ägypter gewissen Bedürfnissen des praktischen Lebens ihren Ursprung.

Digitized by Google

an den geistigen Genüssen der Wissenschaft und Kunst? Durch tausend Kanäle fließt heutzutage Belehrung über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den weitesten Kreisen zu und verschafft ihnen geistigen Genuß, der doch sicher auch zur Erhöhung des Wohlbefindens der Menschheit beiträgt. Aber dessenungeachtet ist die Forderung wohlberechtigt, daß der Gelehrte die Wissenschaft niemals als ein rings abgeschlossenes Reich für sich betrachte, daß er vielmehr immer die Aufgabe im Auge behalte, die die Wissenschaft innerhalb des ganzen Kreises menschlicher Thätigkeit zu erfüllen hat, daß er mit der gesamten Kulturentwicklung in Zusammenhang und in bewußter Weise mit zur Förderung derselben beitrage.

Das Kulturleben verschiedner Zeiten weist aber auch der wissenschaftlichen Arbeit verschiedne Ziele an. Wenn beispielsweise im Mittelalter die Vorherrschaft des religiösen Geistes die vorwiegende Pflege theologischer Studien als wohlberechtigt erscheinen läßt, so ist ebenso wenig zu verkennen, daß im Kulturleben der Gegenwart die Frage der Neugestaltung der Gesellschaft den Mittelpunkt bildet, von dem aus es am mächtigsten bewegt wird; und auch die Wissenschaft wird deshalb, wenn sie ihrer Bestimmung nicht untreu sein will, für die Gegenwart ihr Problem in erster Linie in dieser Richtung suchen. Und so kann man denn allerdings mit Recht sagen, daß heutzutage mehr als je der Mensch und im besondern der Mensch als gesellschaftliches Wesen den wichtigsten Gegenstand der Forschung darstellt. Die Sozialwissenschaft hat naturgemäß für die nächste Zukunft die Führung über alle andern zu übernehmen, diese haben sich jener mehr oder weniger anzugliedern. Sie braucht nämlich sehr viele andre zur Mithilfe; Anthropologie im weitesten Sinne, Psychologie als Individual- und als Völkerpsychologie, Geschichte, Philosophie und vielleicht auch die allgemeine Biologie haben ihr die Grundlagen zu schaffen, während die abstrakten Wissenschaften der Mathematik, der Astronomie und der Physik, wie es scheint, in keinem nähern Verhältnis zu ihr stehen.

Wenn deshalb das positivistische Programm in der Aufforderung gipfelt, auf die bezeichneten Gebiete die geistigen Arbeitskräfte zu sammeln, so hat das einen guten Sinn und verdient volle Beachtung, und wenn es auch verkehrt wäre, die andern Forschungsgebiete währenddem brach liegen zu lassen, so würde doch der Forscher seine Aufgabe nicht verstehen, der ohne Sinn für die großen Fragen der Zeit unbekümmert um die andern ein kleines Feld bearbeiten wollte, als ob er für sich allein in der Welt dawäre; jeder Einzelne muß sich in bewußter und klarer Weise der Ordnung des Ganzen anschließen und darin seinen Platz auszufüllen suchen.

Wie ist nun aber dieses planmäßige Zusammenarbeiten zu erreichen? Es kann nur als eine merkwürdige Verirrung Comtes und seiner französischen Anhänger bezeichnet werden, daß sie, ähnlich wie die Sozialisten auf wirtschaftlichem Gebiete, auch im wissenschaftlichen eine Art Zwangsordnung der

Digitized by Google

Arbeit in Vorſchlag bringen, ſtatt ſie von dem freien Verſtändnis der Einzelnen zu erwarten. Sie reden unverblümt von einer „geiſtigen Gewalt“ (pouvoir spirituel), die in maßgebender Weiſe das Ganze der wiſſenſchaftlichen Arbeit zu leiten hätte; genauer geſprochen ſollte dieſe oberſte Autorität feſtſtellen: 1. welche Fragen als erſchöpft, nutzlos oder unzeitgemäß von der Tagesordnung der wiſſenſchaftlichen Erörterungen abzuſetzen ſind, 2. welche Unterſuchungen vorzunehmen ſind, und 3. bis zu welchem Grade der Genauigkeit die Forſchung in jedem Falle fortzuführen iſt. Auf den Einwurf, ob eine derartige „Regierung der Geiſter“ nicht zu Mißbräuchen führen würde, dient die Antwort, daß die Fehler, die dabei gemacht werden könnten, doch durch die Vorteile, die eine ſolche Regierung der Menſchheit bieten würde, aufgewogen ſeien; der Einwurf beruhe auf demſelben Grunde wie der parlamentariſche Doktrinarismus, der mit ſeinem Grundſatze des Gleichgewichtes der Gewalten ſchließlich dahin käme, jeden leitenden Einfluß auszuſchließen.

Es iſt überflüſſig, auf dieſe Seltſamkeiten weiter einzugehen; bemerkenswert iſt es nur, daß eine ſo durch und durch moderne Geiſtesrichtung, wie es der Poſitivismus iſt, hier auf Prinzipien zurückgreift (auf den Abſolutismus), die man längſt für überwunden und abgethan gehalten hat.

Viktor Hehn

Von G. Dehio

Die Säkularrechnung des Kalenders will, daß wir noch im neunzehnten Jahrhundert ſtehen; in Wahrheit hat ſchon das zwanzigſte begonnen. Durchaus ein Mann des neunzehnten war der, deſſen Gedächtnis die folgenden Seiten gelten.

Aber noch in einem beſondern und zwar zwiefältigen Sinne haben die Freunde Hehns bei der Nachricht von dem am 21. März dieſes Jahres erfolgten Tode des Siebenundſiebzigjährigen zu ſich ſprechen dürfen: der letzten Einer eines ſcheidenden Geſchlechts!

Einmal, nach ſeiner geiſtigen Ahnenfolge, gehörte Viktor Hehn in jene Reihe, die mit Winckelmann beginnend in Goethe ihren Gipfel erreichte. Ihm war das klaſſiſche Altertum nicht bloß ein mehr oder minder intereſſanter Gegenſtand der Spezialforſchung, ſondern eine lebende und lebenſpendende

Digitized by Google

Macht; nicht eine, sondern die Voraussetzung menschlicher und europäischer Bildung; der feste Maßstab für die wechselnden Gestaltungen des Heute und Morgen.

Zum andern, nach seinem Blute, war er Livländer. Ein Sohn des deutschen Kolonistenstammes, an dessen Wurzel, nachdem er siebenhundert Jahre aufrecht gestanden hat, nun die mörderische Axt gelegt ist. Deutschland ist dieser Kolonie nicht nur eine ohnmächtige, sondern auch eine vergeßliche Mutter gewesen. Wer hat, bis vor kurzem, im mindesten darnach gefragt, was hier von deutschem Geistesleben sich fortzeugte? Freilich, seine Kräfte wurden fast ausnahmslos vom russischen Erobererstaate aufgebraucht, in der Verwaltung, der Diplomatie, dem Heere. Immer blieb noch ein Überschuß von Thätigkeit auf idealem Gebiete, deren Umkreis in der Universität Dorpat und der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften — was wäre diese ohne ihre baltischen Mitglieder? — noch nicht beschlossen ist. Als der Verfasser dieser Zeilen vor etlichen Jahren das Verzeichnis der auswärtigen Mitglieder des Institut de France durchblätterte, fand er unter den acht auf das russische Reich fallenden nicht weniger als vier seiner baltischen Landsleute. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten haben die Deutschen der Ostseeprovinzen, im eignen Lande mit allen Martern des geistigen Todes bedroht, in ziemlicher Zahl sich nach Deutschland gewendet und damit einige Aufmerksamkeit auf ihren Stamm gelenkt. Aber es ist dafür gesorgt, daß man bald wieder aufhören wird von baltischen Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern zu sprechen: sie werden nicht in Rußland, nicht in Deutschland, am wenigsten in den Ostseeprovinzen selbst zu finden sein.

Was Viktor Hehn ein Pietätsrecht erworben hat, nicht vergessen zu werden, sind seine übrigens nichts weniger als zahl- oder umfangreichen Schriften. Es giebt Bücher, darunter vorzügliche, die für uns nichts als Bücher sind, und deren Lesung keine Frage nach der Person ihres Verfassers zurückläßt. Viktor Hehns Bücher sind keine von diesen; jede Zeile in ihnen ist von einem starken Duft persönlichen Wesens durchdrungen. Wessen Persönlichkeit aber wäre zu verstehen ohne Kenntnis des Bodens und der Luft, in der sie groß wurde? Ein Nekrolog in der Münchner Allgemeinen Zeitung (Beilage zum 11. April d. J.) giebt von Lebensnachrichten über ihn ziemlich dasselbe, was auch wir in Erfahrung gebracht haben. Viktor Hehn war geboren zu Odenpäh bei Dorpat den 8. Oktober 1813. Die Familie stammte von einem gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (beiläufig bemerkt: die Zeitgrenze, um die der bis dahin ziemlich stetige Strom deutscher Einwanderung sehr dünn zu werden begann) aus Franken berufenen Geistlichen und Schulmann. Landpfarrer war auch Hehns Vater. Die gesellschaftliche Stellung der baltischen Pastoren war noch mehr, als sie es ist, von der ihrer Standesgenossen in Deutschland gründlich verschieden, was sich äußerlich unter anderm darin kundgiebt, daß sie mit dem

Digitized by Google

Adel des Landes im commercium und conubium stehen; manchen sagte man nach, daß sie sich mehr mit ihrem Grundbesitz als ihrer geistlichen Herde zu schaffen machten; viele waren als Gelehrte geschätzt, auch litterarisch thätig, wofür Ed. Winkelmanns Bibliotheca Livoniae historica reichliche Belege giebt. Länger als in Deutschland, bis ziemlich tief in dieses Jahrhundert (bei den Ältern zum Teil durch die Nähe von Königsberg und Kant veranlaßt) stand der Rationalismus in Blüte, und Hehns Vater that nichts Beispielloses, als er, um sich selbst treu zu bleiben, seinem geistlichen Amt entsagte und einen bürgerlichen Beruf (als Jurist) ergriff. So mag der antiromantische Zug und der relative Mangel an Fühlung mit der christlichen Welt, den wir in Hehns Schriften wahrnehmen, schon in der Luft des Vaterhauses gelegen haben; um so heimischer war darin die Verehrung der klassischen Dichtung, der griechisch-römischen wie der deutschen, Goethes zumal. Im Jahre 1830 begann Hehn an der Landesuniversität Dorpat Philologie und Geschichte zu studiren. Dann, in Berlin, zog ihn die Hegelsche Philosophie in ihren Zauberkreis. Hegel mit Geringschätzung zu behandeln, ist seit geraumer Zeit Sitte, Hehn dagegen bekannte sich bis zum Ende ihm zu großem Danke verpflichtet. Mit Hegelscher Terminologie hat er seine Schriften nie verunziert, höchstens daß er in Parenthese hie und da einmal auf sie verweist; in welchem Sinne er aber Hegelsche Anschauungen in sich fortleben fühlte, läßt beispielsweise die Vorrede zu „Italien" (zweite Auflage) erkennen oder das dritte Kapitel aus den „Gedanken über Goethe."

Um die Mitte der vierziger Jahre, nach Überwindung einer Zwischenexistenz als Gymnasiallehrer in dem Landstädtchen Pernau, wurde Hehn Lektor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Dorpat. Es galt, diese bis dahin unvertretenen Fächer erst einzubürgern. Der akademische Erfolg war glänzend, aber kurz. Selbst die Ostseeprovinzen waren nicht zu tief in politisches Stillleben versunken, um nicht von der Bewegung des Jahres 1848, natürlich nur im Geiste, nicht in der That, einen Widerhall zu verspüren. Eine geistreiche, warmherzige Frau, die Baronin Brüningk, geborne Fürstin Liven, in deren Hause in Dorpat Viktor Hehn freundschaftlich aus- und eingegangen war, machte auf einer Reise in Deutschland die Bekanntschaft einiger Radikalen, durch die sie bestimmt wurde, die Flucht Gottfried Kinkels mit einem Geldbeitrag zu unterstützen. Die Folge war, in der freien Stadt Hamburg, ein Überfall preußischer Geheimpolizei, die die in Beschlag genommenen Papiere an die russische weitergab. Darunter fanden sich nun Briefe Viktor Hehns. Er wurde in Dorpat verhaftet und in die Residenz gebracht. In einer unter dem Wasserspiegel der Newa gelegenen Kasematte, in strengster Absperrung, in der Tracht und mit der Kost eines gemeinen Verbrechers wartete er seines Urteils — wochenlang. Da die Untersuchung nicht das geringste gegen die Verdächtigten ergab — mit Hehn zugleich war

Digitized by Google

der Professor Osenbrüggen verhaftet — befahl der Kaiser, sie frei zu geben. Osenbrüggen wurde seines Amtes entsetzt und als Ausländer über die Grenze geschickt, unter die Hehn betreffenden Akten aber schrieb Nikolaus eigenhändig: Monsieur Hehn est un homme de beaucoup de connaissances, mais il lui manque la connaissance de la vie pratique. Je vais la lui procurer. Die Worte klingen wie Hohn, brauchen aber bei einem Geiste wie Nikolaus nicht als solcher genommen zu werden. Die angekündigte pädagogische Maßregel bestand in der Verbannung in eine Stadt des innern Rußlands, die Hehn sich wählen durfte, unter der Bedingung, daß sie keine Universitätsstadt sei, und von wo er sich bis auf weiteres nicht zu entfernen habe; dazu, versteht sich, polizeiliche Aufsicht. Der Wirkung nach war das ziemlich dasselbe wie Verbannung nach Sibirien. Zu Anfang 1851 also siedelte Hehn nach Tula über, das in der Hoffnung gewählt wurde, unter den bei den dortigen Fabriken angestellten Ausländern vielleicht ein paar gebildete Menschen zu finden. Die ihm zugewiesene Beschäftigung war Aktenreponiren bei einer Behörde. Vom Tageslohn zu leben, war auch bei äußerster Anspruchslosigkeit unmöglich, durch wissenschaftlichen Unterricht sich zu fristen, verboten; endlich verfiel er auf Musikstunden, wiewohl er nur ein wenig geübter Spieler war. So war die vie pratique beschaffen, durch die der kaiserliche Erzieher den nach seiner Meinung mit Wissensqualm überladenen zu heilen gedachte; darin schleppte sich der Unglückliche ohne Hoffnung auf Änderung ein Jahr um das andre fort, bis ihn eines Morgens sein englischer Stubennachbar mit dem Freudenrufe aus dem Bette riß: Old Nicholas is dead!

Nach einigen Monaten war Hehn, dank den Bemühungen seiner Freunde, ein freier Mann. Die ihm auf Verwendung der edeln Großfürstin Helene angebotene Stellung als Bibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek sagte ihm zu, und er verblieb in ihr, später zum Oberbibliothekar mit dem Range eines Wirklichen Staatsrats (Exzellenz) aufsteigend, nahe an zwei Jahrzehnte. Die Erniedrigung und geistige Öde der Verbannungsjahre hatten in ihm den wissenschaftlichen Trieb nicht abstumpfen können; sie hatten ihn sein Leben nach innen kehren heißen und ihn Geduld gelehrt. Langsam wuchsen die Studien, aus denen er erst im Jahre 1870 in seinem klassischen Buche „Kulturpflanzen und Haustiere“ die Summe zog. Das in bequem zugemessenen Ferien öfters besuchte Land seiner Liebe, Italien, gab dem Werke die Richtung, die ihm unterstellte Bibliothek, eine der größten und besteingerichteten Europas, Stoff und Hilfsmittel. Zugleich spiegelt sich darin der doppelte Interessenkreis der Freunde, mit denen Hehn in St. Petersburg verkehrte: der beiden Naturforscher von Baer und von Middendorf, der Sprachforscher Böthlingk, Schiefner und Wiedemann, sämtlich als Akademiker in der Residenz vereinigte engere Landsleute. Daß die Deutschen damals in St. Petersburg eine bevorzugte Stellung einnahmen, daß das Leben dort auch äußerlich seine sehr angenehmen Seiten

Digitized by Google

hatte, ist bekannt; nur eines, ein Großes freilich, fehlte: man kam über das Gefühl nicht hinaus, einer verlornen Kolonie anzugehören. Im übrigen waren Petersburg und Rußland auch unter der liberalisirenden Ära Alexanders II. Hehn nicht annehmlicher geworden. Denn ungeblendet durch den Enthusiasmus des Inlandes und den willfährigen Beifall des Westens durchschaute er von Anbeginn die Hoffnungslosigkeit dieser Reformen, die nur eine neue Art Potemkinscher Dörfer, eine „Kulturmaskerade" zur Täuschung des europäischen Publikums waren.

Mit ganzer und wärmster Teilnahme dagegen verfolgte er das gleichzeitige Aufsteigen Deutschlands. Er wartete nur auf den Eintritt seiner Pensionsberechtigung, um im Herbst 1873 nach Berlin überzusiedeln. Hier verbrachte er die siebzehn Jahre bis zu seinem Tode. Was er sich von Berlin versprach, wurde ihm freilich in mehr als einer Hinsicht dort nur unvollständig erfüllt. Zunächst mußte er dieselbe optische Täuschung büßen, der so mancher andre die Begründung des neuen Reiches vom Auslande her ansehende Deutsche unterlegen ist: er kam erfüllt mit den großen und schönen Umrissen, in denen es sich ihm in der Ferne dargestellt hatte, und nun in der Nähe stieß er hart auf so viel kleinliche, häßliche, unfertige Einzelformen, auf die Schmach der Gründerzeit, auf den ganzen Lärm und Dunst des in Eile zur Großstadt sich umarbeitenden Berlins, die den der Stille gewöhnten nervös zusammenzucken machten. Im Bürgertum mürrische Verkleinerungssucht oder deutschtümelnde Prahlerei; im Parlament und in der Presse doktrinäre Phrasen, in etwas andre Tonart übersetzt dieselben, die er an der Newa hatte verachten lernen — und wo, ja wo in aller Welt die läuternde, hebende, adelnde Wirkung der großen Ereignisse auf die Nation? Auf so vielen Punkten enttäuscht, verletzt, fand er erst in der Reaktion einer scharfgespitzten Kritik einiges Behagen wieder. Er sah sich als alternden Mann in einer neuen Zeit, aber es war viel zu viel Leben und Sinn für Realität in ihm, als daß er aufgehört hätte, die fortrollende Bewegung mit eifrigem, zuweilen leidenschaftlichem Anteil zu verfolgen, und es schien ihm nicht sowohl eine Veränderung seiner selbst als der Welt zu sein, wenn er, der entschiedne Freisinnige von ehedem, jetzt als Reaktionär dastand, als den er sich ironisch selbst zu bezeichnen pflegte. Seine bleibende Überzeugung hat er noch in einer Vorrede vom Jahre 1887 beiläufig dahin zusammengefaßt, daß „wahrhaft konservativ" soviel sei, wie „in historischer Anknüpfung progressiv." Wir würden gegen Hehns Sinn handeln, wollten wir bei dieser Gelegenheit über eine besondre Zielscheibe seiner Kritik mit Schweigen hinweggleiten. Er gab einen nicht geringen Teil der ihn abstoßenden Erscheinungen im neuen Deutschland dem Umstande schuld, daß Elemente eines uns grundfremden Volkes, des jüdischen, schneller und in größerer Menge uns zuflössen, als wir uns um- und einzuschmelzen vermöchten; wie es denn eines seiner Lieblingsprobleme war, dem Gegensatz zwischen semitischer

Digitized by Google

und arischer Naturanlage in die Tiefen nachzuspüren (sehr schön z. B. in den letzten zwei Seiten der „Gedanken über Goethe"). Ihm, dem Sohne eines Grenzlandes, in dem der Deutsche mit Finnen, Letten und Slawen zusammenstößt, war der Blick für fremdes Volkstum besonders geschärft, und er reagirte bei der Berührung damit empfindlicher, in Sympathie wie in Antipathie, als es den Binnenlandsbewohnern geläufig ist. Ein ungünstiges Vorurteil in der in Frage stehenden Richtung war ihm, soviel wir sehen, von Haus aus nicht eigen. Gegen die Unterdrückung der Juden in Rußland ist er wiederholt und mit Nachdruck publizistisch aufgetreten (Baltische Monatsschrift Band 7, Heft 6, Band 8, Heft 5) und einen im Jahre 1862 geschriebenen Aufsatz „Blick auf die Geschichte der Juden in Europa" (ebenda, Band 6, Heft 2) schloß er mit dem Ausdruck guter Hoffnungen für ihre Entwicklung mit und in dem deutschen Volke. Allerdings in Berlin und in den siebziger Jahren stimmten sich ihm diese Hoffnungen beträchtlich herab. Wir haben diesen Punkt nicht übergehen wollen, weil bei dem Erscheinen seiner „Gedanken über Goethe" ein Teil der Presse ihn mit dem Rufe: ein Antisemit! kurzweg abthun zu können glaubte. Er war Antisemit, wie er Reaktionär war.

Wir kommen an ein weiteres Kapitel der Enttäuschung. Hehn war mit dem Wunsche nach Berlin gekommen, rüstig weiter zu arbeiten. Er empfand die hohe Anerkennung, mit der seine „Kulturpflanzen und Haustiere" aufgenommen worden waren, wie ein noblesse oblige. Seine Geisteskräfte waren ungeschwächt, die dem Alter nie ersparten Plagen nicht allzu unfreundlich. Aber es stellten sich äußere Schwierigkeiten seinem Vorsatz entgegen, die zu überwinden ihm nicht gelang. In St. Petersburg hatte er inmitten eines nie versagenden, vom Publikum wenig benutzten Bücherschatzes, fast wie deren Alleinherr, an der Spitze einer Schar von Handlangern gewaltet. Hier in Berlin war er, da er eine eigne Büchersammlung nicht besaß, sowenig als die Mittel, sie sich noch anzulegen, allein auf die königliche Bibliothek angewiesen, deren Geschäftsgang forderte, daß jedes einzusehende Werk einen Tag zuvor bestellt werde, deren starke Frequenz fortwährende Kollision in der Benutzung unvermeidlich machte, die ein brauchbares Lesezimmer damals noch nicht besaß. Diesen Hemmungen sich geduldig zu fügen, sich eine ganz neue auf sie angepaßte Arbeitstechnik auszubilden, fühlte er sich nicht mehr imstande, und so mußte er sich darein ergeben, sein wissenschaftliches Lebenswerk mit einem vorzeitigen Feierabend zu schließen. Die 1874 erschienene kulturgeschichtliche Studie über das Salz war ein im wesentlichen schon in Petersburg entstandenes Nebenerzeugnis, das Buch über Italien (1879) ein Wiederabdruck älterer Aufsätze, die Sammlung „Gedanken über Goethe" (1887) Bruchstück von Bruchstücken.

Viktor Hehn war Junggesell, und vielleicht wird mancher oder manche daraus gewisse in seinen Schriften unverkennbare Schroffheiten psychologisch

Digitized by Google

erklären wollen. Die beiden kleinen Stübchen drei Treppen hoch, die er in Berlin bewohnte, erinnerten in ihrer stoischen Anspruchslosigkeit, nichts ahnend von „unserm so herrlich aufblühenden Kunsthandwerk," an das Gelehrtendasein im Anfang des Jahrhunderts. Und so war auch der Mann; von schlichten, aber gewählten Umgangsformen, seines Wertes sich bewußt, aber nie darauf aus, Figur zu machen, im Gespräch mehr fein als glänzend. In der Berliner Gesellschaft viel neue Bekanntschaften zu machen, fühlte er sich nicht aufgelegt; er begnügte sich mit einem Stammtisch älterer Herren in der Nähe seiner Wohnung, von denen mancher, wie Julian Schmidt, ihm im Tode voranging. Freitags abends begrüßte ihn in einer Weinstube am Gendarmenmarkt ein Kreis von baltischen Landsleuten, in Berlin angesiedelten und durchreisenden, als ihr ehrwürdiges Haupt. Vornehmlich aus Landsleuten bestand auch das kleine Häuflein, das den nach kurzer Krankheit dahingeschiedenen an dem schönen Frühlingsmorgen des 26. März dieses Jahres zur letzten Ruhe geleitete.

Am Grabe eines verehrten Toten legt man sich unwillkürlich unter andern die Frage vor, ob sein Leben glücklich gewesen sei. Nach dem Dichterworte:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit

ist Viktor Hehns Leben es sicher gewesen. Die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts werden jedenfalls nach einer andern Façon glücklich sein. Eben der starke persönliche Hauch war es, der Hehns Büchern, über ihre großen objektiven Vorzüge hinaus, ihre Wirkung bereitete nnd noch lange bereiten wird, wenn andre mit gleichen objektiven Vorzügen ausgestattete im großen Strome der litterarischen Bewegung unvermerkt untergetaucht sein werden. Die Hervorkehrung seines Ichs hatte aber sehr bestimmte Grenzen. Niemals in seinen Schriften, auch wo er polemisch ist, redet er von seiner Person. Das geht bis zu der stilistischen Eigentümlichkeit, die Einführung eines Satzes mit „ich" konsequent zu vermeiden und dafür eine unpersönliche Umschreibung vorzuziehen. Auch im Leben war er nach dieser Seite höchst zurückhaltend. So sprach er z. B. nie von der Episode seiner Verhaftung und Verbannung, und wollte jemand die Rede darauf bringen, so wich er aus: der bloße Schein widerstrebte ihm, als könne er sich als Märtyrer interessant machen wollen. Aber rückhaltlos legte er sein Subjekt darein, wo es über Menschen und Dinge außer ihm zu urteilen galt. Wir glauben manche Schwächen und viele Tugenden in Hehns Wesen in einem zu nennen, wenn wir sagen: er war ein echter Aristokrat. Er war es schon deshalb, weil er ein echter Balte war, aufgewachsen in einer in Kolonistenexistenz beharrenden Gesellschaft, die seit Jahrhunderten mit Herrengefühl über einer inferioren Rasse lebte, und der auch späterhin ihre Bezwinger etwas besseres als sie zu sein anerkennend oder hassend

Digitized by Google

nie bestritten. Eben dieser aristokratische Standpunkt gab ihm den unbefangenen Blick und die tiefe Sympathie für das wirklich Volkstümliche. Und ähnlich komplementär verhielten sich sein deutscher Patriotismus und sein Widerwille gegen alle Arten von Deutschtümelei, seine ganz nordische Bluts- und Geistesbeschaffenheit und seine Vorliebe, ja Parteinahme für südliche Natur nicht nur, sondern auch Menschenart.

Ohne Beispiel, wenigstens in Deutschland, wird es sein, daß ein Gelehrter von so viel Kenntnissen, so viel originellem Geist, so viel schriftstellerischer Begabung, kurz so ganz zur Produktion geschaffen, so wenig Eile zeigt, mit dem Publikum in Verkehr zu treten. Er war bald ein Sechziger, als er sein erstes und in gewissem Sinne einziges Buch veröffentlichte; zum Druck der Aufsätze über Italien und Goethe hat er sich schließlich nur zögernd, widerstrebend, auf vielfaches Zureden von Freunden verstanden. Publizitätsscheu ist ein unter den Balten, und oft gerade den besten, sehr verbreiteter Zug. Bei Hehn hatte Bescheidenheit und etwas andres, das man wohl nicht falsch als ein Odi profanum vulgus bezeichnen darf, gleichen Anteil daran. Wenn Hehn einmal in Bezug auf Goethe sagt: „So mögen auch hier die Einzelnen, die ihren größten Dichter tief im Herzen tragen, über ihn lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und voll Dünkel geredet wird," so giebt er damit seine eigne Normalstimmung, die aber doch zuweilen von dem stärkern Drange, Zeugnis abzulegen von dem Gott in seiner Brust, durchbrochen wurde. Öffnete er dann den Mund, so kannte er kein Bedenken vor möglichem oder sicherm Anstoß. Ja er ist manchmal in dem Gefühl, seine Rede sei, wie der Apostel sagt, den Heiden eine Thorheit, eifriger geworden, als der beabsichtigten Wirkung gut gewesen wäre. Dahin gehört der Abschnitt Pro populo Italico, zu dessen Rechtfertigung er nachträglich schrieb: „Zu Harthörigen spricht man lauter, und der voreingenommene und abgewandte oder auch nur kalte und gleichgiltige Leser wird schon selbst den Abzug vornehmen, den die Wahrheit der Sache fordert"; dahin gehört sehr vieles in „Goethe und das Publikum."

Hehns Rangstellung als Gelehrter beruht auf dem mehrfach genannten Buche, dessen vollständiger Titel lautet: „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen" (1. Auflage 1870, 5. Auflage 1887). Worin sich in der Leistung eines Forschers Genialität zeigen kann, ist vor allem die Stellung des Problems; hier ist sie genial in hohem Grade, dabei bezeichnenderweise sehr persönlich. Es ist gleichsam der Dank des Nordländers an den Süden, „in dem alle Quellen unsrer Bildung liegen," dessen Natur in ihrer „Harmonie und stillen Selbstgenügsamkeit" zu genießen ihm zu einem beträchtlichen Stücke seines Lebensglückes geworden war. Ist es sonst eine geläufige Betrachtung, die Einwirkung der Natur auf die Geschichte des Menschen

Digitized by Google

nachzuweisen, so versucht Hehn (ob beeinflußt durch einige dahin gehende Andeutungen Karl Ritters, wissen wir nicht) umgekehrt eine Geschichte der Natur zu schreiben, wie sie sich unter der Hand des Menschen verändert und schließlich ihr gegenwärtiges Gepräge empfangen hat. In der That sind Italien wie Griechenland in ihrem jetzigen Zustande „unendlich weit von dem Punkte entfernt, auf den sie in der Urzeit von der Natur allein gestellt waren. Fast alles, was den Reisenden, der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmutet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Tierwelt, ja selbst der geologischen Struktur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkung des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Produkt der Zivilisation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage; das übrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur." In Griechenland hatte die Orientalisirung der Natur schon in homerischer Zeit begonnen. Italien war noch während des peloponnesischen Krieges, ja in der alexandrinischen Zeit ein relativ nordisches, hauptsächlich Getreide, Vieh und Holz produzirendes Land, und nur allmählich durch Vermittlung griechischer Kolonisten, dann asiatischer Sklaven und Freigelassenen trat an die Stelle ungeheurer Wälder und Wildnisse mit ihren Holz- und Pechs-, Jagd- und Weideerträgen eine Waldung orientalischer Obstbäume. Aus diesem merkwürdigen Natur- und Kulturprozeß wollen wir nun beispielsweise ein paar Einzelheiten herausgreifen. Keine von den Pflanzen, die Mignon in dem Sehnsuchtsliede „Kennst du das Land" als dessen vorzüglichste Symbole vor Augen schweben, ist ihm ursprünglich eigen. Die Zitrone, indes nur die dickschalige süßliche Art (italienisch cedro), war von den Römern im vierten Jahrhundert akklimatisirt, während die uns vorzugsweise geläufige herbe Art (limone) erst in den Kreuzzügen, die Orange erst im zehnten Jahrhundert eingeführt worden ist. Lorbeer und Myrte sind im Gefolge religiöser Kulte aus dem Orient eingewandert. Auf gleichem Wege kam, ein Symbol des iranischen Lichtdienstes, die Cypresse, die noch Plinius einen fremden Baum nennt, dessen Akklimatisation in Italien schwierig gewesen sei, heute nebst der Pinie die eigentliche Charaktergestalt unter den Bäumen Italiens. „Wo die Cypresse beginnt, sagt Hehn, da beginnt das Reich der Formen, der ideale Stil, da ist klassischer Boden." Der heute an allen Küsten des Mittelmeeres massenhaft wuchernde Opuntienkaktus gar und die Aloe — durch die Friedrich Preller mit Vorliebe seine homerischen Landschaften charakterisirt — kamen erst als eine Gabe Amerikas. Und so ist auch jene Pappel, die bei uns schlechthin die italienische heißt, eigentlich an den Ufern des Mississippi zu Hause.

Digitized by Google

Die Anerkennung der gelehrten Welt hat Hehns „Kulturpflanzen und Haustieren“ nicht gefehlt. Ihr äußeres Maß ist in den fünf Auflagen, die das Buch in fünfzehn Jahren erlebte, ausgedrückt. Ein ausgezeichneter Vertreter der Altertumswissenschaft, von mir um nähere Formulirung seines Urteils gebeten, schreibt: „Nie zuvor war der hier dargestellte Prozeß in seiner Gesamtheit und in seinem Zusammenhange mit der Kultur ins Auge gefaßt. Über die Betrachtung einzelner Thatsachen war man nicht hinausgekommen. Auch wer in diesen »historisch-linguistischen Skizzen« (wie der Verfasser sie allzu bescheiden nennt) noch so flüchtig blättert, wird auf jeder Seite gewahr, daß hier die langsam, dafür aber auch ganz ausgereifte Frucht vieljähriger Geduld und Arbeit geboten wird, deren weit auseinanderliegende Gebiete zu umfassen höchst selten ein Einzelner imstande ist: mit einer großen philologischen, linguistischen, litterarischen Gelehrsamkeit sind hier nicht geringe naturwissenschaftliche, ethnographische und historische Kenntnisse verbunden. Auch der Vorsicht und Behutsamkeit, mit der Hehn bei der Aufstellung der (auf dem vielfach schwankenden Boden dieser Forschungen natürlich zahlreichen) Hypothesen stets zu Werke geht, der Sorgfalt und Besonnenheit, mit der er alle Momente des Für und Wider abwägt, muß man die höchste Anerkennung zollen. Aber weit mehr noch als den Umfang und die Vielseitigkeit seines Wissens, als die Sicherheit seiner Methode bewundert man die Kraft seiner in das Dunkel der Vorzeit dringenden, in winzigen, zerstreuten und entstellten Nachrichten die Zusammenhänge und Beziehungen erfassenden, immer neue, überraschende Ausblicke und Perspektiven eröffnende Anschauung. Das Buch gehört zu den klassischen Werken nicht nur der Altertumskunde, sondern auch der deutschen Litteratur.“

Die letzten der obigen Sätze deuten schon auf das, worin auch unsers Erachtens die höchste Bedeutung des Hehnschen Buches enthalten ist: so lehrreich die unmittelbaren Ergebnisse sind, noch Wertvolleres ist aus ihm zu lernen, wenn wir es als Typus betrachten. Es wird anerkannt: allen an die Spezialforschung zu stellenden Forderungen ist mit nicht zu übertreffender „Akribie“ gerecht geworden, und doch ist vom Anfang bis zum Ende in keinem Moment der Blick aufs Ganze verloren. Wie viel oder wie wenig Recht die immer lauter werdenden Klagen über den die Wissenschaft verderbenden Spezialismus, über die Vorherrschaft einer mikroskopischen Weltanschauung haben mögen — vor Hehns Buch werden sie verstummen müssen. Es tritt darin glänzend ans Licht, daß Hehn, gleich seinem berühmten Landsmann K. E. von Baer, eine Künstlernatur war. Wir meinen damit noch nicht an erster Stelle die beiden gemeinsame Meisterschaft der Darstellung, die klare, edle, harmonische Sprache, wir meinen vor allem das echt künstlerische Geistesbedürfnis, jede kleinste Untersuchung, die sie unternehmen, in den Dienst einer großen Anschauung zu stellen, das Stückwerk des Wissens zu einem organischen Sein zu erhöhen.

Digitized by Google

Als Ergänzung zu den „Kulturpflanzen und Haustieren“ sind die „Skizzen und Streiflichter“ über Italien zu lesen. Man möchte sagen, sie seien als Monologe niedergeschrieben. Wenigstens hat der Verfasser sich erstaunlich geringe Mühe gegeben, ihnen Leser zu schaffen. Er überließ sie der in Riga erscheinenden, über einen eng begrenzten Leserkreis nicht hinauskommenden Baltischen Monatsschrift. Dann wurden sie von einem St. Petersburger Verleger in Buchform herausgegeben (1866), blieben aber in Deutschland wiederum fast unbemerkt. Aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden sie erst durch die zweite Auflage (1879), zu der ein Hehn als Freund und Landsmann nahestehender Berliner Buchhändler die Initiative ergriff, ein Verdienst, für das ihm leider immer noch nicht gar viele, diese aber wärmstens dankbar sind. Denn seitdem hat sich das Urteil unbestritten festgestellt, daß wir in Hehns Buch das Geistvollste und Schönste, was seit Goethe deutscherseits über Italien gesagt worden ist, besitzen, wobei sich aufs neue die Beobachtung aufdrängt, daß das tiefste sympathetische Verhältnis zum Süden und zum Klassischen am häufigsten — gewiß nicht zufällig — von Männern des Nordens gewonnen wird: Winckelmann, Carstens, Thorwaldsen, Schinkel, Niebuhr — zum Abschluß Hehn. Der Versuch, den Inhalt im Auszug zu bringen, wäre Versündigung an einem Buche, in dem der Stoff ganz Geist, d. i. Form geworden ist. Auf zwei des Verfassers Persönlichkeit näher angehende Eigentümlichkeiten möchten wir aber noch hinweisen. Es ist, so selten das Wörtchen „ich“ darin vorkommen mag, eine Bekenntnisschrift: „So sei denn auch dieses Buch, sagt die Vorrede von 1879, nichts als ein Zeugnis mehr, daß es immer noch Einzelne unter uns giebt, die dem idealen Gedanken, der unsre klassische Dichtung und Philosophie geschaffen hat, nicht völlig entsagen mögen; die sich bestreben, wie Winckelmann und Goethe, wie Schelling und Hegel anzuschauen, zu empfinden und zu denken; die gegen Plattheiten, wie induktiv und deduktiv, und gegen Streitfragen, ob die Welt, die ja alles in sich faßt, ein Übel sei oder nicht, nur Verachtung hegen; die, was sie auch im einzelnen als ihr Fach betreiben, seien es Kegelschnitte oder Werk- und Buchführung oder der Beruf des Zivilingenieurs oder das Geschäft des Apothekers oder etwas andres, doch das Bedürfnis fühlen, ein Ganzes zu werden und wahre Menschlichkeit in sich zu entwickeln; die endlich, um das letztere zu erreichen, aus der Dürre der Technik und Mechanik, des gemeinen Verstandes und groben Nutzens gern zu Kunst und Altertum, zu der Naturgestalt und uralten Kultur des Südens wie zu einer reinen Bildungs- und Lebensquelle flüchten.“ Hat Hehn Unrecht, wenn er glaubt, daß es nur wenige Einzelne seien, die mit ihm so denken und wollen? Vor aller Augen liegt, welche unermeßliche Bedeutung von Winckelmann ab die Anschauung Italiens für das höhere Geistesleben unsrer Nation gehabt hat; nicht minder unwidersprechlich ist aber, daß dieser Einfluß seit der Mitte des Jahrhunderts stetig zurückebbt, daß Italien uns innerlich um eben-

Digitized by Google

soviel ferner gerückt ist, als die Zahl der jährlichen Besucher sich verhundertfacht hat. Ja es gilt bereits als eine unvermeidliche Legitimation kerndeutscher Gesinnung, auch rückwärts die die erste Hälfte des Jahrhunderts erfüllende Begeisterung für Italien als eine willkürliche Schwärmerei, als eine undeutsche Verirrung zu brandmarken. Auch in Betreff Italiens also war Hehn „Reaktionär." Ihm galt bis ans Ende Italien als die dem Deutschen tauglichste Schule der Erweiterung und Entäußerung seines Selbst. „Wer aus Italien kommt, geht veredelt umher, wie mit einem zweiten Gesicht begabt. Bedenkt man, wie sehr der deutsche Geist auf das Wesen und wie wenig er auf die Erscheinung gerichtet ist, so möchte man jedem Deutschen, der dessen wert ist, zu seiner Bildung wünschen, daß er gezwungen würde, eine Weile in der Atmosphäre antiken, romanischen, südlichen Lebens zu atmen. Dort ist noch Schönheit und Idealität, um die freche Realistik zu mildern, der wir uns neuerdings ergeben zu haben scheinen. Denn nicht bloß Ergänzung des uns Fehlenden soll uns Italien bringen, sondern vor allem Sicherung unsers Besitzes, Abwendung drohenden Verlustes."

Nach allem Bisherigen braucht der Leser nicht erst nach dem Namen dessen zu fragen, den Hehn als den größten Deutschen „auf idealem und sittlichem Gebiete" verehrte. Goethes Schriften waren sein Lebensbegleiter von den Knabenjahren an, und er hatte sich in ihnen eine so gründliche und prompte Belesenheit erworben, wie bestenfalls einige wenige von denen, die die Goetheforschung als Beruf betreiben. Aber an die Aufzeichnung seiner „Gedanken über Goethe" ging er erst, als sich ihm die Wege auf seinem wissenschaftlichen Spezialgebiet, wie wir gesehen haben, versperrten, und als dem Siebzigjährigen der Wunsch rege werden mochte, noch ein Schlußwort zu seinem Leben zu sprechen. Es war aufrichtige Bescheidenheit, aber eine, deren Richtung er ironisch verhüllt, wenn er in einem Privatbriefe an einen ihn zur Veröffentlichung seiner Studien ermunternden schrieb: „Wenn die Herren von der Zunft über manches die Achseln zucken werden, so muß ich mirs gefallen lassen; ein Bönhase wie ich soll sich nicht unter die Meister drängen." Den wahren Grund seines Zögerns finden wir in einem objektiv auf Goethe angewandten, aber sicher aus subjektiver Erfahrung gewonnenem Satze: „Und doch bedarf der Genius, und je größer er ist, umso mehr, der Einstimmung und Freude, des Gegenklanges von außen, nur dieser reizt ihn, sich zu öffnen, die gesammelten Schätze herzugeben, die Scham, die Schmerzen zu überwinden, die mit jeder Ablösung vom Herzen verbunden sind." Die Tageskritik und ihr folgend das Lesepublikum warf sich beim Erscheinen des Buches mit leider bezeichnendem Vergnügen auf die in glänzenden polemischen Scharmützeln durchgeführte Einleitung, als wäre sie die Hauptsache; sie sollte aber nichts, als zwischen dem Verfasser und den Lesern die Bahn frei machen für den positiven Gehalt der folgenden Kapitel. Vor allem wieder überrascht hier Hehn durch die Ursprünglichkeit und Tiefe

Digitized by Google

in der Erfassung der Probleme. Sie liegen über dem Horizont der herrschenden Goethephilologie (wie sich auch gleich darin zeigte, daß ein Adept derselben öffentlich erklärte, das Buch sei ja wohl geistreich, aber doch sehr Dilettantenarbeit). Allerdings ist die Behandlung eine solche, daß dem Titel „Gedanken über Goethe" der Untertitel hätte hinzugesetzt werden dürfen: für denkende Leser. In den der Einleitung folgenden zwei Kapiteln wird gezeigt, wie der Dichter das Menschenleben ansah, einmal in seinen „Naturformen," den einfachen, unmittelbaren, den Geist in Notwendigkeit bindenden, das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart verknüpfenden, dann in seiner Gliederung in „Stände." Hiernach, wiederum einander ergänzend, die Abschnitte „Naturphantasie" und „Gleichnisse," letzterer mit einer ausgezeichnet schönen Erörterung über die Phantasie und ihren „profanen Grenznachbar" Witz. Ein zweiter Band war beabsichtigt, ihn auszuführen ist Hehn nicht mehr möglich geworden. Zwei dafür bestimmte Aufsätze „Einiges über Goethes Vers" und „Goethe und die Sprache der Bibel" gelangten im Goethejahrbuch zum Abdruck, sonst fanden sich im Nachlaß zwar weitschichtige und wohlgeordnete Sammlungen, aber nichts Geformtes.

Wir haben das subjektive Element in Hehns Schriften hinlänglich, wie wir hoffen, ans Licht gestellt. Sollen wir ihn deshalb zu entschuldigen, zu rechtfertigen versuchen? Nein. Denn es bedeutet nichts andres als Herzensanteil, starken und echten, an den behandelten Gegenständen. Bezeichnend für den Mann und den Schriftsteller ist es, daß ihn erst die Wahrnehmung, mit seiner Weltanschauung in Widerstreit zu der anschwellenden Zeitströmung geraten zu sein, zum Schriftsteller machte, in einem Alter, wo andre die Feder aus der Hand legen. Er wollte nicht bekehren, nur verteidigen. Unter den Gütern aber, deren Bedrohung er mit Schmerz und Scham ansah, war vielleicht keines mit seiner persönlichsten Empfindung so innig verwachsen, wie die deutsche Sprache: ihn empörte als Kenner, ihn verwundete als Künstler ihr Verfall, in dem wir schon mitten inne stehen, und der uns Jüngere alle, ob widerstrebend oder lässig, mit sich fortreißt. Den ernstlich erwogenen Plan, in einer eingänglichen sprachwissenschaftlichen Studie dieser Krankheit die Diagnose zu stellen, hat Hehn schließlich unausgeführt gelassen. Zu den besten Heilmitteln darf das Beispiel, das er selbst als Schriftsteller gab, gezählt werden. Zwar zu den schöpferischen, verjüngenden Sprachmeistern — wo giebt es sie heute? — gehörte auch Hehn nicht; aber sicherlich hat während des letzten Halbjahrhunderts keiner die sprachliche Erbschaft der Zeit unsrer klassischen Litteratur so treu gepflegt, mit so aristokratischem Stilgefühl, mit so viel Sorgfalt und so wenig Ziererei, so streng und anmutig zugleich die deutsche Prosa gehandhabt, wie er. Ein feinfühliger Kenner, der sein Urteil auf die Goldwage zu legen gewohnt war, antwortete einem Freunde, der ihn auf Hehns „Italien" aufmerksam gemacht hatte: „Ich fühle mich

Digitized by Google

wahrhaft beschämt, daß ich durch Sie erst einen unsrer Klassiker kennen lernen muß.“ Seltsame Schicksalsironie, daß dieser letzte Klassiker von einer Landschaft sein geliebtes Deutsch als Muttersprache empfangen hat, in der es in naher Zukunft zu einem kümmerlichen Jargon herabgedrückt, vielleicht mit der Wurzel ausgerottet sein wird.

Im Jahre 2000

Wenn die Bedeutung eines Buches nach seinem Erfolge gemessen werden könnte, so dürfte sich die amerikanische Litteratur rühmen, wie in den fünfziger Jahren, wo „Onkel Toms Hütte“ der Mrs. Beecher-Stowe das gelesenste und gekaufteste Buch der Erde war, so auch jetzt den „bedeutendsten“ Roman unsrer Tage erzeugt zu haben. Denn es ist doch wohl mehr als Humbug, wenn uns versichert wird, daß von der Phantasie: Im Jahre 2000. Ein Rückblick auf das Jahr 1887 von Eduard Bellamy in den Vereinigten Staaten allein gegen 300000 Exemplare abgesetzt worden seien. Wie die Dinge liegen, wird jeder Gebildete und Halbgebildete den genannten Roman oder Halbroman zur Hand nehmen und aus ihm die Belehrung schöpfen müssen, daß sich der „Dichter“ wieder einmal als Prophet gefühlt hat und über die Gestalt der Welt und das Leben der Menschheit nach der vollbrachten großen sozialen Erlösung geweissagt hat. Seit Jules Verne und seine Nachahmer das Unmögliche und Märchenhafte mit wissenschaftlichen Stützen versehen haben, ist es ja nicht zu schwer, sich einen jungen Bostoner zu denken, der im Jahre 1887 von einem Quacksalber oder Professor des tierischen Magnetismus in hypnotischen Schlaf versetzt und, der Legende zum nachträglichen Erweis, nach Verlauf von hundertunddreizehn Jahren an einem schönen Morgen im Jahre 2000 wissenschaftlich erweckt und geweckt wird. Er findet eine so völlig verwandelte Welt vor, daß die sieben Schläfer, Rip van Winkel und wie sie alle heißen mögen, gegen ihn arm an Überraschungen genannt werden dürfen. Hierdurch erklärt sich auch, daß Mr. Julian West körperlich die Wiedererweckung umso viel besser übersteht, als seine sagenhaften Vorgänger. Er wird von den Erscheinungen und Thatsachen einer so völlig neuen Welt derart in Anspruch genommen, daß er kaum Zeit hat, an seine eigne Person zu denken. Gegen den Schluß hin wählt er freilich das beste Mittel der Verjüngung und Lebenserhaltung, indem er eine schöne Tochter des zwanzigsten Jahrhunderts heiratet.

Digitized by Google

Wie schon aus diesen kurzen Andeutungen hervorgeht, schließt sich Bellamys Roman „Im Jahre 2000" der langen Reihe politisch-sozialer Romane an, die seit dem sechzehnten Jahrhundert mittels der Schilderung künftiger Zustände Kritik an den bestehenden geübt haben. Es hat seine guten Gründe, daß diese interessanten Bücher in frühern Jahrhunderten nur wenig gelesen worden sind, während das neueste Produkt dieser Art einen Sensationserfolg davonträgt, der seines gleichen sucht. Sir Thomas Morus' „Utopia," James Harringtons „Oceana" sind entschieden mehr zitirte und gelobte als wirklich gekannte Bücher. Die „Insel Felsenburg" des Stolbergers Christian Gottfried Schnabel stand zwar vor hundertundfünfzig Jahren in großem Ansehen und war so ziemlich in allen Familienbibliotheken zu finden; aber unter den Tausenden ihrer Leser waren kaum einige zu finden, die in der Geschichte des Sachsen Albert Julius und seiner Kolonie mehr sahen als eine unterhaltsame Robinsonade. Poetische Weissagungen von einer bessern als der bestehenden Welt bleiben so lange unwirksam, als man mit und trotz aller landläufigen Unzufriedenheit im allgemeinen geneigt ist, die bestehende für die beste zu halten. Trotz der Kämpfe des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts fühlte sich die bürgerliche Gesellschaft damals in ihrem Gesamtbestand nicht bedroht und hegte geringe Zweifel, daß es morgen gehen werde, wie es gestern und heute gegangen war. Erst wenn eine Reihe von bedrohlichen, unheilverkündenden Anzeichen dieses Vertrauen erschüttert hat, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Fall war und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wieder der Fall ist, können Bücher wie das Bellamysche allgemeine Teilnahme finden. Sie sind dann Anzeichen eines Zustandes, den der wiederauferstandne Sohn und Bürger unsrer Zeit im Jahre 2000 mit den Worten schildert: „Wir fühlten, daß die Anker der Gesellschaft sich lösten, und daß sie in Gefahr war, ein Spielball der Wellen zu werden. Wohin sie getrieben werden würde, konnte niemand sagen; alle fürchteten jedoch die Klippen."

Dem gegenüber will nun der Roman Bellamys tröstlich erweisen, das Schiff der Gesellschaft steure nicht auf Klippen los, sondern im Gegenteil nach tieferem Fahrwasser. Wie Herr Julian West aus seinem hypnotisch-mesmerischen hundertunddreizehnjährigen Schlafe erwacht, erfährt er zu seiner und unsrer Überraschung, daß es so gut wie gar keine Kämpfe gekostet hat, in den bestehenden Staaten Europas und Amerikas völlig neue Zustände einzuführen, erfährt, daß die zum Unsinn gewordne kapitalistische Produktionsweise von einer Ordnung der Gesellschaft abgelöst worden sei, in der die Staatsgewalt der alleinige Unternehmer, Anordner, Leiter und Austeiler alles Hervorgebrachten ist, in der, unbeschadet sonstiger Verschiedenheiten, alle Menschen bis zum fünfundvierzigsten Jahre zum Dienst in der großen Industriearmee verpflichtet sind, alle aber einen gleichen Anteil an Lebensunterhalt- und Verbrauchsgegenständen erhalten. Er entdeckt zu seiner Überraschung, daß alle Befürchtungen von „Zwang," die ein Kind

Digitized by Google

unsrer Zeit notwendigerweise mit dieser Neuordnung der Dinge verbindet, unnütz gewesen sind. Denn es wird ihm versichert, daß, „während die Verpflichtung zum Dienste in irgend einer Form nicht umgangen werden kann, die Wahl des Berufszweiges, den jeder ergreifen will, frei ist. Gewöhnlich hat jeder junge Mann, ehe er ausgemustert wird, längst den Beruf gefunden, dem er zu folgen gedenkt, hat bereits sehr viele Kenntnisse über ihn gesammelt und wartet sehnsüchtig auf den Tag, an dem er eingereiht wird." Es wird ihm gesagt und gelegentlich auch gezeigt, daß der Arbeiter nicht ein Bürger ist, weil er arbeitet, sondern daß er arbeitet, weil er ein Bürger ist; daß die vom Staate ausgestellten Kreditkarten die Dienste versehen, die ehemals das inzwischen abgeschaffte Geld geleistet hatte, daß es sittlicher Grundsatz geworden ist, keinen Dienst von einem andern anzunehmen, den man ihm im Falle der Not nicht selbst leisten würde, daß es keine Verbrechen mehr giebt, sondern nur „Atavismen," die in Hospitälern behandelt werden, daß die gemeinen Antriebe zur menschlichen Auszeichnung und höhern Anstrengung durch lauter edle ersetzt worden sind, daß neben der männlichen Industriearmee eine weibliche steht, die jedem weiblichen Wesen eine Mitwirkung an den Aufgaben der Gesellschaft, damit die volle Unabhängigkeit sichert und Heiraten aus andern Beweggründen als aus Liebe vollständig ausschließt. Mr. West hat, ehe er in den Armen der schönen Edith, der Urenkelin seiner Braut im neunzehnten Jahrhundert, glücklich wird, noch einen entsetzlichen Traum zu überwinden, worin er sich plötzlich in unsre Zeit zurückgeschleudert sieht, und da er die Erkenntnisse und Anschauungen des dritten Jahrtausends verkündet, aus dem Hause seines eignen Schwiegervaters hinausgeworfen werden soll. Als er erwacht und sich wirklich am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts und in dem Paradiese findet, das die Erde inzwischen geworden ist, und während er mit unaussprechlicher Dankbarkeit über die Größe der Welterlösung und sein Vorrecht, sich in sie zu vertiefen, nachsinnt, durchdringt den Helden wie ein Messer ein qualvolles Gefühl von Scham, Reue und Selbstanklage, daß er, ein Mann der frühern Zeit, in jedem Punkte ebenso gleichgiltig gegen das Elend seiner Brüder, ebenso voll cynischen Zweifels an einer Besserung, ein ebenso thörichter Verehrer des Chaos und der alten Nacht gewesen sei, wie irgend einer seiner Mitmenschen. „So weit mein persönlicher Einfluß reichte, hatte ich ihn dazu angewendet, die Befreiung der Menschheit, die sich gerade damals vorbereitete, zu hindern, anstatt sie zu fördern. Was für ein Recht hatte ich, eine Erlösung zu begrüßen, die mich verdammte, und mich eines Tages zu freuen, über dessen nahen Anbruch ich mich lustig gemacht hatte?" Aus dieser Qual und Selbstanklage kann ihn nur die Liebe retten, und wir dürfen am Schlusse nicht zweifeln, daß sie das Wunder vollbringen wird, wie so viele Wunder zuvor.

Die flüchtigste Inhaltsangabe des Bellamyschen Buches läßt die Leser erraten, daß sein dichterischer Wert sehr gering ist, weil der Verfasser dem

Digitized by Google

ohne Zweifel geistreichen Einfall keine poetische Ausführung gegeben hat. Wir erfahren wohl, daß sich Julian West in einer erlösten Welt und einem völlig veränderten Leben wiederfindet, wir werden mit den Grundzügen, dem „System" der neuen Weltordnung bekannt gemacht, werden unterrichtet, daß das Boston des zwanzigsten Jahrhunderts mit seinen öffentlichen Gebäuden, seinen luxuriösen Gesamteinrichtungen eine Prachtstadt sei, der gegenüber das Boston von heute als eine Dreckstadt erscheint, wir sehen, daß man sich nur in seinen Lehnstuhl zu setzen und einen Telephonknopf zu drücken braucht, um das ausgezeichnetste Konzert und die beste Predigt zu hören, aber es wird, von einigen verhältnismäßig unwesentlichen Einzelheiten abgesehen, kein Versuch gemacht, den wunderlichen Traum in Leben umzuwandeln. Wir lernen keine Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts kennen, als eben den Dr. Leete, dessen Frau und seine Tochter Edith, in deren Hause Julian West erwacht. Es wird uns weder das Arbeitsleben noch das Genußleben einer großen Stadt der Zukunft in deutlichen Bildern vorgeführt. Obschon es der Grundgedanke des Verfassers ist, darzustellen, daß die neue Weltordnung das Leben keineswegs in ein großes Nationalzuchthaus verwandelt und alle Besonderheiten des Temperaments, der Begabung, der Lebensauffassung und des Geschmacks verwischt habe, so hat er die naheliegende Aufgabe nicht ergriffen, uns gesellschaftliche Gruppen, Individualitäten, verschiedne und doch vom Hauche einer neuen Weltanschauung beseelte Menschen der Zukunft vorzuführen. Nach der theoretischen Seite hin sind die Erörterungen Doktor Leetes und die Belehrungen, die er Julian West zu Teil werden läßt, freilich ein gewaltiger Fortschritt über die Schilderung der sozialistischen Kaserne hinaus, die Eugen Sue schon 1846 seinem Sensationsroman „Der ewige Jude" einverleibt hatte. Aber in der Hauptsache, in der Belebung und Beseelung des Einzelnen, in der Wiedergabe glaubhafter, lebendiger Mannichfaltigkeit steht Bellamys Fiktion nicht höher, der Verfasser hat sich mit Andeutungen begnügt, weil Ausführungen über einen gewissen Punkt hinaus eben unmöglich waren. Die Voraussetzung, aus der die Prophetien des Bellamyschen Buches, wie die Kritik, die es an unsern Gesellschaftszuständen übt, hervorgehen, ist die einer unbedingten Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. „Im neunzehnten Jahrhundert" — sagt durch das verbesserte Telephon hörbar der sehr ehrwürdige Herr Barton in der Predigt, die an die wundersame Auferstehung des Herrn Julian West anknüpft — herrschte traurige Hoffnungslosigkeit, tiefe Verzweiflung an der Zukunft der Menschheit; unser Zeitalter wird von einer begeisterten Wertschätzung der Annehmlichkeiten unsers gegenwärtigen Daseins und der unbegrenzten Kräfte der menschlichen Natur beseelt. Die von Geschlecht zu Geschlecht zunehmende körperliche, geistige und sittliche Besserung der Menschheit wird als der eine große Gegenstand erkannt, welcher aller Anstrengungen und Opfer im höchsten Grade wert ist. Wir glauben, daß das Volk zum erstenmale

Digitized by Google

angefangen hat, sich dem Bilde entgegen zu entwickeln, welches in ihres [seines] Schöpfers Geiste lebt, und jede Generation muß jetzt ein Schritt aufwärts sein."

Aus dieser Voraussetzung allein kann das Traumbild von einem Weltalter geboren werden, worin die ungeheure Regsamkeit der Großindustrie unsrer Tage und die Blüte Griechenlands vereint sind. Die Möglichkeit einer auf alle gleichmäßig verteilten Bildung und gleicher Ergebnisse dieser Bildung müßte dem Zustande vorangehen, wo in der Kunst wie in der Litteratur das Volk der alleinige Richter ist, über die Annahme von Statuen und Gemälden, über die Befreiung der Künstler und Schriftsteller vom Ackerbau, von der Aufwartung in den öffentlichen Speisehäusern oder irgend welchem Industriedienst entscheidet. Wir, die wir tagtäglich erleben, daß selbst unsre höchsten Bildungsanstalten nicht imstande sind, eine ungefähre Gleichheit der Herzens- und Geschmacksbildung hervorzubringen, daß das Bestehen der gleichen Prüfungen nicht davor schützt, daß der eine unter uns ein geistig lebendiger, ein schöpferischer Mensch und der andre ein dürftiger Bewahrer dürftiger Überlieferung ist, die wir wissen, daß der gepriesenste Techniker, Verwaltungsmann oder Nationalökonom, trotz Gymnasium und Hochschule, ein trauriger Banause auf allen Gebieten des Schönen und ein roher Bursche im Reiche der menschlichen Empfindung sein kann, vernehmen die tröstliche Botschaft zunächst noch ohne Glauben. Wir fürchten, daß Jean Jacques Rousseau von Genf, der als die Voraussetzung der gewünschten Gleichheit eine gewisse Verbauerung, ein Zurücksinken in die dürftigsten Anfänge der menschlichen Kultur erachtete, um ein gut Teil ehrlicher war, als die sozialistischen Propheten unsrer Tage, die das Jahr 1900 oder 2000 als den Beginn des tausendjährigen Reiches darstellen. Wir wollen deshalb kein allzu großes Gewicht auf die Widersprüche legen, die sich natürlich auch in Bellamys Roman finden. Denn wenn uns erzählt wird, daß „nicht alle, auch nicht der größere Teil ihre letzte Lebenshälfte litterarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Interessen, für welche Muße das Wertvollste ist, sondern Reisen, geselligem Verkehr im Kreise befreundeter Altersgenossen, persönlichen Liebhabereien und dem ungestörten Genuß der guten Dinge dieser Welt" widmen, so liegt die Frage nahe, ob diese durchaus ehrenwerten Herren und Damen auch mit darüber entscheiden, ob ein Thorwaldsen der Zukunft Ziegel streichen oder ein Brahms des einundzwanzigsten Jahrhunderts den Schmiedehammer führen muß. Und wenn wir lesen, daß, welche sonstigen Änderungen die Sinnesart der Männer und Frauen auch mit der Zeit erfahren haben möge, ihre Anziehungskraft auf einander unverändert geblieben, und daß die Leere, die das Fehlen jeglicher Sorgen für jemandes Leben in dem Gemüte der Männer und Frauen gelassen hat, vollständig durch die Liebe ausgefüllt worden sei, so möchten wir fragen, ob am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts jedermann mit seiner eignen Frau völlig befriedigt gewesen sei und niemand mehr seines Nächsten Weib oder Tochter begehrt

Digitized by Google

habe. Doch wie gesagt, da sich Bellamy mit der allgemeinen Versicherung einer eben so großen ethischen, als sozialpolitischen Verbesserung der Menschheit begnügt, und Doktor Leete geradezu sagt, der Gebildete unsrer Tage habe einem Manne geglichen, der mit einem Riechfläschchen in der Hand bis an den Hals in einem stinkenden Sumpfe saß, auch versichert, daß im Jahre 2000 alle fähig geworden sind zum Genuß wie zum Verständnis, in verschiednen Abstufungen zwar, aber doch innerhalb einer bestimmten Grenze der Annehmlichkeiten eines verfeinerten sozialen Lebens, und sogar den Trumpf ausspielt, „eine Generation der gegenwärtigen Welt biete unendlich mehr intellektuelle Erscheinungen, als fünf Jahrhunderte der Vergangenheit," so kann der in unsre engen Schranken gebannte nichts anders als schweigen.

So bleibt schließlich noch die Kritik der Kritik, die in Bellamys Helltraum an unsern Zuständen, Gewohnheiten und Anschauungen geübt wird. Daß sie in ihrer unbarmherzigen Schärfe ein gutes Stück Wahrheit einschließt, daß der wahnsinnige Kampf aller gegen alle, zu dem man unsre Kultur teils gesteigert hat, teils zu steigern sucht, Empfindungen erzeugen muß, wie sie Bellamys Buch durchhauchen, daß heillose Verhältnisse eine tiefe Sehnsucht nach dem Heil erwecken müssen, wer wagt es heute noch zu leugnen? Daß aber der Ruf des römischen Pöbels Panem et circenses, der nach Bellamys Buch „heutzutage als etwas ganz Vernünftiges angesehen wird," in der That die einzige Heilsbotschaft der Zukunft sein werde, darf man selbst am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts noch in Zweifel ziehen und bessere Hoffnungen hegen.

Die Sozialdemokratie und das Theater

In einer Besprechung der akademischen Kunstausstellung in Berlin in Nr. 31 der Grenzboten hat der Verfasser beiläufig die Versuche gestreift, die in der Reichshauptstadt von einigen Bühnenleitern gemacht worden sind, das Interesse der Sozialdemokraten für das Theater durch ein ihren politischen Neigungen entsprechendes Repertoire wachzurufen und rege zu erhalten. Diese Versuche sind gescheitert, weil die Sozialdemokratie grundsätzlich alles ablehnt, was ihr von der „Bourgeoisie" entgegengebracht wird. Inzwischen hat sie selbst in der Theaterfrage die Initiative ergriffen und nach einer am 29. Juli abgehaltenen

Digitized by Google

Vorbesprechung am 8. August in einer zweiten von mehr als zweitausend Personen besuchten Versammlung die Gründung einer „Freien Volksbühne" beschlossen, in der u. a. der sozialdemokratische Grundsatz der Gleichberechtigung dadurch zum Ausdruck gebracht werden soll, daß die Plätze eine Stunde vor Beginn der Vorstellung verlost werden, d. h. daß jeder Besucher sich seine Eintrittskarte aus einer Urne herauszieht. Man darf diese Gründung als den ersten Vorstoß in dem Kampfe betrachten, den die Sozialdemokratie nach dem 1. Oktober auf ihrer ganzen Linie eröffnen wird, und sie hat mit nicht geringem taktischen Geschick für diese erste Kraftprobe ein Gebiet gewählt, auf dem man den sozialdemokratischen Bestrebungen noch ein ästhetisches oder moralisches Mäntelchen umhängen kann. Wenn man in den Zeitungsberichten über die Versammlung vom 8. August liest, mit welchem Eifer, mit welchem Aufwand von sittlicher Entrüstung gegen den Unfug gedonnert wurde, der auf der Mehrzahl der Berliner Bühnen mit zuchtlosen Operetten, Possen und Schwänken getrieben wird, könnte ein Leser, der mit den in Frage kommenden Personen und Verhältnissen nicht vertraut ist, leicht zu dem Glauben verführt werden, daß hier wirklich ideale, uneigennützige Absichten einen festen Kern zu gewinnen anfingen. Aber die Begründer der „Freien Volksbühne" sind noch zu ungeübte Schauspieler, als daß sie ihre Masken lange Zeit ohne Unbehagen zu tragen vermöchten, und überdies hat der ihnen Beifall klatschende Chorus dafür gesorgt, daß der wahre Charakter der „Freien Volksbühne" noch vor Ablauf der Versammlung rechtzeitig enthüllt wurde. Am Schluß wurde nämlich eine Tellersammlung zu Gunsten der streikenden Sozialdemokraten in Hamburg angeregt, deren Ausführung nur an dem Widerspruch der die Versammlung überwachenden Polizeibeamten scheiterte, und als man auseinanderging, wurden Hochs auf die „Freie Volksbühne" und die internationale Sozialdemokratie ausgebracht und mit Jubel aufgenommen.

Die „Freie Volksbühne" ist damit als ein unter dem Schutze der internationalen Sozialdemokratie stehende und von ihr beeinflußte oder doch von ihr unterstützte Gründung gekennzeichnet, auf deren Früchte man gespannt sein könnte, wenn nicht das in der Versammlung bekannt gemachte Programm jede Überraschung ausschlösse. Man hat bisher zur Aufführung folgende Stücke in Aussicht genommen: „Gespenster" und „Der Volksfeind" von Ibsen, die „Macht der Finsternis" von Tolstoi, „Vor Sonnenaufgang" von Gerhart Hauptmann, „Familie Selicke" von Holz und Schlaf, „Dantons Tod" von Büchner und „Therese Raquin" von Zola, also zum größten Teile dieselben Schauspiele, die in dem unter der Leitung des Herrn Dr. Otto Brahm stehenden Verein „Freie Bühne" im Laufe der verflossenen Spielzeit aufgeführt worden sind und dort teils zu den widerlichsten Skandalszenen Veranlassung gegeben, teils die Vereinsmitglieder, was ihnen noch schmerzlicher war, in unerträglicher Weise gelangweilt haben. Wir glauben, daß selbst die vielgerühmte Disziplin

Digitized by Google

der Sozialdemokratie, die sich übrigens gerade jetzt, kurz vor Ablauf des Sozialistengesetzes, in bedenkenerregendem Maße zu lockern scheint, nicht imstande sein wird, zwei Mächte niederzuhalten, die jeder Theatervorstellung den Tod bringen: die im Berliner Blut tief eingewurzelte Lust am Skandal und die Langeweile, und deshalb werden die Vorstellungen der „Freien Volksbühne," falls ihre zu Reibereien und Streitigkeiten geradezu herausfordernden, mit völliger Unkenntnis der einfachsten Geschäftspraxis abgefaßten Statuten die polizeiliche Genehmigung finden sollten, voraussichtlich dasselbe Schauspiel wie die Aufführungen der „Freien Bühne" bieten, nur in größerm Maßstab und mit verstärkten Lungenkräften, die immer die Hauptrolle spielen werden, mag die Langeweile oder die begeisterte Zustimmung der „Genossen" der augenblickliche Stimmungsmacher sein.

Daß die „Freie Volksbühne" nur eine unter sozialdemokratischer Flagge segelnde Spielart der „Freien Bühne" werden wird, lehrt nicht nur die Gleichartigkeit des Repertoires, worin das Dreiblatt: Franzosen, Russen und Norweger, das sich immer zusammenfindet, wo es gilt, deutsche Kultur und deutschen Idealismus zu vernichten, die Oberhand hat, sondern auch die Wahl des Herrn Dr. Otto Brahm in den Ausschuß, der über die litterarische Richtung des Unternehmens zu entscheiden hat. Diesem Ausschusse und dem Vorstande gehören außerdem an: der Schriftsteller Dr. Bruno Wille, der Tapezierer Wildberger, der Kaufmann Türk, die Redakteure Baake und Dr. Konrad Schmidt, die Schriftsteller Wilhelm Bölsche und Julius Hart und der Buchhändler Baginsky. Es muß auffallen, daß sich unter den Taufpaten dieser offenkundig sozialdemokratischen Gründung fünf oder sechs Personen befinden, die akademische Bildung genossen oder doch einen akademischen Grad erlangt haben. Wir glauben, daß einige von ihnen, insbesondre Herr Julius Hart, mit Entrüstung ihre Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei abweisen und sich auf ihren Idealismus berufen werden, der sie treibe, ihre Kraft in den Dienst des Volkes an sich zu stellen. Das politische Glaubensbekenntnis des Herrn Dr. Brahm, der früher Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" war und auch durch die Schule der demokratischen „Frankfurter Zeitung" gegangen ist, ist schon etwas zweifelhafter und hat vielleicht wirklich unter den Verdrießlichkeiten seiner nicht immer rühmlich geführten litterarischen Feldzüge eine etwas rötere Färbung angenommen. Aber von den Herren Dr. Wille, Baake und Dr. Konrad Schmidt ist es gewiß, daß sie sich zur sozialdemokratischen Partei bekennen. Der letztgenannte hat erst in diesen Tagen die Redaktion der sozialdemokratischen „Volkstribüne" übernommen. Auch in dieser Erscheinung haben wir ein Vorspiel dessen zu erblicken, was uns nach dem 1. Oktober erwartet.

Es ist schon seit geraumer Zeit in verschiednen Zeitungen darauf aufmerksam gemacht worden, daß die sozialdemokratische Bewegung und was damit

Digitized by Google

zusammenhängt, in die Kreise der akademischen Jugend eingedrungen ist und dort immer mehr um sich greift. Man konnte diese Behauptung nicht mit statistischen Angaben unterstützen, und deshalb wurden die, die uns das Schreckgespenst des Nihilismus an die Wände der akademischen Hörsäle malten, als absichtliche Schwarzfärber mißachtet. Jetzt fangen jene Behauptungen an, sich in Zahlen umzusetzen, und andre Erscheinungen kommen hinzu, um die Thatsache weiter zu erhärten, daß ein Teil der akademischen Jugend — wir wollen hoffen, nur ein sehr kleiner — wirklich Bestrebungen huldigt, die mit denen der Sozialdemokratie eins sind. So hat kürzlich, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Student bei einer Preisbewerbung an der Berliner Universität, für die die Untersuchung des Begriffs der Heiligkeit im Neuen Testament gefordert war, eine Arbeit eingeliefert, in der das Thema nach dem Ausspruche der Preisrichter „lediglich zur Verhöhnung der christlichen Religion" benutzt worden war.

Es liegt uns fern, hier die Frage zu erörtern, inwieweit die zwölfjährige Herrschaft des Sozialistengesetzes, indem sie die große Mehrheit der geistigen Kräfte der Sozialdemokratie niederhielt, dazu beigetragen hat, diese Kräfte zu stählen und zu stärken. Aber es sind, wie schon aus dem oben gesagten hervorgeht, Anzeichen genug vorhanden, die uns darauf vorbereiten, daß die sozialdemokratische Beredsamkeit, wenn sie nach dem 1. Oktober wieder ihre Stimme in den Volksversammlungen in voller, nur durch das gemeine Gesetz beschränkter Freiheit erheben darf, Leute ins Feld schicken wird, die mit ganz andern Waffen kämpfen werden, als sie den Volksrednern aus der Zeit von 1875 bis 1878 zu Gebote standen. An die Stelle der Handwerker, die eine planlos zusammengerafften, halbverdauten Bücherweisheit des Abends den „Genossen" zum Besten gaben, werden Männer von mehr oder minder gründlicher akademischer Bildung treten, die mit allen Künsten der Dialektik, mit allen Schlichen der Sophistik vertraut sind, und wenn es auch nicht an litterarischen Stegreifrittern von der traurigsten Gestalt fehlen wird, so wird in Zukunft doch auch schwerlich eine so groteske Figur wie Johann Most möglich sein, der im Jahre 1876 die konfusesten Reden gegen Mommsens römische Geschichte hielt. Auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst, das die Sozialdemokratie jetzt auch in den Bereich ihrer Eroberungspolitik zu ziehen strebt — die Sozialdemokraten alten Schlages, die aus der Zeit vor 1878, wollten von solchen Sentimentalitäten nichts wissen —, hat ihnen die sogenannte naturalistische oder realistische Bewegung vorgearbeitet, und es ist durchaus natürlich und folgerichtig, daß sich die naturalistischen Schriftsteller mit Wonne in die weit geöffneten Arme der Sozialdemokraten stürzen, da sie sich bis jetzt vergeblich nach einem andern Obdach umgesehen haben. Dabei hat diese Verbrüderung jetzt das gefährliche oder auch nur politisch bedenkliche Ansehen verloren, das sie noch vor Jahresfrist gehabt hätte. Die Berufung auf die kaiserliche Sozial-

Digitized by Google

reform iſt das Schild, wohinter ſich neben den reinſten und uneigennützigſten Beſtrebungen auch die unlauterſten verkriechen, und ſchon jetzt wird der Hinweis auf das arbeiterfreundliche Programm des Kaiſers zu Reklamezwecken niedrigſter Art von gewiſſen Vertretern der ſogenannten realiſtiſchen Bewegung in der Litteratur gemißbraucht. Wir dürfen uns, wenn die jugendlichen Schwarmgeiſter, die heute noch auf ihre wenigen und nur von einem kleinen Publikum geleſenen Zeitungen angewieſen ſind, nach dem 1. Oktober in den öffentlichen Verſammlungen zu Worte kommen werden, auf einen Hexenſabbath gefaßt machen, von dem uns die beiden zur Gründung der „Freien Volksbühne“ abgehaltenen Verſammlungen vom 29. Juli und 8. Auguſt einen kleinen Vorgeſchmack gegeben haben. Es wird in dieſem Schauſpiele vorausſichtlich nicht an ernſten Szenen fehlen; im Anfange, in der Zeit des erſten Freudenlärmes, werden aber vermutlich die burlesken überwiegen. Und es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich Herr Dr. Otto Brahm von ſeinen ſozialdemokratiſchen Freunden gezwungen werden ſollte, in Sack und Aſche Buße zu thun, weil er eine Biographie Schillers geſchrieben hat, deſſen begeiſterte Verherrlichung der Vaterlandsliebe mit dem politiſchen Programm der internationalen Sozialdemokratie ebenſo wenig in Einklang zu bringen iſt, wie ſein leidenſchaftlicher Schönheitskultus mit dem litterariſchen Ideal der Naturaliſten.

Trapa natans

Eine Erzählung von Sophus Bauditz

Überſetzt von Thereſe Lorck

(Fortſetzung)

Eines Tages im Juni ging ich zu Blau hinauf. Er empfing mich mit den Worten: Es iſt gut, daß du kommſt, denn ich habe gerade mit dir zu ſprechen. Siehſt du, in nächſter Woche iſt mein Geburtstag, da werde ich mündig, wie du weißt. Morgen reiſe ich inzwiſchen nach Fünen. Drüben in der Umgebung von Aſſens lebt nämlich ein Halbonkel von mir, ein Vetter meiner Mutter, wohl der nächſte Verwandte, den ich habe. Es war meines Vaters Wunſch,

Digitized by Google

daß ich mich mit dieses Halbonkels einziger Tochter verheiraten möchte, und nun reise ich hinüber und verlobe mich.

Kennst du sie denn? unterbrach ich ihn erstaunt.

Nein, ich habe sie nur gesehen, als sie noch ganz klein war; jetzt ist sie achtzehn Jahre alt, sie wird sich wohl ziemlich verändert haben. Aber ich weiß, daß sie ein frisches und liebenswürdiges Mädchen ist und jedenfalls mehr als schön genug für mich — überzeuge dich selbst! Damit zeigte er mir eine Photographie von einem nicht gerade schönen, aber doch recht hübschen Mädchen.

Aber trotz alledem, wandte ich ein, wie kannst du dich in eine reine Konvenienzehe finden! das Heiraten so als Geschäft nehmen!

Ja, das will ich dir sagen. Ich glaube ganz gewiß, daß es Menschen geben kann, die für einander geschaffen sind, oder die, wie ich es nennen möchte, auf dem Gebiete der Liebe Genialität besitzen; es kann gewiß auf der Welt so zugehen, wie es in den Büchern geschrieben wird: die Wirklichkeit kann uns in ein Märchen hineindichten, das das Leben hindurch andauert. Aber das ist jedenfalls selten, sehr selten! Und sollte die Liebe wirklich jemals Macht über mich gewinnen, so müßte es so zugehen, daß ich deutlich fühlte, das Leben dichtete für mich. Aber diese Mühe, glaube ich, giebt sich das Leben meinetwegen nicht. Und mir selbst und andern etwas einbilden, das kann ich nicht. Deshalb will ich mich lieber ohne Illusionen mit einem Mädchen verheiraten, von dem ich weiß, daß sie „guter Leute Kind" ist, das ist schon eine große Empfehlung; ich werde ihr gewiß ein guter Mann sein, und sie wird einem Häufchen kleiner Blaus eine gute Mutter werden — unser Geschlecht darf nämlich nicht aussterben, dazu ist es viel zu alt!

Das letzte sagte er sicherlich im Scherz, aber ich kannte ihn zu gut, um nicht zu merken, daß das meiste in seinem Vortrage wirklich sein Ernst war. Ich machte deshalb auch keine weitern Einwendungen, sondern fragte nur, wann er reisen wolle.

Morgen Abend, lautete die Antwort. Aber es fällt mir ein, daß ich noch einige Kleinigkeiten brauche. Gehst du mit?

Unterwegs blieb er plötzlich vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen und sah hinein.

Wonach siehst du? fragte ich.

O, eigentlich nach nichts, aber ich habe den Mann gebeten, mir gelegentlich Simon Paulis Flora Danica zu besorgen; ich will doch einmal hören, ob er das Buch bekommen hat.

Wir gingen zu dem Antiquar hinein, der damals zu den Originalen der Hauptstadt gehörte, aber leider nur einem kleinen Kreise bekannt war. Es ist schwer, zu sagen, was merkwürdiger war: die Höhle oder ihr Bewohner. Ein Raum, nicht viel größer als eine gewöhnliche Speisekammer, war vom

Digitized by Google

Fußboden bis zur Decke mit alten, verstäubten, fettigen und zerlesenen Büchern angefüllt; nicht bloß auf den Borten an den Wänden standen sie, sie lagen auch aufgeschichtet in Haufen, die umstürzten, sobald man daran rührte; dazu kam einem eine Atmosphäre entgegen, in der es unmöglich schien länger als einige Minuten zu atmen, und das spärliche Licht eines einzigen Fensters, das von Folianten halb verdeckt war und fingerdick voll Staub lag, erlaubte einem erst nach und nach, die Höhle und ihren Troglodyten zu unterscheiden. Er saß gewöhnlich auf einem dreibeinigen Stuhl hinter einem kleinen Tisch; sein langer grauer Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, ein Paar tiefliegende Augen stierten lichtscheu aus einem unbeweglichen pergamentnen Gesicht, und wenn sich seine lange gekrümmte Gestalt vom Stuhl erhob, bekam man unwillkürlich den Eindruck, daß der krumme Rücken einfach von der Unmöglichkeit herrühre, hier aufrecht zu stehen. Es ging die Sage von ihm, daß er sich seit seiner Konfirmation nicht wieder gewaschen habe, und wenn diese Sage auch auf etwas Übertreibung beruhte, so genügte doch ein flüchtiger Blick auf die Hände des Mannes, um zu zeigen, daß die Kruste, womit seine Greifwerkzeuge bedeckt waren, von einer fortgesetzten, durch keine neptunische Periode unterbrochenen Ablagerung herrührte.

Blau fragte nach seiner Flora, erhielt die Antwort, daß sie noch nicht zu haben gewesen sei, und war schon im Begriff, wieder fortzugehen, als der Antiquar auf seine gewöhnliche eintönige Art fragte, ob die Herren nicht Verwendung für ein altes Herbarium hätten, das er soeben bekommen habe. Er handelte nämlich auch mit Naturalien. Blau antwortete erst mit nein, als aber der Alte trotzdem einen Haufen verstäubter Papiere vom Alkoven herholte und hinzufügte, die Herren könnten das Ganze für einen Reichsthaler haben, schlug Blau zu und bekam das Packet in eine alte Zeitung eingeschlagen. Ich begleitete ihn bis an seine Thür, und ehe wir uns trennten, versprach ich ihm, am Nachmittag wieder zu kommen, um ihm nochmals Lebewohl zu sagen, ehe er reiste.

Am Nachmittag wurde ich auf dem Wege zu ihm etwas aufgehalten und fürchtete fast, daß er schon nach der Station gefahren sei. Aber zu meiner größten Verwunderung saß er in guter Ruhe an seinem Schreibtisch und untersuchte etwas mit der Lupe.

Du wolltest doch verreisen? sagte ich.

Ja gewiß will ich das, antwortete er, ohne aufzusehen.

Aber dann ist keine Zeit zu verlieren, der Zug geht in zwanzig Minuten!

Jawohl, nach Korsör, sagte er mit einem stillen Lächeln; aber ich gehe nach Falster, da habe ich noch gute Zeit.

Was?

Ich werde dir alles erzählen. Sage mir nur erst, ob du lesen kannst, was hier steht.

Digitized by Google

Mit diesen Worten reichte er mir ein vergilbtes, stockfleckiges Papier, worauf eine ziemlich unansehnliche, beinahe vollständig braun gewordene Pflanze geklebt war, mit oben gewürfelten, unten lanzettförmigen Blättern. Am Rande des Papieres waren mit verblaßter Tinte von undeutlicher Hand einige Zeilen geschrieben, deren erste Worte ich sofort als Trepo natans deutete.

Trapa! verbesserte Blau ungeduldig, das kann jeder sehen. Aber was steht hier noch? Nimm die Lupe!

Schwärze — begann ich, Schwärzemoor?

Unsinn! sagte Blau. Glaubst du, Schwärzemoor könne ein dänischer Ortsname sein? Es steht ja auch ein z gegen den Schluß hin!

Nun, macht das die Sache deutlicher? wagte ich zu fragen.

Er lachte und sagte: Na, das bleibt sich gleich. Was du Schwärzemoor nennst, ist natürlich der Name eines Sees, eines Sumpfes oder eines Baches, was es auch sei. Darüber werde ich ja Bescheid erhalten, wenn ich erst in Östbäk bin.

In Östbäk? fragte ich.

Ja, es steht doch deutlich genug „bei Östbäk" hinter dem unleserlichen Worte!

Aber was willst du in Östbäk?

Trapa natans finden natürlich! Du weißt vielleicht gar nicht, was Trapa ist?

Nein, ich muß gestehen —

So sollst du es erfahren. Aber laß mich mit dem Anfang beginnen! Als ich gestern Abend heim kam, sah ich mir gleich das Packet mit den getrockneten Pflanzen an. Ich hatte schon die Hälfte durchgeblättert, ohne etwas besonders merkwürdiges gesehen zu haben, und wollte schon den Rest beiseite legen, als ich plötzlich das Blatt hier in die Hand bekam. Trapa natans las ich; den Namen kannte ich, aber nichts weiter. Ich schlug in Langes Dänischer Flora nach, die ja nur einige Jahre alt ist; dort fand ich aber nichts. Aber in Hornemanns Pflanzenlehre stand die Bemerkung, daß sie sich in Lauenburg finde. Nun mußt du wissen, Trapa natans ist eine Wasserpflanze! — vierte Klasse bei Linné. Ihren Namen „Hornnuß" hat sie infolge ihrer eigentümlichen Frucht bekommen, denn diese zeichnet sich durch vier Hörner oder Dornen aus. Sie ist sporadisch, aber nur sporadisch, über Südeuropa verbreitet, wohin sie in grauer Vorzeit als Nahrungspflanze von Asien her eingeführt worden sein soll. Aber man weiß nichts davon, daß sie jemals in Dänemark gefunden worden sei. Nun will es der Zufall, oder mein guter Genius, wie du es nennen willst, daß mir hier ein Exemplar der Pflanze in die Hände gespielt wird, das ganz deutlich als in Östbäk gefunden bezeichnet wird — du weißt, es liegt auf Falster, südlich von Stubbekjöbing, dort, wo Hans Larsens Vater Prediger ist.

Digitized by Google

Aber bist du auch ganz sicher, daß es kein Irrtum ist? fragte ich. Ist es überhaupt Trapa natans?

Blau sah mich mit überlegener Miene an und antwortete: Du kannst dir wohl denken, daß ich sie einer Autorität — Professor Hjöth — gezeigt habe, natürlich ohne Angabe des Fundortes, denn dann hätte er sicherlich Flugsohlen an die Schuhe bekommen und wäre mir wahrscheinlich zuvorgekommen; aber er nannte ohne Zögern den Namen, und nun will ich fort, sobald als möglich.

Nach Östbäk?

Natürlich, wohin denn sonst!

Und deine Kousine in der Umgegend von Assens?

Er lachte. Die muß warten. Die wichtigern Geschäfte gehen vor Die Romantiker hatten etwas, was sie die „blaue Blume" nannten und worüber sie fabelten wie die Alchimisten über den Stein der Weisen. Trapa natans ist meine „blaue Blume" geworden, obwohl sie in Wirklichkeit weiß ist, aber ich begnüge mich nicht damit, über sie zu schwatzen, ich muß fort, um sie zu finden. Denke dir, so einer Spur zu folgen, auf die man durch Zufall stößt, ihr folgen, bis man das Gesuchte findet — liegt darin nicht etwas Verlockendes? Und denke dir, wenn ich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift genannt werde, wirst du nicht stolz auf mich sein?

Am nächsten Morgen reiste Blau nach Falster. Er hatte hinterlassen, daß er erst in einigen Wochen zurückkehren würde, denn die Forschung sollte natürlich gründlich vorgenommen werden. Groß war daher mein Erstaunen, als er einige Tage nach seiner Abreise wieder bei mir eintrat.

So, hier hast du mich wieder, sagte er ganz vergnügt, ich habe mich in der Stadt geirrt und bin mit falschem Wind gesegelt, denn als ich nach Östbäk kam, gab es meilenweit im Umkreise weder einen See, noch einen Sumpf, noch einen Bach, der der Stadt den Namen geben könnte! Ich hätte vernünftig sein und mich erst orientiren sollen, dann hätte ich mir diese Falstertour ersparen können! Es giebt nämlich noch ein zweites Östbäk drüben in Jütland, westlich von Silkeborg; das ist natürlich das richtige, denn dort giebt es kleine Seen in Masse — ich habe auf der Karte nachgesehen.

Und nun willst du dorthin gehen?

Ja, morgen Abend. Ich gehe mit dem Dampfschiff nach Aarhus, da kann ich am nächsten Vormittag an Ort und Stelle sein.

Und wie lange gedenkst du in diesem neuen Östbäk zu bleiben?

Bis ich gefunden habe, was ich suche.

Nimm dir nur nicht zu viel vor! sagte ich. Du könntest es noch bereuen!

Ach was, ich bin ja mein eigner Herr. Nächsten Dienstag bin ich mündig, das ist ein stolzer Gedanke!

Digitized by Google

Obwohl Briefeschreiben sonst nicht Blaus Sache war, bekam ich doch nach einer Woche einen Brief von ihm, worin er mit Begeisterung die Schönheit der Gegend schilderte und sich sehr hoffnungsvoll darüber aussprach, Trapa natans zu finden, „tot oder lebend," wie er sich ausdrückte. Du kannst übrigens glauben, es ist beschwerlich, auf Entdeckung nach unterirdischen Pflanzen zu gehen, schrieb er, denn es giebt keinen andern Ausweg als ringsum in den Seeufern zu waten, zwischen Schilf und Rohr, manchmal mit dem halben Leib im Wasser; dazu ein ziemlich paradiesisches Kostüm: Strohhut, Halstuch, Leinwandweste, dito Rock und Holzschuhe, voilà tout! Einzelne Seltenheiten habe ich gefunden, und es geht mir im ganzen genommen vortrefflich. Ich wohne bei dem wohlgebornen Kristen Thomsen, Aalfänger im Sommer und Holzschuhschnitzer im Winter, und bin sehr intim mit der ganzen Familie. Im übrigen liegt ein großes Gut Kragebjerg in der Nähe, aber dort gewesen bin ich noch nicht, werde auch schwerlich hinkommen.

Blau sollte jedoch mehr mit Kragebjerg zu thun bekommen, als er ahnte, und sollte sich der Familie auf eine mehr als originelle Weise vorstellen.

Wie er später selbst mit großer Zufriedenheit erzählte, war er eines Tages bei der Untersuchung eines neuen Sees selbstverständlich im Wasserkostüm. Er war gerade dabei, sich durch ein Röhricht zu winden, als er sich plötzlich vor einer großen fliegenden Brücke befand, auf der die ganze Familie des dahinter liegenden Kragebjerg ihren Nachmittagskaffee trank. Jeder andre würde gewiß möglichst schnell den Rückzug angetreten haben, aber in dem Bewußtsein, daß von seiner Person das, was über dem Wasser war, ziemlich untadelhaft sei, nahm er den Strohhut ab, stellte sich vor und bat um Entschuldigung wegen seines Eindringens auf fremdem Boden. Kragebjergs Besitzer, Herr Johansen, der ein gastfreier Mann war, wollte durchaus Blau auf die Brücke haben, um mit der Familie Kaffee zu trinken, aber dieser erklärte aufs bestimmteste, daß er nie Kaffee trinke, und nachdem er das feste Versprechen abgelegt hatte, einen Besuch auf dem Gute zu machen, gab man ihn schließlich frei. Der Besuch wurde gemacht, es folgten andre, und eines schönen Tages überraschte Oluf Blau, dessen Leben ja im ganzen genommen aus einer Reihe von Improvisationen bestand, Freunde und Bekannte mit dem Kauf von Kragebjerg, das sein Besitzer gern hatte los sein wollen, da es eines jener Besitztümer war, die vortrefflich für einen Mann mit Vermögen passen, die sich aber nicht bezahlen.

Trapa natans fand Blau in diesem Sommer nicht, aber ich habe ihn immer im Stillen in dem Verdachte gehabt, daß die Hoffnung, die Untersuchungen an den vielen kleinen Seen fortsetzen zu können, bei dem Kaufe von Kragebjerg für ihn mitbestimmend war. Nun war er also Grundbesitzer, nahm sich einen tüchtigen Verwalter, war vernünftig genug, diesen in allem

Digitized by Google

Wesentlichen schalten und walten zu lassen, aber früh und spät war er auf den Beinen, bald auf der Jagd, bald beim Fischfang, bald beschäftigt, ein Hünengrab bloßzulegen, bald in botanische Studien oder Beobachtungen über die Ankunftszeit der Zugvögel vertieft.

Blau lebte schon zwei Jahre auf Kragebjerg, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, seinen inständigen und wiederholten Aufforderungen zu folgen und ihm einen Besuch zu machen. Als ich aber eines Tages einen Brief von ihm erhielt, mit einer sehr lebendigen Schilderung der Entenjagd, die auf seinem Gebiete vorhanden sei, wo es außerdem Gelegenheit gebe, Reiher und Rohrdommeln zu schießen, und da die Einladung mit einem kategorischen Imperativ schloß, so machte ich mich frei und fuhr zu ihm.

Ich hatte das auch nicht zu bereuen, denn er wußte gar nicht, was er alles für mich anstellen sollte; er war unermüdlich mit mir in der Umgegend herumzureiten, führte mich bei den Nachbarfamilien ein und war wirklich, wie er versprochen hatte, imstande, täglich ein neues Volk herumschwimmender flügger Entlein zu leisten. Kamen wir dann nach einer Jagd von sechs bis sieben Stunden, ermüdet und in Schweiß gebadet, heim und hatten wir zu Mittag gegessen, wozu Blau immer, selbst wenn er ganz allein war, sorgsame Toilette gemacht hatte, so waren wir beide gleich froh, bei einer guten Zigarre alte Erinnerungen aufzufrischen.

Er war im wesentlichen unverändert, auch im Äußern; nur war er in den paar Jahren, wo ich ihn nicht gesehen hatte, ernsthafter geworden, aber auch zugleich männlich schöner, und seine Haltung und seine Bewegungen, namentlich wenn er zu Pferde saß, waren von einer Eleganz, die in Verbindung mit seinem chevalereskeu Wesen mich eines Tages zu der Äußerung veranlaßte, daß ich jetzt alles Ernstes an seine Abstammung von der alten dänischen Familie der Blaus glaubte.

Ich danke dir für das Kompliment, antwortete er, halb spöttisch, halb geschmeichelt, aber ich habe wirklich weder deinen noch den Glauben andrer nötig, um meinen eignen in diesem Punkte zu bekräftigen. Ganz gewiß fehlen mir verschiedne Mittelglieder, damit ich mein Recht beweisen kann, das Blausche Wappen zu führen, aber darauf lege ich weiter keinen Wert; ich begnüge mich mit der Überzeugung, daß sich nicht durch eine Reihe von Familienmitgliedern eine bestimmte Tradition erhalten kann, ohne daß diese begründet ist. Übrigens bin ich nach dem, was ich kürzlich erfahren habe, sehr geneigt zu glauben, daß das Geschlecht wirklich hier zu Lande ausgestorben sei, daß sich aber Glieder davon in Schonen erhalten haben, von denen vermutlich der Zweig abstammt, dem ich angehöre.

Aber welche Freude könntest du eigentlich daran haben, deine Abstammung bewiesen zu haben? fragte ich. Du bist doch nicht so eitel, daß du —

Nein, es ist reine Gefühlssache, unterbrach er mich, und über so etwas

Digitized by Google

kann man keine Rechenschaft ablegen. Ich würde aber dieselbe Zufriedenheit über einen solchen Beweis empfinden, wie wenn ich Trapa natans fände.

Es scheint, daß dieses Geschlecht hier zu Lande auch ausgestorben ist, sagte ich.

Ich fange selbst an, es zu glauben, antwortete er, wenigstens habe ich es trotz alles Fleißes nicht auffinden können; ich habe es aber nicht aufgegeben — man giebt es doch nicht auf, seine „blaue Blume" zu finden! fügte er lächelnd hinzu.

Aber deine Kousine in der Gegend von Assens, die hast du wohl aufgegeben?

Nein, aber sie vermutlich mich, denn sie hat sich kürzlich verheiratet.

Was wird denn aber dann mit dem Häuflein kleiner Blaus? das Geschlecht darf doch nicht aussterben!

Ach das eilt nicht! Aber es kann ja sein, daß die Zeit der Blaus ebenso vorüber ist, wie die der Trapas, fuhr er ernsthaft fort, mit einem jener plötzlichen Übergänge, die ihm nach und nach eigentümlich geworden waren; jedes Geschlecht stirbt aus, wenn es keine Aufgaben mehr zu erfüllen hat. Na, ich bin ja im übrigen ein glücklicher Mann, glücklicher als die allermeisten — aber weshalb bin ichs! Welchen Nutzen schaffe ich im Leben? Keinen! Ja, ich schütze meine Entenmoore in der Brütezeit und schieße die räuberischen Habichte nieder, aber das ist auch alles, und das ist doch nicht Grund genug, daß ich auf der Lichtseite des Daseins lebe!

Dann thue etwas Nützliches! erwiderte ich.

Aber was? Es giebt nichts, was ein andrer nicht ebenso gut oder noch besser thun könnte als ich! Soll ich Reichstagsmann werden? Ich bin schon auf dem besten Wege dazu, denn sie haben mich bei der letzten Sitzung zum Gemeinderat gewählt, nur weil ich das bischen Krankenkasse eingerichtet und eine Privatschule errichtet habe, die für das kleine Präliminarexamen reif macht.

Davon weiß ich ja nicht das geringste.

O, es ist ja nicht der Rede wert. Ja, hätte ich einen Sohn, den ich nach dem alten Grundsatz erziehen könnte: „Fürchte Gott und ehre den König," und der einmal meinen Platz ausfüllen könnte, wenn ich weg bin — und dann hoffentlich besser als ich! — ja, dann wollte ich, so lächerlich es vielleicht dir und andern vorkommen mag, doch annehmen, daß ich eine gewisse ratio vivendi hätte. Aber so —

So heirate! sagte ich, das ist doch immer eine Art Anfang!

Du kennst meine Ansicht, antwortete er. Wenn ich das, was man Liebe nennt, fühlen soll, so muß irgend etwas geschehen, etwas Wunderbares, etwas, das mir sagte, daß sie und ich ursprünglich zusammengehörten oder gemeinsam aneinandergekettet seien durch einen der vielen unsichtbaren Fäden des Daseins, den, mit dem es einem geht, wie mit dem „Mariengarn" im Spätherbst: man

Digitized by Google

fühlt fortwährend, daß man von einem Netz umsponnen ist, aber man sieht es nie, oder wenigstens sehr selten!

In diesem Punkte bist du freilich vollständig Mystiker, wandte ich ein. Aber früher warst du doch der Meinung, daß du dich in einer Vernunftheirat zufrieden fühlen könntest: ein Mädchen — „guter Leute Kind," sagtest du.

Eine Dame, wenn ich bitten darf! unterbrach er mich mit leichtem Lächeln. Ja, so dachte ich, aber ich habe meine Ansichten gewechselt. Nein, ich tauge nicht zum Ehemann! Wollen wir jetzt hinunter zum See gehen?

(Schluß folgt)

Litteratur

Der zeitgemäße Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe. Vorschläge zur Erziehung und Ausbildung der gewerblichen Jugend; entwickelt und besprochen nach gesammelten und auszüglich mitgeteilten in- und ausländischen Bestrebungen [soll heißen: Berichten über in- und ausländische Bestrebungen] um die Hebung der Industrie, der Gewerbe und des Handwerkerstandes. Den staatlichen und städtischen Behörden, Industriellen, Innungen, Lehrern und Gewerbefreunden gewidmet. Von Robert Garbe, Königlicher (sic) Eisenbahnmaschinen-Inspektor, Mitglied des kaiserlichen Patentamts und der Kommission für das technische Unterrichtswesen in Preußen. Sonderabdruck aus Glasers Annalen für Gewerbe- und Bauwesen. Band 23 und 24, 1888/89. Berlin, Dierig und Siemens, 1889

Der Verfasser leitet die königliche Hauptwerkstatt der Eisenbahnverwaltung zu Berlin, mit der, wie mit den übrigen preußischen Hauptwerkstätten, eine Lehrwerkstatt verbunden ist, und da diese Anstalten zur Heranbildung von Lehrlingen erprobte Musteranstalten sind, so war wohl niemand in höherm Grade berufen, den Gegenstand zu behandeln. Auszüge aus Fachzeitschriften, amtlichen Verordnungen und Berichten werden in dem Buche so zusammengestellt, daß sie ein ziemlich vollständiges Bild der Lehrlingsausbildung in Deutschland und der Schweiz ergeben; es werden behandelt: die Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, die Lehrlingsprüfungen, die Fortbildungs-, die Fachschulen, die Lehrwerkstätten und die Werkstattlehre. Darauf entwickelt der Verfasser sein eignes Reformprogramm, das darauf hinausläuft, daß die Reichsregierung in geeigneter Verbindung mit den Regierungen der Einzelstaaten das gewerbliche Lehrlingswesen ebenso durchgreifend ordnen und leiten soll, wie jetzt der Staat das Volksschulwesen leitet. Eine Kritik der Ansichten des Verfassers ist in dem Rahmen einer Besprechung nicht möglich. Den litterarischen Maßstab darf man nicht anlegen bei einer sehr verdienstlichen Arbeit, der sich ein vielbeschäftigter Techniker aus warmem Mitgefühl für das Schicksal des Gewerbestandes und namentlich der teilweise arg vernachlässigten gewerblichen Jugend und aus patriotischer Sorge um die Zukunft des deutschen Gewerbes unterzogen hat; sonst würde über Anordnung des Stoffes und Stil so manches zu sagen sein.

Digitized by Google

Homer. Ilias. Erster bis neunter Gesang. Von Herman Grimm. Berlin, W. Hertz, 1890

Grimms neuestes Buch ist ein „Werk der Dankbarkeit“ für den Genuß, den ihm Homers Gedichte seit langen Jahren bereitet haben. Er verehrt in ihnen „das in mühsamer (!) Lebensarbeit hergestellte Gefüge eines einheitlichen Kunstwerkes.“ Und seinen Dank wünscht er abzustatten in der vorliegenden, fast auf jeder Seite durch ästhetische Betrachtungen und Erwägungen unterbrochnen Inhaltsangabe der ersten neun Gesänge der Ilias, bald in ungebundner Rede, bald in einem wunderlichen Versmaß, das „frei nach dem gesprochnen Wortaccente“ zu lesen ist. Die 288 Seiten, die der Band umfaßt, reichen also nur eben hin, die ersten neun Gesänge der Ilias zu besprechen. Und Grimm wird es dabei wohl nicht bewenden lassen. Der Leser ahnt, welche Folge von Bänden ihm bevorsteht, wenn alle achtundvierzig Gesänge der Ilias und der Odyssee in dieser Weise behandelt werden sollen. Und Leser wird das Buch wohl finden. Denn schon machen die Schriftgelehrten der großen Berliner Tagesblätter dem Verfasser ihre Verbeugung. Aber für welche Leser ist das Buch eigentlich geschrieben? Für wen bestimmt? Grimm betont in einem kurzen Vorwort, seine Aufzeichnungen stünden außer Zusammenhang mit der Homerforschung; die Gesinnung, „aus der heraus er schreibe,“ soll auf gleiche Stufe etwa gestellt werden, wie die Aufzeichnungen des armen Mannes im Tockenburg. Aber der Vergleich zwischen Herman Grimm und dem armen Mann im Tockenburg will nicht recht stimmen. Dieser schrieb seine Betrachtungen über Shakespeare lediglich zur eignen Freude nieder und legte sie dann in ein Fach seines Schreibtisches, und seine Absicht war es gar nicht, seine Urteile durch den Druck andern zugänglich zu machen. Hat nicht auch Herman Grimm ein Fach in seinem Schreibtische, wo dieses „Werk der Dankbarkeit“ eine Zeit lang hätte liegen bleiben können?

Der Vorwurf, den wir hier gegen Herman Grimm erheben, wird hart erscheinen. Aber es ist auch wirklich hart, sich durch sein Buch hindurcharbeiten zu müssen. Gleich die erste Seite bietet in der Übertragung der ersten sieben Verse der Ilias fast nur Schiefes und Falsches. „Göttin, singe den Zorn des Achill, den verderblichen,“ beginnt Grimm. Μῆνιν ἄειδε, θεά, hebt Homer an und nimmt im zweiten Verse das μῆνιν durch das οὐλομένην nachdrücklich wieder auf; selbst Voß, der bei seiner Übersetzung doch viel mehr gebunden war als Grimm, giebt die Schönheit des Anfanges treuer wieder: „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus, Ihn, der entbrannt, den Achaiern unnennbaren Jammer erregte.“ Nicht mit der Göttin, sondern mit dem Zorn des Peliden hebt Homer zu singen an! — „Der den Achäern unendliches Unheil brachte,“ fährt Grimm fort; Homer hat μυρὶ ἄλγεα, Voß recht gut „unnennbaren Jammer“; das Unheil war ja gar kein „unendliches,“ es findet noch im Gedichte selbst sein Ende! — Homer erwähnt die ἰφθίμους ψυχάς, Grimm spricht von „kräftigen Seelen.“ Er hätte nicht das Iφι, sondern das τιμᾶν in ἰφθίμους wiedergeben sollen, also etwa „hehr.“ Was soll man sich unter „kräftigen“ Seelen denken? — Und „Also wollte es Zeus, seitdem die beiden Feindlich einander gegenübertraten,“ übersetzt Grimm das homerische Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή. Hier ist das „also“ falsch und das „seitdem“ falsch bezogen.

Man muß nach diesen Proben zweifeln, ob Grimm den Wortlaut und die Satzverbindung bei Homer auch immer recht verstanden hat. Die Mißverständnisse sind zuweilen drollig: das Weib, das den kleinen Astyanax auf dem Arme trägt, heißt in der Ilias zunächst Amme, dann ganz allgemein Dienerin, später wiederum

Digitized by Google

Amme. Grimm macht sie zu einem Mädchen. Sind etwa in Berlin die Ammen noch Mädchen? Und das sind nur Einzelheiten! Viel schlimmer ist die Ausdrucksweise, die in allen Übertragungen Grimms herrscht. Was soll man dazu sagen, wenn das homerische Δύσπαρις mit Pech-Paris übersetzt und hierzu an den Berliner Ausdruck „Pech-Schulze" erinnert wird? Hat Grimm da eigentlich die griechische oder die deutsche Sprache nicht verstanden? Pech-Schulze ist doch, wer selbst Unglück hat, Dysparis dagegen der Paris, der andern Unheil bringt. Und wie gemein ist dieses „Pech-Paris"! Wie geschmacklos ist die Übertragung des νεφελγγερέτα mit „Wolkenversammler"! Wie roh sind Ausdrücke, wie „es muckste keiner umher," „die ganze Gesellschaft hinge baumelnd Hoch in den Lüften," „Was giebts wieder, was du erschnappen möchtest?" „Lassen wir diesen hier Feist sich fressen an Hab und Gut"! Spricht da noch Homer zu uns? „Hochgeborner Odyß"! Warum nicht gleich „Euer Hochwohlgeboren"? Die Götter trinken ja auch „Bowle"! „Sie sehen den Menschen in seiner Qual gefühllos an, wie der Arzt das zum Versuche dienende Kaninchen"! „Man muß die Mischung von Zärtlichkeit und Realismus kennen, die Soldaten eigen sein kann," um — die Worte Hektors an Andromache zu begreifen! Und die griechischen Fürsten „brüllen sich mit natürlicher Grobheit an, als ob sie in anderm Tone nicht zu sprechen wüßten"! Dem entsprechend läßt Grimm auch die homerischen Götter reden. Zeus heißt den Ares einen „Allerweltskerl"; aber wo liegt denn im griechischen ἀλλοπρόσαλλος der „Kerl"? Und das nennt Grimm auch noch „familiär," oder wohl gar „modern"? Denn „so modern als möglich zu sein," ist seine ausgesprochene Bemühung. Es ist der moderne Feuilletonstil, in dem das ganze Buch geschrieben ist, der Feuilletonstil mit seinem lächerlichen Haschen nach dem „Geistreichen" und „Effektvollen" im Inhalt und im Ausdruck, mit seinem häßlichen Deutsch, mit dem unausstehlichen Deuteln und Witzeln. So schlimm, wie in diesem „Werke der Dankbarkeit," ist Homer seit langer Zeit nicht zugerichtet worden.

Das Kreuz! Betrachtungen über das Duell Bering-Salomon. Von Curt Abel. Freiburg i. Br., Fr. E. Febsenfeld, 1890

Der Verfasser, ein Freund des im Duell gefallenen jungen jüdischen Arztes Salomon, berichtet über das gerichtliche Verfahren gegen den andern Duellanten Bering und die Kartellträger und erhebt gegen die Richter und den Staatsanwalt die schwere Beschuldigung, sie hätten alle Schuld auf den Verstorbenen zu häufen und die Angeklagten möglichst rein zu waschen gesucht; zu diesem Zwecke hätten sie zwar eine große Anzahl Entlastungszeugen zu Worte kommen lassen (und zwar meistens unvereidigte), die Belastungszeugen aber gar nicht vorgeladen. Diese Beschuldigungen können die angegriffenen Behörden unmöglich auf sich sitzen lassen, und so wird denn ein zweiter Prozeß, gegen Abel, geführt werden müssen, dessen Verlauf erst ein sicheres Urteil über das vorliegende Schriftchen ermöglichen wird. Der Verfasser ist den Titeln seiner übrigen prosaischen und poetischen Erzeugnisse nach zu urteilen ein sehr streitbarer Mann, der sich für berufen hält, überall einzuhauen, wo seiner Ansicht nach Unrecht geschieht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Wegfall des Sozialistengesetzes

Mit dem 1. Oktober tritt das Sozialistengesetz außer Kraft. Die Sozialdemokratie bereitet sich schon vor, ihre frühere Stellung „voll und ganz“ wieder einzunehmen und ihre agitatorische Thätigkeit mit der durch die vergrößerte Zahl ihrer Anhänger und durch die lange Zurückhaltung gesteigerten Kraft neu zu beginnen. Anderseits hat der preußische Minister des Innern die Anordnung getroffen, daß mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln etwaigen Ausschreitungen der Sozialdemokratie entgegengetreten werden soll, und man darf wohl annehmen, daß ähnliche Anordnungen auch in andern deutschen Ländern ergehen werden. Wir werden hiernach erfahren, was mit beiden gegen einander wirkenden Kräften auszurichten ist; ein Schauspiel, das man interessant nennen könnte, wenn nicht dabei so viel auf dem Spiele stünde.

Unsre zur Zeit bestehende, den Volksrechten ein ziemlich großes Maß freier Bewegung gestattende Gesetzgebung beruht auf den liberalen Bestrebungen der Jahre vor 1848. In engherzigster Weise waren damals alle Volksrechte durch ein fast schrankenloses Prohibitivsystem unterdrückt. Dem gegenüber hatten jene Bestrebungen volle Berechtigung. Nach dem kurzen Überwallen des Jahres 1848 und nach der darauf folgenden, nicht sehr langen Reaktionsperiode traten dann nach und nach die Gesetze ins Leben, die im wesentlichen dem Liberalismus jener frühern Zeit entsprachen. Namentlich ist die Gesetzgebung aus den ersten Jahren des deutschen Reiches ganz von diesem Geist erfüllt. Niemand aber dachte bei jenen Bestrebungen an die Möglichkeit, daß in Deutschland eine nach Millionen zählende Partei entstehen könne, die nichts Geringeres auf ihre Fahne schriebe, als einen Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung. Alle damals in Deutschland thätigen Parteien standen auf dem Boden des bestehenden Gesellschaftsrechts. Nur auf dieser Grundlage

Digitized by Google

wurde über das zu gewährende Maß persönlicher Freiheit und das Maß der Teilnahme an der Herrschaft im Staate zwischen den Parteien gestritten. Dem entsprachen auch die Gesetze, die zum Schutze der Rechtsordnung gegeben wurden, und die zur Handhabung dieser Gesetze angeordneten Mittel. Man rechnete immer nur mit einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von solchen, die durch Ausschreitungen die Rechtsordnung stören würden. Gegen diese konnte das repressive System der gerichtlichen Bestrafung für vollkommen ausreichend erachtet werden. An das große Verbrechen einer großen Verschwörung gegen den ganzen Bestand der Gesellschaft wurde dabei nicht gedacht.

Nun ist aber die seitdem herangewachsene Sozialdemokratie nichts andres, als eine solche Verschwörung. Wir nennen sie ein Verbrechen, weil sie verbrecherisch ist in ihren Zielen und in ihren Mitteln. Ihr Ziel, der sozialistische Staat, wie ihn sich die Phantasie ihrer Führer ausmalt, ist ein Unding, das nur zur Auflösung jeder Rechtsordnung führen könnte. Das nächste Mittel aber, das zur Verwirklichung dieses Zieles in Gang gesetzt werden müßte, würde in der Beraubung aller Besitzenden bestehen.

Wenn man nun auch annehmen will, daß die sozialdemokratischen Führer wirklich an die Möglichkeit eines sozialistischen Staates als eines Wohlthäters für alle glauben, so glauben sie doch sicherlich nicht daran, dieses Ziel auf dem Wege friedlicher Entwicklung erreichen zu können. Vielmehr sind sie sich vollkommen bewußt, daß nur die Gewalt ihnen die Mittel für ihr Ziel gewähren kann. Die sozialdemokratische Partei ist hiernach ihrer innersten Natur nach eine revolutionäre Partei, und es ist dabei ganz einerlei, ob die Führer — wie dies noch jüngst von einem einzelnen geschehen ist — das offen eingestehen, oder ob sie diesen Charakter ihrer Partei mit allerhand Phrasen zu verleugnen suchen.

Nichts ist irriger, als zu glauben, daß durch öffentliche Erörterungen die große Masse der Sozialdemokraten über das Unsinnige der sozialistischen Lehre aufgeklärt und von ihren Führern abgezogen werden könnte. Die Theorien von Marx und Lassalle versteht die Masse der Arbeiter nicht. Aber sie versteht, wenn ihre Führer ihnen sagen: „Seht, da sitzen Menschen, die Austern essen und Champagner trinken, die in reichen Equipagen fahren und jeder Üppigkeit fröhnen. Ihr aber, ihr Arbeiter, müßt mit enerm sauern Schweiß dies alles anschaffen. Sie verzehren, was ihr verdient habt.“ Das ist eine Logik, durch die sich der gemeine Mann leicht fangen läßt. Und wenn dann weiter die Führer sagen: „Wir haben ein System entdeckt, wonach alles anders sein könnte und jeder Arbeiter vollauf zu leben hätte. Nur die bösen Bourgeois lassen es nicht zu, daß wir dieses System ins Leben rufen. Verhelft uns zur Gewalt, dann sollt ihr sehen, wie es euch besser geht“ — warum sollten da nicht Unzählige sagen: „Ja wohl, wir glauben an dieses System“? Sie glauben daran, nicht weil sie es verstehen, sondern weil es sie nach dem, was ihnen verheißen

Digitized by Google

wird, gelüstet. Jedenfalls glauben sie, daß man es damit versuchen könne, zumal, wenn man damit anfinge, daß den Vermögenden ihr Kapital abgenommen und den Arbeitern zugewendet würde. Wer die bösen Leidenschaften der Menschen aufzuregen versteht, der braucht keine Vernunftgründe. Wo aber in dieser Weise die Leidenschaften angeregt sind, da möchten Engel vom Himmel kommen und versuchen, den bethörten Massen den Unsinn des sozialistischen Staates klar zu machen, sie würden doch nichts erreichen. Um völlig gerecht zu sein, müssen wir freilich aber zugleich eingestehen, daß der Boden für die Aufnahme solcher Lehren zum Teil dadurch vorbereitet ist, daß nach der ungeheuern Steigerung der Gütererzeugung im Laufe des letzten Menschenalters die bürgerliche Gesellschaft zu lange gesäumt hat, für die Verbesserung der Lage der Arbeiter das zu thun, was innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung hätte geschehen können und bei dem zunehmenden Reichtum der Nation auch wohl hätte geschehen sollen.

Fragen wir nun, was bisher die Sozialdemokratie, obgleich sie über Hunderttausende von Männern mit kräftigen Armen verfügt, abgehalten hat, ihre Lehren in Thaten umzusetzen, so ist es sicherlich nicht die Achtung vor der bestehenden Rechtsordnung gewesen, sondern nur die Furcht vor der ihr gegenüberstehenden Macht. Oder sagen wir es mit einem klaren Ausdruck: es ist die Furcht vor der Stärke und der Zuverlässigkeit des deutschen Heeres. In dem Augenblicke, wo dieser Gegendruck oder auch nur der Glaube daran schwände, würden sofort die gewaltsamsten Ausbrüche erfolgen. Das ist so klar wie der Tag.

Dieser Partei nun wird vom 1. Oktober an wieder freies Spiel gegeben, mit allen den Mitteln, die die auf ganz andre Verhältnisse berechnete freiheitliche Gesetzgebung den Staatsbürgern zur Bethätigung ihrer Teilnahme an öffentlichen Dingen gewährt, ihre Agitation zum Umsturz der Gesellschaft fortzusetzen, immer neue Kreise durch täuschende Vorspiegelungen an sich heranzuziehen, sich vollständig zu organisiren, und so alles für den Augenblick vorzubereiten, der ihnen zum Losbruch der sozialdemokratischen Revolution der geeignetste erscheint. Man hält dies für ungefährlich, weil ohne Zweifel zur Zeit der gedachte Gegendruck noch ausreicht, um jeden Losbruch zu hindern oder, wenn er dennoch stattfände, alsbald niederzuschlagen.

Nun kann freilich niemand den Gang der Weltgeschichte voraussagen. Es ist möglich, daß die Zustände, wie sie gegenwärtig sind, sich noch lange Jahre halten werden, und daß dadurch ein Losbruch der Sozialdemokratie, aller Agitation ungeachtet, vermieden wird. Daß sich aber die Gefahr eines solchen Losbruchs durch Aufhebung des Sozialistengesetzes in hohem Maße steigert, das kann doch kein verständiger Mensch verkennen. Wenn es die Gegner des Sozialistengesetzes als einen Vorteil preisen, daß die geheime Agitation, wie sie unter der Herrschaft dieses Gesetzes getrieben wurde, fortan aufhören werde,

Digitized by Google

so ist doch wahrlich nicht einzusehen, worin der Vorteil liegen soll, wenn jetzt dieselbe Agitation offen betrieben werden darf. Im Gegenteil, die Gestattung dieser offenen Agitation muß der großen Menge den Eindruck machen, als ob doch die sozialistischen Lehren eine gewisse Berechtigung haben, da man sie nicht zu unterdrücken wage. Übrigens wird neben der offenen Agitation sicherlich auch die geheime noch fortdauern für alles das, was auch nach den nun anwendbaren allgemeinen Gesetzen nicht offen betrieben werden darf. Nur wird diese geheime Agitation fortan wesentlich leichter werden.

Bei der Frage, ob die Zustände, unter denen ein Losbruch der Sozialdemokratie in größerm Stile bisher unterblieben ist, sich noch längere Zeit hindurch als haltbar erweisen werden, kommt es auch auf die für die Partei maßgebenden Persönlichkeiten an. Es ist nicht zu leugnen, daß die bisherigen Führer, wenn sie auch nicht minder Fanatismus in sich tragen, als die äußersten ihrer Genossen, sich doch eine gewisse politische Schulung erworben und demgemäß die Partei vor unvorsichtigen Schritten bewahrt haben. Bekanntlich haben aber in der Partei selbst schon vielfach Zerwürfnisse stattgefunden, und auch in jüngster Zeit sind solche zu Tage getreten. Diese Zerwürfnisse laufen durchweg darauf hinaus, daß es in der Partei auch vorwärts treibende Elemente giebt, denen der bisherige Gang der Dinge nicht schnell genug gewesen ist. Bei einer so leidenschaftlich erregten Partei, wie der Sozialdemokratie, ist aber stets die Gefahr vorhanden, daß die treibenden Elemente ein Übergewicht erlangen, dem auf die Länge der Zeit nicht zu widerstehen ist. Durch das Wegfallen des Sozialistengesetzes werden diese Elemente in ihrer Wirksamkeit noch gestärkt werden. Und wenn es auch den vorsichtigern Elementen gelingt, die Partei von einem unzeitigen Losbruch im großen abzuhalten, so kann doch niemand wissen, zu welchen Unthaten der gesteigerte Fanatismus einzelner sich hinreißen lassen wird. Waren es doch solche Unthaten, die im Jahre 1878 offen zu Tage brachten, welche Verwilderung in den Massen des Volkes durch die sozialdemokratische Wühlerei bereits eingerissen war.

Fragen wir nun, was werden würde, wenn es demnächst zu einem Losbruch der Sozialdemokratie käme, so wollen wir die Möglichkeit eines Sieges über die Ordnungspartei gar nicht ins Auge fassen. Die Folgen davon würden zu schrecklich sein, als daß wir sie hier ausmalen möchten. Nehmen wir vielmehr an, daß nach einem blutigen Zusammenstoße die Ordnungspartei Siegerin bliebe. Was würde dann werden?

Sicherlich würde man dann zu sehr ernsten Maßregeln schreiten. Aber schwerlich würde man ein neues „Sozialistengesetz," d. h. ein Gesetz erlassen, das seine Wirksamkeit auf die Sozialdemokratie beschränkte. Vielmehr würde man damit vorgehen, die freiheitlichen Einrichtungen, die zu solchen Ausbrüchen geführt haben, in weiterm Umfange zu beschränken. Daß das allgemeine Stimmrecht nicht in der bisherigen Weise aufrecht erhalten bliebe, würden

Digitized by Google

wir freilich kaum beklagen, da sich dieses im Laufe der Jahre immer mehr als eine verfehlte Einrichtung erwiesen hat. Aber auch manche andern freiheitlichen Gesetze würden dann wahrscheinlich als Opfer fallen oder doch wesentliche Beschränkungen erleiden, nicht allein für die Sozialdemokratie, sondern für alle Parteien. Die aber, die hiervon in erster Linie betroffen werden würden, sind die liberalen Parteien. Nicht allein die Freisinnigen, diese „beste Vorfrucht" der Sozialdemokratie, sondern auch die gemäßigten Liberalen würden das schmerzlich zu empfinden haben, und es würde für sie nur ein geringer Trost sein, daß nunmehr doch auf dem Wege des „gemeinen Rechtes" gegen die Sozialdemokratie vorgeschritten würde. Ein kleines Vorspiel dieser Sachlage giebt schon jetzt die Erscheinung ab, daß die freisinnige Presse gegen die Anordnung des Ministers, die eine strenge Handhabung der gesetzlichen Maßregeln gegen die Sozialdemokratie befiehlt, heftig ankämpft. Offenbar fühlen die Herren Freisinnigen, daß sich diese Strenge folgerichtig auch gegen sie kehren muß.

Es ist daher unsers Erachtens eine große Thorheit der liberalen Parteien gewesen, daß sie gegen das Sozialistengesetz mehr oder minder lebhaft angekämpft und dadurch dazu beigetragen haben, es zu Falle zu bringen. Die dadurch heraufbeschworenen Gefahren drohen vor allen ihnen selbst verderblich zu werden. Das Sozialistengesetz war die Versicherungsprämie, die die liberalen Parteien zu zahlen hatten, um den Fortbestand ihrer freiheitlichen Grundsätze zu sichern. Wem aber die Versicherungsprämie für sein Haus zu hoch dünkt, um sie ferner zu zahlen, der muß dann auch gewärtigen, daß, wenn ein Brand ausbricht, der Schaden auf ihm haften bleibt. Wir würden es beklagen, wenn die liberalen Parteien dieses Geschick träfe. Aber wundern würde es uns nicht.

Der Patriotismus als Wurzel der Sittlichkeit

1

Wenn der Verfasser des unten genannten Schriftchens*) einen patriotischen Verein nach dem Vorbilde des Tugendbundes gegründet hätte, dann würden wir durch öffentliche Kritik des Unternehmens eine patriotische Pflicht zu verletzen glauben. Denn gute Werke soll man nicht durch kritische Nörgelei in ihrem Fortgange stören. Aber da es sich vorläufig nur um eine Schrift handelt, so ist Kritik nicht allein erlaubt, sondern Pflicht, weil es die guten Absichten des

*) Schwarz weiß rot. Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Heft II. Halle a. S., Eugen Strien, 1890.

Digitized by Google

Verfassers nur fördern kann, wenn seine etwaigen Irrtümer aufgedeckt werden. Von den fünf Lieferungen, auf die das Ganze berechnet ist, liegt uns nur die zweite vor. Vielleicht zeigen die spätern, daß der Verfasser die Schwierigkeiten, die wir hervorzuheben gedenken, selbst inne geworden ist.

Brecht findet in dem geschichtlichen Überblick, der die erste Hälfte des Heftchens füllt, daß die Idee des Patriotismus „vielfach noch weit mehr als andre sittliche Ideen auf der Stufe des Unklaren, Volkssittegemäßen und Unbewußten, noch nicht Erkenntnis- und Begriffsmäßigen stehen geblieben" sei. Wir lassen ununtersucht, ob das richtig ist. Sollte es richtig sein, so wäre es kein Unglück, denn durch die begriffsmäßige Klärung pflegen gleich den Beweggründen auch die Ideen ihre Kraft zu verlieren. Wenn der Mann, der sich schon anschickte, dem unmittelbaren Antriebe des Mitleids zu folgen und aus dem brennenden Hause ein vergessenes Kind herauszuholen, plötzlich anfängt, den Kreis seiner Pflichten zu überschauen und zu mustern, so — verbrennt das Kind. Der Patriotismus, meint Brecht, stehe noch auf der ersten, heroischen Stufe der Sittlichkeit, wo nur die außergewöhnlichen Leistungen geschätzt, die täglichen unscheinbaren Pflichterfüllungen aber gering geachtet werden. „Man redet viel vom Sterben fürs Vaterland. Und dies ist ja das höchste und äußerste, was die Vaterlandsliebe von uns verlangt. Aber schon bei der zweitnötigsten der Leistungen fürs Vaterland, beim trivialen Steuerzahlen, hört der Patriotismus bei sonst wohldenkenden Staatsbürgern auf, und es beginnt ein nervöses Mißbehagen, wohl auch kleinliches Schelten, ödes Markten. Und die Scheidewand zwischen dem Steuerdefraudanten und dem Durchschnittspatrioten [wir würden sogar sagen: und dem feurigen Patrioten] ist nur allzu oft eine dünne, oft genug transparente. [Warum nicht kurz und deutsch: auch mancher Patriot betrügt — Luther liebte dafür ein kräftigeres Wort — den Fiskus mit Herzenslust, wo und wie er nur kann?] Daß vollends gar im gewöhnlichen Privatleben, im Geschäftsleben patriotische, staatsethische Motive leitend und bestimmend sein könnten oder sollten, das würden neun Zehntel aller Deutschen als chauvinistische oder ideologische Überspanntheit von sich weisen — zum deutlichen Beweis, wie wenig bis jetzt der ethische Schatz gehoben und fürs ganze Volkstum ausgenützt ist, der in der Idee des Patriotismus noch verborgen liegt." Das patriotische Gebaren seit 1870 laufe auf Redensarten und Trinken hinaus.

Brecht verfolgt nun die Entwicklung des Patriotismus durch die Weltgeschichte. „Der antike Patriotismus verblieb auf der Stufe des Stadtpatriotismus." Außerdem fehlte ihm „die Ergänzung durch den wahren Kosmopolitismus, d. h. die Humanitätsidee," indem der Grieche Pflichten gegen die Barbaren nicht anerkannte. Endlich blieb der Patriotismus auf die Vollbürger beschränkt; Sklaven und Halbfreie, die keine Rechte im Staate hatten, konnten auch keine Liebe zu ihm empfinden.

Digitized by Google

Das Christentum war an sich nicht staatsfeindlich, wurde es aber durch die Hierarchie. Brecht zählt einige der bekannten Anmaßungen der Päpste auf und zeigt, wie sie das Staatsleben Europas auf ein Jahrtausend im Keime erstickt hätten. Diese Auffassung herrscht zwar in Deutschland immer noch, aber sie ist trotzdem falsch. Mag es vielen Päpsten nicht am bösen Willen gefehlt haben, die Macht, ihn durchzusetzen, fehlte ihnen. Wenn nicht sofort nach dem Untergange des weströmischen Reiches Nationalstaaten fertig wurden, womöglich mit den heutigen Grenzen, so lag das nicht an den Päpsten, sondern daran, daß die Nationen selber noch nicht fertig und die Grenzen wegen unaufhörlicher Eroberungskriege fließend waren. Die Herstellung eines Großstaates nach heutigem oder altasiatischem Muster war bis ins zweite Jahrtausend hinein auch schon aus dem Grunde unmöglich, weil die drei Bedingungen dafür: das stehende Heer, das geschulte Beamtentum und die Verkehrsanstalten, mit dem römischen Reiche zu Grunde gegangen waren und erst im Laufe der Jahrhunderte mühsam von neuem geschaffen werden mußten. Wenn es trotzdem Karl dem Großen gelang, ein kurzlebiges Riesenreich aufzurichten, und wenn die Kaiser aus dem sächsischen und dem fränkischen Hause eine gewaltige Macht entfalteten, so war ihnen das nur möglich, weil ihnen die Kirche das zweite der genannten Elemente lieh (sehr bezeichnend haben die Romanen aus clericus clerc, englisch clerk, Schreibstubenmensch, gebildet) und teilweise auch das erste; denn die geistlichen Lehnsträger waren die einzigen, auf deren Mannen sie sicher zählen konnten; auch die Reichsfinanzen ruhten guten Teils auf den geistlichen Gütern. Daß dann in dem Konflikte zwischen dem Kaiser und dem Oberhaupte jener Kirche, die ihm bis dahin den Regierungsapparat geliefert hatte, die Reichsfürsten gegen den Kaiser Partei nahmen (ohne ihre Unterstützung wären alle päpstlichen Bannsprüche Schläge ins Wasser gewesen), darf ihnen nicht als Reichs- und Vaterlandsverrat im heutigen Sinne angerechnet werden. Die deutschen Stämme hausten so zerstreut und so weit von einander entfernt und hatten so wenig Berührung mit einander, daß ihnen ihre Zugehörigkeit zu einem Volke erst im zehnten Jahrhundert zum Bewußtsein kam, als sie auf den Römerzügen hörten, wie sie von den Leuten jenseits der Berge mit dem gemeinsamen Namen Tedeschi gerufen wurden; sie selber hatten bis dahin nichts andres gewußt, als daß sie Sachsen, Franken, Lothringer, Alemannen oder Baiern waren, und daß ihre Herzöge sich einen gemeinsamen König gewählt hatten, ohne auf ihre Selbständigkeit zu verzichten. Die Wahl war ein Vertrag, und hielt ihn der König nicht, so waren auch die Fürsten nicht mehr daran gebunden. Unser Begriff der Souveränität war jener Zeit und ist dem ursprünglichen Germanentum völlig fremd, er ist erst später durch das römische Recht eingeführt worden. Namentlich aber erlangten die sächsischen und die bairischen Fürsten durch ihre ganz selbständig und ohne namhafte Hilfe des Königs vollführten Eroberungen in den Slawenländern einen solchen Grad

Digitized by Google

von Selbständigkeit, daß es die Sachlage gänzlich verkennen hieße, wenn man sie, wo sie auf eigne Faust Politik trieben, wie abtrünnige Statthalter beurteilen wollte. Trotzdem würde es den Kaisern gelungen sein, die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, wenn sie wenigstens daheim geblieben wären. Aber als die Hohenstaufen den Schwerpunkt des Reiches nach Italien und noch dazu in dessen Südspitze verlegten, da hörte die physische Möglichkeit auf; selbst bei unsern heutigen höchst vollkommnen Verkehrsverhältnissen wäre es unmöglich, Deutschland von Sizilien aus zu regieren. Das Schicksal der letzten drei Hohenstaufen mag im Lichte der Poesie noch so tragisch schön erglänzen, ihre Sache mag vom legitimistischen Standpunkte aus noch so manfechtbar gerecht sein — eine deutsche Sache ist sie nicht; nur der allerdings gerechtfertigte Haß gegen den gemeinsamen Gegner, den Papst, hat dazu verleitet, sie dafür zu halten. Wahr ist an der bei uns hergebrachten Auffassung jener Verhältnisse nur so viel, daß die Päpste in der kritischen Periode unter den letzten Hohenstaufen und nach deren Untergange die Abneigung der deutschen Fürsten, ihre eignen Rechte freiwillig zu beschränken und so eine lebensfähige Zentralgewalt herzustellen, nach Möglichkeit verstärkt und die Verwirrung im Reiche klug ausgenützt haben. Wo, wie in England und in dem damaligen Frankreich, das nicht die Hälfte des heutigen umfaßte, die Gunst der geographischen Lage und ein geschlossenes, nicht zu umfangreiches Gebiet die Entstehung des Volksstaates begünstigten, da trat dieser hervor, sobald die Bedingungen: ein leidlich gebildeter Beamtenstand, eine erträgliche Wehrverfassung und Finanzwirtschaft, vorhanden waren. Den erfolgreichen Widerstand der Engländer gegen den Papst unter Eduard I. führt Brecht selbst an (nur der elende Johann ohne Land hatte sich zu des Papstes Knechte gemacht; das Volk zu knechten, war den verbündeten beiden Despoten, dem geistlichen und dem weltlichen, nicht gelungen); er hätte auch das einmütige Zusammenstehen von König und Volk in Frankreich gegen die Anmaßungen des Papstes Bonifaz VIII. nicht unerwähnt lassen sollen.

Neben diesen großen Staatenbildungen aber wucherte überall im Kleinen ein reiches politisches Leben. Man soll doch nicht vergessen, daß in der zweiten Hälfte des Mittelalters der bairische, der sächsische und der brandenburgische Staat fertig wurden; gewiß sehr achtungswerte politische Schöpfungen! Und daß ein allmähliches Erwachsen des Großstaates aus kleinern politisch reifen Bestandteilen weit gesünder ist und die Bürgschaft längerer Dauer gewährt, als wenn nach orientalischer Art ein Völkergemisch schnell zusammenerobert und erst nachträglich der Versuch gemacht wird, das Ganze politisch zu organisiren. Der Versuch ist bisher stets mißlungen; es ist überall bei einem äußerlichen Zusammenfesseln der Glieder geblieben, die auseinanderfielen, sobald der Despot fiel, der die Enden der Ketten in seiner Hand hielt. Ein solches rein äußerliches und für die Völker wie für die Kultur im ganzen wertloses

Digitized by Google

Gebilde würde auch ein italienischer Großstaat gewesen sein, wenn er vor zwölfhundert Jahren zu stande gekommen wäre. Brecht sagt nämlich: „Italien hätte zweimal durch edle deutsche Stämme der Einheit entgegengeführt werden können, im sechsten Jahrhundert durch die Ostgoten, im achten durch den Langobarden Liudprand. Das erstemal hat der römische Pontifex mit dem Oströmer, das zweitemal der römische Priester mit den Franken Pippin und Karl die Keime zur [nein, der!] italienischen Einheit und Selbständigkeit und die beiden edeln deutschen Stämme zertreten." Weder die Goten noch die Langobarden waren so zahlreich, daß sie allen Bewohnern Italiens ein gemeinsames Gepräge zu geben vermocht hätten; das Gelingen ihres Beginnens hätte nicht verhüten können, daß sich Neapolitaner, Toskaner und Lombarden zu ganz verschiednen Stämmen entwickelten, deren vorzeitiges Zusammenschmieden zum Einheitsstaat höchstens die negative Wirkung erzeugt hätte, die Entstehung der italienischen Städterepubliken zu verhindern, was ein ungeheurer Verlust nicht allein für Italien, sondern für ganz Europa gewesen wäre. Merkwürdig, daß Brecht von diesen Republiken rein gar nichts sagt! Und doch lebte in ihnen der antike Stadtpatriotismus wieder auf. (Unter ihnen hätte Brecht auch eine gefunden, leider habe ich vergessen, welche es war, deren Bürger einmal Revolution machten und ihre neugewählte Obrigkeit fortjagten, weil diese — eine zu kleine Umlage ausgeschrieben hatte. „Was, schrie das empörte Volk, so wenig Liebe zum Vaterlande traut ihr uns zu, und für solche armselige Lumpen haltet ihr uns?") Und diese italienischen Kleinstaaten sind für uns weit wichtiger als die altgriechischen; denn in der Finanzkunst, Staatswissenschaft und Verfassung, die sie ausbildeten, wurzelt das ganze politische Leben der modernen Völker, und Machiavelli bleibt der große Lehrer aller Staatsmänner, die nach ihm kommen, nicht am wenigsten derer, die gegen ihn schreiben. Und die Kunst und Wissenschaft der italienischen Renaissance, die Mutter aller heutigen Kunst und Wissenschaft, sie konnte nur bei der Bewegungsfreiheit und vielseitigen Reibung entstehen, wie sie eine Gruppe kleiner republikanischer Gemeinwesen gewährte. Das alles würde der absolute Zwangsstaat im Keime erstickt haben; denn nur als solcher hätte vor tausend Jahren ein ganz Italien umfassendes Reich ins Dasein treten können. Und gerade in diesen italienischen Kleinstaaten entsprang die Idee des Nationalstaates und ward sie großgezogen — unter dem Schutze des Papsttums. Denn nicht Bigotterie war es, was die Mehrzahl der Italiener zu Welfen machte, wie sich die kaiserfeindliche Partei nannte, sondern das Bedürfnis, sich die wertvolle Bundesgenossenschaft des Papstes gegen den Kaiser zu sichern. Das Kaisertum war, als Zwillingsbruder und Ergänzungspol des Papsttums, ganz ebenso universal und daher nationalfeindlich wie dieses. In den Staatsschriften der Florentiner und des Königs Robert von Neapel gegen den Kaiser Heinrich VII. finden sich zuerst jene Grundgedanken einer nationalen Real-

Digitized by Google

politik, die heute den Männern der Bismarckschen Schule — sofern von einer solchen gesprochen werden darf — geläufig sind. So oft der Papst eine kaiserfreundliche Wendung wagte, wurde er von niemandem rücksichtsloser bekämpft, als von den „Getreuen der Kirche.“ In solchen Zeiten hatten päpstliche Abgesandte in einer Welfenstadt nichts zu erwarten, als eine Tracht Prügel oder den Tod, und päpstliche Briefe wurden als Wische behandelt, die keiner Beachtung wert seien. Als Heinrich VII., der im Einvernehmen mit Papst Clemens V. nach Italien gekommen war, die ihn begleitenden Legaten fragte, ob sie nicht Vollmacht hätten, die Rebellen gegen Kaiser und Papst zu bannen, da antworteten diese Kardinäle, die Vollmacht hätten sie schon, aber wenn des Kaisers Schwert nicht stark genug sei, den Bannspruch zu vollstrecken, dann nutze dieser nichts, denn in Italien mache sich niemand etwas daraus; die Florentiner und Bologneser — es waren dies die führenden Städte im Welfenbunde — lebten seit Jahren im Banne und ließen sichs wohl sein dabei.

Der Leser möge diese geschichtliche Abschweifung entschuldigen; eine schiefe Auffassung der Vergangenheit erschwert die richtige Beurteilung der Gegenwart ganz außerordentlich.

Brecht hebt sodann die für Deutschland unheilvolle Rolle hervor, die das Haus Habsburg namentlich im Reformationszeitalter spielte, rechtfertigt die Bündnisse protestantischer Fürsten mit dem Auslande, beweist die Notwendigkeit des fürstlichen Absolutismus in der nachfolgenden Periode und schildert das Keimen des deutschen Patriotismus unter Friedrich dem Großen und seine herrliche Blüte in der Zeit der Befreiungskriege. In alledem sind wir mit ihm vollkommen einverstanden. Besondern Dank verdient die Mitteilung längerer Stellen aus Schriften E. M. Arndts und F. L. Jahns, die leider teils vergessen, teils ganz unbekannt sind. Der Abschnitt schließt mit der Aufzählung einiger der Männer, die um ihrer Überzeugung und ihrer patriotischen Unternehmungen willen Verbannung oder den Tod erlitten haben und so zu Märtyrern fürs Vaterland geworden sind.

Das zweite Kapitel: „Die Verwirklichung der patriotischen Idee,“ handelt zuerst von der Erziehung und militärischen Organisation. Zur Nachahmung wird der 1807 gegründete Tugendbund empfohlen und dessen Grundidee sehr glücklich folgendermaßen ausgedrückt: „Während eine frühere Zeitrichtung mehr Repression statt Evolution der Volkskräfte geübt, dem Menschen zwar sehr eindringlich das »Du sollst nicht« nach allen Richtungen hin klar gemacht, umso weniger aber das »Du sollst,« mußte nun dem Menschen zugerufen werden: »Du sollst, denn du kannst,« es mußten alle guten Kräfte des Menschen entbunden werden zu freier Übung und Thätigkeit. Dabei wurde als Vorbild dem Deutschen mit Vorliebe jenes unvergleichliche Idealbild deutschen Wesens vorgehalten, welches Tacitus von unsern Vorfahren in der Germania entwirft,

Digitized by Google

selbstverständlich mit der Wendung: weil die alten Deutschen dieses kraftvolle, sittenreine, ehrliche Volk, mit dem heiligreinen, unverdorbenen Familienleben, mit der Verehrung der Frauen, mit dem unbezwinglichen Löwenmut waren, darum gelang es ihnen, die Zwingherrschaft der Römer abzuwerfen und die stolze Roma selbst in den Staub zu schmettern." Über das Idealbild der Deutschen bei Tacitus könnten wir — nach Felix Dahn — einige kritische Bemerkungen machen, sowie auch über die herkömmliche Ansicht, das lasterhafte Rom sei der Tugend der Germanen erlegen; zu verwundern ist nämlich nicht, daß das römische Reich endlich einmal zusammenbrach, sondern wie eine einzelne Stadtgemeinde die Herrschaft über ein Reich von solcher Ausdehnung auch nur fünf Jahre, geschweige denn fünf Jahrhunderte zu behaupten vermochte. Indes wir unterdrücken diese Bedenken; es giebt Fälle, wo der Irrtum nützlicher ist als die Wahrheit. Indem wir also beide Gedanken des Tugendbundes als Grundlage der Nationalerziehung mit herzlicher Zustimmung annehmen, bezweifeln wir doch ganz entschieden, daß dieses große Werk eines neuen Tugendbundes bedürfe. Geradezu für grundverkehrt aber halten wir die Forderung, daß sich unsre nationalen politischen Parteien als Tugendbund konstituiren sollen. Wäre der Gedanke nicht völlig aussichtslos, so würde er höchst gefährlich sein. „Wenn sich — sagt der Verfasser — die 1200000 Männer, die am 20. Februar nationalliberal und die, welche konservativ gestimmt haben, ihrer Aufgabe in vollem Maße bewußt geworden sein werden, dann werden wir den Gedanken des Tugendbundes wieder aufleben sehen. Unser politisches Parteileben wird dann erst auf gesunden Grundlagen ruhen, wenn man sich nicht mehr bloß um die Abstimmung der Mitglieder und um die sozial-ethischen und Parteiziele, sondern zugleich um die persönliche Tüchtigkeit und sittliche Förderung der Mitglieder kümmert." Das fehlt gerade noch! Beaufsichtigung des Privatlebens und die davon untrennbare Spionage! Nicht eine gesunde Grundlage wäre das, sondern eine urfaule. Man weiß zur Genüge aus vielfältiger Erfahrung, wohin solche Einrichtungen führen, selbst wenn sie in der reinsten und edelsten Absicht getroffen werden. „Wir wären doch wirklich thöricht — fährt der Verfasser fort —, wenn wir die gewaltigen Parteiorganisationen, die wir besitzen, nicht ausnützen wollten für die sittliche Kräftigung des Volkslebens, und wenn wir anderseits nicht verstehen wollten, daß diejenigen Parteien, welche in ihrer Art eine personell-ethische Grundlage besitzen, sodaß die Glieder nicht nur zusammen abstimmen, sondern gemeinsame sittliche Grundsätze im öffentlich-bürgerlichen wie im Privatleben befolgen, daß diese Parteien den festesten Zusammenhang haben. Das sind die sozialistische, die ultramontane und glücklicherweise zum Teil auch die konservative Partei." Es ist zum Glück nicht wahr, daß die genannten Parteien jede ihre besondre Moral haben und deren Befolgung bei ihren Gliedern überwachen, und damit wird auch das der nationalliberalen Partei gemachte Kompliment hinfällig, daß ihr die sittliche

Digitized by Google

Grundlage fehle. Selbst wenn die Katholiken eine besondre Moral, die Jesuitenmoral, hätten — bekanntlich protestiren sie sehr lebhaft gegen diesen Vorwurf —, bliebe doch immer nicht diese, sondern das Kirchentum der Kitt der Zentrumspartei. Noch weniger kann bei den Konservativen von einer besondern Moral die Rede sein, während allerdings der evangelische Glaube es ist, der neben den landwirtschaftlichen Interessen und der altpreußisch-monarchischen Gesinnung die Landbevölkerung der östlichen Provinzen bei der konservativen Fahne festhält. Und was die Arbeitermassen bisher an die sozialdemokratischen Führer fesselte, das war nicht die in Aussicht gestellte Emanzipation des Fleisches, obwohl viele unter ihnen diese Predigt gern hören, sondern die Unzufriedenheit mit ihrer Lage und die Ansicht, daß von einer Regierung und von Parteien, die Ausnahmegesetze gegen die Arbeiter erlassen, irgend welche Besserung der Lage nicht zu erwarten sei. Um die Privatmoral ihrer Mitglieder kümmert sich keine dieser Parteien, und im öffentlichen Leben befolgen sie sämtlich, gleich allen politischen Parteien aller Staaten und Zeiten ohne Ausnahme, den Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Daß die nationalliberale Partei von lockererm Gefüge ist als die genannten Parteien, beruht auf andern Ursachen, die in diesem Zusammenhange nicht erörtert werden können, nicht aber auf einem vermeintlichen Mangel an moralischen Grundsätzen. Wollte jemand schlechterdings die Moral der Nationalliberalen unter die Lupe nehmen, so würde er höchstens finden, daß die Herren im ganzen wenig Neigung zur Askese äußern, daß aber auch keiner von ihnen die freie Liebe predigt. Über dieses juste-milieu hinaus würde selbst Bismarck die Partei nicht gebracht haben, wenn er sichs in den Kopf gesetzt hätte, sie sittlich zu disziplinirn.

Der zweite Abschnitt: „Organisation des Volkstums zum Staat," erläutert die Wiederbelebung des Gemeingeistes durch die Bauernemanzipation und die Städteordnung in der Steinschen Gesetzgebung, die neue Heeresverfassung, schildert dann die Hemmung und teilweise Unterdrückung dieser Entwicklung durch die nachfolgende Reaktion und schließt mit bittern Bemerkungen über die Haltung der Deutschen bei den Wahlen der letzten Jahre und beim Rücktritt Bismarcks. Diese Haltung überzeugt den Verfasser von der Notwendigkeit, daß in das deutsche Volk ein neuer Geist, neue Ideale, neue Spannkraft kommen müssen. In einem kurzen Schlußkapitel heißt es: „Die Grundidee, das Prinzip unsrer Ethik ist das Deutschtum, die nationale Besonderheit oder der Nationalgeist des deutschen Volkes, und wir könnten uns damit begnügen, daraus den obersten Pflichtsatz abzuleiten: Mache dich zu einem tüchtigen Gliede deines Volkes, zu einem brauchbaren Werkzeuge des deutschen Geistes." Den Inhalt der Idee „Deutschtum" anzugeben sei aber nicht ganz leicht, es sei dazu eine „eklektische Beschreibung" erforderlich, „eine Messung und Vergleichung des Deutschnationalen mit dem Allgemeinmenschlichen. Hierzu liefern alle Wissenschaften ihren Beitrag. In erster Linie aber ist es die Geschichte mit

Digitized by Google

ihren Hilfswissenschaften, die Poesie, Philosophie und Religion, welche gefragt werden müssen." Wahrscheinlich soll die Umfrage in den nächsten Heften gehalten werden.

2

Indem wir uns nun zur grundsätzlichen Prüfung der Ansicht Brechts wenden, müssen wir zunächst unterscheiden zwischen dem Patriotismus als einzelner Tugend und dem Patriotismus als der Wurzel der übrigen Tugenden. Daß der Patriotismus im ersten Sinne der Stärkung, Vertiefung, Veredlung und größern Verbreitung bedarf, ist gar keine Frage. Wenn reiche Leute den Staat um einen großen, vielleicht um den größten Teil der Steuern betrügen, die sie zu zahlen schuldig sind, so muß ihnen öffentlich vor aller Welt gesagt werden, daß das abscheulich und eine Schande sei. Und wenn sich solche Männer gar zu den Patrioten zu rechnen die Kühnheit haben sollten, so müßte zur Strafe dafür die Frage aufgeworfen werden, ob sie nicht als ehrlos aus den Wahllisten zu streichen seien. Ja es ist in unsrer Zeit äußerst nötig, es ausdrücklich zu sagen, daß nicht das Maß der Vorteile, die einer vom Staate zieht, sondern das Maß der Opfer, die er ihm bringt, den Patrioten ausmacht. Nur darf man nicht so weit gehen, zu fordern, daß der Patriot überhaupt nichts für sich, für seinen Stand, oder wie man heute lieber sagt, für seine „Interessengruppe" verlangen solle. Das hieße Unmögliches fordern. Denn wie es auf Erden keine Nächstenliebe ohne Selbstliebe, keine Tugend ohne Selbstsucht giebt, so kann auch ein Patriotismus, der gar nichts für sich vom Vaterlande erwartet, nicht zur allgemeinen Tugend aller Bürger werden. Aber um diesen wichtigen Punkt ordentlich zu verstehen, müssen wir Brechts Naturgeschichte des Patriotismus, die oberflächlich und unvollständig ist, ein wenig ergänzen.

Die natürliche Grundlage alles Patriotismus wird von Brecht gar nicht erwähnt. Er spricht nur immer vom Staate, während doch der Name Patriotismus auf das Vaterland hinweist. Land und Volk, auf diese beiden bezieht sich ursprünglich der Patriotismus, und nicht auf den Staat, dessen Idee und Bedürfnis sich erst auf einer spätern Stufe einfindet, und der auch auf den höhern Stufen nicht unmittelbar und um seiner selbst willen geschätzt und geliebt wird, sondern nur als Mittel, unser Heimatland und unser Volkstum zu behaupten und deren Schätze zu heben. Daher entspringt die stärkste und lebhafteste Vaterlandsliebe in solchen Gegenden, wo Land und Volksleben ein so eigentümliches Gepräge zeigen, daß der Volksgenosse nirgends anders in der Welt die landschaftlichen Bilder seiner Heimat und ihre Sitten wiederfindet. Der Tiroler liebt seine Berge, seine Gemsjagd, seine Volkstracht, seine heimatliche Mundart, seine Viehwirtschaft, kurzum sein Tirol, aber von Liebe zum deutschen Vaterlande weiß er nichts, obwohl er ein Deutscher ist. Er liebt

Digitized by Google

vielleicht auch die deutschen Bruderstämme und hört deren Mundart lieber als das Welsche; er liebt ganz gewiß den Kaiser Weißbart, der jeden Sommer einige Wochen in der Nähe seiner heimatlichen Berge weilte, um seiner Heldenthaten und seiner Freundlichkeit und seines ehrwürdigen Charakters willen, aber das alles ist noch keine Liebe zum deutschen Vaterlande. Die ist auch gar nicht so ohne weiteres möglich, weil Deutschland ein viel zu großes Land ist, als daß man es leicht überschauen und lieben könnte. Ignoti nulla cupido: was man nicht kennt, das begehrt und das liebt man auch nicht. Vor der Zeit der Eisenbahnen gab es im Bauernstande — die Handwerker kamen ja weiter herum — sehr wenig Leute, die über ihre engere Heimat hinausgekommen wären. Nun giebt es in Deutschland Gegenden von ganz verschiednem Charakter: Hochgebirge, Mittelgebirge, Flachland, Weinland, Getreideland, Kartoffelland, Nadelholz- und Laubholzregionen, Flußland, Seenland, Meeresküste, wasserlose Gegenden. Der Bewohner der einen kann sich, wenn er nicht zu den Gereisten gehört, von dem Aussehen der übrigen und ihrem Leben gar keine Vorstellung machen; wie soll er diese Gegenden, wie soll er ihre Gesamtheit lieben? Wir Gebildeten freilich lieben unser Vaterland gerade deshalb, weil es eine solche Mannichfaltigkeit, einen solchen Reichtum von Schönheit und Naturschätzen umschließt. Aber zu dieser Liebe sind wir durch Reflexion, zum Teil durch den Schulunterricht gelangt, und Empfindungen, die aus der Reflexion entspringen, können sich mit den unmittelbaren an Stärke, Innigkeit und Dauerhaftigkeit niemals messen.

Und wer weiß! Wenn die Gemsen in den Tiroler Bergen weggeschossen, alle Schluchten überbrückt, alle Wildbäche fein säuberlich eingedämmt, alle Gipfel mit der Eisenbahn zu befahren sein werden, wenn alle Berge von schlauen Hotelwirten ausgebeutet sein werden, und die Käsemacherei auf der Alm im Auftrage einer Molkerei-Aktiengesellschaft von akademisch gebildeten Direktoren rationell betrieben werden wird, wenn es keine Tiroler Schützen mehr geben wird, sondern nur noch ein paar österreichische Regimenter, in denen Tiroler stecken, wenn die Mundart des Berliner Salontirolers und die des echten Tirolers in einen Brei zusammengeflossen sein werden, wer weiß, ob es dann auch nur noch Tiroler Patriotismus geben wird! Ja man darf fragen, ob dem internationalen Frack, dem internationalen Zylinder, dem internationalen Hotelkellner, dem internationalen Schlafwagen, dem internationalen Zeitungsgeschwätz und dem internationalen Aktienschwindel irgend ein Volkstum auf die Dauer Stand zu halten vermögen wird? Am festesten wurzelt noch die Anhänglichkeit an die Sprache, weil es mit Ausnahme der wenigen, die von Jugend auf an mehrsprachiges Wesen gewöhnt worden sind, allen Menschen äußerst schwer fällt, sich einer fremden Sprache bedienen zu müssen. Es ist unbequemer, als das Gehen auf allen Vieren, und sobald das Gemüt ins Spiel kommt, das sich in einer fremden Sprache gar nicht zu äußern

Digitized by Google

vermag, verursacht dieser maulkorbartige Zwang einen Schmerz, der sich zur Raserei steigern kann, wenn versucht wird, einem ganzen Volksstamm seine Sprache gewaltsam zu nehmen.

Diese Art Vaterlandsliebe ist also unmittelbar und natürlich. Sie bedarf zu ihrer Kräftigung keiner Überlegung, keiner Belehrung, sie wird vielmehr durch beides leicht geschwächt. Sie denkt auch nicht daran, die Vorteile zu berechnen, die ihr das Vaterland gewährt; der Vorteil ist eben das Leben im Vaterlande, in der heimischen Landschaft, in den heimischen Sitten, im Gebrauch der Muttersprache, worin sie sich wohlfühlt, wie der Fisch im Wasser, während sie fern davon vor Betrübnis und ungestillter Sehnsucht vergeht. Ganz anders verhält es sich mit der Anhänglichkeit an den Staat. Die ist gar keine natürliche Empfindung, sondern nur durch Reflexion möglich. Sie setzt voraus: Kenntnis der Staatseinrichtungen, Vertrautheit mit der Geschichte des Staates, Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung und Einsicht in die Vorteile, die das Bürgerrecht im Staate gewährt. Da alle diese Bedingungen in kleinen Staaten viel leichter erfüllt werden können als in großen, so entwickelt sich der politische Patriotismus natürlich zuerst in kleinen Gemeinwesen, in städtischen und Bauernrepubliken. Bietet sich der oben geschilderte natürliche Patriotismus, die Anhänglichkeit an eine landschaftlich abgeschlossene charakteristische Heimat als Grundlage oder Wurzel dar, was bei den ältern Schweizer Kantonen und den Ditmarschen wie auch bei den griechischen Staaten der Fall war, so ist dort die Vaterlandsliebe am allergesündesten und unerschütterlichsten. Ein außerordentlich festes Band bilden auch gemeinsam ausgeführte mühevolle und mit Opfern hergestellte Bauten, sei es zu Schutz und Trutz gegen feindliche Nachbarn oder Elemente, sei es zum Schmuck der Vaterstadt; was dem Schweizer, dem Tiroler seine Berge, das waren dem Athener seine Akropolis und seine Flotte, dem Niederländer seine Dämme und Kanäle und Schiffe, das ist noch heute dem Florentiner z. B. seine Domkuppel und sein San Giovanni.

Während der Bürger des Kleinstaats den Gegenstand seiner Liebe stets ganz oder fast ganz greifbar vor Augen hat und durch die tägliche thätige Teilnahme daran das Bewußtsein seiner lebendigen Gegenwart, seiner Wichtigkeit und seiner wohlthätigen Eigenschaften niemals verliert, läßt es sich beim Großstaat kaum verhüten, daß er die Natur eines Abstraktums annehme, das so wenig Liebe, Anhänglichkeit und Begeisterung einzuflößen vermag wie irgend ein andrer Begriffsschatten. In Monarchien kommt die Person des Monarchen zu Hilfe, in dem der Staat verkörpert erscheint; der Monarch ist ein Mensch, und einen Menschen kann man lieben. Freilich vergegenwärtigen auch die Beamten den Staat. Allein, wir dürfens uns nicht verhehlen, es ist sehr schwierig, es ist vielleicht psychologisch unmöglich, den Staatsanwalt (als solchen), den Gerichtsvollzieher und den Polizisten zu lieben. Leichter fällt es

Digitized by Google

schon beim Briefträger, namentlich beim Geldbriefträger, am leichtesten beim Leutnant; leider kann nicht jeder Ort im Reiche sein Bataillon oder seine Schwadron haben. Auch Gebäude versinnbildlichen den Staat; und die Reichspost an jedem Orte, schon der Briefkasten ist als Stützpunkt und Anreger patriotischer Empfindungen von nicht geringer Bedeutung. Allein der Kirchturm, dazu die Kreuze und Heiligenbilder, fallen doch noch mehr in die Augen, und wo die Gewohnheit besteht, täglich der Messe beizuwohnen, da gewinnt der Verkehr des Einzelnen mit dem Gemeinwesen, dessen Bundeszeichen und -feier sie bildet, einen solchen Grad von Lebendigkeit, daß der Staat der katholischen Kirche gegenüber im Nachteile bleibt. Bei patriotischen Festen würde es sehr schwierig sein, zu ermitteln, wie viel von der da ausbrechenden Begeisterung dem Vaterlande und wie viel davon dem guten Stoff und der gemütlichen Kameradschaft auf Rechnung zu setzen sei. Fast nur in Zeiten höchster Gefahr oder Not, oder sooft der Staat eine ganz außerordentliche Leistung zum Wohle des Gemeinwesens vollbracht hat, die sich jedem Einzelnen fühlbar macht, fast nur in solchen Fällen ist den Angehörigen des Großstaats eine allgemeine und lebhafte patriotische Bewegung des Herzens möglich. Die Badener waren bekanntlich bis 1870 großdeutsch. Was hat sie bekehrt, sodaß sie seitdem die begeistertsten unter den Nationalen geblieben sind? „Sehen Sie, sagte mir einst ein Bürger einer badischen Kleinstadt, das ist mein Haus! So viele Jahre hatte ich gearbeitet und gespart, ehe ich es mir bauen, den Traum meines Herzens verwirklichen konnte; eben war es fertig geworden, da brach der Krieg aus! Herr Gott! dachte ich damals, wenn die Franzosen herüberkommen, wenn sie unser Städtchen beschießen, dann ist meine ganze Lebensarbeit verloren! Werden uns die Preußen helfen? Sie haben geholfen! Unter ihrem Schutz sind wir für immer geborgen! Da haben Sie meine Politik!" Und nach dem Jahre 1806, als von einem Ende des deutschen Vaterlandes bis zum andern die Felder von den Hufen feindlicher Rosse zerstampft, die Häuser niedergebrannt, die Viehherden weggetrieben, die Einwohner mit unerschwinglichen Lasten beschwert waren, da wurde es jedem Ackerhäusler und jedem Handwerksgesellen klar: wenn wir die Franzosen nicht aus dem Lande jagen, bleiben wir und unsre Nachkommen Sklaven und sind keinen Augenblick unsers Lebens, Leibes und Eigentums sicher; wie sollen wir aber der Franzosen Herr werden, wenn niemand da ist, der unsre Kräfte zusammenfaßt? Und wer könnte das, als nur ein gemeinsamer Staat? So lebte damals die Idee des deutschen Nationalstaats in allen Herzen mit Notwendigkeit auf. Und die Bauern, die in jener Zeit freie Herren ihrer Scholle wurden, sie wurden durch diesen Befreiungsakt natürlicherweise gut preußisch samt Kindern und Kindeskindern; sie empfanden und erkannten es, was es heißt, preußische Unterthanen (damals noch nicht Staatsbürger!) zu sein und den König von Preußen zum angestammten Fürsten zu haben. Es hieße der menschlichen Natur unmögliches

Digitized by Google

zumuten, wollte man fordern, daß solche Stimmungen in gewöhnlichen Zeiten mit ungeschwächter Kraft und begleitet von der ungetrübten Einsicht jener Tage fortdauern sollen. Sobald es not thut, findet sich die richtige Stimmung schon wieder ein. Überhaupt hält keine gesunde Natur eine gehobene Stimmung, eine leidenschaftliche Spannung auf die Dauer aus. Offenbart sich doch die zuverlässigste aller Arten von Liebe, die Mutterliebe, bei vielen Müttern einzig und allein in der unauffälligen täglichen Pflichterfüllung und bricht nur beim Tode des Kindes in leidenschaftlicher Form hervor.

Eben auf diese dauernde Wirkung, die treue, gleichmäßige, anspruchslose Pflichterfüllung zielt nun allerdings Th. Brecht gerade ab. Aber ehe man in seine Klagen einstimmt und die Notwendigkeit einer förmlichen Erneuerung des Volksgeistes zugiebt, wäre doch vorher zu erwägen, ob es im großen und ganzen an jener Pflichterfüllung und der Bereitwilligkeit zu ihr fehlt. Opposition gegen die Regierung, und sollten neun Zehntel des Volkes daran teilnehmen, würde noch kein Beweis dafür sein. Sie würde zunächst nur beweisen, daß eine Mehrheit des Volkes über das Gemeinwohl andrer Meinung ist als die Regierung (worin ja möglicherweise Anmaßung und Selbstüberschätzung liegt), aber nicht, daß sie gegen das Gemeinwohl gleichgiltig oder gar von vaterlandsverräterischer Gesinnung ist. Oder glaubt Brecht im Ernste, daß die Männer der Opposition, um bei den zwei von ihm hervorgehobenen Hauptpflichten zu bleiben, sämtlich Steuerbetrüger seien und daß sie im Kriegsfalle fahnenflüchtig werden würden? Das ist richtig, daß sich die Wirkungen des letzten großen Krieges weit weniger schön ausnehmen als die der Befreiungskriege; aber es ist auch leicht einzusehen, woher das kommt. Die Siege von 1813, 14 und 15 brachten Erlösung aus einer zehnjährigen Not, die jeder nicht bloß in seinem Gemüte, sondern an seinem Geldbeutel und in seinem Magen gespürt hatte; und was man nach errungenem Siege vor sich sah, das war nicht ein üppiges Genußleben, sondern lange, mühselige Arbeit zur Wiederherstellung des vernichteten Wohlstands. Vor 1870 hingegen hatte kein Mensch irgendwelche von außen verhängte Not gelitten; von Gefahr hatten sich nur die Bewohner der Westgrenze, und diese nur einen Augenblick bedroht gesehen. Das Elend der Schlachtfelder in Frankreich bekam nicht der zehnte Teil der Einwohner zu Gesicht, und als unsre ruhmreichen Truppen heimkehrten, da brachten sie die Milliarden mit. Daher Anno 1815 die andächtig fromme, demütig bußfertige und doch so unendlich erhebende Stimmung und 1870 eine übermütig leichtfertige Hurra- und Champagnerstimmung, bei der man aus dem lachenden Jubel gar nicht herauskam, die sich schon während des Krieges hie und da in wüsten Orgien austobte (es ist der Fall vorgekommen, daß die Honoratioren einer preußischen Stadt „zu Ehren" der kriegsgefangenen französischen Offiziere und zu eignem Vergnügen, natürlich mit französischem Gelde, eine nächtliche Orgie veranstalteten) und die nach dem Friedensschlusse

Digitized by Google

in den hellen Wahnsinn der Gründer- und Tingeltangelwirtschaft ausbrach. Dieser Wirkung der großen Siege, so natürlich sie war, mußte nun allerdings und muß auch in Zukunft entgegengewirkt werden, nicht durch Bußpredigten, die nur verlacht werden würden, sondern durch die Jugenderziehung und den Erwachsenen gegenüber durch verstandesmäßige, kühle Erwägung, die das Unvernünftige und Schädliche solchen Treibens klar zu machen sucht.

Sind wir demnach, wie gesagt, mit dem Verfasser vollkommen einverstanden in der Ansicht, daß unser Patriotismus sorglicher Pflege, in vielen einzelnen Fällen der Reinigung, Vertiefung, Klärung und Stärkung bedürfe, daß sogar der Patriotismus mancher Leute als Heuchelei entlarvt werden müsse, um der Ausbreitung dieses Übels vorzubeugen, so müssen wir ihm doch zum Vorwurfe machen, daß er einen der wichtigsten Punkte übersehen hat, nämlich die Schwierigkeit, die der Verallgemeinerung des Patriotismus entgegensteht. Dieses Übersehen befremdet um so mehr, als er die Schwierigkeit bei den alten Staaten erkannt und mit dem Worte „Sklaverei" auch ausgesprochen hat.

Wie wir schon bemerkten, die Forderung, daß der Patriot vom Staate keinen Vorteil erwarten dürfe, wäre einfach lächerlich. Der Staat ist eben dazu da, den Einzelnen manche Vorteile zu sichern, die sie sich in der Vereinzelung nicht zu verschaffen vermögen. Zwar giebt es bei uns in Preußen noch eine höhere Auffassung des Staates, nach der er die verkörperte sittliche Weltordnung und der Quell aller höhern Kultur ist, und in dieser Eigenschaft, als höchstes Gut, auch von denen geliebt werden muß, denen er keinen materiellen Vorteil gewährt; allein diese erhabene Staatsidee ist der Masse unzugänglich und wird selbst von den Gebildeten mehr mit beifälligem Kopfnicken nachgesprochen als im Herzen empfunden. Außerdem wird sie von zwei großen Parteien entschieden abgelehnt, deren eine die Kirche und deren andre die gebildete Menschheit aller Staaten für die Trägerin der höchsten Kulturaufgaben erklärt. Wer bei seinen patriotischen Bestrebungen den Boden im Volke nicht verlieren will, wird also zunächst das Hauptgewicht auf die greifbaren und verständlichen Vorteile legen, die der Staat seinen Bürgern gewährt. Es ist gewiß schändlich, wenn einer für die Vorteile, die ihm der Staat gewährt, nicht einmal die Steuer zahlen will, die er zu zahlen schuldig ist; man darf auch fordern, daß der Patriot in außerordentlichen Fällen außerordentliche Opfer bringe und auf Vorteile verzichte; aber in gewöhnlicher Zeit angemessene Vorteile vom Staate zu erwarten, das ist ganz und gar nicht schändlich, sondern natürlich und notwendig.

Nun ist es klar, daß die Reichen im Staate, die gewöhnlich die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben, sich selbst zuerst bedenken werden, und daß sie vor allen andern Staaten gerade diesen Staat schätzen, der ihnen solche Vorteile sichert und der eigentlich mit ihnen, mit ihrer Gesamtheit zusammenfällt. Und ebenso klar ist es, daß die Armen, die als rechtlose

Digitized by Google

Sklaven oder bloße, wenn auch persönlich freie Unterthanen, gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung ausüben, keine Rechte haben und sich keine Vorteile sichern können — höchstens daß eine geordnete Rechtspflege sie der Notwendigkeit der Selbsthilfe überhebt, die noch dazu manchem von ihnen lieber wäre —, daß also diese Armen dem Staate mehr feindlich als freundlich gegenüberstehen. Daher dürfen sich die Reichen immer und überall Aristokraten oder Optimaten nennen, denn im Staate und für den Staat sind sie wirklich die Besten, sind sie die, die den Staat, und zwar den Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung, unter allen Umständen und um jeden Preis aufrecht erhalten wollen. Alle Armen dagegen sind von Natur Staatsfeinde, und zwar genau in dem Grade umso staatsfeindlicher, je ärmer und rechtloser sie sind. Mit jeder Scholle, die ein Tagelöhner zu eigen erwirbt, verschwindet ein Staatsfeind, und mit jeder Gewährung politischer Rechte, die dem Proletariat die Aussicht eröffnet, sich auf gesetzmäßigem Wege Besserung seiner Lage zu erkämpfen, wird die Staatsfeindschaft dieser Klasse vermindert. Daher bilden die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung einer Verfassung und das allgemeine Stimmrecht ebenso viele Sprossen einer Leiter, auf der die untersten Klassen zum Verständnis des Staates und zum Interesse an ihm emporklimmen und dabei ein Stück Staatsfeindschaft nach dem andern ablegen. So staatsfeindlich sich auch die verbissneren unter den Sozialdemokraten geberden, der deutsche Staat ist ihnen doch noch lieber als der belgische und der italienische, wo auf je hundert Einwohner nur zwei stimmberechtigte Bürger kommen, oder gar der verfassungslose russische. Soeben ist unser Kaiser daran, eine weitere Sprosse einzufügen, und unendlich viel hängt davon ab, ob es gelingt, so viel, daß das Gelingen jede Bedrohung des Staates von innen beseitigen und alle besondern Veranstaltungen zur Pflege des Patriotismus überflüssig machen würde. Die soziale Frage lautet, von der einen Seite her gesehen: Ist ein freier Arbeiterstand und ist ein Großstaat möglich, dessen männliche Bewohner sämtlich Vollbürger sind? Die formale Bejahung der Frage durch Gesetz und Verfassung bedeutet noch nicht die wirkliche Lösung der Schwierigkeit. Die letztere liegt hauptsächlich darin, daß alle Vorteile, die dem einen Stande zugesichert werden, in die Benachteiligung der andern Stände auszuschlagen pflegen, und daß die Ansicht von einer allgemeinen Harmonie der Interessen, die jeden Einzelnen die Vorteile aller andern mitgenießen läßt, von optimistischen Theoretikern zwar gepredigt, in der Wirklichkeit aber selten gefunden wird. Die Frage ist also, ob auf dem bisher beschrittenen Wege einer allmählichen Befreiung der ärmern Klassen fortgefahren oder zu Wiederherstellung alter Abhängigkeitsverhältnisse unter neuen Formen zurückgegangen werden soll, die es ermöglichen würden, die natürliche Staatsfeindschaft des Proletariats dadurch unschädlich zu machen, daß man es aller Machtmittel beraubte. Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht

Digitized by Google

und des allgemeinen Schulzwangs ist uns aber die freie Wahl versperrt und sind wir auf den ersten Ausweg angewiesen, den wir nun, wir mögen wollen oder nicht, das Beste hoffend vorläufig weiter wandeln müssen.

Stimmen wir demnach im ersten Punkte der Hauptsache nach mit dem Verfasser überein, so muß sich der Schreiber dieser Zeilen zum zweiten, der für Brecht der Hauptpunkt ist, ablehnend verhalten. Brecht will den Patriotismus, oder wie er sich ausdrückt, das Deutschtum zum „Prinzip" der Ethik machen. Mit dem Worte Prinzip wird in der Philosophie viel grober Unfug getrieben. Im vorliegenden Falle kann es dreierlei bedeuten. 1. Einen allgemeinen Satz, aus dem die Sittenlehre alle einzelnen Tugenden und Pflichten abzuleiten hat. Solche in der Wissenschaft übliche Ableitung ist ein fürs Leben wertloses logisches Spiel; wir halten uns daher dabei nicht weiter auf. 2. Die Wurzel, aus der in Wirklichkeit alle Tugenden hervorgehen. Wir gedenken demnächst in einem besondern Aufsatze zu zeigen, daß die Sittlichkeit niemals aus einer einzigen Wurzel entspringt, sofern man mit der Wurzel nicht etwa den einen unteilbaren Geist meint, in dem freilich zuletzt jede seiner Lebensäußerungen wurzelt. 3. Den Antrieb zur Tugend und Pflichterfüllung. Als solchen lassen wir nun allerdings die Vaterlandsliebe gelten und leugnen namentlich nicht, daß sie sich bei denjenigen Personen, die im Mittelpunkte des Staatslebens stehen, sehr mächtig erweist; aber als einzigen Antrieb, der die übrigen Antriebe entbehrlich machte, können wir sie nicht anerkennen. Auch überschätzt Brecht den Wirkungsbereich dieses Antriebes, wenn er von ihm z. B. die Hebung und Läuterung des Familienlebens erwartet. Angenommen, das deutsche Familienleben wäre im ganzen gegen früher gesunken, so würde der Rückschritt ganz gewiß nicht im Mittelstande zu suchen sein, sondern nur darüber und darunter, und die Zunahme der schlechten Ehen würde nicht vom Mangel an Patriotismus herrühren, sondern von dem Wachstum des Reichtums und der Armut auf Kosten des Mittelstandes. Denn jene beide lockern unfehlbar das Eheband; der erste, indem er die Mittel zu unbegrenztem Genuß gewährt und beiden Gatten die Führung gesonderter Haushaltungen ermöglicht, die andre, weil das Familienleben aufhört, wo die Fabrikarbeit der Frauen und das Zusammenhausen der Familie mit Fremden in einer Stube anfängt. Einen augenfälligen Beweis für die Geringfügigkeit des Einflusses, den der Patriotismus auf die Privatmoral ausübt, sehen wir bei den Franzosen. Obgleich sie seit 1870 bis zur Verrücktheit patriotisch sind, und obwohl ihnen unaufhörlich vorgepredigt wird, daß die Bevölkerungsabnahme das Vaterland in Gefahr bringe, haben sie sich von der Unsitte, durch die sie der Teilung des Familienvermögens vorzubeugen pflegen, noch nicht heilen lassen. Versagt den verständigen Erwägungen einer greisenhaften Weisheit gegenüber die Macht des Naturtriebes und die Stimme des einfältigen Gewissens, dann nützt auch der glühendste Patriotismus nichts mehr. Es wäre im höchsten

Digitized by Google

Grade gefährlich, die vielen zusammenwirkenden Antriebe, die sich bis jetzt im ganzen bewährt haben, beiseite zu schieben zu gunsten eines einzigen, der am Ende versagen könnte.

Unser Schlußurteil über Brechts Schrift fassen wir dahin zusammen, daß sie zwar die Ethik nicht umschaffen wird, daß sie aber viele beherzigenswerte Mahnungen und dankenswerte Anregungen enthält.

Hausindustrielle Zustände

Seit längerer Zeit wird in der volkswirtschaftlichen Litteratur die Frage erörtert, ob es sich empfehle, die deutsche Gewerbegesetzgebung auch auf die hausindustriellen Unternehmungen auszudehnen. Um der Entscheidung dieser Frage näher zu treten, war es nötig, sich zunächst eine genaue Kenntnis der in der Hausindustrie herrschenden Zustände zu verschaffen, sich über die wirtschaftliche und soziale Lage dieses bedeutsamen Teiles des deutschen Erwerbslebens klar zu werden. Diese zeitgemäße und dankenswerte Aufgabe hat sich der Verein für Sozialpolitik gestellt. Er hat zunächst eine Darstellung der Litteratur, der heutigen Zustände und der deutschen Hausindustrie nach den vorliegenden gedruckten Quellen herausgegeben, über die die Grenzboten bereits berichtet haben. (Vgl. 1889 IV, S. 255 bis 262.) Da das vorhandne gedruckte Material aber kein abgeschlossenes und zuverlässiges Bild der gegenwärtigen Lage der deutschen Hausindustrie gab, hat er es unternommen, die Verhältnisse durch eine Reihe einzelner örtlicher Untersuchungen festzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er sich in den verschiednen Teilen Deutschlands an sachkundige Vertrauensmänner mit der Bitte gewendet, über die hausindustriellen Zustände ihrer Gegend Auskunft zu erteilen. So ist eine Reihe gleichsam erlebter Berichte von Fachmännern entstanden, die uns auf Grund eigner Anschauung über die zum Teil sehr traurige Lage der deutschen Hausindustrie Aufschluß geben. Das vorige Jahr brachte die Berichte über das nördliche Thüringen und das südwestliche Deutschland, und soeben ist ein neuer Band erschienen, der die Hausindustrie in Berlin, im Bezirke der Handelskammer von Osnabrück, im Fichtelgebirge und in Schlesien, mithin in wichtigen Gebieten, in Großstadt, Gebirge und Flachland behandelt. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.)

Als eine Eigentümlichkeit der Hausindustrie ist stets hervorgehoben worden, daß im Durchschnitt der Lohn der Arbeit geringer und die Arbeitszeit größer

Digitized by Google

sei als in den Fabriken. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigen die vorliegenden Berichte von neuem. Es beträgt z. B. in Berlin der durchschnittliche Wochenlohn eines Hausewebers 18 Mark, in Rixdorf 9 bis 18 Mark, in Bernau 9 bis 15 Mark, in Nowawes bei Berlin nicht über 12 Mark. In Bernau waren eingeschätzt mit einem Jahreseinkommen bis zu 660 Mark 240, bis zu 900 Mark 4 und bis zu 1050 Mark 3 Weber. In der schlesischen Handweberei ist eine fünfzehn- bis sechzehnstündige Arbeitszeit die Regel, in flotter Geschäftszeit sitzen die erwachsenen Familienmitglieder sogar vielfach abwechselnd fast bis zum grauenden Morgen am Webstuhl. Bei dieser fieberhaften Thätigkeit ohne die nötigen Pausen schwankt der Wochenlohn von 5 bis höchstens 10 Mark und fällt sogar bis zu dem ärmlichen Verdienst von 3,50 Mark für durchschnittlich mindestens sechsmal fünfzehn Stunden Arbeit. Der schlesische Weber kommt über einen durchschnittlichen Wochenlohn von 6 Mark Zeit seines Lebens nicht hinaus, und dabei hat er noch für den Unterhalt seines Webstuhles mit allem Zubehör und Beleuchtung und Heizung seiner Arbeitsstätte zu sorgen. Nach den Lohnermittelungen des statistischen Amtes der Stadt Breslau verdienten in der Zeit vom Januar 1883 bis zum Juli 1886 die in der Schneiderei beschäftigten Nähmädchen durchschnittlich wöchentlich im Januar und Juli 1883 1,50 Mark, in denselben Monaten 1884 2 Mark, im Februar 1885 4,50 Mark, im Juli 1885 und 1886 den höchsten Satz von 6 Mark. Die schlesische Filetnäherin erzielte bei zwölf Stunden Arbeit im Jahre 1888 einen Tagesverdienst von 40 bis 45 Pfennigen, im Jahre 1889 bei vierzehn Stunden Arbeit einen Verdienst von 35 Pfennigen. In der Glatzer Zündholzschachtelfabrikation zahlt der Unternehmer für tausend Stück Schwedenschachteln 60 Pfennige, wenn sie etikettirt sind, 70 Pfennige.

Diese traurigen Zahlen, die sich beliebig aus dem vorliegenden Material vermehren lassen, geben zu denken. Die Berichte heben an verschiednen Stellen hervor, daß ein großer Teil der Hausarbeiter gezwungen ist, das Darben zur Kunst zu machen und in den notwendigsten Bedürfnissen unnatürliche Einschränkungen eintreten zu lassen, wenn nicht der Mann dem Verbrechen und die Frau dem Laster anheimzufallen vorzieht.

Über die Wohnungsverhältnisse der Hausindustriellen äußern sich die Mitarbeiter des vorliegenden Bandes nur sehr knapp. Der Bericht über die Hausweberei im Fichtelgebirge enthält in dieser Hinsicht nur die kurze, aber inhaltsschwere Bemerkung: Die Arbeitsräume lassen in Bezug auf Licht und Luft nahezu alles zu wünschen übrig, die meisten Arbeiter haben eine Stube und schlafen mit ihren sämtlichen Familienangehörigen auf dem Boden in einem Raume. Die Osnabrücker Handelskammer begnügt sich in ihrem Bericht sogar mit der harmlosen Bemerkung, daß die Wohnungsverhältnisse den ortsüblichen angemessen seien. Nur die Berichte über Berlin und über Schlesien enthalten einiges, aber auch nur geringes Material. Es ist

Digitized by Google

das umso mehr zu bedauern, als die Wohnungsfrage eine der Hauptfragen für die materielle und die sittliche Hebung der Hausindustriellen ist, da für sie die Wohnung zugleich die Stätte ihrer gewerblichen Thätigkeit ist. Das Wohnungselend der Fabrikarbeiter wird nicht in demselben Maße dauernd empfunden und hat nicht dieselbe Nachhaltigkeit des schädlichen Einflusses auf Körper und Gemüt.

Wer sich nur einigermaßen umgesehen hat in den Wohnungen der schlesischen Hausarbeiter, der kennt ihren nach jeder Richtung hin jämmerlichen Zustand. Eine Wirkung davon, daß seit Jahrzehnten die Hygiene das gesündeste und die Architektur das zweckmäßigste Arbeits- und Wohnhaus für die arbeitenden Klassen ausgesonnen hat, ist hinsichtlich der Hausindustrie hier nicht zu verspüren. Für sie trifft unzweifelhaft noch vielfach zu, was Huber 1865 in seinem Bericht an die deutschen Volkswirte allgemein betont hat: „Unsre Leser wissen, daß in den zivilisirtesten Ländern der Christenheit Hunderttausende von Familien auf Wohnungen angewiesen sind, worin ein halbwegs gewissenhafter oder auch nur seinen Vorteil verstehender Volkswirt sein Vieh nicht halten möchte, Wohnungen, worin die Pflege der ersten sittlichen und leiblichen Grundlagen würdiger, gesunder, wohlthuender, menschlicher, geschweige denn christlicher Lebenshaltung kaum möglich sind ohne Wunder des Heroismus oder der Heiligkeit.“ Nur in den gesegneten Gebirgsthälern Schlesiens befinden sich die Hausarbeiter oft noch im Besitze eines Familienhauses, das geräumig genug ist und bescheidnen gesundheitlichen Anforderungen entspricht.

Zwei Punkte lassen die Berichte klar erkennen, die Wohnungsnot und das Schlafstellenunwesen der Hausarbeiter. Der schlesische Bericht hebt hervor, daß in den Hauptsitzen der Glasindustrie Schlesiens und wohl Deutschlands, Schreiberhau und Petersdorf, zugleich beliebten Sommerfrischen, die Hausarbeiter thatsächlich vielfach gar keine Wohnung finden und sich verpflichten müssen, die Wohnung während des Sommers zu räumen. Dabei zahlen sie für eine Stube mit Kammer und Kochgelegenheit jährlich 75 bis 90 Mark. Der andauernde Niedergang der Hausweberei in Schlesien wird vielfach geradezu auf den Wohnungsmangel oder auf die Unmöglichkeit, eine passende Wohnung zu erhalten, zurückgeführt. Die Mietspreise betragen in den größern Dörfern 45, 60, ja 72 Mark jährlich. Sie sind zu hoch sowohl im Verhältnis zu dem Werte der Wohnung an sich, als zu dem kärglichen Einkommen der Hausindustriellen, das ohnehin schon zur Befriedigung anderweiter dringender Lebensbedürfnisse kaum ausreicht.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Verbreitung des Schlafstellenunwesens mit seinen Folgen für Familienleben, Häuslichkeit und Sittlichkeit immer mehr zunimmt. Von den hausindustriellen Schneiderinnen und Näherinnen in Berlin, Breslau und den schlesischen Mittelstädten wohnen nur

Digitized by Google

noch 20 bis 25 Prozent bei Eltern und Verwandten, die übrigen 75 bis 80 Prozent haben in den Vorstädten mit zwei bis vier Genossinnen eine Schlafstelle gegen eine monatliche Miete von 2,50 bis 6 Mark inne. Nicht überall sind polizeiliche Vorschriften imstande, die Unsitte des Zusammenwohnens von Schlafstellenbesitzern verschiednen Geschlechts zu verhindern.

Eine dankbare Aufgabe wäre für die Vertrauensmänner des Vereins für Sozialpolitik die Untersuchung der Dichtigkeit, sowie der Luftraumverhältnisse der Wohnungen gewesen, denn dieser Teil der Arbeitsstatistik der Hausindustrie ist noch durchaus ungenügend. Von dem Hauptsitze der schlesischen Hausarbeit ist als sicher anzunehmen, daß der Raum von 15 bis 20 Kubikmeter Luft, den man herkömmlich als das erforderliche geringste Maß für die einzelne Person ansieht, fast durchweg nicht erreicht wird, was umso bedenklicher ist, als die Wohnungen im größten Teile des Jahres aus Furcht, dem Raum Wärme zu entziehen, nicht gelüftet werden.

In einem höchst bedenklichen Licht erscheint von neuem die übel berüchtigte Kinderarbeit in der Hausindustrie. In der Glatzer Schachtelfabrikation müssen Kinder von fünf Jahren früh um vier Uhr aus dem Bett, um vor der Schule noch ihr Schachtelpensum abzuarbeiten, nach der Schule, die ihnen als Erholungspause erscheinen mag, dauert die Arbeit bis acht oder neun Uhr abends. Über das Filetnähen der Kinder in Friedland, Zülz und Umgegend sagt eine Zuschrift an den Oberschlesischen Anzeiger aus dem Jahre 1888, deren Wahrheit eine amtlich angeordnete Untersuchung bestätigte: „Dem Filetnähen huldigen nicht selten alle Glieder einer Familie, selbst Kinder von fünf bis sechs Jahren. Die Arbeit beginnt früh bei Licht und endet nachts nach zwölf Uhr. Kurzsichtigkeit, Brustleiden, Verkrümmung des Rückgrats sind die traurigen Folgen der übermäßigen Anstrengung. Die Lehrer berichten, daß die Mädchen schief werden und die Knaben in der Schule nicht sitzen können. Die häuslichen Arbeiten werden vernachlässigt, der Geist der Kinder wird abgestumpft.“ Ein elenderes Los kann wohl ein Kind in den Jahren der körperlichen und geistigen Entwicklung nicht treffen.

Trotzdem ist es unzweifelhaft, daß das Angebot jugendlicher Hilfskräfte in der Hausindustrie fortwährend steigt, und umso mehr, je mehr man die Jugendarbeit in den Fabriken beschränkt, denn bei dem zunehmenden Kampfe ums Dasein haben die Eltern und Vormünder immer mehr ein Interesse daran, ihr Einkommen zu erhöhen und die Kinder, die sie selbst nicht ernähren können, für sich selbst sorgen zu lassen. Wenn irgendwo, so erscheint es in diesem Punkte angebracht, die Fabrikgesetzgebung auf die hausindustriellen Betriebe auszudehnen, mögen auch in einzelnen Fällen die Kinder eine kaum entbehrliche Hilfe für die Beschaffung des Unterhalts der Familie sein. Diese jeder gesetzlichen Schranke entbehrenden Heranziehung der Kinder zu einträglicher Hausarbeit ist entschieden ein sittliches Unrecht. Sie schädigt die Entwicklung des

Digitized by Google

Körpers, die Lebensdauer, den Schulunterricht durch den steten Verkehr mit Erwachsenen die sittliche Ausbildung, schließlich die spätere Arbeitsfähigkeit, indem sie den jugendlichen Geist abstumpft und zur Erlernung eines größere Anstelligkeit erfordernden Berufes untauglich macht. Nicht zu verkennen ist, daß durch eine solche Bestimmung die wirtschaftliche Not vieler hausindustriellen Familien gesteigert werden würde, da sie ihnen fürs erste nichts böte, als einen Zwang zur Verhinderung der Entartung ihrer Kinder. Die wohlthätigen sozialen Folgen würden aber auch hier nicht ausbleiben.

Zur Erkenntnis der Lebenshaltung einer Bevölkerung sind für den Volkswirt die Sterblichkeitsverhältnisse von hoher Bedeutung, denn die Sterblichkeit ist, wie der Kameralist Süßmilch in seiner immer noch lesenswerten „Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts“ in etwas überschwänglicher Weise sagt, der treueste Spiegel des Glückes, der Wohlfahrt der Menschen und aller ihrer Wechselfälle. Leider bringt der Bericht über die Hausindustrie in Berlin auch nach dieser Richtung kein Material bei. Die Beschaffung mag freilich bei den Verhältnissen der Hauptstadt und dem Wechsel in der Erwerbsweise großen Schwierigkeiten unterliegen. Die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Hausweberei im Fichtelgebirge und in der Leinen-, Woll- und Baumwollen-, sowie der Zigarrenhausindustrie im Bezirk der Handelskammer von Osnabrück werden als nicht ungünstig angegeben. Ein sehr düsteres Bild entwirft aber der auf ein großes Zahlenmaterial gestützte und durchaus objektiv gehaltene schlesische Bericht. Dieser hebt zunächst hervor, daß in den neunzehn schlesischen Kreisen, die die Hauptsitze der schlesischen Hausarbeiter sind, auf tausend Bewohner jährlich 29,8 Sterbefälle zu rechnen sind, während die entsprechenden Zahlen für den preußischen Staat 25,2 und für ganz Schlesien 28,9 sind. Wenn nun auch andre Ursachen mitwirken mögen, so ist doch durch alle statistischen Erhebungen, insbesondre die der Epidemien bestätigt, daß Armut der Hauptgrund der erhöhten Sterblichkeit ist.

Noch mehr als die Sterblichkeitsziffer im allgemeinen giebt die der ehelichen Kinder einen sichern Anhaltepunkt zur Beurteilung der sozialen Lage einer Bevölkerung. Da, wie Freiherr von Firks in seiner Abhandlung über die Zeit der Geburten und die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres im preußischen Staat (Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureaus 1885) mit Recht betont, die Liebe der Eltern zu ihren Kindern überall vorhanden ist und nach Maßgabe der verfügbaren Mittel ihr Bestreben darauf richtet, das Leben ihrer Kinder zu erhalten, so ist, wenn die Erfolge der Kinderpflege so ungleich sind, kein andrer Schluß möglich, als daß die wirtschaftliche Fähigkeit dem guten Willen nachsteht. Daher ist es in hohem Grade bezeichnend, wenn wir aus dem Bericht erfahren, daß in den neunzehn schlesischen hausindustriellen Kreisen die Totgeburtsziffer und die Säuglingssterblichkeit ehelicher Kinder außerordentlich hoch ist. Ja, wie

Digitized by Google

der Bericht besonders hervorhebt, in den hausindustriellen Kreisen Landshut, Hirschberg, Löwenberg, Waldenburg und Lauban ist die Sterblichkeit der ehelichen Kinder im ersten Lebensjahre die höchste, die im preußischen Staate überhaupt beobachtet worden ist. Diese Thatsache läßt ahnen, wie groß der soziale Notstand eines beträchtlichen Teiles der deutschen Hausarbeiter (Schlesien steht hinsichtlich ihrer Zahl in Preußen nur der Rheinprovinz nach), wie tief ihr standard of life gesunken sein muß, sie bestätigt die alte, durch die sozialen Untersuchungen Englands zuerst gemachte Erfahrung, daß die industrielle Thätigkeit der verheirateten Frau die Kindersterblichkeit erhöht. Die Fabrikarbeitersfrau findet jetzt immerhin einigen Schutz an der Bestimmung der Gewerbeordnung, die die Fabrikbeschäftigung der Wöchnerinnen drei Wochen lang verbietet, und deren praktische Durchführbarkeit wesentlich erleichtert ist, seit das Krankenversicherungsgesetz diesen Wöchnerinnen während derselben Zeit einen Rechtsanspruch auf die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes gegeben hat. Die hausindustriell beschäftigte Mutter entbehrt noch immer dieser Fürsorge des Gesetzes, denn wenn auch das Krankenversicherungsgesetz die Ausdehnung auf die Hausindustriellen, so weit sie das Rohmaterial und die Hilfsstoffe von dem Unternehmer geliefert erhalten, zuläßt, so ist erstens, so viel bekannt geworden ist, von dieser Erlaubnis in größerem Umfange nur im Regierungsbezirk Düsseldorf Gebrauch gemacht worden, anderseits umfaßt sie, selbst wenn es geschieht, doch eben nur einen Teil der in der Hausindustrie ihren Erwerb suchenden Bevölkerung. Auch in diesem Punkte erscheint demnach eine Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung besonders dringlich. Die Schwierigkeit der hierzu erforderlichen Abgrenzung der familienwirtschaftlichen von der hausindustriellen Thätigkeit der verheirateten Frau ist nicht gering; doch muß sie überwunden werden, um auch in der Hausindustrie die Gesetzgebung einen kleinen Schritt weiter zu führen zu dem hohen, leider noch weit entfernten Ziele einer Umgestaltung der Erwerbsverhältnisse dahin, daß es möglich wird, die industrielle Arbeit der verheirateten Frau überhaupt zu beseitigen, die Frau ausschließlich in der Familienwirtschaft zu beschäftigen und damit dem Familienleben und dem Familienfrieden materielle wie ideale Werte schaffen zu lassen.

Bei einer solchen Sachlage noch immer davon sprechen, daß die Hausindustrie für die arbeitenden Klassen die günstigste Betriebsform sei, heißt ein geträumtes Ideal nicht aufgeben können. Mögen im einzelnen mancherlei Vorteile vorhanden sein, die sich auf den größern Familienzusammenhang zurückführen lassen, und sie sind es gewiß, so ist doch so viel durch die Berichte aufs neue klar geworden: die Hausindustrie weist heute viel Schatten und wenig Licht auf, und die größere Gewähr für Leben und Gesundheit findet der Einzelne zur Zeit nicht mehr in ihr, sondern in der fabrikindustriellen Thätigkeit. Marx sagt einmal auf Grund englischer Erfahrungen in seinem

Digitized by Google

Hauptwerk über das Kapital: „Die moderne Hausindustrie hat mit der altmodischen, die unabhängiges städtisches Handwerk, selbständige Bauernwirtschaft und vor allem ein Haus der Arbeiterfamilie voraussetzt, nichts gemein als den Namen. Sie ist jetzt verwandelt in das auswärtige Departement der Fabrik, der Manufaktur oder des Warenmagazins. Neben den Fabrikarbeitern, Manufakturarbeitern und Handwerkern, die es in großen Massen räumlich konzentrirt und direkt kommandirt, bewegt das Kapital durch unsichtbare Fäden eine andre Armee in den großen Städten und über das flache Land zerstreuter Hausarbeiter." Dem ist vom Standpunkte sozialer Betrachtung, ohne die gewerblichen und technischen Unterschiede zu verkennen, durchaus beizutreten. Unsre heutige Hausindustrie ist mit wenigen Ausnahmen nichts andres als ein auswärtiger Herrschaftsbezirk des industriellen Großkapitals, überdies ein Bezirk, worin noch das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte herrscht, das, des mächtigen Beistandes der fabrikindustriellen Bevölkerung, der Arbeiterschutzgesetzgebung, entbehrend, sich in einer äußerst ungünstigen wirtschaftlichen Lage befindet. Der Bericht über Schlesien behauptet sogar alles Ernstes, daß die Lebenshaltung der schlesischen Hausarbeiter wesentlich schlechter sei als die der Strafgefangenen. Der Sträfling empfange instruktionsmäßig wöchentlich zweimal Fleisch, mindestens zweimal täglich warme und reichliche Speise, könne sich bei gutem Wetter eine halbe bis eine Stunde täglich im Grünen oder doch in freier Luft ergehen, schlafe in geräumigen, gut gelüfteten Gelassen, dürfe nur acht bis zwölf Stunden und bei Leibe nicht mit Arbeiten, die der Gesundheit schädlich sind, beschäftigt werden. Von alledem sei in der Hausindustrie nicht die Rede.

Durch Selbsthilfe wird sich die deutsche Hausindustrie kein besseres Dasein erringen können oder doch nur in einzelnen besondern Fällen; es fehlt ihr an der Grundvoraussetzung des gedeihlichen Wirkens einer industriellen Genossenschaft, den Geldmitteln, denn wer Gewinn erlangen will, muß auch Verlust zu tragen imstande sein. Hilfe in ihrer bedrängten Lage hat sie lediglich vom Staate zu erwarten. Erstens muß man eine sinngemäße Ausdehnung der gesamten bestehenden Arbeiterversicherungs- und Gewerbeschutzgesetzgebung auf die Hausindustriellen ohne Ausnahme befürworten, ein Unternehmen, das allerdings bei den großen Verschiedenheiten, die unter ihnen herrschen, die größte Behutsamkeit erfordert, und deren Ziel sich voraussichtlich nur durch allmähliches Vorgehen nach einzelnen Richtungen wird erreichen lassen.

Anderseits wird der Staat durch Gründung zahlreicher Fachschulen und gesetzlichen Zwang zu ihrem Besuch in den Zweigen, die größere Geschicklichkeit und höhern Geschmack erfordern, die Lage der Hausarbeiter verbessern können. Er würde ihnen hierdurch technisch geschulte Hilfskräfte zuführen und durch eine solidere gewerbliche Vorbildung sie zu besseren, insbesondre kunstgewerblichen Arbeiten und damit zur Erlangung eines höhern Arbeitsverdienstes

Digitized by Google

befähigen. So lange die hausinduſtrielle Jugend möglichſt wenig gewerbliche Ausbildung erhält, um möglichſt raſch etwas für die Familie zu verdienen, iſt es unmöglich, ihre Leiſtungsfähigkeit zu heben und eine erfolgreichere Konkurrenz mit der Maſchine zu ermöglichen. Die Verwirklichung dieſer Reformgedanken würde ein ebenſo herzhafter wie ſegensreicher Schritt auf der Bahn einer geſunden Sozialpolitik ſein.

Trotz mancherlei im Vorſtehenden zum Teil angedeuteter Mängel erfüllt auch der vorliegende Band von Einzelberichten ſeinen Zweck in würdiger Weiſe, die auf Dank gerechten Anſpruch hat. Ein Muſter einer ſozialen Unterſuchung hat Dr. Guſtav Lange, ſoviel uns bekannt, Hilfsarbeiter am königlichen ſtatiſtiſchen Bureau in Berlin, durch ſeinen Bericht über die ſchleſiſche Hausinduſtrie geliefert. Seine ebenſo gründliche wie geſchmackvolle Darſtellung verbindet mit einer Fülle von Anregung einen gewiſſen äſthetiſchen Reiz und gewährt einen hohen wiſſenſchaftlichen Genuß.

Breslau Karl Kirchner

Auf Irrwegen

Von Otto Buchwald

Wenn Leſſing heute von den Toten auferſtünde, ſo würde er mit Befriedigung wahrnehmen, daß ſeine Dramen und kritiſchen Schriften noch immer als Muſter gelten und das Studium der beſten Köpfe bilden; aber zugleich würde es ihn ſchmerzlich befremden, daß der Teil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, der die Befreiung der deutſchen Litteratur von fremdländiſchen Einflüſſen erſtrebte, zur Zeit ſo wenig ſeine nachwirkende Kraft ausübt.

Drama und Roman — um von der durch allgemeine Teilnahmloſigkeit hinſiechenden Lyrik zu ſchweigen — werden mehr denn je von ausländiſchen Einflüſſen beherrſcht. Franzöſiſche Theaterſtücke feiern trotz ihrer nachgerade auch verbrauchten Motive infolge ihrer Bühnenwirkſamkeit noch immer auf deutſchen Theatern Triumphe, und wenn auch Ibſen wegen des Inhalts ſeiner Dramen bisher zu keiner das Repertoire beherrſchenden Stellung gelangt iſt, ſo wird er doch viel geleſen, und ſein Einfluß auf die neueſte deutſche Produktion iſt unverkennbar. Noch auffallender iſt die Abhängigkeit von fremden Muſtern auf dem Gebiete des Romans. Zola und die ruſſiſchen Novelliſten beherrſchen das Feld; in Zeitſchriften und Zeitungen lieſt man

Digitized by Google

eingehende Besprechungen einzelner Werke, ganze Essays über ihr Leben, ihren Entwicklungsgang, ihr litterarisches Wirken mit einer Ausführlichkeit, wie sie deutschen Autoren bei uns nur selten, in ausländischen Zeitschriften wahrscheinlich nie zu Teil wird.

Diese Bevorzugung des Fremdländischen führt die heimischen Schriftsteller, soweit sie nicht bereits eine feste Stellung von bestimmtem Gepräge einnehmen, irre, und selbst bei stärkern Talenten kann man ein unsicheres Tasten wahrnehmen. Der Erfolg ist ein verlockender Wegweiser, von dem sich viele leiten lassen, aber er zeigt nicht immer die richtige Bahn. Gerade die Muster von eigenartigem Charakter werden in Nachahmungen am leichtesten wiedererkannt, und die Entdeckung dieser geistigen Vaterschaft ist von keinem Segen für die, die in solcher Abhängigkeit Lorbeeren zu erringen hoffen. Zu durchschlagendem Erfolge bringen es die Werke nach berühmten Mustern niemals, und so ist die Klage über die Vernachlässigung einheimischer Leistungen wenn auch begründet, doch nicht unerklärlich und vor allem nicht ungerechtfertigt.

Das Interesse der gebildeten Leser auch an den Werken jener berühmten Ausländer ist im allgemeinen nicht so groß, wie man annimmt, vor allem ist es keins, das auf reinem Kunstgenuß beruht. Die pessimistische Grundstimmung ohne eine Spur mildernden Humors ermüdet den Leser, und der kritischere Kopf bemerkt zugleich, daß in diesem einseitigen Hervorheben der Schattenseiten des Lebens mindestens ebenso viel Unwahrheit liegt, als in jenen idealisirenden Schilderungen, mit denen die Anhänger der naturalistischen Richtung gründlich aufgeräumt zu haben meinen. Auch die wüste Häufung von Verbrechen, Lastern und Elend ergiebt ein falsches Bild des menschlichen Daseins. Selbst auf das armseligste Leben fallen einige Sonnenstrahlen, wie Dickens in seinen meisterhaften Schilderungen menschlichen Jammers gezeigt hat. Diese Lichtseiten zu suchen und zur Geltung zu bringen, ist Aufgabe des Dichters. Das vergessen jene leidenschaftlichen Vertreter des naturalistischen Prinzips. Ihnen ist das Häßliche und Brutale das hauptsächliche, oft das alleinige Objekt der Darstellung. Aber Unwahrheit bleibt Unwahrheit, mag sie nun in Schönfärberei oder in Schwarzmalerei bestehen.

Wer sich auf die Teilnahme beruft, die namentlich russische Schriftsteller mit ihren Schilderungen fauler Zustände und menschlicher Verkommenheit gefunden haben, der übersieht, daß in den meisten Werken das ethnographisch Interessante das dichterisch Bedeutende und sozusagen allgemein Menschliche überwiegt. Aber der Reiz des Fremdartigen verblaßt durch die Wiederholung, und so kommt es, daß Novellen, wie Turgenjews „Frühlingswogen," „Eine Unglückliche" u. a. einen tiefern und nachhaltigern Eindruck machen, als jene hochberühmten, spezifisch russischen Erzählungen, wie „Dunst" und „Väter und Söhne." Kein Wunder. Die letztern sind ebenso wie die meisten Werke Dostojewskis, Tolstois und andrer lediglich für die russische Nation, zum Teil

Digitized by Google

in belehrender Absicht geschrieben und besitzen jene rein dichterischen Vorzüge nicht, die sie zum Gemeingut der Gebildeten aller Nationen machen könnten.

Die Unterschätzung der ethnographischen Seite ist die Klippe für die deutschen Nachahmer. Sie malen düstre Bilder auf allbekanntem Hintergrunde, selten mit annähernd gleicher Energie in der Entwicklung psychologischer Probleme, zum Glück auch meist ohne den Mut, ihre Vorbilder in der Schilderung gewagter oder gar schmutziger Szenen nachzuahmen. Sie vertreten einen gemilderten, von vornherein lebensunfähigen Naturalismus.

Aber auch jener starke, auf le cochon humain berechnete Naturalismus neigt sich seinem Ende zu. In Frankreich macht sich gegen Zola bereits eine kräftige litterarische Gegenströmung geltend, und was noch mehr ins Gewicht fällt, er selbst scheint an der Grenze seines dichterischen Vermögens angelangt zu sein. Wenigstens zeigen seine letzten Werke, abgesehen von einer gewissen Unerschöpflichkeit in der Erfindung brutaler Situationen, keine neuen Seiten seines Talents. Wer daher aus dem großen äußern Erfolge, den er in seiner Heimat noch immer verzeichnen kann, sowie aus dem Umstande, daß sein Name auch bei uns viel genannt wird, den Schluß zieht, daß auch in deutschen Landen mit dieser Richtung „etwas zu machen sei," befindet sich in arger Täuschung, schon deshalb, weil die Zahl seiner Leser bei uns viel geringer ist, als man glaubt. Die Gebildeten aber, die ihn gelesen haben, haben trotz aller Anerkennung seines starken Talents aus seinen Werken mehr Ekel und leider auch Langeweile, als Genuß geschöpft.

Auf dramatischem Gebiete sind weniger die Franzosen als Ibsen das Licht, dem sich die aufsprießenden Talente zuwenden. Da jene von den Bühnen ungleich mehr berücksichtigt werden, so erklärt sich diese — fast möchte man sagen — unpraktische Vorliebe für Ibsen aus dem Umstande, daß er ein originelleres und kraftvolleres Talent ist als jene. Er hat wie Zola, Dostojewski und Tolstoi jenen fanatischen Zug, der nicht bloß auf politischem und religiösem, sondern auch auf ästhetischem Gebiete Anhänger wirbt und Gemeinden stiftet. Was von Verschrobenheit und Eigensinn beigemischt ist, stößt nicht ab; die Jugend hält die eine für Originalität, den andern für „zielbewußte" Zähigkeit, die allein den Erfolg sichert. Aber Ibsen besitzt noch einen andern Anziehungspunkt, seine technische Meisterschaft. Von den offenbar nicht für die Aufführung berechneten Stücken sehe ich selbstverständlich ab. Aber die späteren — mag ihr Inhalt auch oft unerquicklich oder geradezu abstoßend, der Schluß nicht selten unklar sein — offenbaren eine große Sicherheit in der Charakteristik und eine seltene Kunst in der dramatischen Entwicklung. „Rosmersholm" ist in dieser Hinsicht eine bewunderungswürdige Leistung.

Daß jüngere Schriftsteller sehr viel von Ibsen lernen können, ist nicht zweifelhaft; fraglich dagegen ist es, ob sie auch seiner dichterischen Tendenz folgen sollen. Die Ansichten über den Zweck der Bühne gehen aus einander.

Digitized by Google

Während die einen noch immer eine moralische Anstalt in ihr erblicken, sehen die andern in ihr nur eine Stätte der Erholung, der Unterhaltung, des ästhetischen Genusses. Hätten die erstern Recht, dann dürfte Ibsen trotz seiner mehrfach recht bedenklichen Streifzüge auf die heikelsten Gebiete noch eine große Bühnenzukunft haben, und jene Miseredramen, deren Stoffe halb den Erfahrungen der Kriminalpolizei, halb denen der Vereine für innere Mission entlehnt sind, könnten in nicht allzuferner Zeit als die echtesten Kunstwerke gelten. Aber Hebbel, in gewissem Sinne der Vorläufer Ibsens, hat bis zum heutigen Tage noch nicht festen Fuß auf der Bühne gefaßt, und wenn man ans dem Schicksal, das die Pflegekinder der Freien Bühne gehabt haben, einen Schluß ziehen darf, so hat diese Gattung von Dramen vorläufig wenig Aussicht, in die Mode zu kommen. Ehe sich das Publikum mit Stücken wie Björnsons „Handschuh," Strindbergs „Vater," Tolstois „Macht der Finsternis" und ähnlichen, teilweise noch unerquicklicheren und undramatischeren Produkten befreundet, wird es sich lieber noch jahrelang verbrauchte Motive und Charaktere von bewährtem Alter gefallen lassen. Noch weniger als im Roman hat im Drama der Naturalismus Aussicht, bei uns zu allgemeiner Geltung zu gelangen.

Humani nihil a me alienum puto ist zwar ein trefflicher Ausspruch, aber der Dichter, insbesondre der dramatische, soll sich hüten, ihn zur Devise zu wählen. Soll schlechterdings nur noch der Realismus berechtigt sein, so giebt es auch im alltäglichen Leben Konflikte, Mißbräuche und Thorheiten genug, die dankbare Stoffe für Komödien und ernste Stücke abgeben, und der Dramatiker hat, um interessant zu sein, zu rühren und zu erschüttern, nicht nötig, auf seine aus klinischen Berichten oder Schwurgerichtssitzungen gesammelten Kenntnisse zurückzugreifen.

Eine Schar jüngerer Schriftsteller, die uns glauben machen will, daß Goethe und Schiller veraltete Vorbilder seien und auf der Bühne nur langweilten, die sich gebärdet, als ob sie mit einigen energischen Sprüngen den Parnaß erstürmen könnte, bisher aber ebenso wortreich als thatenarm geblieben ist, steht im wesentlichen unter französischem, norwegischem und russischem Einfluß. Wollen diese selbstbewußten Pfadfinder aus dem Bezirk des ihnen verhaßten Epigonentums heraus einen Weg zeigen, so dürfen sie selbst nicht auf der bereits stark befahrenen Hauptstraße hinter fremden Herrschern als Trabanten einherziehen. Der Ausspruch Ben Akibas, auf künstlerischem Gebiet an sich bedenklich, wirkt geradezu vernichtend, wenn er mit einer kleinen Abänderung lautet: „Alles eben erst dagewesen, und zwar weit wirksamer!" Sie mögen immerhin von ihren Meistern lernen, was des Lernens wert ist, aber das eine nicht vergessen, daß die Fähigkeit, die platte Wirklichkeit abzuschreiben, noch lange keinen Dichter macht. Jenes Goethische Wort, demzufolge das Menschenleben, wo mans packt, interessant ist, hat seine Grenzen. Wo die Musen das Geleit versagen, da löst den Dichter der Berichterstatter ab.

Digitized by Google

Trapa natans

Eine Erzählung von Sophus Bauditz

Übersetzt von Therese Lorck

(Schluß)

Ich dachte schon stark an die Abreise von Kragebjerg, als der Diener — Blau hieß natürlich Diener! — eines Tages mit einem Briefe hereinkam und im Namen der Post fragte, ob vielleicht jemand hier auf dem Gut wohne, wie die Adresse besagte; unten im Dorfe kenne man niemand dieses Namens.

Fräulein Ebba Lange, Östbäck, las Blau. Nein, ich habe kein Fräulein hier auf dem Gute.

Aber was ist das! rief ich aus, nachdem ich ihm über die Schulter gesehen hatte. Hier steht ja Östbäck mit ck! Und es ist eine Achtschillingmarke auf dem Briefe, da ist er ja für Schweden bestimmt!

Du hast Recht! rief Blau eifrig. Es giebt also auch ein Östbäk in Schweden, vermutlich in Schonen! Dann ist es natürlich dieses Östbäk, das gemeint ist!

Ja, das sagte ich ja eben. Der Brief ist für Schweden.

Ach, glaubst du, ich kehre mich an den Brief? Nein, Trapa natans! Das Exemplar ist natürlich von Schonen! Ja, sage der Post, daß ich den Brief besorgen würde, Niels, und laß den Jagdwagen anspannen, aber sofort!

Was nun? fragte ich, als der Diener glücklich zur Thür hinaus war.

Ich muß Gewißheit haben, antwortete er, und kaum waren wir in Silkeborg aus dem Wagen gestiegen, als er hinauf ins Telegraphenbüreau stürmte und an einen zuverlässigen Bekannten in Kopenhagen telegraphirte: Giebt es in Schonen oder in Südschweden irgend ein Östbäck und wo? Antwort bezahlt.

Noch an demselben Abend bekam er folgendes Telegramm: Östbäck, großes Gut in Schonen. Nächste Poststation Runtorp, zwei Meilen von Lund.

Nun kann ich den Brief an Fräulein Ebba Langes richtige Adresse gelangen lassen! sagte er, als wir zurückgekommen waren, und fügte sogleich das Fehlende hinzu.

Digitized by Google

Deshalb hast du dir alle diese Mühe gemacht? fragte ich lächelnd.

Nein, ehrlich gesprochen — du kennst mich ja! Nun glaube ich wieder an meine Trapa, und will man zum Ziele gelangen, so darf man nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Du willst also wirklich —

Trapa in Schweden suchen, natürlich!

Du glaubst also, daß sie gleich dem Geschlechte der Blaus noch in Schweden blühe!

Es würde mich jedenfalls nicht wundern, antwortete er mit Überzeugung.

Am nächsten Morgen reisten wir von Kragebjerg ab, er nach Schweden, ich nach Kopenhagen.

Auf der Poststation Runtorp angekommen, suchte Blau den nahegelegenen Gasthof auf, mietete sich für unbestimmte Zeit in dem besten Zimmer ein und nahm sogleich eine vorläufige Rekognoszirung der Umgegend vor. Das Ergebnis davon sowie von den eingeholten Erklärungen der Eingebornen war, daß das große und alte Hauptgut Östbäck, das eine Viertelmeile davon lag, einem Freiherrn Lejonfors gehöre, der sich in Stockholm aufhalte, daß es aber an einen dänischen Landsmann Namens Redsted verpachtet sei. In der Nähe des Gutes lag ein größerer See mit Unterholz an den Ufern, und hier begann er nun auf die gewohnte Weise seine Nachforschungen.

Er hatte das schon mehrere Tage hindurch getrieben, als eines Abends ein älterer, aber noch schlanker und stattlicher Mann in den Gasthof kam und ohne weitere Einleitung auf gut Dänisch: Guten Abend, Herr Blau! zu ihm sagte.

Blau dankte natürlich und wollte eben fragen, woher ihn der Fremde kenne, als dieser, der wohl erraten mochte, was er fragen wollte, ihm zuvorkam und sagte: Sie werden es begreiflich finden, daß es sofort im Umkreise von einer Meile ruchbar wird, wenn ein Gast im Wirtshaus einkehrt, und Sie werden verstehen, daß man herauszubekommen sucht, wie der Gast heißt. Das habe ich gethan, und nun komme ich, um Sie nach Östbäck zu holen — ich bin nämlich der Pachter Redsted.

Blau wollte Einwendungen machen, aber Redsted schnitt ihm das Wort ab und fügte hinzu: Wenn man, wie ich, ein alter Witwer ist, der in ziemlich entlegener Gegend lebt, so ist man nicht geneigt, sich einen Gast unter den Händen entschlüpfen zu lassen, noch obendrein, wenn es ein Landsmann ist! Wollen Sie nur gefälligst ihre Sachen zusammenpacken und mitkommen, der Wagen hält vor der Thür!

Solcher großen und eindringlichen Freundlichkeit gegenüber ließ sich nichts andres thun als dankend ja zu sagen, und nach einer halben Stunde saß Blau auf Östbäck.

Jetzt, wo ich Sie unter Dach bekommen habe, müssen Sie mir auch erlauben, zu fragen, weshalb Sie sich hier aufhalten; es gehen nämlich darüber

Digitized by Google

die unglaublichsten Gerüchte. Einige behaupten, daß Sie den See untersuchen wollten, ob sich sein Wasser zu einem oder dem andern mystischen Gebrauch eigne. Andre schwören darauf, daß Sie nach einem verborgnen Schatz suchten, den die Dänen während des schonischen Krieges hier versenkt hätten. Daran glaube ich natürlich nicht, aber irgend etwas muß es doch sein, weshalb Sie hierher gekommen sind.

Blau erzählte so kurz als möglich, aber doch deutlich, was er suche, und als er zu Ende war, sagte der Pachter: Was zum Kukuk! Hätten Sie es nicht selbst erzählt, so würde ich darauf schwören, es seien Lügen! Ich glaubte, ehrlich gesprochen, daß Sie hier wären, um sich nach einem Gut umzusehen; ist das der Fall, so ist es ja immer am besten, die Leute wissen nicht, weshalb man unterwegs ist.

Nein, ich habe ein Gut, sagte Blau und erzählte von Kragebjerg.

So, das haben Sie? Dann sind Sie wohl auch verheiratet?

Nein, das bin ich nicht und werde es wohl auch nie sein!

Weshalb nicht?

O, ich weiß es selbst nicht, aber wenn ich mich mit einer jungen Dame eine Zeit lang unterhalten habe, so kommt es mir immer so vor, als hätte ich all mein Pulver verschossen. Wie sollte es mir dann ein ganzes Leben hindurch ergehen! fügte er lachend hinzu.

Aber man unterhält sich doch auch nicht mit seiner Frau wie mit einer fremden Dame! wandte der Pachter ein.

O doch, entschuldigen Sie, so gewiß ich mich nur mit einer Dame verheiraten könnte, so gewiß würde ich nie vergessen, daß meine Frau eine Dame sei!

Das brauchen Sie auch nicht! Finden Sie nur erst eine.

Aber ich bin sehr wählerisch!

So? Auch wegen des Äußern?

Ja, namentlich darin, was die Meisten Kleinigkeiten nennen. Ich will Ihnen gestehen, daß, selbst wenn ich eine Dame noch so hübsch fände, doch ihre Schönheit allen Reiz für mich verlieren würde, wenn ich z. B. sähe, daß sie große Hände und Füße hätte. Nein, ich bin zu wählerisch, um mich je verheiraten zu können!

Ja, es scheint fast so! Aber das ist mir eigentlich sehr angenehm, denn dann hat es keine Gefahr, Sie im Hause zu haben!

Weshalb?

Wenn man eine Tochter hat, so —

Haben Sie eine Tochter?

Eigentlich eine Nichte. Das einzige Kind meiner verstorbenen Schwester.

Ah, Fräulein Ebba Lange?

Kennen Sie sie?

Digitized by Google

Nein, aber — und nun erzählte Blau die Geschichte von dem Briefe, der schuld daran war, daß er herüber gekommen war.

Das ist schnurrig! sagte Redsted. Ja, sie kommt erst morgen von einer Reise zurück. Wollen Sie ihr Zimmer sehen?

Und der Onkel öffnete, nicht ohne einen gewissen Stolz, eine Thür von der Wohnstube aus und ließ Blau in ein Zimmer sehen, über das niemand in Zweifel sein konnte, daß es ein Jungfernbauer war. Schlingpflanzen, zwischen denen ein paar Vogelnester angebracht waren, bedeckten fast ganz das eine Fenster, daneben schlief ein Dompfaff auf einem Stäbchen in seinem vergoldeten Bauer. Eine Menge Nippsachen bedeckten einen kleinen eleganten Schreibtisch, sodaß es fast unmöglich schien, daran zu schreiben, ein großer Bücherschrank war fast ganz mit Büchern in Prachteinbänden gefüllt, und ein Flügel stand inmitten des Raumes. Bunte Teppiche bedeckten gleich der Portiere den Eingang zum Schlafzimmer, eine Ampel im Stil des Empire hing von der Decke herab — das Ganze machte im starken Gegensatz zu der übrigen gemütlichen, aber einfachen Ausschmückung des Hauses den bestimmten Eindruck einer kleinen Welt für sich, wo man gleichsam eine andre Luft atmete und ein andres Leben führte.

Ihre Pflegetochter spielt? fragte Blau mit einem Blick auf den Flügel.

Ja, und wie! Sie kann alles — warten Sie nur bis morgen, dann werden Sie sehen!

Der nächste Tag kam, und Fräulein Ebba mit ihm. War Blau erst geneigt gewesen, eine gewöhnliche Dorfschöne mit Wirtschaftsinteressen und roten Händen zu erwarten, und hatte er später, als er ihr Zimmer gesehen, und gehört hatte, daß sie zwei Jahre „zur Ausbildung" in Kopenhagen gewesen war, eine Stadtdame mit Nerven, dünnen Armen und höherer Bildung zu finden geglaubt, so wurde er in beiden Richtungen angenehm enttäuscht. Wohl war sie vollkommen ladylike und vortrefflich bewandert in der schönen Litteratur, aber wie ihre ganze gesunde, harmonisch entwickelte Erscheinung darauf hindeutete, daß sie in freier Luft aufgewachsen war, so war auch ihre Art, zu denken und sich auszudrücken, so weit wie möglich von Unnatur und Überfeinerung entfernt.

Nach Verlauf einiger Tage waren sie und Blau wie alte Bekannte; er hatte ihr sowohl von den alten Blaus, wie von Trapa natans erzählt, und sie hatte gelächelt und erklärt, daß sie nicht begreifen könne, wie man einer Pflanze so nachjagen könne, die es vielleicht gar nicht gebe; aber in Wirklichkeit hatte sie natürlich, wie jedes andre junge Mädchen, das in jungfräulichen Träumen und unbewußter Poesie lebt, sich gerade von dem Ungewöhnlichen und halb Phantastischen in Blaus Suchen angezogen gefühlt.

Sie ritten weite Strecken zusammen — sie sah niedlich zu Pferd aus —, und abends spielte und sang sie in ihrem Zimmer, ehe die Lampe in der Wohn-

Digitized by Google

stube angezündet wurde. War das geschehen, dann disputirten sie mit einander, denn in der Regel waren sie uneinig, und Blau liebte es auch hier, seine Paradoxen vorzuführen und leidenschaftlich zu verteidigen. Als sie ihn dann eines Abends fragte, ob er eine kürzlich herausgekommene Erzählung gelesen habe, begnügte er sich nicht damit, dies zu verneinen, sondern kam natürlich sofort mit seinen alten Theorien über Kunst und Poesie zum Vorschein.

Aber meinen Sie nicht, daß man sich nach — nach etwas Romantik sehnen kann, nur ein wenig für das Alltägliche hier im Leben? fragte sie.

Gewiß, Fräulein, aber das soll das Leben und die Natur selbst bringen. Hat das Leben Ihnen schon dergleichen geboten?

Ich kann mit ja und mit nein antworten. Es vergeht erstens kaum ein Tag, wo nicht eins oder das andre draußen in der Natur, großes oder kleines, mich fesselte und mir eine Freude bereitete, die, wie ich glaube, jedenfalls über der steht, die Sie z. B. bei einer gemalten Landschaft eines großen Meisters empfinden.

Aber Poesie oder Romantik, oder wie wir es sonst nennen wollen, bringt Ihnen das die Wirklichkeit auch?

Ja, das thut sie — sie hat mir Trapa gebracht! Ist es nicht gerade so gut ein Märchen wie so viele andre, daß ich eines schönen Tages zu einem Antiquar in Kopenhagen komme und dort ein Blatt finde, worauf ein Unbekannter vor mehr als hundert Jahren zwei Zeilen geschrieben hat, die mich erst nach Falster schicken und mich dadurch von etwas befreien, das weder mein noch eines andern Glück geworden wäre, das mir dann ein Gut in herrlicher Gegend verschafft und nun schließlich mich hierher in so angenehme Verhältnisse führt! Und fühlen Sie nicht, daß selbst die Frage über Trapas Vorhandensein ihre Poesie hat? Wenn sie sich findet, ist dann nicht etwas Fesselndes bei dem Gedanken, daß die Blume Menschenalter auf Menschenalter ihr verborgenes Dasein fortgesetzt hat, und nachdem sie einmal gefunden worden war, nie wieder einem Menschen vor die Augen gekommen ist, auf jeden Fall keinem, der sie zu würdigen verstanden hätte! Und ist das Geschlecht ausgestorben, so hat ja die Frage schon dadurch ihren eignen Reiz. Glauben Sie, daß Kletten oder Wegebreit aussterben? Nein, ebenso wenig wie die Familien Hansen oder Jensen, die immerfort blühen. Die aristokratischen Geschlechter sind es, die aussterben, die feinern Organismen, die nicht im Besitz von so vieler animalischen oder, in diesem Fall richtiger gesagt, vegetabilischen Lebenskraft sind. Denken Sie sich nur diesen Stoff zu einem Gedicht — wenn denn durchaus gedichtet sein soll! Die letzte Trapa, das einzige Exemplar des Geschlechts, das zum letztenmal seine weiße Krone entfaltet hat, setzt eine Frucht an, die nicht keimt, und dann taucht sie ihr Haupt an einem kalten Herbstabend unter Wasser und sinkt zurück in den ewigen Kreislauf der Natur. Ist das nicht Poesie oder wenigstens etwas der Art?

Digitized by Google

Ich leugne das nicht, antwortete Ebba, die sicherlich ebenso erfüllt war von dem Sprecher selbst, als von dem, was er sagte; aber wenn Sie nun Trapa finden, was dann?

Ja, was dann? — dann habe ich nichts mehr zu suchen, antwortete Blau lächelnd.

Gar nichts mehr? fragte sie, das wäre ja traurig.

O ja, vielleicht doch! Ich fange an zu glauben, daß das Leben mir ein neues Gedicht gönnt.

Es entstand eine längere Pause. Ebba ging bald darauf zur Ruhe, aber der Pachter und Blau blieben noch eine Zeit lang sitzen.

Da fällt mir ein, sagte Redstedt plötzlich, einer Ihres Namens muß früher Östbäck besessen haben; ich erinnere mich, daß der Freiherr davon sprach.

Ist das wahr? rief Blau. Irren Sie sich auch nicht?

Es ist mir ganz so. Aber Sie können ja selbst morgen das Archiv durchstöbern.

Giebt es hier auf dem Gut ein ordentliches Archiv?

Ordentlich will ich es gerade nicht nennen, denn es liegt alles durch einander auf der Diele in der linken Turmkammer; aber Dokumente und Bücher giebt es genug, obgleich vor einigen Jahren ein ganzes Fuder Makulatur nach Kopenhagen verkauft worden ist.

Ich muß hinauf in die Turmkammer, erklärte Blau, es interessirt mich außerordentlich!

Aber Sie müssen bis morgen warten.

Das mußte er denn auch, so ungern er es auch that. Aber kaum graute der Tag, so saß Blau auch schon bis über die Ohren in staubigen Aktenstücken.

Eine flüchtige Untersuchung belehrte ihn jedoch bald darüber, daß sich aus der Turmkammer kaum irgend ein Beitrag zu der Geschichte seines Geschlechts würde holen lassen, denn was sich fand, waren fast ausschließlich alte Rechnungen, Quittungen und dergleichen. Die Dokumente, die ein Interesse gehabt hatten, mußten offenbar anderswohin gebracht worden sein. Gegen Mittag kam er vom Archiv herunter und ging zum See hinab, um dort sein tägliches Suchen fortzusetzen.

Er bog gerade aus dem Unterholz hinaus, als er plötzlich etwas sah, das ihn mit einem Ruck zum Stehenbleiben zwang. Ein paar hundert Schritte davon saß Ebba auf dem Grasabhang am See, im Begriff, Schuhe und Strümpfe auszuziehen; er erblickte einen feinen weißen Fuß, an dem ein schwarzer Strumpf herabglitt. Blau wandte sich ab und ging in das Gebüsch zurück, denn er war selbstverständlich eine zu ritterliche Natur, um eine Dame in dem Augenblicke zu beobachten, wo sie sich unbeobachtet glaubte. Als er jedoch ein paar Minuten gewartet hatte, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß sie hinab zum See gegangen sein müsse, um zu suchen — nein, das mußte er

Digitized by Google

wissen! Und als er sich vorsichtig näherte, sah er Ebbas Kopf zwischen dem Rohr; sie bewegte sich hin und her, beugte sich beständig nieder, nahm etwas aus dem Wasser heraus, was sie im nächsten Augenblick wieder wegwarf, kurz, er konnte nicht länger zweifeln: sie suchte nach seiner Blume!

Halb toll vor Freude stürzte er zurück, streifte ein paar Stunden lang planlos im Birkenwald herum und — kehrte dann zu der Stelle am See zurück, wo sie gesessen hatte. Unten am Ufer, in dem feinen, hellgelben Sande, fanden sich Spuren des niedlichsten Mädchenfußes, den man nur sehen konnte; es waren Spuren, die zum See hinführten, und Spuren, die vom See wegführten, und in einigen der letztern waren kleine rote Flecken: sie mußte sich den Fuß verletzt haben — und das um seinetwillen! Er legte sich ins Gras, wo sie gesessen hatte, und zufällig fiel sein Auge auf etwas, das in einem Grasbüschel schimmerte; er hob es auf — es war ein dehnbares blauseidnes Band mit vergoldetem Schlößchen, und so unredlich kann selbst der ehrlichste Mann werden, daß Blau sofort beschloß, vorläufig das Band nicht zurückzugeben!

Zur Mittagszeit trafen sich beide, Redsted war noch nicht da.

Ich habe etwas für Sie, sagte Ebba, etwas, was ich gefunden habe, und ich möchte Sie fragen, was es ist. Ich ging am Vormittag einen weiten Weg, erst den See entlang — sie errötete leicht und sah nieder, und er that merkwürdigerweise dasselbe — und dann nach Hause über Svartmyr, das schwarze Moor, wie Sie wissen. Dort waren Leute beschäftigt, Torf zu stechen, und in der Torfmasse sah ich einige wunderbare schwarze Kugeln mit so etwas wie Hörnern darauf. Sehen Sie her, ich habe einige mitgebracht!

Blau hatte kaum einige der „schwarzen Kugeln" in der Hand, als er ausrief: Samen von Trapa natans, der Hornnuß! So lebt sie also doch!

Nein, leider nicht, antwortete sie, auf jeden Fall nicht dort, denn Svartmyr ist ganz trocken.

Svartmyr, rief Blau. Ja, natürlich! Das ist das Wort, das ich nicht deuten konnte, und das wir für Schwärzemoor lasen, oder Gott weiß für was!

Blau eilte hinauf auf sein Zimmer und kam einen Augenblick darauf mit dem alten, abgerissenen Blatt zurück, auf das die Pflanze geklebt war.

So stammt dieses Exemplar also doch von hier! sagte er. Ich bin nur zu spät gekommen, um es pflücken zu können, und muß mich damit begnügen, seine Spur zu finden — oder richtiger gesagt, Sie sind es, Fräulein, die die Leiche meiner Blume gefunden hat!

Aber dieses Blatt, sagte sie mit leicht zitternder Stimme — stammt es hier vom Gute, so muß es damals weggekommen sein, als der Baron das viele Papier oben aus der Turmkammer verkaufte, und es scheint mir auch, ich kann erkennen — ja, nun erinnere ich mich bestimmt —

Digitized by Google

Sie eilte hinein in ihr Zimmer, er hörte, daß ein Stuhl umgeworfen und ein Kasten herausgezogen wurde, und ein paar Sekunden später kam sie mit einem andern gelben Blatt zurück.

An dem Tage, wo die Papiere nach dem Wagen gebracht wurden, der nach Malmö fahren sollte, sagte sie, sah ich einen Bogen, worauf Wappen und Schnörkel gezeichnet waren. Ich war nur halb erwachsen damals und wollte gern das Blatt mit den bunten Farben haben; deshalb riß ich die Hälfte des Bogens, die, worauf gemalt war, ab und bewahrte sie auf — hier ist sie!

Ja, die Stücken passen zusammen, sagte er und betrachtete das Papier genau. Sie und ich, wir haben jeder die Hälfte gehabt.

Das haben wir! antwortete sie und versuchte zu lächeln. Nun haben Sie ja Ihre Blume gefunden und — haben nichts mehr zu suchen! Sie wandte sich halb von ihm ab.

Doch, Fräulein, Sie erinnern sich wohl, ich sagte, daß ich zu glauben anfinge, daß das Leben noch einmal für mich dichten würde — und mir scheint, es ist auf dem besten Wege dazu! Haben Sie gesehen, was auf dem Teile des alten Blattes steht, den Sie mir in die Hände gegeben haben? Da sind ein paar alte Wappen gemalt, darunter das Wappen des Geschlechts, von dem ich abzustammen glaube: ein in Blau und Silber geteiltes Schild, im silbernen Felde zwei blaue Balken. Aber da steht noch mehr, wenn Sie sehen wollen: hier bei den alten Besitzern von Östbäck steht bemerkt, daß am 3. September Anno Domini 1527 Herr Helmer Blau unverheiratet, als der letzte seines Geschlechts, gestorben ist. Sehen Sie es?

Ja leider, antwortete sie, es scheint fast, daß ich dazu bestimmt sei, all Ihre Illusionen zu vernichten, indem ich Ihnen Gewißheit über das Aussterben alter Geschlechter bringe: erst Trapa, und nun Blau —

Nein, Fräulein Ebba, Sie haben nur den Schluß für eine Geschichte geliefert, oder vielleicht für zwei — und ein Schluß muß doch sein! Ich habe jedoch den Glauben, daß meine eigentliche Geschichte jetzt erst beginnt: bin ich nicht der letzte meines Geschlechts, so bin ich doch der letzte meines Namens, aber wollen Sie wie ich, so soll nicht von Oluf Blau geschrieben werden, daß er als Junggesell gestorben sei!

Was Fräulein Ebba antwortete, weiß man nicht genau, aber zu Tische trank der Onkel das Wohl der Verlobten. Am Abend neckte er Blau, der bei seiner Ankunft so bestimmt erklärt hatte, daß er sich kaum jemals verheiraten würde, und fragte ihn heimlich, ob er sich auch vergewissert habe, daß seine Nichte kleine Füße habe. Blau lächelte und antwortete nichts, aber er ging nach einer Fenstervertiefung, gab Fräulein Ebba einen kleinen Gegenstand, den der Onkel nicht sehen konnte, und sagte nur: Honny soit qui mal y pense!

* * *

Digitized by Google

Hiermit endigt eigentlich die Geschichte von Oluf Blau und Trapa natans, aber der Vollständigkeit wegen will ich doch noch etwas hinzufügen.

Zwei Monate nach der hier erzählten Begebenheit war ich zur Hochzeit in Östbäck, und nächstes Jahr stand ich auf Kragebjerg Gevatter bei einem Sohn, der in der Taufe den Namen Helmer Redsted Blau empfing; ich schlug vor, daß der Junge gleichzeitig Trapa heißen sollte, aber davon wollte der Vater doch nichts wissen. Im ganzen hatte es den Anschein, als ob sich das Interesse für Trapa bedeutend abgekühlt hätte. Dennoch freute es ihn natürlich, davon zu hören, als der fossile Samen der Hornnuß nach einigen Jahre in ein paar Sümpfen der Insel Laaland gefunden wurde, und da die Pflanze wirklich später in einigen südschwedischen Seen wachsend vorkam, so bestärkte ihn dies in der Hoffnung, daß er auch noch einen Oluffen finden würde, der eigentlich ein Blau war und von dem sein Urgroßvater abstammte.

Oluf Blau war ein glücklicher Mann — nur zu glücklich, sagte er selbst, als ich ihn das letztemal besuchte. Er vergötterte seine Frau, die ihn ihrerseits als Entgelt dafür im Großen wie im Kleinen bewunderte, und er war unendlich stolz auf seinen Stammhalter. Ich habe Ebba gefunden, sagte er, und einem Sohne das Leben gegeben — nun habe ich eigentlich nichts mehr zu thun, wie mir scheint!

Aber eine Mission hatte er doch noch. Der Krieg brach aus. Blau hatte nie zu denen gehört, die große Worte über Vaterland und Patriotismus machen, und das that er auch jetzt nicht; aber ich bin überzeugt, daß er sich als eine Art Vasall betrachtete, dessen Pflicht es sei, sich unter die Fahne zu stellen, wenn der Lehnsherr waffentüchtige Mannschaft aufbietet. An einem kalten Wintermorgen ritt er von Kragebjerg fort, nachdem er Abschied von Frau und Kind genommen hatte, wie es sich für einen mannhaften Ritter geziemt, der ins Feld geht, meldete sich bei seinem alten Regiment und fiel während einer Rekognoszirung südlich von Danevirke.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutschland in englischen Anschauungen. Wenn in jüngster Zeit bei Gelegenheit des deutsch-englischen Abkommens über Afrika von vielen Seiten der größte Wert auf Englands Freundschaft gelegt worden ist, so muß es für uns wichtig sein, die heute jenseits des Kanals über deutsche Verhältnisse herrschende Stimmung kennen zu lernen. Diese geht nun wohl am deutlichsten aus einem soeben veröffentlichten Artikel der Quarterly Review, einer der angesehensten englischen Monatsschriften, hervor; freilich ist das Ergebnis ganz anders, als die, die

Digitized by Google

von englischer Freundschaft träumen, vielleicht voraussetzen: alles in ihm spricht die bitterste Feindschaft gegen den Gang der deutschen Politik aus, den Fürst Bismarck vorgezeichnet hatte, und in dem sie sich im großen und ganzen weiter bewegt und weiter bewegen muß. Gerade der Umstand giebt dabei besonders zu denken, daß der Artikel kurze Zeit nach Abschluß eines Vertrages erscheint, von dem die Engländer selbst zugestehen, daß er ihnen außerordentlich nützlich ist — was hätte Deutschland erst von der öffentlichen Meinung des Landes zu erwarten, wenn es einen Erfolg gegen England in seiner Geschichte zu verzeichnen hätte?

In der Form — aber eben auch nur in der Form — ist der Artikel eine Widerlegung der Freytagschen Erinnerungsblätter und eine Darlegung der Ansicht des Verfassers über Charakter und politische Anschauungen des verstorbenen Kaisers Friedrich, dem selbst und dessen Familie sehr nahe gestanden zu haben er zwar nicht ausdrücklich versichert, aber doch mit genügender Deutlichkeit zwischen den Zeilen lesen läßt — ein Umstand, der durch die Mitteilungen über den Kaiser nicht gerade an Wahrscheinlichkeit gewinnt, aber bei dem Durchschnittsengländer so naturnotwendig ist, wie die Datirung möglichst vieler Briefe aus Windsor-Castle bei dem großen Geschichtschreiber war, der sich als Gast der Königin dadurch — selbst in England — unsterblicher Lächerlichkeit aussetzte.

Der Grundgedanke der gesamten Darlegung liegt in dem Satze: „Sein staatsmännischer Blick (des Kronprinzen) zeigte ihm schon vor dem französischen Kriege, in welcher Richtung sich die innern Angelegenheiten rasch weiter entwickelten. Er wünschte den Kampf der Interessen zu vermeiden, den seiner Ansicht nach die innere Politik des Kanzlers beschleunigen mußte und notwendig werden ließ. Wäre sein Rat vor zwanzig Jahren angenommen worden, so wäre möglicherweise der jetzige Kaiser nicht dazu gezwungen worden, entweder durch militärische Zwangsmaßregeln zu regieren oder sich als irdische Vorsehung hinzustellen (either of governing by military force or of posing as an earthly Providence).

Den Gipfel boshafter Entstellung erreicht der Verfasser, wenn er auseinandersetzt, die gesamte innere Politik Deutschlands sei von dem damaligen Kronprinzen als reaktionäre Unterdrückung (repressive and reactionary) aufs stärkste mißbilligt worden, und unter andern sei er durchaus gegen das allgemeine direkte Wahlrecht gewesen: diese Einrichtung ist ihm also ein Symptom rückläufiger Politik, wie sie sich das freie England niemals zu Schulden kommen lassen würde!

In diesem letzten Punkte hat er freilich Recht. Schon im Jahre 1842 erklärte Macaulay in seiner berühmten Parlamentsrede gegen die Chartisten, daß, wenn die Forderung des allgemeinen Stimmrechts angenommen würde, wie sie in dem sogenannten People's Charter ausgesprochen war, das Unterhaus eine sozialdemokratische Mehrheit haben und die „glorreichen Einrichtungen des englischen Staatslebens" von der Erde verschwinden würden.

Und doch thut man den Engländern eigentlich Unrecht, mit ihnen überhaupt zu diskutiren oder an irgend etwas Anstoß zu nehmen, was sie sagen oder meinen. Ihre Vorurteile sind nun einmal unausrottbar; vermag doch keine Vernunft etwas gegen jemand auszurichten, der mit dem festen Vorsatz in den Kampf geht, seine Vorurteile als teuerstes Besitztum unverändert zu bewahren. Wir setzen als klassische Probe dafür den Satz her, der es sich zur Aufgabe macht, eine Erklärung für die Darstellung zu geben, die Freytag dem Verhältnis des Kaisers Friedrich zu seiner Gemahlin gewidmet hat.

„Zwischen beiden bestand die vollständige Übereinstimmung, das gegenseitige Vertrauen und die redliche Unterstützung, die in England das Ideal ehelichen

Digitized by Google

Glückes bilden. Dem Norddeutschen ist dieses Ideal völlig (practically) unverständlich. Seine Gattin ist, um den alten juristischen Ausdruck zu brauchen, nichts weiter als ein Stück seiner Habe (a mere chattel), wenn es hoch kommt (at the best) eine geachtete Haushälterin, selten, wenn überhaupt je, seine Gefährtin. Ihren Rat einzuholen, würde unter seiner Würde, sich ihn zu Nutzen zu machen, ein Aufgeben seiner Männlichkeit sein. So lange die Frauen in dem Leben des preußischen Mittelstandes ihre jetzige Stellung einnehmen, ist es notwendigerweise eine Beleidigung für die nationale Vorstellung von der Ehe, wenn sich Mann und Frau auf dem Fuße häuslicher Gleichheit (on a footing of domestic equality) bewegen."

Was können wir armen Deutschen nicht alles von dem tugendhaften Inselvolke lernen! „In England sind nur die besitzenden Klassen im Parlament vertreten, und wir lassen jeden in den Reichstag eintreten, auch den, den die Leute wählen, die keinen andern Besitz haben als ihre beiden Arme; im Hause der Gemeinen können nur reiche Leute sitzen, und bei uns würden viele Reichstagsmitglieder froh sein, wenn sie ein Tagegeld bekämen, über das ein Parlamentsmitglied lachen würde; in England leben von den höchsten Stellen bis zu der Hefe des Volkes alle Ehepaare in der glücklichen Lebensgemeinschaft, die für manche Fälle durch jene Dosis Peitschenhiebe herbeigeführt wird, die das englische Gesetz für Mißhandlung von Frauen vorschreibt; wir hören unsre Sozialdemokraten im Reichstage wie bei sonstigen politischen Versammlungen ruhig an, in England kommen sie nur zu Worte, wenn sie als Staatsbeamte die Vollziehung ihrer eidlich gelobten Pflichten verweigern und ihr Interesse an der Erhaltung der glorreichen Konstitution Englands durch Postbeamten- und Konstablerstreiks bethätigen!

Eine Legende über Friedrich Wilhelm IV. In Nr. 25 der Grenzboten findet sich eine Anzeige der Schrift von Edwin Wilke über Diesterweg und die Lehrerbildung. Es wird daraus eine Ansprache abgedruckt, die Friedrich Wilhelm IV. am 15. Januar 1849 an die versammelten Seminardirektoren und Seminarlehrer gehalten haben soll. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit muß diese angebliche Ansprache, worin der König alles Elend des Jahres 1848 einzig und allein aus einer pfauenhaft aufgestutzten Scheinbildung der Volksschullehrer herleitet, als eine Legende bezeichnet werden. Sie erschien zuerst im Frankfurter Journal vom 17. Februar 1849 und ging aus diesem damals preußenfeindlichen Blatt in andre politische Zeitungen und in pädagogische Blätter über, leider dann auch in Schriften über die Geschichte der Volksschule. Der Verfasser der Schrift über Diesterweg hat sie aus der Schmidschen Encyklopädie, und zwar aus dem Artikel „Volksschullehrerseminare" von Dr. K. Schneider entnommen, der die Sache auch als geschichtliche Wahrheit hingenommen hat.

Man hat niemals erfahren, welches von den Mitgliedern der Konferenz dem Frankfurter Journal Bericht erstattet hat; dagegen haben mehrere Mitglieder, namentlich Oberlehrer Randschmidt aus Breslau, ein alter Schüler Pestalozzis, diese Ansprache für ein Gewebe von Lügen erklärt, dem man, so lange der Erfinder im Verborgenen bleibe, nur das Schweigen der Verachtung entgegensetzen könne. (Vgl. Schulblatt für die Provinz Brandenburg 1849, S. 134.) Der seiner Zeit als Pädagog und Methodiker hochgeschätzte und noch jetzt unvergessene Provinzialschulrat O. Schulz fügt a. a. O. hinzu: „Für diejenigen, denen vielleicht halbe Äußerungen über den Hergang zugekommen sind, will ich aus glaubwürger Quelle nach der Mitteilung eines der Anwesenden folgendes hinzufügen: Der König hat die Seminarlehrer nicht zu sich rufen lassen, sondern nur die von ihnen selbst erbetene

Digitized by Google

Audienz bewilligt In der Anrede, welche der Direktor Zahn aus Mörs namens der übrigen Teilnehmer der Konferenz an des Königs Majestät zu richten beauftragt war, erwähnte derselbe zuletzt noch eines Umstandes, der bei dieser Gelegenheit besser unberührt geblieben wäre, der Beteiligung vieler Lehrer an verwerflichen Zeitbestrebungen, mit der Bitte, Seine Majestät wolle diese Verirrungen nicht dem ganzen Lehrerstande anrechnen und das Geschehene mit Milde und Nachsicht beurteilen. Des Königs Majestät erwiderte auf diesen Teil der Anrede: Die Thatsachen, deren Direktor Zahn erwähnt habe, seien auch zu Ihrer Kenntnis gekommen, und Majestät leugneten nicht, daß Sie dieselben mit großem Schmerze vernommen hätten. Die Geschichte weise allerdings Beispiele von Verirrungen ganzer Völker nach; wenn aber gerade diejenigen, die durch Pflicht, Amt und Gewissen sich gedrungen fühlen sollten, Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Gesetz aufrecht zu erhalten, sich von dem irregeleiteten Strom fortreißen ließen und die ihnen beiwohnende Macht der Intelligenz dazu mißbrauchten, die Pfeiler der staatlichen Ordnung wankend zu machen, so sei das eine Erfahrung der betrübendsten Art. Nach dieser durch die Anrede des Direktors Zahn herausgeforderten Äußerung unterhielt sich Seine Majestät mit jedem der ihm vorgestellten Lehrer höchst leutselig und entließ die Versammlung unter Ausdrücken des Wohlwollens."

Das geschichtliche Bild Friedrich Wilhelms IV. ist durch Parteihaß schon genügend entstellt und verzerrt, und man hat die Pflicht, eine Legende, die ihm so unköniglicher Worte in den Mund legt, auf ihre Quelle zurückzuführen.

Der Hund und der Ofen. Wohl um dieselbe Zeit, wo in den Grenzboten die Vermutung ausgesprochen wurde, Herr Direktor und Professor Dr. Riegel, der Vorsitzende des Vorstandes des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, habe sich in seiner großen Rede in München an dem Verfasser der „Sprachdummheiten" reiben wollen, muß Herr Riegel in Braunschweig ein Manuskript in den Satz gegeben haben, das jene Vermutung bestätigt. Er ist voll Ingrimms gegen den „Grenzbotenmann" und wird damit sogar belustigend, was sonst nicht seine Art ist. Er erzählt, wie glücklich ihn die Entdeckung eines angeblichen Sprachfehlers in den Grenzboten (Nr. 25, S. 533) gemacht habe. Da steht nämlich: „Auf diese Weise lockt man keinen Hund vom Ofen," und das ist — meint Herr Riegel — grundfalsch, denn früher hat man gesagt „aus dem Ofen," und das kommt daher, daß die Öfen früher Füße hatten, zwischen denen es dem Hunde, „besonders wenn er naß von Schnee oder Regen heim kam," besonders wohl war. Von solchen Öfen weiß — so behauptet Herr Riegel — weder der Grenzbotenmann noch Hermann Schrader, der Verfasser des „Bilderschmucks der deutschen Sprache" etwas, sonst würden sie nicht „vom Ofen" sagen. Allerdings findet sich diese Form auch bei Bürger, und Bürger könnte noch Öfen auf Füßen gekannt haben, auf alle Fälle muß man ihm gegenüber vorsichtig sein. Aber es „leuchtet ein, daß Bürger in dichterischer Freiheit um des Versmaßes willen das »aus dem« durch »vom« ersetzt hat." Höchst einleuchtend in der That, denn die Verszeile

So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken

so umzumodeln, daß „aus dem" darin Platz fände, diese Aufgabe wäre natürlich für einen Meister der Sprache wie Bürger zu schwer gewesen! Allein wie ist uns denn? Wurde nicht in einer gewissen Rede in München unter Anrufung Goethes dem Dichter das Recht gewahrt, sich über die Regeln der Grammatik hinwegzusetzen, die Sprache umzubilden? Dann wäre ja seit Bürger das „vom" nicht mehr falsch, nicht mehr unerlaubt, und Herr Riegel hätte sich unnötigerweise erhitzt?

Digitized by Google

Doch bedürfen wir Bürgers gar nicht. Herr Riegel zählt die ihm — und auch uns sehr wohl — bekannten auf Füßen stehenden Öfen auf. Wir könnten ihm mit noch mehr dienen; aber es giebt auch Öfen ohne Füße, aber mit Ofenbänken, es giebt auch breite, niedrige Öfen, auf deren Dach Mensch und Haustier sich gern lagerten, wenn nicht gerade Wäsche getrocknet oder Teig gewärmt wurde. Wenn Herr Riegel recht artig sein will, soll er erfahren, wo solche Öfen noch zu sehen sind. Also ist das „vom" ebenso berechtigt wie das „aus dem," und nur ein Pedant*) wird überhaupt die Meinung aufstellen, daß ein Hund, der aus dem Ofen gelockt wird, nicht vom Ofen gelockt werde. O diese ärmliche Haarspalterei! Wollte man ihr nachgeben, so müßte wohl vor dem Gebrauche der besprochenen Redensart jedesmal erst erkundet werden, ob der zu lockende Hund auf, neben, unter, hinter oder in dem Ofen liege, und darnach den Satz bilden.

Und nun, Herr Doktor (doch wohl der Philosophie?), wie steht es um die Logik? Jemand gebraucht eine Redewendung, die seit hundert Jahren üblich ist, bei einem großen Dichter vorkommt, und Sie rufen triumphirend: „Ha, er kennt die ältere Form nicht, oder er versteht sie nicht!" Woher wissen Sie denn das? Einer sprichwörtlichen Redensart werden Sie sich wohl noch erinnern, wenn sie auch nicht deutsch ist: Si tacuisses etc.

Frau Ighisse und Baronin Ipsilonne. Salvatore Farina ist ein bedeutender, vielleicht der bedeutendste Romanschriftsteller des heutigen Italiens. In der Vorrede zu seiner neuesten Dichtung lehnt er den Beifall des gewöhnlichen Lesepublikums ab, indem er behauptet, sein Don Chisciottino (der kleine Don Quijote) könne nur wenigen Auserwählten gefallen. Bis zu einem gewissen Grade hat er damit Recht, denn der eigentümliche, offenbar Sterne nachgeahmte Humor ist nicht recht italienisch und hat erstens etwas Gezwungenes, und dann ermüdet er durch allzu häufige Wiederholung derselben Motive: wer will alle Tage im Jahre Plumpudding essen und wer mag ihn überhaupt in Italien genießen?

Trotzdem hat er vortreffliche „Eigenschaften und bietet sehr viel mehr als die gewöhnlichen Händler in neuester Litteraturwaare," wie er die Fabrikanten von Leihbibliothekskutter in der eingangs erwähnten Vorrede nennt. Die Mannichfaltigkeit der von ihm geschaffenen Charaktere ist staunenswert, und seine sämtlichen Schöpfungen haben Fleisch und Blut.

Freilich gilt dies hauptsächlich von seinen eigentlichen Helden und Heldinnen, während die Nebenpersonen etwas obenhin gemalt werden. Ja in seinem neuesten Roman nimmt er sich nicht einmal die Mühe, zwei schönen Frauen, denen sein Held die Cour macht, auch nur Namen zu geben — ein schwerer Verstoß, wenn man sich erinnert, wie vortrefflich gerade die Namengebung z. B. bei Walter Scott und Balzac ist.

Indessen ist für jedes Übel ein Kraut gewachsen, und so hat es der ungenannte Übersetzer des kleinen Don Quijote im neuesten Hefte der Deutschen Rundschau verstanden, die Buchstaben, mit denen die beiden Schönen bezeichnet werden, zu scheinbaren Namen zu machen: da wird fortwährend von der „schönen Ighisse," der „Baronin Ipsilonne," dem „Hans Ighisse" und so weiter gesprochen, statt einfach die beiden italienischen Bezeichnungen der Buchstaben, wie den andern Teil der Romane, zu übersetzen und zu sagen X und Y.

*) Bekanntlich forderten die Xenien den Verdeutscher Campe, der auch in Braunschweig lebte, auf, das Wort Pedant zu verdeutschen; ob er es gethan hat, wissen wir nicht.

Digitized by Google

Freilich sind an dieser eigenartigen, nicht Übersetzung, sondern Beibehaltung vielleicht die Lexika schuld, in denen man z. B. finden kann, daß x italienisch heißt iccase — die alberne Erfindung eines sprachmeisternden Schullehrers. Farina hat als gebildeter Mann ganz richtig für x gesagt ighisso, denn einen Konsonanten am Ende eines Wortes kann kein Italiener aussprechen; deshalb hängt er ihm ein stummes e an; und zwei Konsonanten wie x kann er auch nicht hinter einander aussprechen, er setzt also einen schwachen Vokal (stummes e oder kurzes i) dazwischen.

Eine ungehaltene Rede. Dem Nichtgewählten, der von Zeit zu Zeit den Grenzboten seine ungehaltenen Reden anvertraut, ist ein Wiener Zeitungsblatt zugesandt worden, aus dem hervorgeht, daß sein gutes Beispiel Nachahmung findet. Der bekannte Geschichtschreiber und Politiker Herr von Helfert, der als Mitglied des österreichischen Herrenhauses allerdings auch nicht gewählt, aber doch berufen ist und daher berechtigt wäre, der hohen Versammlung seine Ansichten mündlich mitzuteilen, hat es vorgezogen, eine lange Rede gegen den Dualismus, die er auf dem Herzen hatte, und von der er doch keinen Erfolg erwarten konnte, einfach der Redaktion einer befreundeten Zeitung zu übergeben und nebenbei gleich die deutsche Sprache um ein köstliches Wort zu bereichern: „Beweggründung.“ Schon hierbei läßt sich der Vorzug des neuen Verfahrens nachweisen: die Stenographen hätten wahrscheinlich verstanden „Begründung,“ oder doch gemeint, das kürzere Wort thue es auch, da es ja dasselbe bedeute — die Kurzsichtigen, die nicht begreifen, daß es zweierlei ist, ob jemand seine Gründe vorträgt oder seine Beweggründe — und so wäre möglicherweise unser Sprachschatz um ein Kleinod gekommen, das ihm gerettet wurde, weil der Redner sein eigner Stenograph war. Aber auch abgesehen hiervon rufen wir: Vivat sequens! Wie viel Zeit, Langeweile und Ärger könnte erspart werden, wenn z. B. Herr Richter künftig spräche: „Ich stimme natürlich gegen die Regierungsvorlage, wer die Beweggründung kennen lernen will, lese meine heutige Zeitung.“ Seine Anhänger hätten sie natürlich schon gelesen, und die übrigen wären froh, den Artikel weder lesen noch anhören zu müssen. Allerdings wird sich gerade Herr Richter nicht leicht dazu entschließen, da er gleich dem Schloßvogt in der Preciosa glaubt, man könne seine Geschichten nie zu oft hören. Aber der Anfang ist einmal gemacht, warten wir geduldig hoffend das Weitere ab.

Litteratur

Sittliches Sein und sittliches Werden. Grundlinien eines Systems der Ethik. Von Theobald Ziegler. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner, 1890

Dieses Büchlein ist aus Vorträgen entstanden, die zu Frankfurt a. M. gehalten wurden, und giebt in ansprechender Form eine beinahe vollständige Übersicht der wichtigsten ethischen Fragen mit annehmbaren Lösungsversuchen. Der Verfasser ist Optimist und steht, wie er selbst bekennt, auf demselben Boden wie Paulsen und der Däne Höffding. Darin stehen wir ihm sehr nahe. Aber was

Digitized by Google

wir nicht annehmen können, ist die gänzliche Ausscheidung aller Beziehungen auf das Jenseits und das Wort am Schluß: „Was aber das letzte Ende, das Ziel der Geschichte selbst sei, ich weiß es nicht, und keiner von uns kennt es.“ Damit kann der einzelne Gebildete auskommen, fürs Volk genügt es nicht. Die Sprache ist schön. Auf Seite 70 wird, vielleicht unter mundartlichem Einfluß, ein Wort falsch gebraucht: „Wohl ist letzthin die Harmonie . . . das Ziel,“ für: wohl ist die Harmonie das letzte Ziel. Letzthin bedeutet sonst: in letzter Zeit.

Goethes ethische Ansichten. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unsrer Dichterheroen. Von Dr. Ernst Melzer. Sonderabdruck aus dem fünfundzwanzigsten Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie. Neisse, Gustav Neumann, 1890

Der Verfasser, der schon über Herders Geschichtsphilosophie, über Lessings philosophische Grundanschauung und Goethes philosophische Entwicklung geschrieben hat, bietet in dem vorliegenden Schriftchen eine kleine Sammlung von Stellen dar, die man schon deswegen willkommen heißen darf, weil Goethes Briefwechsel, dem viele davon entnommen sind, dem großen Publikum ziemlich unzugänglich ist. Für verdienstlich halten wir es, daß Melzer die Ansicht zurückweist, es bestehe zwischen Kants und Goethes Gedankenrichtung ein tiefer und schroffer Gegensatz. Weniger angenehm werden sich die Leser von der Art und Weise berührt fühlen, wie Melzer von seinem eignen der theologischen Orthodoxie verwandten Standpunkte aus den Universalmenschen Goethe kritisirt. Wahrscheinlich hat Goethe, obwohl nicht Fachphilosoph, besser als Melzer seinen Spinoza verstanden. Schulmeisterliche Bemerkungen wie die: „Dieser Semitheismus enthält aber eine große Inkonsequenz“ hätten wegbleiben können.

Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämtlichen Werken mitgeteilt durch Johannes Claassen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1890

Der bekannte Philosoph faßte Staat und Gesellschaft als Organismen auf und bekämpfte sowohl den Individualismus wie auch den fürstlichen und den Pöbelabsolutismus. Seine Gedanken über diese Gegenstände sind ungefähr dieselben, gegen die eben jetzt der individualistische Liberalismus seine letzten Verschanzungen verteidigt. In dem Abschnitt „Staats- und Volkswirtschaft“ bemerkt der Herausgeber, es sei daraus ersichtlich, wie Baader (in den dreißiger Jahren) schon ganz „den Standpunkt des erst später auftretenden Friedrich List, gegenüber dem Freihandelslehrer Adam Smith, teilte, ja jenen eigentlich begründete, und das tiefer als Friedrich List selbst.“ Man sieht, wie langsam es mit der Welt vorwärts geht, oder rückwärts, wie die Liberalen sagen werden. Was ist „liberal?“ Baader meint (S. 16): „Nur die Liebe macht wahrhaft freisinnig oder liberal. Denn nur der Liebende trennt das Herrschen nicht vom Dienen, das Recht nicht von der Pflicht, das Besitzen nicht vom Sichbesitzenlassen.“ Solcher schönen Gedanken giebt es viele in dem empfehlenswerten Büchlein.

Rom und die Römer. Von Aristide Gabelli, Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. Neuhaldensleben, A. Bessers Nachfolger, 1888

Im Jahre 1879 gab das italienische Ackerbau- und Handelsministerium ein Sammelwerk über die gewerblichen Verhältnisse und die Banken Roms, über den Zustand von Wissenschaft und Kunst, das Armenwesen u. s. w. heraus, um die von der neuen Regierung eingeführten Veränderungen und Verbesserungen gegen die

Digitized by Google

darüber verbreiteten Vorurteile zu verteidigen. Gabelli schrieb eine lange Einleitung dazu, bestehend in einer sachkundigen Vergleichung des neuen königlichen Roms mit dem alten päpstlichen, die sich zu einer begeisterten Lobrede auf das erstere gestaltete. Diese Einleitung erschien später als besondre Schrift; es ist eben die von Lange übersetzte. Gabelli beschränkt sich keineswegs auf Äußerlichkeiten, sondern geht auf die sozialen Zustände und die Rechtspflege ein und giebt eine geistvolle Analyse des römischen Volkscharakters. Nicht ohne Rührung empfindet man den glühenden und reinen Patriotismus, der aus jeder Zeile spricht. Möchten sich seine Hoffnungen erfüllen! Möchte das junge Italien die Schwierigkeiten überwinden, die es nicht selbst verschuldet, sondern ererbt, allerdings aber durch die Hast, mit der es an der Befestigung seiner Großmachtstellung arbeitet, noch vermehrt hat.

Der kleine Geschichtsfälscher oder Janssen in der Westentasche. Von Dr. Quellobald Falsifizinsky Jesuitowitsch. Barmen, Wiemann

Der Verfasser, dessen Maske nach der zurechtgeschnitten ist, unter der Fr. Vischer den dritten Teil des Faust in die Welt schickte, hat mit viel Witz gezeigt, wie man die politische, die Kirchen- und die Litteraturgeschichte der Gegenwart in Janssenscher Manier „aus den Quellen" darstellen könnte. Durch Auslassungen, Umstellungen, kühne Deutungen bringt er es glücklich zu Wege, Pius IX. und Leo XIII. als Beschützer der Gewissensfreiheit, Bismarck als „intimen politischen und privaten Freund" Eugen Richters und Windthorsts und das Lutherfestspiel von H. Herrig als ein Pasquill auf Luther erscheinen zu lassen. Am ergötzlichsten wirkt der Abschnitt über Bismarck. Wenn dieser z. B. die von Richter immer wieder „mit derselben Eleganz vorgetragenen" Gründe mit den Statisten vergleicht, die im Krönungszuge in der Jungfrau von Orleans immer aufs neue über die Bühne ziehen, so heißt es in unserm Texte: „Ja, er gesteht, daß es ihm bei Richters Beredsamkeit zu Mute sei, wie beim Anhören eines erhabenen Schillerschen Stückes, z. B. der Jungfrau von Orleans, und weiß die Eleganz seines Vortrages und sein gutes Gedächtnis ganz besonders zu rühmen." In der kirchengeschichtlichen Abteilung ist leider die Gegenüberstellung des echten Wortlautes der Äußerungen, denen Gewalt angethan wird, verabsäumt worden, wodurch der unmittelbare Eindruck abgeschwächt ist. Sehr gut sind auch Janssens Inhaltsübersichten und Quellenverzeichnisse parodirt. Allein wir fürchten, daß die Satire ihren Zweck verfehlen wird. Solche Schriften werden in der Regel nur von denen gelesen, die nicht erst aufgeklärt zu werden brauchen. Und käme diese auch Anhängern des Historikers Janssen in die Hände, so würden viele sie gar nicht verstehen, viele sie nicht verstehen wollen. Gerade bei Gelegenheit dieses traurigen Geschichtswerkes kann man an gebildeten Katholiken die Beobachtung machen, daß Leute, die den Verdacht vatikanischer Gläubigkeit sehr entschieden zurückweisen und über Papsttum und Jesuitismus in stärkern Ausdrücken, als ein Protestant sie sich ihnen gegenüber erlauben würde, aburteilen, doch eine innige Freude haben, wenn mit den verwerflichsten Mitteln gegen Protestantismus und Preußentum gehetzt wird, weil ihnen von Jugend auf beigebracht worden ist, das Erstarken des protestantischen Norddeutschlands als ein jedem Katholiken zugefügtes Unrecht anzusehen.

Deutsche Geschichte in Merkversen. Von A. Schröder. Leipzig, Ellissen

Auf dem Titelblatte dieser kleinen Schrift steht der schon so oft mißbrauchte Satz: „Es muß auch solche Käuze geben," und in der Vorrede erklärt der Ver-

Digitized by Google

faſſer, er könne das Reimeſchmieden nicht laſſen, obwohl er wiſſe, daß ſeine Verſe klingen

Wie'n Ernterwagen hochbepackt,
Der übers Pflaſter holpert,
Wie'n ſchwer betrunkner Bauernknecht,
Der ſeines Weges ſtolpert.

Ob es wirklich ſolche Dichterkänze geben muß, wollen wir ununterſucht laſſen, aber daß ſie ihre Verſe, deren Wert ſie ganz richtig abſchätzen, auch veröffentlichen müßten, ſehen wir durchaus nicht ein. Denn ſelbſt den praktiſchen Nutzen, der den Reimen des alten Zumpt:

Us quartae laſſe männlich ſein,
Doch U räum du dem Neutrum ein,

oder eines Geographiebuches aus dem vorigen Jahrhundert:

Oberyſſel, viel Moraſt
Macht das arme Land verhaßt

nicht abzuſprechen iſt, können wir uns von den Schröderſchen Merkverſen nicht vorſtellen. Ein Beiſpiel für viele!

Auch auf des Kaiſers Seite ſieht
'nen neuen Stern man glänzen,
Das iſt der Albrecht Wallenſtein,
Der kam aus Böhmens Grenzen.
Der Mansfeld kämpfte ohne Glück
Gegen Waldſtein bei der Deſſaubrück
Und ſtarb drauf in Dalmatien.
Im ſelben Jahr den Chriſtian
Hat Tilly auch geſchlagen,
Das Reſtitutionsedikt
Darf nun der Kaiſer wagen.
Zu Lübeck mit den Dänen ſchließt
Man Fried' (!), der Fürſten Zorn ergießt
Sich über Herzog Friedland.

Wir ſehen das Geſicht eines Jungen deutlich vor uns, der ſich dieſe Poeſie eingeleiert hat und dann gefragt wird, wann bei Deſſau gekämpft wurde, was das Reſtitutionsedikt bedeutet, und weshalb die Fürſten dem Herzog von Friedland zürnten. Zur weitern Charakteriſtik diene, daß unter den vierzehn „Hauptwerken, die deutſche Geſchichte im allgemeinen betreffend," auch aufgezählt werden Dullers Geſchichte, eine „Illuſtrirte Geſchichte Deutſchlands mit Text(!) von Ebner," Sugenheims Geſchichte u. ſ. f.

Druckfehler. In Heft 31, S. 214, Zeile 4 von unten iſt ein ſtörender Druckfehler ſtehen geblieben: ſtatt Invitation muß es heißen Levitation.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Arbeitsordnung und der Arbeitsvertrag

Die noch in der Beratung des Reichstages befindliche Gewerbeordnungsnovelle enthält unter anderm in § 134a die Bestimmung, daß in jeder Fabrik eine Arbeitsordnung erlassen werden soll, die in allen wesentlichen Punkten die Arbeit regelt. In § 134d ist gesagt, daß vor Erlaß dieser Arbeitsordnung oder eines Nachtrags dazu den Arbeitern Gelegenheit gegeben werden müsse, sich über deren Inhalt zu äußern. Wo ein Arbeiterausschuß bestehe, genüge die Anhörung dieses Ausschusses. Nach § 134e soll eine solche Arbeitsordnung nach dem Erlaß der Verwaltungsbehörde abschriftlich eingereicht und dabei die Versicherung abgegeben werden, daß der Vorschrift des § 134d genügt sei. Die Einhaltung dieser Vorschriften ist schließlich unter die Strafandrohung des § 146 der Gewerbeordnung gestellt.

In den Kreisen der Arbeitgeber scheint man auf die neuen Vorschriften, deren Tragweite man sich nicht recht klar zu machen vermag, mit nicht geringer Unruhe zu blicken. In dem von dem „Vereine zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe“ herausgegebenen Hefte Nr. 23 finden wir in der Einleitung folgendes gesagt:

Bisher war die Gestaltung des Arbeitsvertrages der freien Übereinkunft beider Parteien anheimgegeben, ein Prinzip, welches durch die bisher im Reichsgesetz begründeten Beschränkungen nicht angetastet wurde. Der Arbeiter bot an, was er an Arbeit zu leisten willens war, und stellte den Preis für seine Arbeit, der Arbeitgeber bezeichnete, was er an Arbeit beanspruche und was er dafür zu zahlen bereit sei. Wenn auf dieser Grundlage eine Vereinbarung zu stande kam, wobei jedem Teile vollständige Entschließung gewahrt war, so wurde der Arbeitsvertrag abgeschlossen. Durch das neue Gesetz sollen nun weitere Beschränkungen in der Richtung eingeführt werden, daß der für sein Unternehmen allein verantwortliche

Digitized by Google

Arbeitgeber nicht mehr berechtigt sein soll, innerhalb der gesetzlich zulässigen Grenzen seine dem Arbeitsvertrage zu Grunde liegenden Bedingungen nach eignem freiem Ermessen zu stellen, sondern er soll sie der Begutachtung der Arbeiter unterbreiten. Während bisher eine Vereinbarung insofern stattfand, als jeder Teil die von dem andern Teile vollkommen frei gestellten Bedingungen annehmen oder ablehnen konnte, soll jetzt der Arbeitgeber gehalten sein, zunächst über seine von ihm als notwendig erachteten Grundlagen und Bedingungen des Arbeitsvertrages eine Vereinbarung mit den Arbeitern herbeizuführen, worauf dann erst, gewissermaßen als zweiter Akt, die Arbeiter sich zu entscheiden haben, ob sie auf Grund dieser Bedingungen den Arbeitsvertrag schließen wollen oder nicht. Hierin liegt unverkennbar eine Umgestaltung des bisherigen persönlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Das, was bisher als das selbstverständliche gute Recht des Arbeitgebers betrachtet wurde, wird ihm entzogen und dem Arbeiter zugewendet, indem diesem die Berechtigung zuerkannt wird, über die Bedingungen des Arbeitgebers zu verhandeln, gewissermaßen zu Gericht zu sitzen. Dadurch wird das Verhältnis, das bisher nach erfolgtem Abschluß des Arbeitsvertrages eintrat und als selbstverständlich erachtet wurde, geändert. Der Arbeiter ist nicht mehr der Untergebene des Arbeitgebers, dem er Gehorsam schuldet, dessen Anordnungen er sich zu fügen hat, dessen Strafgewalt er anerkannt hat, alles dies kraft des Arbeitsvertrages, denn es soll ihm das Recht eingeräumt werden, über die Bedingungen zu beraten und doch auch nach seinem Gutdünken Beschlüsse zu fassen, die der Arbeitgeber in seinem eigensten Interesse zu stellen für notwendig erachtet. Kurz, der Arbeiter soll durch dieses ihm gewährte Recht dem Arbeitgeber gegenüber auf die Stufe der Gleichberechtigung gestellt werden, die vor Abschluß des Arbeitsvertrages auch bisher vollkommen vorhanden und anerkannt war, die aber nach Thätigung(?) jenes Vertrages unzulässig und nur als eine Ebnung derjenigen Wege zu betrachten ist, auf denen die Sozialdemokratie zur Umgestaltung der gesamten Produktions- und Wirtschaftsverhältnisse in ihrem Sinne zu gelangen hofft.

Es wird dann weiter angeführt, daß sich in England infolge der dortigen Arbeiterorganisationen bereits ein derartiges Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter gebildet, aber dort auch zu dem Geiste der Unbotmäßigkeit geführt habe, der alle Kreise der englischen Bevölkerung durchdringe.

Auch Tagesblätter, die die gewerblichen Verhältnisse zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen, haben diesen Punkt mehrfach erörtert. Sie stellen namentlich die Frage, welchen Zweck die Anhörung der Arbeiter über die Arbeitsordnung haben könne, wenn man ihnen doch kein Widerspruchsrecht dagegen gestatte. Auch weisen sie darauf hin, daß regelmäßig bei einer solchen Anhörung der Arbeiter wenigstens ein Teil der neuen Ordnung widersprechen werde und dann ein Konflikt zwischen Fabrikherrn und Arbeitern gegeben sei.

Wir wollen versuchen, einiges zur Aufklärung der Sachlage beizutragen.

Man legt, wie wir glauben, den fraglichen Bestimmungen eine übertriebene Bedeutung bei, wenn man glaubt, daß sich dadurch die ganze Natur des Arbeitsvertrages ändere. Dieser bleibt auch nach den Bestimmungen des Entwurfs auf der unwandelbaren Grundlage der freien Vereinbarung beruhen. Es giebt

Digitized by Google

eben eine doppelte Art, einen Vertrag zu vereinbaren. Die eine besteht darin, daß der eine Teil dem andern jedesmal besonders die Bedingungen des Vertragsschlusses mitteilt und darnach mit ihm übereinkommt. Wenn aber jemand in der Lage ist, vielfach Verträge derselben Art mit andern abzuschließen, dann thut er wohl, sich im beiderseitigen Interesse einer andern Art des Vertragsschlusses zu bedienen. Diese besteht darin, daß er die Bedingungen, unter denen er Verträge zu schließen bereit ist, öffentlich kundgiebt. Dann kann er mit Beziehung hierauf die Verträge in einfachster Form abschließen. Die öffentlich kundgegebenen Bedingungen gelten für jeden einzelnen Vertrag. In dieser Weise schließen z. B. die Eisenbahnverwaltungen alle ihre Transportverträge ab. In den allgemeinen Regulativen, die sie erlassen, sind die Bedingungen, unter denen sie die Beförderung von Personen und Sachen übernehmen, genau bestimmt, und diesen Bedingungen unterwirft sich jeder, der mit ihnen einen Transportvertrag eingeht. Die allgemeinen Bestimmungen bilden die vertragsmäßige Ergänzung jedes einzelnen Vertrages.

Ganz dasselbe soll nun auch die Arbeitsordnung für den Arbeitsvertrag sein. Wer in der Fabrik in Arbeit tritt, geht den Arbeitsvertrag nach Maßgabe der erlassenen Arbeitsordnung ein. Es liegt auf der Hand, daß dadurch der Arbeitsvertrag einen bestimmteren, keines weitern Beweises bedürfenden Inhalt erhält, daß dadurch Willkürlichkeiten gehindert und Streitigkeiten vermieden werden. Insofern ist also die Vorschrift, daß jeder Fabrikherr eine Arbeitsordnung zu erlassen habe, durchaus verständig und wohlthätig.

Zweckmäßig erscheint auch die Vorschrift, daß die erlassene Arbeitsordnung der Verwaltungsbehörde eingereicht werden soll. Für unzweifelhaft halten wir, daß die Verwaltungsbehörde nur eingreifen darf, wenn die erlassene Arbeitsordnung den gesetzlichen Vorschriften nicht entspricht. Immerhin wird aber auch schon die durch die Einreichung herbeigeführte Öffentlichkeit dahin wirken, daß unangemessene Anordnungen, auch wenn sie nicht gerade den Gesetzen zuwiderlaufen, vermieden werden.

Es versteht sich von selbst, daß der Arbeiter, der auf Grund einer bestehenden Arbeitsordnung in die Arbeit getreten ist, sich keine willkürliche Änderung gefallen zu lassen braucht, so lange sein Arbeitsvertrag dauert. Die Vorschriften, die in § 134 c des Entwurfs enthalten sind, sind nichts weiter als Folgerungen daraus, daß jeder Arbeiter sich nur nach Maßgabe der Arbeitsordnung verpflichtet hat. Namentlich sind auch die Strafen, die auszusprechen der Fabrikherr in der Arbeitsordnung sich vorbehält, nichts andres, als Konventionalstrafen. Wird nun die Arbeitsordnung ohne Zustimmung des Arbeiters geändert, so ist dieser berechtigt, sein Arbeitsverhältnis zu kündigen und nach Ablauf der Kündigungsfrist es zu verlassen, bis dahin aber noch nach der alten Arbeitsordnung fortzuleben. Das ist seine Freiheit und sein Recht, die ihm niemand nehmen oder beschränken kann.

Digitized by Google

Daraus ergiebt sich, daß, wenn ein Fabrikherr eine neue Arbeitsordnung geben will, und wenn er Arbeiter hat, auf deren Verbleiben er Wert legt, er in der Regel wohlthun wird, sich mit seinen Arbeitern im voraus über die zu erlassende Arbeitsordnung zu besprechen, um so das Verbleiben seiner Arbeiter zu sichern. Dadurch wird die Natur des Arbeitsvertrages in keiner Weise geändert. Selbstverständlich kann aber auch — wenigstens nach allgemeinen Grundsätzen — der Arbeitgeber die Arbeitsordnung einseitig aufstellen. Er muß dann nur gewärtigen, daß ihm seine Arbeiter die Arbeit sofort kündigen; und er ist verpflichtet, während der Dauer der Kündigungsfrist ihnen den Arbeitsvertrag nach der alten Arbeitsordnung einzuhalten.

Wenn nun der Entwurf vorschreibt, daß der Fabrikherr vor Erlaß einer Arbeitsordnung eine Äußerung seiner Arbeiter darüber einholen soll, so will er offenbar damit den Fabrikherrn in keiner Weise an diese Äußerung binden. Er läßt ihm das Recht, die Arbeitsordnung zu geben, wie er will; es ist nur (in § 134 a, Abs. 4) vorgeschrieben, daß die neue Arbeitsordnung erst nach Ablauf von zwei Wochen nach ihrem Erlaß in Geltung treten darf. Die Motive sagen ausdrücklich, daß diese Frist bestimmt sei, den Arbeitern die Möglichkeit zu gewähren, durch Kündigung sich der neuen Arbeitsordnung zu entziehen.

Gleichwohl scheint auch uns jene Vorschrift nicht unbedenklich. Es ist immer mißlich, etwas als Rechtsvorschrift aufzustellen, was doch kein wirkliches Recht geben soll, sich vielmehr seiner innersten Natur nach nur als eine unter Umständen angemessene und verständige Rücksicht empfiehlt. Wo die Verhältnisse so liegen, daß der Fabrikherr es seinem eignen Interesse entsprechend findet, über eine zu erlassende Arbeitsordnung seine Arbeiter zu hören, wird er es von selbst thun, wenn er auch in der Regel wohl nicht alle Arbeiter, sondern nur einige zuverlässige zu Rate ziehen wird. Wo aber die Verhältnisse anders liegen, wo der Fabrikherr eine Änderung der Arbeitsordnung unbedingt nötig findet und es deshalb darauf ankommen lassen will, ob ihm seine Arbeiter kündigen werden, warum will man ihn da zwingen, erst mit seinen Arbeitern darüber zu verhandeln? Es ist ein altes Sprichwort: „Wer viel fragt, wird viel berichtet." Unter den Arbeitern einer Fabrik finden sich meistens auch unzufriedene Elemente. Es ist bedenklich, diese zum Reden herauszufordern. Ein Recht, gefragt zu werden, während doch auf die Antwort nichts ankommen soll, ist jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches. Leicht wird sich bei den Arbeitern die Ansicht bilden, daß, wenn sie über die zu erlassende Fabrikordnung gehört werden müssen, sie auch das Recht hätten, dazu „Nein" zu sagen. Erläßt dann nach einem solchen Nein der Fabrikherr die Ordnung doch, so wird das erst recht böses Blut setzen und wahrlich nicht zur Förderung des sozialen Friedens beitragen. Mancher Arbeiter, der einer ihm nicht ganz bequemen Arbeitsordnung, wenn sie einmal

Digitized by Google

erlassen wäre, sich gefügt haben würde, wird, wenn sie gegen seinen ausdrücklichen Widerspruch erlassen ist, es für eine Ehrensache halten, sich ihr nicht zu unterwerfen, vielmehr die Arbeit zu kündigen, ihm selbst und dem Fabrikherrn zum Schaden. Vielleicht will man freilich dadurch, daß man den Fabrikherrn zur Vorlage der Arbeitsordnung an seine Arbeiter nötigt, eine Art moralischen Zwanges gegen ihn üben, keine Arbeitsordnung zu erlassen, die seinen Arbeitern nicht genehm ist. Aber hat ein solcher moralischer Zwang wohl eine Berechtigung? Will man den Fabrikherrn, der doch Eigentümer seines Geschäfts ist und bleiben soll, in eine Art konstitutionellen Regenten umwandeln, der für seine Fabrikgesetze erst die Zustimmung seines Arbeiterparlaments einholen muß? Der Entwurf hat wohlweislich vermieden, dem Fabrikherrn die Verpflichtung aufzulegen, sogenannte Arbeiterausschüsse zu schaffen. Alle Gründe, die hierfür bestimmend gewesen sind, führen folgerichtig auch dahin, daß eine Vorschrift, wie die in § 134d enthaltene, nicht gegeben werde.

Überall geht der Entwurf von der Annahme aus, daß eine Arbeitsordnung nur für die schon in Arbeit stehenden Arbeiter erlassen werde. Wie aber, wenn der Fabrikherr eine Arbeitsordnung für die erst von einem bestimmten Tage an eintretenden Arbeiter geben wollte? Über diese gehört zu werden, würde doch kein Arbeiter auch nur den Schein einer Berechtigung haben. Wem die Arbeitsordnung nicht gefällt, der tritt eben nicht in die Arbeit ein. Gerade so wenig wie zukünftige Arbeiter, haben aber auch die gegenwärtigen Arbeiter ein Recht auf eine bestimmte Arbeitsordnung von dem Augenblick an, wo ihr Arbeitsvertrag lösbar ist. Immer bleibt dem Arbeiter nur das Recht, wenn ihm eine Arbeitsordnung nicht gefällt, aus der Arbeit zu scheiden.

Dieses Recht des Arbeiters kann man vielleicht durch den Abs. 4 des § 134a für nicht genügend gewahrt halten. Zunächst ist es ja (nach §§ 110 und 127 der Gewerbeordnung) möglich, daß eine andre als die gesetzlich angeordnete vierzehntägige Frist für die Kündigung vereinbart ist. Es würde aber auch billig sein, wenn dem Arbeiter nach Erlaß einer neuen Arbeitsordnung einige Zeit über diese Frist hinaus gewährt würde, um zu erwägen, ob er unter der neuen Ordnung fortarbeiten oder ausscheiden will. Wenn also der § 134d beseitigt wird, so würde es angemessen sein, dem Abs. 4 des § 134a folgende Fassung zu geben:

Die Arbeitsordnungen und Nachträge dürfen erst in Geltung treten, wenn nach ihrem Erlaß ein Zeitraum verstrichen ist, der die den Arbeitern für ihren Arbeitsvertrag zustehende Kündigungsfrist um drei Tage übersteigt.

Mit einer solchen Vorschrift würde auf das Recht der Arbeiter jede billige Rücksicht genommen sein.

Digitized by Google

Öffentliche Unsicherheit

Die Neue Preußische Zeitung brachte kürzlich aus Hagen in Westfalen folgenden Artikel:

Hagen, den 8. Juni. [Verrohung der Sitten.] Im rheinisch-westfälischen Industriebezirke läßt die allgemeine Sicherheit sehr zu wünschen übrig. Überall hört man laute Klagen über die Verrohung der Sitten u. s. w. Ein Menschenleben wird nichts geachtet, und schändliche Mordthaten, schwere Einbrüche u. s. w. sind wieder an der Tagesordnung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir als Ursache dieser Verwilderung der arbeitenden Bevölkerung einmal das Umsichgreifen der Sozialdemokratie, beziehungsweise der Gottlosigkeit und ferner die bessern „Lohnverhältnisse" hinstellen. In den siebziger Jahren, als die Arbeiter viel verdienten, waren sie auch auf dem Wege der Moral in starken Defekt gekommen, und heute geben sie dasselbe Bild. Kann man sich wundern, wenn in der morgen hierselbst beginnenden Schwurgerichtsperiode von sechs Fällen vier Sittlichkeitsverbrechen, ein Meineid und ein Todschlag vorliegen? Wohin werden wir gelangen, wenn da nicht bald Mittel und Wege gefunden werden, die dem bösen Treiben Einhalt gebieten! Erst vorgestern wurde in Oberhausen am hellen Tage ein friedlicher Arbeiter in einer Arena vor den Augen zahlreicher Zuschauer von drei Arbeitern überfallen und in gräßlicher Weise niedergestochen. Die Feder sträubt sich, alle die Schandthaten, die täglich verübt werden, niederzuschreiben.

Ähnliche Klagen sind mehrfach in der Kölnischen Zeitung erhoben worden; auch liegt uns eine Zusammenstellung der in wenigen Jahren in dem westfälischen Industriebezirke vorgekommenen Morde in der Schrift: „Die bestehende Organisation und die erforderliche Reorganisation der preußischen Polizeiverwaltung" (Berlin, Friedrich Luckhardt) vor, aus der folgendes hervorgeht. Es wurden ermordet: 30. Dezember 1878 Lisette Kost, 5. Juli 1879 Elise Riemenschneider, 7. August 1879 Lisette Schälken, 30. Juli 1880 Minna Pott, 1. November 1880 Hebamme Becker, 27. Juli 1881 Christine Rämelmann, 11. April 1881 Dienstmagd Ostermann und 27. Mai 1882 Dienstmagd Elise Gantenberg. Aus alledem ist zu schließen, daß es um die öffentliche Sicherheit schlecht bestellt ist und auf eine Besserung hingearbeitet werden muß.

Obgleich nun eine gründliche Abhilfe nur durch bessere Erziehung und höhere Kultur zu bewirken ist, so wird doch eine Maßregel nicht vermieden werden können, die augenblicklich den nötigen Schutz gewährt. Es ist dies eine schleunige Vermehrung und ordentliche Organisirung der Polizeikräfte. Wenn

Digitized by Google

ein Geschwür bösartig wird, so ist man schließlich auch genötigt, es aufzuschneiden, also äußere Mittel anzuwenden, die ja innere Mittel nicht ausschließen. Inwiefern in Oberhausen nach dieser Richtung Wandel zu schaffen ist, kann hier nicht beurteilt werden; außer Zweifel steht es aber, daß der erwähnte Überfall und die Verwundung nicht stattgefunden hätten, wenn hinreichende Polizeiposten auf der Straße gewesen wären. Die Stadt Oberhausen zählt gegen 20400 Seelen, die Polizeiverwaltung müßte daher außer dem Polizeichef mit seinen Sekretären aus einem Polizeiinspektor, zwei Polizeikommissaren und fünfzehn Polizeisergeanten oder Schutzleuten neben dem Nachtwächterkorps bestehen. Dieser Berechnung ist die Forderung zu Grunde gelegt, daß auf je 10000 Seelen der Bevölkerung ein Polizeikommissar und bei zwei Polizeikommissaren ein Polizeiinspektor, ferner auf je 1500 Seelen ein Polizeisergeant oder Schutzmann anzustellen sind. Die Forderung rührt aus früherer Zeit her und ist eigentlich schon veraltet und nicht mehr ausreichend, aber jetzt noch bei den königlichen Polizeiverwaltungen maßgebend. Viele höhern Polizeibeamten (es möge hier der umsichtige und thätige Herausgeber des Internationalen Zentralpolizeiblattes, der Leiter der Polizei in Mainz hervorgehoben werden) verlangen in größern Städten auf je 1000 Seelen einen Schutzmann. Wer die erforderliche Thätigkeit der Polizei zu beurteilen versteht, wird 1500 Seelen für einen Schutzmann als das Höchste ansehen. Der Schutzmann hat, um nur einige seiner Dienstgeschäfte anzuführen, in seinem Bezirk mit 1500 Seelen die Handbücher zu führen. Diese Bücher enthalten die Bewohner jedes Hauses und müssen durch Eintragungen der Zu- und Abgänge stets „auf dem Laufenden" erhalten werden. Zur Kontrolle müssen die Bewohner einzelner Häuser von Zeit zu Zeit mit den Hausbüchern verglichen werden. Diese Geschäfte müssen unbedingt von dem Schutzmann besorgt werden, weil die Kenntnis der in seinem Bezirk wohnenden Personen die Bedingung seiner Wirksamkeit ist. Die Führung dieser Bücher durch Schreiber ist unbedingt zu vermeiden. Der Bezirksschutzmann hat ferner täglich wenigstens zweimal seinen Bezirk zu durchgehen; er muß die Steckbriefe lesen und seinen Anteil an der Steckbriefkontrolle und der Fremdenkontrolle leisten, er hat Posten zu stehen oder Patrouillen zu machen, jene auf Bahnhöfen und lebhaften Straßen, diese in dünner bevölkerten Stadtteilen, er hat Gefangne zum Gericht und zum Polizeigefängnis zu bringen; er hat die Trödler, die der Hehlerei verdächtigen und die unter Polizeiaufsicht stehenden Personen zu beaufsichtigen, er hat in Kriminalfällen Durchsuchungen und Verhaftungen vorzunehmen. Kurz, seine unbedingt nötigen Geschäfte sind so mannichfacher und vielseitiger Art, daß nach der Berechnung von Sachverständigen zehn Dienststunden täglich bei dem Verhältnis von einem Angestellten zu fünfzehnhundert Seelen noch nicht ausreichen, und daß hierbei für die Ausbildung des Beamten, der wöchentlich wenigstens zwei Instruktionsstunden bei seinem Polizeikommissar

Digitized by Google

oder Inspektor oder sonstigen Vorgesetzten haben muß, noch nichts angerechnet ist. Wie aber die Verhältnisse in Wirklichkeit vielfach liegen, macht ein Beispiel aus der Deutschen Gemeindezeitung (Beiblatt zu Nr. 18, 1890) klar. Hier schreibt der Oberbürgermeister zu Remscheid eine Polizeiinspektorstelle aus und benachrichtigt die Stellensuchenden dabei, daß Remscheid einen Stadtkreis mit 40 000 Seelen bildet, daß das Polizeipersonal aus einem Polizeiinspektor, zwei Polizeikommissaren und elf Sergeanten sowie sechs Schutzleuten für den Nachtdienst besteht. Nach der vorhergehenden Ausführung müßte aber das Personal in Remscheid mindestens aus einem Polizeiinspektor, vier Polizeikommissaren und sechsundzwanzig Polizeisergeanten bestehen neben einem vollständig ausreichenden Nachtwächterkorps. Es fehlt also in Remscheid an zwei Polizeikommissaren und fünfzehn Polizeisergeanten. Welche Folgen die ungenügende Besetzung einer solchen Polizeiverwaltung hat, möge man in der vorerwähnten Schrift über die Polizeireorganisation ersehen. Wenn dies aber bei einer so intelligenten Gemeindeverwaltung und Vertretung, wie sie sich in Remscheid findet, vorkommen kann, so muß daraus geschlossen werden, daß die Aufsichtsbehörde nicht mit dem erforderlichen Nachdruck die Vervollständigung und nötige Organisirung verlangt. Ist die Gemeinde dazu wegen hoher Gemeindesteuern nicht imstande, so muß der Staat wirksam eintreten und die Polizeiverwaltung übernehmen. Ebenso steht es in Oberhausen, einer Treibhauspflanze, die in weniger als fünfzig Jahren aus einem unbekannten Flecken zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt emporgewachsen ist. Falls die an die Polizei gestellte gesetzliche Forderung, die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu erhalten, die dem Publikum drohende Gefahr abzuwenden und die Übertreter der Strafgesetze zu ermitteln und zur Untersuchung und Bestrafung zu bringen, erfüllt werden soll, muß man ihr die erforderliche Stärke geben, sonst sinkt ihr Ansehen, und ihre Thätigkeit wird sich darauf beschränken, die Gesetzesübertretungen zu sühnen, statt sie zu verhindern. Es soll keineswegs verkannt werden, daß die Staatsbehörde in allen Polizeifragen mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ist es doch dem Herrn Minister des Innern bis jetzt noch nicht gelungen, den mehrmals eingebrachten Gesetzentwurf wegen Regelung der Deckung der sächlichen Polizeikosten in beiden Häusern des Landtages durchzubringen, obwohl diese Regelung durchaus nötig ist, und die Anregung hierzu durch mehrere Beschlüsse des Abgeordnetenhauses gegeben ist. Trotzdem kann nur bedauert werden, daß der Gesetzentwurf in der letzten Sitzungszeit nicht wieder vorgelegt worden ist, und hoffentlich geschieht es noch in einer Herbstsitzung. Aber selbst das Scheitern dieses Gesetzes dürfte von andern, nötigern Maßregeln nicht abhalten. Es würde sich empfehlen, in erster Linie eine allgemeine Berichterstattung über die Verhältnisse der Polizeiverwaltungen nach bestimmten Fragen zu fordern, und damit sich das Material nicht gar zu sehr häuft, könnte man diese zunächst auf alle Polizei-

Digitized by Google

verwaltungen, städtische wie ländliche, königliche wie kommunale, bis zu 5000 Seelen abwärts ausdehnen. Das hierdurch gewonnene Ergebnis würde zu unaufschiebbaren Entschließungen drängen, weil eben die allgemeine Sicherheit nicht nur in den rheinischen oder westfälischen Industriebezirken, sondern auch anderswo wieder hergestellt werden muß, und sich dies nicht durch Neuanstellung einiger Gendarmen, so nützlich eine solche auch ist, bewirken läßt.

Eine hieraus sich ergebende umfangreiche Darstellung unsrer größern Polizeiverwaltungen würde die nötige Unterlage zu einer Reorganisation gewähren und insbesondre nötige Forderungen beim preußischen Landtage begründen. Solche Forderungen würden, wie mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann, zu machen sein, da die großen Städte mit mehr als 50000 Seelen und kommunaler Polizeiverwaltung, auch mit Hilfe von Zuschüssen, nicht in der Lage sind, diese den Anforderungen der Zeit entsprechend einzurichten. Es könnte hierbei nur in Frage kommen, ob man den betreffenden Gemeinden sehr bedeutende Lasten auf den Etat bringen oder königliche Polizeiverwaltungen auf Grund des § 2 des Gesetzes vom 11. März 1850 einrichten will. Der genannte § 2 lautet: In Gemeinden, wo sich eine Bezirksregierung, ein Land-, Stadt- oder Kreisgericht befindet, sowie in Festungen und in Gemeinden von mehr als 10000 Einwohnern kann die örtliche Polizeiverwaltung durch Beschluß des Ministers des Innern besondern Staatsbeamten übertragen werden. Auch in andern Gemeinden kann aus dringenden Gründen dieselbe Einrichtung zeitweise eingeführt werden.

Bei dieser gesetzlichen Grundlage ist nicht wohl zu erwarten, daß der jetzige Landtag wegen der erforderlichen Kosten Schwierigkeiten machen wird. Mag auch Opposition entstehen, die kommunalen Polizeiverwaltungen sind ja stets von der Demokratie gefordert worden, man wird sich der Verantwortung einer Ablehnung bei nachgewiesenem Bedürfnis und mit Rücksicht auf die Sozialdemokratie umso weniger aussetzen, als die augenblickliche Finanzlage nicht ungünstig genannt werden kann. Mögen infolge einer solchen Forderung auch einige Neubauten von Eisenbahnen zurückgestellt werden, es handelt sich um eine unbedingt nötige Maßregel. Hierbei soll nicht unausgesprochen bleiben, daß natürlich die Übertragung der ganzen örtlichen Polizeiverwaltungen an königliche Behörden gemeint ist, nicht etwa eine Trennung der Ordnungs- und Wohlfahrtspolizei von der Sicherheitspolizei in Frage kommen kann, die sich stets unzweckmäßig erweist. Mögen in Berlin die Sachen anders liegen, die dortigen Verhältnisse lassen sich schon aus dem einen Grunde mit denen der Provinzen nicht vergleichen, weil der Polizeipräsident in Berlin neben der Ortspolizeiverwaltung auch die Landespolizei hat und somit Vorgesetzter des einen Teil der Ortspolizei verwaltenden Oberbürgermeisters von Berlin ist.

Das Allgemeine Landrecht sagt: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung, zur Abwendung der dem

Digitized by Google

Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei." Es ist hiernach unzweifelhaft, daß dem Inhaber der Polizeigewalt, insbesondre dem von Sr. Majestät ernannten Polizeipräsidenten oder Direktor die Ausübung der Sicherheits- und Ordnungspolizei obliegt, und dem Versuch, Teile der letztern an Gemeindebehörden zu übertragen, Bedenken, die auf vorstehende gesetzliche Bestimmung gegründet sind, entgegenstehen. Aber auch abgesehen von diesen theoretischen Gründen, sind Gründe praktischer Art vorhanden, da bei den jetzigen kommunalen Polizeiverwaltungen ersichtlich ist, wie wenig sie ihrer Aufgabe genügen, wie schlecht z. B. überall neben dem mangelhaften Ordnungsdienst auf den Straßen der nächtliche Sicherheitsdienst ist. Solche Mängel sind nicht geeignet, das Vertrauen zur kommunalen Polizei zu erhöhen und ihren Wirkungskreis zu erweitern auf Kosten der besser verwalteten königlichen Polizei. Die Geschäfte der Polizei sind staatlicher Natur; überträgt man sie an gewählte Gemeindebeamten, so schwächt man die Autorität des Staats gegenüber den ohnehin sehr selbständigen Gemeinden. Auch die Steinsche Städteordnung vom 19. November 1808 hat lediglich die Verwaltung von Gemeindesachen nichtstaatlicher Angelegenheiten im Auge. Ein Hauptschade unsrer Zeit ist die künstliche Zusammenstellung verschiedner Verhältnisse. Durch Trennung der Polizei in verschiednen Gebieten an verschiedne Behörden werden die Verhältnisse noch schwieriger. Möchte deshalb das einfachste auch als das beste anerkannt und durchgeführt werden.

Der große Reorganisator des Militärwesens, v. Roon, hat sich ein unsterbliches Verdienst um das Haus Hohenzollern und das preußische und deutsche Vaterland erworben. Nicht minder groß wird das Verdienst dessen sein, der Preußen und Deutschland seine Sicherheit wiedergiebt, indem er die Polizei reorganisirt. Möge die große Arbeit bald begonnen werden; hohe Zeit dazu ist es.

Hegels Lehre über die Familie

In seiner Schrift über „Treitschke und das junge Deutschland" sieht der Verfasser, Paul Nerrlich, auf „unsern politischen Genius" (Bismarck) im neuen Jahrhundert den religiösen folgen und meint, man werde sich dann auch desjenigen Mannes wieder erinnern, vor dem selbst die beiden Humboldt bescheiden in den Hintergrund treten müßten. Hegel werde wieder das Feldgeschrei werden, um das sich die Besten der Nation, ja die Besten der Welt scharen würden, und

Digitized by Google

zwar „der Hegel, dem Strauß und Feuerbach die Schleppe tragen.“ Das wird nun sicher nicht geschehen. Hegels System, sein wissenschaftlicher Gedankenaufbau ist nicht mehr für unser heutiges Denken als grundlegend in der Weise anzusehen, daß Hegel auch heute noch wie einst Begründer und Meister einer die ganze Wissenschaft beherrschenden Schule zu sein verdiente; im Gegenteil, diese ganze sogenannte spekulative Erkenntnisweise, d. h. die Weise philosophischer Betrachtung, bei der der Gedanke sich rein aus sich selbst heraus, nicht aus der Erfahrung und aus den Dingen entwickelt, diese rein logische Konstruktion, deren gewaltigster Meister eben Hegel mit seinem rein gedanklichen Aufbau der Welt war, ist für immer dahin. Ehe man heutzutage überhaupt an ein Aufbauen von Gedanken geht, beobachtet, wägt, mißt und zählt man erst, und was man so durch exakte Forschung, also auf dem Wege des erfahrungsmäßigen Beobachtens, als Thatsache gefunden hat, das übergiebt die Naturwissenschaft (das Wort im weitesten Sinne) der Geisteswissenschaft, der Philosophie, zur weitern Verarbeitung des Gedankens. Also nicht, weil Hegel noch nach allen Seiten hin der Philosoph unsrer Zeit sein könnte, ist er für uns von Bedeutung; die logisch-metaphysische Seite seines Systems, durch die er sich als der größte moderne Gnostiker darstellt, ist für unser heutiges Denken eine überwundene Sache, und darum ist gerade seine religiöse Anschauung für uns ebenfalls eine überwundene Sache. Aber etwas andres ist es mit den Stücken seines Systems, wo auch sein Denken wirklich korrekt, d. h. dem Gebiete der Erfahrung, sowohl der äußern als der innern Erfahrung, entnommen ist. Das ist aber vorzugsweise auf dem Gebiete der Sittlichkeit der Fall. Da giebt sich bei ihm ein außerordentlich tiefes und bedeutendes Erfassen der sittlichen Idee in allen ihren Beziehungen kund, und daher kommt es auch, daß gerade auf diesem Gebiete viele Hegelsche Ausdrücke so sehr Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, daß auch die heutige wissenschaftliche Sprache noch damit arbeitet.

Wir wollen uns hier mit Hegels Auffassung der Familie beschäftigen, besonders, wie er sie in seiner Rechtsphilosophie niedergelegt hat, demjenigen Hegelschen Werke, von dem vorzugsweise das Wort von Ed. Gans gilt: „Seine unterscheidende Kunstsprache wird sich verlieren, aber seine Tiefen werden ein Gemeingut werden.“ Und zwar fragen wir näher darnach, wie Hegel den Begriff, die Idee der Sittlichkeit in der Form der Familie faßt. Wir wollen also, was wir ausdrücklich betonen, hier nicht etwa über die Sittlichkeit in der Familie reden, sondern unsre Betrachtung soll darauf gehen, inwiefern sich die Idee der Sittlichkeit eine Gestalt giebt in dem menschlichen Verhältnis, das wir „Familie“ nennen.

Um was es Hegel beim Aufbau seiner Rechtsphilosophie in letzter Absicht zu thun war, das ist die Lehre vom Staate. Wenn aber irgendwo, so ist in der Lehre vom Staate die Hegelsche Auffassung die der heutigen Welt geworden.

Digitized by Google

Der Staat ist für Hegel, was er heutzutage für jede wissenschaftliche Auffassung ist, die Gesamtheit der Sittlichkeit, d. h. die alle sittlichen Mächte in sich schließende, umfassende Form. Fragt man, was heißt „sittlich," so ist nach Hegel das Sittliche diejenige „Subjektivität, die die Objektivität des Guten zu ihrem Inhalt hat," d. h. mit nicht technischen Ausdrücken die Sache wiedergegeben, das Sittliche ist die Gesinnung, die das an sich seiende Rechte, die Idee, den Begriff des Guten zu ihrem Inhalte hat. Wir bezeichnen das mit dem Ausdrucke „Moralität," im Unterschiede von „Legalität," die bloß ein äußerliches gesetzliches Verhalten ist. Diese Moralität nennt Hegel auch selbst mit einem schönen deutschen Ausdruck das „lebendige Gute" oder die „Freiheit" und kommt so zu dem bedeutungsvollen Satz: Die Sittlichkeit ist die Freiheit oder das lebendige Gute.

Indem nun Hegel die Idee der Freiheit in ihren einzelnen „Momenten konstruirt," oder (um auch hier die termini technici fallen zu lassen, denn man kann auch die Hegelsche Philosophie ganz gut mit deutschen Ausdrücken wiedergeben, wenn es auch schwer ist, man muß sie nur verstanden haben), indem er die Ordnung der sittlichen Bestimmungen des Guten wissenschaftlich gegliedert aufführt und hinstellt, stellt er auch damit die sittlichen Mächte auf, deren zusammenfassende Ordnung, ihre Gesamtheit, wie bereits gesagt, für Hegel der Staat ist, dieser gegliederte Bau der Vernünftigkeit, worin die Vernunft ihre Objektivität, ihre Wirklichkeit hat. Der Satz: Im Staate besitzt die Sittlichkeit ihr eignes Wesen, und der andre Satz: Im Staate hat die Vernunft ihre Wirklichkeit, drücken dasselbe aus. Darin, daß der Einzelne Bürger eines guten Staates ist, kommt der Mensch, wie zu seiner Vernünftigkeit, so zu seiner Sittlichkeit, und in diesen beiden zu seiner Freiheit.

Es fragt sich nun: welches sind die „Momente," d. h. die einzelnen Teile und Glieder der Sittlichkeit, die den Bau der höchsten Vernünftigkeit ausmachen, mit andern Worten: welches sind die sittlichen Mächte, die die Voraussetzungen und Grundlagen des Staates bilden? In der Beantwortung dieser Frage kommt Hegel auf die Familie zu sprechen. Die Lehre von der Familie bildet ihm einen integrirenden, einen zum Ganzen notwendig gehörenden Teil der Lehre vom Staate. Sie ist die Grundlage im System, im Lehrgebäude der Sittlichkeit. Betrachten wir uns das näher.

Was Hegel als die sittliche Substanz, als das sittliche Wesen der Familie ansieht, ist das, daß in ihr „die Substantialität des Geistes," d. h. sein wesenhaftes Sein, sich als Einheit meiner und des andern oder der andern unmittelbar geltend macht. Der Ton liegt hier auf dem „unmittelbar." Denn Geist als unmittelbarer gesetzt ist Empfindung. Der Geist der Familie ist also sich empfindende Einheit. Diese Einheit des einen mit dem andern als Empfindung nennen wir Liebe. Der Einzelne hat nun in der Familie sein Selbstbewußtsein eben in dieser Einheit, in der Familienliebe. Darum will

Digitized by Google

er in seiner Familie nicht Person für sich sein, sondern er weiß sich als „Mitglied" seiner Familie. In der Einheit der Familie giebt es kein „Fürsichsein." Mein wahres Selbstbewußtsein habe ich da vielmehr im Aufgeben meines Selbst. In der wahren Familie ist die Liebe allein der sie bestimmende Geist.

Wenn nun die Liebe Empfindung, empfundene Einheit ist, so erklärt es sich, wie im Staate nicht mehr sie das Bestimmende sein kann; denn die Einheit des Staates ruht nicht mehr in der Empfindung, sondern in der Vernunft; das Bestimmende im Staate ist die Einheit des Gesetzes, denn im Gesetze giebt sich die Vernunft des Staates ihren Ausdruck. Je mehr nun die Familie in ihre Auflösung übergeht, was dadurch geschieht, daß die Glieder einer Familie zu selbständigen Personen werden, umso mehr tritt auch das Gesetz an die Stelle der Liebe; je mehr dagegen die Familie in ihrer Einheit ruht, desto weiter ist sie vom Gesetz. Ihre Wahrheit besteht in der Einigkeit.

Aus diesen Sätzen ergiebt sich von selbst die Stellung, die Hegel der Frau anweist, deren Leben und Wirken sich in der Einheit der Familie abspinnt und nichts mit der Leitung des Staates und der öffentlichen Geschäfte zu thun hat. Frauenemanzipation als ein Heraustreten der Frau aus den Grenzen des Hauses und eine Teilnahme an den öffentlichen Geschäften war für Hegel nicht nur ein Greuel, sondern auch ein Unsinn, ein Verstoß gegen die Vernunft. Vorschläge, wie den unsrer fortschrittlichen Politiker diesseits und jenseits des Wassers, ältern oder jüngern Damen das Wahlrecht zu geben, oder auch nur sich als Studenten auffspielen zu lassen, oder gar Versuche von Frauenhänden, die Staatsmaschine regieren zu wollen, würde Hegel als ganz unstatthaft und weil mit dem Wesen der Frau nicht verträglich, darum unvernünftig, zurückgewiesen haben.

Es fragt sich nun weiter: Welches sind die „die Totalität der Familie konstituirenden Momente," d. h. was gehört zur Bildung der Familie, nach welchen Seiten hin vollendet sie sich? Als solche die Familie vollendende Seiten, wie Hegel es nennt, „Momente," giebt er drei an; sie vollendet sich in der Ehe, in dem Gut der Familie, in der Erziehung der Kinder.

Die Ehe ist die natürlich-geistige Einheit zweier Personen verschiednen Geschlechts. Mit dieser Bestimmung ist ausgesagt, daß in der Ehe das „bloß Natürliche" in ein Geistiges, Bewußtes, Sittliches umgewandelt wird. Die Ehe ist darum wesentlich ein sittliches Verhältnis. Sie ist nicht bloß in die Liebe zu setzen als zufällige Neigung, sondern in die sittliche Liebe, „die zugleich das Moment des Rechts in sich aufgenommen," das Recht als Bestandteil in sich hat, wodurch die Ehe ein „Ehestand" und damit von dem „bloß Subjektiven," d. h. hier von dem Launenhaften der Neigung, befreit wird. Allerdings, der Ausgangspunkt der Ehe ist subjektiv; zunächst die besondre Neigung der beiden Personen, oder auch die Veranstaltung der Eltern; Hegel

Digitized by Google

sieht diese Veranstaltung der Eltern unter gewissen Verhältnissen als ganz ordnungsmäßig an; er sagt, es hänge das von der Reflexion der Betreffenden ab, d. h. von der Ausbildung ihrer geistigen Anlagen und des Verhältnisses, das sie sich zur Welt geben. Subjektiv ist weiter auch noch der Ausgangspunkt für die Ehe, wenn der Entschluß zur Verehelichung den Anfang macht und die Neigung zur Folge hat, sodaß bei dem Eintritt in den Ehestand nun beides, die Fürsorge und die Neigung, vereinigt ist. Hegel meint, es könne dies sogar als der sittlichere Weg angesehen werden. Gegen die Verheiratung zu jugendlicher Personen, wo von keiner Seite noch eine Fürsorge für ein Hauswesen getroffen ist, und gegen eine Gesetzgebung, die das Eingehen der Ehe allzuleicht macht, würde sich Hegel nach dem, was er hier bei diesem Punkte sagt, mit aller Entschiedenheit gewendet haben.

Zu diesem subjektiven, d. h. in der Neigung und in dem Entschluß der beiden Personen gelegenen Ausgangspunkt, muß aber nun der objektive, d. h. hier der nach außen sich geltend machende und kund gebende hinzukommen, um das Eheverhältnis, den Ehestand, zu begründen. Er besteht in der freien Einwilligung der Personen, eine Person ausmachen zu wollen, ihre Einzelpersönlichkeit in der Einheit der Ehe aufzugeben, eine Selbstbeschränkung, die doch zugleich eine Befreiung der Persönlichkeit ist, weil in der Einheit der Ehe erst das „substantielle Bewußtsein" gewonnen wird, d. h. dasjenige Bewußtsein, das sich im andern eins weiß und darin erst sein wahres Selbst hat. Diese freie Einwilligung ergänzt Hegel an einer andern Stelle seiner Rechtsphilosophie dadurch, daß er die Schließung und Wirklichkeit der Ehe zu stande kommen läßt durch eine feierliche Erklärung der Einwilligung zum Ehebunde und durch eine Anerkennung und Bestätigung dieser Erklärung von seiten der Familie und der Gemeinde. Gerade durch das Vorangehen dieser feierlichen Erklärung und Anerkennung durch die Sprache als das geistigste Dasein des Geistigen wird die eheliche Verbindung als eine sittliche hingestellt.

Als sittliche Einheit beruht die Ehe nun in der Liebe, dem Zutrauen und der Gemeinsamkeit der ganzen „individuellen Existenz," der ganzen Persönlichkeit, und je mehr sich dieser ihr substantieller, wesenhafter Zweck verwirklicht, je mehr das geistige Band zu seinem Rechte kommt, umso mehr wird die Ehe von der Zufälligkeit der Leidenschaft gelöst. Falsch dagegen ist die mönchische Ansicht, die Seite der Natürlichkeit schlechthin zu negiren und als unberechtigt aufzuheben. Denn sie giebt der Natürlichkeit eben durch die Trennung von dem Geistigen eine unendliche Wichtigkeit für sich, die ihr gar nicht zukommt. Sie ist eine Anschauung, die auf dem Grunde einer rohen Zeit steht und für eine solche paßt. Gerade das unterscheidet die Ehe vom Konkubinat, daß es bei diesem hauptsächlich auf die Befriedigung des Naturtriebes ankommt, während dieser bei der Ehe zurückgedrängt ist. Eheleute sprechen darum ohne Erröten von natürlichen Vorgängen, die sonst ein Schamgefühl hervorbrächten.

Digitized by Google

Je mehr die Ehe nun ihren Zweck erreicht, desto unauflöslicher ist sie. An sich ist sie, da ihr Zweck ein sittlicher ist, unauflöslich, d. h. sie soll nicht aufgelöst werden. Aber sie ist es nur an sich, ihrer Bestimmung nach, und darum trägt sie auch die Möglichkeit der Auflösung in sich. Das thut sie, weil sie die Seite der Empfindung in sich hat, diese zu ihrem Bestande gehört. Wo Empfindung ist, da ist auch Schwanken möglich. Die Gesetzgebungen müssen die Auflösung der Ehe aufs schärfste erschweren, um das Recht der Sittlichkeit gegen das Belieben aufrecht zu erhalten; aber sowenig ein Zwang stattfinden kann, in die Ehe zu treten, so wenig giebt es ein nur rechtlich positives, verpflichtendes Band, das die Eheleute bei entstandenen niedrigen und feindseligen Gesinnungen noch zusammenzuhalten vermöchte. Sie kann also, und es ist das ein wesentlicher Unterschied zwischen der ehelichen und der staatlichen Vereinigung, getrennt werden, wenn eine gänzliche Entfremdung eingetreten ist, wie z. B. durch Ehebruch. Hegel zitirt dies Beispiel, aber eben nur als Beispiel; jede Art gänzlicher Entfremdung erlaubt die Ehescheidung. Er bezieht sich hier auf ein Wort Christi: „Um eures Herzens Härtigkeit willen" ist die Scheidung zugestanden.

Zur Scheidung selbst ist aber eine sittliche Autorität notwendig, die das Recht der Ehe und ihres sittlichen Wesens (ihrer Substantialität, wie Hegel sagt) gegen die Zufälligkeiten bloß „temporärer" Stimmung festhält, diese von der völligen Entfremdung unterscheidet, die letztere anerkennt und erst in diesem Falle die Scheidung eintreten läßt.

Sehr ausführlich, in einem besondern Zusatz zu § 164 der Rechtsphilosophie, spricht Hegel über eine Anschauung von der Ehe, sowohl ihrem Eingehen als ihrem Bestand, wie sie die heutige Sozialdemokratie wieder zur Geltung bringen will. Er behandelt da die Ansicht von der freien Liebe, der die Schließung der Ehe als überflüssig erscheint, als bloße Formalität, weil nur die Liebe das „Substantielle," das allein Gehaltvolle sei. Zu Hegels Zeit hat Friedrich von Schlegel diese Ansicht in der Lucinde aufgestellt. Es versteht sich von selbst, daß Hegel bei seinem ausgeprägten Sinn für das Echte in den sittlichen Verhältnissen, sich für die unbedingte Forderung erklärt, daß die Liebe die Gestalt der Ehe erhalte, weil nur in ihr die beiden Seiten, die in der Liebe sind, die natürliche und die sittliche, ihr wahrhaftes, vernünftiges Verhältnis erhalten. Dabei sagt Hegel über die eheloſe Hingebung und deren verschiedne Beurteilung in der Gesellschaft am Mann und an der Frau, daß diese sich daraus erkläre, daß das Mädchen in der sinnlichen Hingebung ihre Ehre aufgiebt, was bei dem Manne, der noch ein andres Feld seiner sittlichen Thätigkeit als die Familie hat, nicht so der Fall sei. Die Bestimmung der Frau besteht wesentlich nur in dem Verhältnis der Ehe. Der Mann hat dagegen sein wirkliches, substantielles, d. h. hier sein berufsmäßiges Leben im Staat, im Kampf und in der Arbeit mit und in der

Digitized by Google

Außenwelt. Aus den Gegensätzen und Widersprüchen, durch die er hier hindurch geht, erkämpft er sich seine sittliche Stellung wie seine Überzeugung, die Einheit mit sich selbst, die Treue gegen sich selbst. Diese Einheit mit sich, die der Mann im Kampfe mit der Außenwelt erringen muß, diese hat die Frau in „subjektiver Sittlichkeit," in der Weise der Empfindung, oder wie Hegel das einmal sehr schön nennt, in der Form der Pietät, ein Wort, was recht schwer zu übersetzen ist, wenn man es dem ganzen Umfange seiner Bedeutung nach zum Ausdruck bringen will. Denn mit Pietät will Hegel die Einigkeit des Empfindens und der sittlichen Gesinnung bezeichnen; er nennt das auch „substantielle Innerlichkeit," eine Innerlichkeit, die sich eins fühlt mit den geltenden sittlichen Mächten. Sie nun, diese in dem sittlichen Wesen gegründete Innerlichkeit, diese Pietät, ist vorzugsweise das Gesetz des Weibes, wie es Sophokles in der Antigone als der erhabensten Darstellung aller Pietät ausgesprochen hat. Es ist zugleich das ewige Gesetz, das Gesetz der Unterirdischen, von dem niemand weiß, von wannen es kam, das ungeschriebene Gesetz, im Gegensatz zu dem Gesetz des Staates, dem geschriebenen. Die Pietät hat aber ihre Heimstätte in der Familie, und das ist der Grund, weshalb die Frau das Haus nach innen zu vertreten, im Hause zu walten hat. Wie der Mann die Sittlichkeit am Weibe in der Form der Pietät anschaut und ein pietätloses Weib ihm immer ein Greuel sein wird, so wird er dagegen die Frau zarten Sinnes gern als Herrin des Hauses betrachten und ihrem Urteil überall da vertrauen, wo es sich um die „ungeschriebenen Gesetze" handelt. Es ist aber auch wegen dieser Bestimmung des Weibes, daß die Bildung der Frau sich mehr im ruhigen Entfalten, der Pflanze ähnlich, vollzieht, als im Eifer des Ringens; sie geschieht mehr durch die Vorstellung, als durch den Gedanken, und mehr durch das Leben am häuslichen Herd, als durch das Erwerben von wissenschaftlichen Kenntnissen.

Aus dem Begriff der Ehe ergiebt sich, daß sie Monogamie, Einehe ist. Denn wenn sie die gegenseitige ungeteilte Angehörigkeit ist, „Identität meiner im Andern," so kann das Andre nur als „Individuum," als persönliche Eigenheit erfaßt werden. Die Monogamie ist darum ein „absolutes Prinzip," eine unbedingte Voraussetzung, worauf die Sittlichkeit eines Gemeinwesens beruht, und die Stiftung der Ehe gilt als eines von den Gesetzen der göttlichen Ordnung, wie sie sich in dem umfassendsten Gemeinwesen, dem Staate, darstellt.

Weiter geht aus dem Begriff der Ehe hervor, daß sie aus ursprünglich verschiednen Persönlichkeiten, also aus getrennten Familien geschlossen werde. Denn zur vollen Persönlichkeit gehört deren Eigentümlichkeit. Aber innerhalb ein und derselben Familie, dieses „natürlich-identischen," natürlich-einheitlichen Kreises, haben die Personen eben nicht diese eigentümliche, für sich selbst seiende Persönlichkeit gegen einander. Weil nun die Eigenheit fehlt, kann auch nicht

Digitized by Google

das Aufgehen im Andern die volle Freiheit haben, die zu einer sittlichen Handlung und zu einem sittlichen Verhältnis gehört. Die Ehe unter nahen Blutsverwandten ist daher ihrem Begriffe selbst zuwider, wie sie auch wahrhafter natürlicher Empfindung zuwider ist. Blutsverwandte sind schon in unmittelbarer Natürlichkeit vereinigt; was aber schon vereinigt ist, das kann nicht erst noch vereinigt werden. Was vereinigt werden soll, das muß vorher getrennt sein. So ist die Scheu vor Ehen unter Blutsverwandten schon durch den Begriff der Sache gerechtfertigt, wie es denn auch bekannt ist, daß die Kraft des Geistes und des Körpers bei fortgesetztem Heiraten in einer Familie immer mehr abnimmt; Kraft stellt sich überall nur her aus Gegensätzen.

Wir kommen nun an das zweite Stück, das die Familie bildet, an das Gut der Familie. Als eine Einheit hat die Familie ihre äußerliche Realität, ihren äußerlichen Bestand in einem Eigentum; durch das Eigentum hat sie ihr Dasein als ein wirksames, wodurch sie etwas vermag. Daher ist das Eigentum das Vermögen der Familie. Es gehört also zum „substantiellen Dasein" der Familie und bildet einen wesentlichen Bestandteil von ihr, oder, wie Hegel das ausdrückt: das Vermögen der Familie bildet „ein den Begriff derselben konstituirendes Moment." Wie die Familie eine Einheit ist, so ist sie auch eine rechtliche Person; darum hat sie, wie die Person überhaupt, das Bedürfnis eines bleibenden sichern Besitzes; solchen Besitz nennen wir eben Vermögen. Das Streben nach Vermögen wird erst in der Familie wahrhaft sittlich. Denn das Bedürfnis sowie die Eigensucht des bloß Einzelnen verändert sich in der Familie in die Sorge für ein Gemeinsames. Darin liegt die sittliche Bedeutung des Vermögens, des festen Eigentums. Darum erscheint auch die Einführung des Eigentums und die der Ehe in den Sagen von den Stiftungen der Staaten bei einander, wie wir sie auch bei einander finden in der herrlichsten poetischen Wiedergabe dieser Sagen in Schillers „Eleusischem Feste."

Die Sorge für die Bedürfnisse und damit für den Erwerb nach außen sowie die Verwaltung und die Verfügung über das Familienvermögen kommt dem Manne zu, der die Familie als ihr Haupt vertritt. Trotzdem ist der Erwerb gemeinsames Eigentum, an das jedes Familienglied sein Recht hat, ohne daß irgend ein Glied ein besondres Recht daran geltend machen könnte. Wegen dieses gemeinsamen Rechtes und des dem Haupte der Familie zustehenden Verfügungsrechtes, das etwas Besonderes ist, können „Kollisionen" zwischen dem Haupt und den andern Familiengliedern vorkommen, von denen Hegel nicht sagt, wie sie ihre Lösung finden. Eine allgemeine Regel dafür läßt sich auch gar nicht aufstellen; jeder Fall erfordert seine eigne Lösung, die bisweilen, wenn starke Gegensätze in Konflikt geraten, recht tragischer Natur ist.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß in der Ehe Gütergemeinschaft das natürlich-sittliche Verhältnis ist. Eheverträge haben nur einen Sinn für den

Digitized by Google

Fall der Trennung der Ehe, sei es durch Tod oder sonstwie. Für solchen Fall wird dann durch Gesetz oder Vertrag den zur Familie gehörigen ihr Anteil an dem Gemeinsamen erhalten. Daß aber das Vermögensverhältnis einen wesentlichern Zusammenhang habe mit einer noch weitern Blutsverwandtschaft, als mit den in der Familie durch die Ehe verbundenen Personen, daß etwa, um den Familienglanz, den splendor familiae, zu erhalten, nur die männlichen Mitglieder zur Familie gerechnet werden oder, soweit das Vermögen in Betracht kommt, in einem besondern, bevorzugten Verhältnis stehen, entspricht dem sittlichen Wesen der Familie nicht.

Das dritte „Moment," durch das sich die Familie vollendet, ist die Erziehung der Kinder. Gehört zur Ehe die Einheit, die als ihr natürlich-sittlicher Gehalt, als ihre „Substantialität" vorerst Innigkeit, Gesinnung ist und in beiden Eheleuten gesondert besteht, so tritt im Kinde die Einheit der beiden Eltern als eine für sich seiende Existenz, als Gegenstand auf, und zwar als Gegenstand ihrer Liebe. Ihre eigne Liebe wird ihnen im Kinde objektiv. Die Mutter liebt im Kinde den Gatten, dieser in ihm die Gattin. Sie haben beide in ihm ihre Liebe vor sich. Ist im Vermögen die Einheit nur in einer äußerlichen Sache vorhanden, so ist sie es in den Kindern in einem Geistigen, in dem die Eltern sich lieben und das sie lieben.

Wegen der Einheit mit den Eltern hat das Kind das Recht, aus dem gemeinsamen Familienvermögen ernährt und erzogen zu werden. Erzogen, weil der Mensch das, was er sein soll, nicht aus Instinkt wird, sondern es sich erwerben muß. Das Kind hat also ein Recht, erzogen zu werden. Dagegen haben die Eltern ein Recht auf die Dienste der Kinder. Sie haben auch ein Recht auf die Willensbestimmung des Kindes. Aber dies wird in beiderlei Hinsicht durch den Zweck bestimmt, sie in Zucht zu halten und zu erziehen. Auch die Dienste, die von den Kindern gefordert werden, dürfen nur den Zweck der Erziehung haben und müssen sich auf sie beziehen; sie dürfen nicht etwas für sich sein wollen. Das unsittlichste Verhältnis ist das Sklavenverhältnis der Kinder.

Eine Hauptsache der Erziehung ist die Zucht. Durch sie gilt es, das bloß Natürliche auszurotten, d. h. den Eigenwillen zu brechen. Wenn im Staate der Zweck der Bestrafung die Erfüllung der Gerechtigkeit ist, d. h. daß dem Recht genug geschehe, so ist am Kinde die Strafe sittlicher Natur, nämlich Erhebung des noch im Sinnlichen, im Natürlichen befangnen Willens und Bewußtseins zum allgemeinen (allgemein giltigen), zum sittlichen Wollen. Wo es aber gilt, das Natürliche auszurotten, da muß man nicht meinen, bloß mit Güte, mit Gründen und Vorstellungen auszukommen. Denn gerade darin besteht der natürliche Wille, daß er nach Gelüsten, also nach unmittelbaren Einfällen handelt, nicht nach Gründen und Vorstellungen. Legt man den Kindern Gründe vor, so stellt man alles in ihr Belieben; denn man über-

Digitized by Google

läßt es ihnen, ob sie diese wollen gelten lassen. Die Kinder haben das Gefühl der Unterordnung und darum das Bedürfnis des Gehorsams; wird dies nicht genährt, so entsteht vorlautes Wesen, Naseweisheit. Die Notwendigkeit, erzogen zu werden, ist in den Kindern eben als das Gefühl vorhanden, in sich, so wie sie sind, unfertig zu sein; daher die Sehnsucht groß zu werden, der Welt der Erwachsenen, die sie als etwas Höheres ahnen, anzugehören. Die Pädagogik der Güte, diese spielende Pädagogik, ist dagegen bestrebt, die Kinder in ihrer Unfertigkeit als fertig vorzustellen und sie darin befriedigt zu machen. Sie nimmt das Kindische als etwas, das schon an sich gelte, und setzt ihnen das Ernsthafte in eine kindische, von den Kindern selbst gering geachtete Form herab. So verunreinigt sie das eigne bessere Bedürfnis des Kindes und bewirkt teils Interesselosigkeit und Stumpfheit für die Welt des Geistes, teils Verachtung der Menschen, die sich ihnen selbst als kindisch vorgestellt haben. Dagegen schafft sie eine Eitelkeit und einen Eigendünkel, der sich an der eignen Vortrefflichkeit weidet.

Wenn aber Hegel die Zucht als Hauptsache aller Erziehung hinstellt, so ist er weit entfernt, etwa darunter das Verhältnis des römischen Kindes zum Vater zu verstehen. Dieses nennt er vielmehr eine Einrichtung, durch die sich die römische Gesetzgebung befleckt habe, eine Kränkung der Sittlichkeit in ihrem innersten und zartesten Leben. Im Gegenteil kommt ihm alles darauf an, daß die Sittlichkeit in dem Kinde zur unmittelbaren, gegensatzlosen Empfindung werde. In dieser soll als dem Grunde des sittlichen Lebens das Gemüt in Liebe, Zutrauen und Gehorsam sein erstes Leben gelebt haben. Darum, weil die Sittlichkeit zuerst als Empfindung in das Kind gepflanzt werden muß, ist die Erziehung durch die Mutter für das erste Leben des Kindes so überaus wichtig.

Mit der vollendeten Erziehung hat die Familie ihren Zweck erreicht. Dieser Zweck ist, sich aufzulösen. In der Volljährigkeit wird die freie Persönlichkeit des Erzogenen anerkannt und damit seine Fähigkeit, teils eignes, freies Eigentum zu haben, teils eine eigne Familie zu stiften, worin er nunmehr seine wesentliche Bestimmung hat und gegen die die erste Familie als erster Grund und Ausgangspunkt zurücktritt.

Die natürliche Auflösung der Familie durch den Tod der Eltern, insonderheit des Vaters, hat in Ansehung des Vermögens die Erbschaft zur Folge, die also ihrem Wesen nach ein Eintreten des Familienmitgliedes in den eignen Besitz des bisher gemeinsamen Vermögens ist. Neben dieser Erbschaftsart ab intestato giebt es eine zweite Weise zu erben, durch Testiren. Aber das Testiren darf nicht bloße Willkür sein; willkürliches Recht zu testiren als ein Prinzip für Erbfolge gelten zu lassen, wie es das römische Recht thut, ist Härte und Unsittlichkeit zugleich. Solch willkürliches Recht steht dem Rechte der Familie gegenüber und enthält für sich nichts, was höher als das Familien-

Digitized by Google

recht zu achten wäre. Sittlicherweise kann ein solches Dispositionsrecht nur da eingeräumt werden, wo kein voller Familienkreis für den Disponenten da ist; je entfernter das Familienverhältnis ist, worin er steht, desto unwirksamer wird es in Beziehung auf die Erbfolge. Wo aber der Familienkreis wirklich da ist, würde die Unwirksamkeit des Familienverhältnisses zum Unsittlichen gehören. Auch wo Glieder der eignen Familie zwar da sind, aber bereits zu rechtlich selbständigen Personen geworden sind, da mag innerhalb des Familienkreises etwas von Willkür und Unterscheidung unter den Erben eintreten; sie darf aber doch nur höchst beschränkt stattfinden, um das Grundverhältnis, die Gleichheit, nicht zu verletzen.

Eine Ungleichheit eintreten zu lassen, etwa zur Erhaltung und zum Glanze des Stammes oder Hauses, durch Familienfideikommisse u. s. w., beruht auf einer Willkür, die nach Hegel kein sittliches Recht für sich hat. Denn nicht sowohl dieser Stamm, dieses Haus hat das Recht, aufrecht erhalten zu werden, sondern zuerst die Familie selbst. In solchen Einrichtungen ist die Bedeutung der Ehe, daß sie die Stiftung einer eigentümlichen Familie ist, gegen die die stirps oder gens zu einem fremden Wesen wird, vollständig verkannt. Das Recht der Ehe gründet sich zuerst auf die Liebe; diese aber ist Empfindung für wirkliche, gegenwärtige Personen, nicht für ein Fremdes, ein „sich verunwirklichendes Abstraktum."

So sieht Hegel in der Befugnis zu testiren mehr eine Verletzung sittlicher Verhältnisse, als eine sittliche Berechtigung der Freiheit. Testamente sind zu gestatten, aber, wie schon oben angedeutet, der Gesichtspunkt hierfür muß sein, daß dieses Recht mit dem Auseinanderfallen und der Entfernung der Familienglieder entsteht und größer wird nach dem Maße solcher Entfernung. Überhaupt ist mit dem Testiren, abgesehen davon, daß dadurch für allerlei niederträchtige Bemühungen eine Gelegenheit geschaffen wird, etwas Widriges und Unangenehmes verbunden; denn man erklärt in dem Testamente, wer die seien, denen man geneigt ist. Die Zuneigung ist aber etwas Willkürliches; sie kann auf diese oder jene Weise erschlichen werden, an diesen oder jenen läppischen Grund geknüpft sein. Streng genommen läßt sich ein Recht zu testiren nur in Ermangelung der eignen Familie behaupten.

Das sind Hegels Gedanken über die Sittlichkeit in der Form der Familie. Man braucht nicht Hegelianer zu sein, um ihr Schwergewicht zu fühlen. Worauf wir schon hinwiesen, gerade in den sittlichen Fragen hat sich Hegel als der Denker erwiesen, der das Vernünftige in den sittlichen Verhältnissen, das zugleich ihre Wahrheit ist und darum ihre Wirklichkeit sein soll, mit klarem Auge erkannt und ins denkende Bewußtsein erhoben hat. Darum, so sehr auch seine Philosophie in ihrer Schulform vergangen ist und so sehr seine logisch-metaphysischen Spekulationen vielfach als bodenlose Idealität zu betrachten sind, die Tiefe seiner Gedanken auf dem sittlichen Gebiete, sein Urteil über

Digitized by Google

die ſittlichen Werte und deren eindrucksvolle Betonung für ein edles und vernünftiges Menſchentum ſtellen auch Hegel in die Reihe der erlauchten Geiſter, von denen Goethe ſagt:

Preiſet die Würdigſten hoch! Wie herrlich leuchtende Sterne
Streute ſie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Hermann Sudermanns Erzählungen

Von Moritz Necker

Das erſte folgenreiche Erlebnis jedes tiefer angelegten Menſchen nach erwachtem Selbſtbewußtſein iſt der Konflikt mit der Konvention, der Gegenſatz, in den die Innerlichkeit mit ihren Träumen und Idealen zu der ſie umgebenden Geſellſchaft gerät, die dieſen Idealen nicht entſpricht. Das erlebt jedes tiefere Gemüt, das gehört zu den Jugendkrankheiten des edleren, reicher angelegten Geiſtes, und davon haben unzähligemale Dichter, Philoſophen und Biographen berichtet. Goethe tritt in die Litteratur mit Werthers Leiden ein: Werther iſt kein Mann der Geſellſchaft; Schiller will mit ſeinen Räubern das tintenkleckſende Säkulum aus den Fugen treiben; der grüne Heinrich Gottfried Kellers gerät gar ſchon in der Schule in Konflikt mit dem Lehrer, der ſich den wunderlichen Knaben nicht erklären kann; Byron iſt wie Jean Jacques Rouſſeau ſein ganzes Leben in dieſem Gegenſatz ſtecken geblieben; Hebbels Maria Magdalena hat dasſelbe Thema des Widerſpruches zwiſchen Natur und Übereinkunft; und Schopenhauer erklärt nicht mit Unrecht jeden Jüngling geradezu für einen Flachkopf, wenn nicht für eine gemeine Natur, der dieſen ſchickſalsvollen Konflikt mit der Geſellſchaft, in die er hineinzuwachſen hat, nicht erleben muß. Denn die wirklichen Zuſtände der menſchlichen Gemeinſchaft ſtimmen mit den Forderungen eines naiven Ideals niemals überein. Sie ſind vielmehr das Ergebnis von Zugeſtändniſſen, Abfindungen mit ihm und überkommenen Zuſtänden, die teils geachtet, teils gefürchtet werden. Macht und Recht auf Macht ſind nicht immer und überall in derſelben Hand vereinigt. Der reiche Mann iſt nicht immer der weiſe Mann oder auch nur der gute Mann. Unſre Eltern und Erzieher, zu denen wir in langen Kinderjahren verehrungsvoll emporſahen, ſind nicht immer wirklich jene Ideale, die wir nach errungener Klarheit und erwachter Erkenntnis als die allein verehrungswürdigen anerkennen. Und ſo

Digitized by Google

geht es fort, vom engsten Kreise der Familie bis in die weitern und weitesten Kreise des gesamten Zustandes der Nation, des Jahrhunderts, der Menschheit.

Diese Erscheinung ist so normal und so alltäglich wie möglich. Das Geschlecht der Menschen hat seine eignen Gesetze, die ihm in Form von sittlichen Idealen bewußt werden. Das wirkliche Leben kann nicht immer diese Gesetze verwirklichen. Damit sie aber stets im Bewußtsein wach erhalten werden, ist es gut, daß die edle Jugend idealistisch ist. So lange die Welt steht, hat die Jugend gegen den jeweiligen Bestand der Gesellschaft gemurrt, bis auch sie alt wurde, mit oder ohne Verwirklichung ihrer Wünsche und Forderungen, und sich gegen die inzwischen herangewachsene neuere Jugend zu wehren hatte. Denn wahr zu leben, d. h. so in allen äußerlich sichtbaren Formen der Gemeinschaft zu leben, wie es den Forderungen des Gemütes entspricht, ist das tiefste und edelste Bedürfnis der Menschennatur.

Es kommt aber immer darauf an, daß die Kritik der Jugend berechtigt und wahrhaft schöpferisch sei, und ferner darauf, daß die Jugend nicht immer bloß Jugend bleibe, sich nicht immer mit der Verneinung dessen, was da ist, begnüge, sondern auch klar erkenne, was sie will, das Ideal wesenhaft vor Augen habe. Dann allein ist diese Jugend etwas wert. Wenn nicht, so versinkt sie in trostlosen und unfruchtbaren Weltschmerz oder in dieselbe Philisterei, die sie eben bei ihrem Eintritt ins nationale Leben bekämpft. Zwei Geschlechter von denen, die uns zunächst liegen, haben ihre Ideale, jedes in seiner Art, verwirklichen können: das von 1750, die Zeitgenossen Goethes und Schillers, und das von etwa 1830, die Achtundvierziger. Das eine stellte das Ideal der deutschen Bildung und Humanität auf, das heute noch gilt; das andre das Ideal der deutschen Einheit, dessen Verwirklichung es erlebt hat. Beide zeichnen sich durch einen frischen, freudigen Charakter aus. Dazwischen stehen Geschlechter des Weltschmerzes, der Enttäuschung. Ob das Geschlecht, das nach den Achtundvierzigern gekommen ist, dem erstgenannten oder dem andern nachgeraten wird, ist noch gar nicht zu entscheiden. Viel Vertrauen auf die schöpferische Begabung dieser Jugend haben wir bisher noch nicht gewinnen können.

Auch Hermann Sudermanns Erzählungen*) wurzeln sämtlich in jenem ursprünglichen Erlebnis jedes begabteren Mannes, und daß man es ihnen lebhaft nachfühlt, ist kein geringes Zeichen seiner dichterischen Begabung. Dieser Mann — so empfindet man, nachdem man ihn kennen gelernt hat — macht keine Mode äußerlich mit, er schließt sich nicht einer vorhandenen litterarischen oder politischen Partei an, er folgt einem ursprünglichen Drange seiner Natur.

---

*) Frau Sorge. Roman. Dritte Auflage. — Der Katzensteg. Roman. Dritte Auflage. — Geschwister. Zwei Novellen. Zweite Auflage. — Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. Fünfte Auflage. Sämtlich im Verlage von J. und P. Lehmann in Berlin, 1890.

Digitized by Google

Diese reine Empfindung hinterlassen seine Bücher ganz ohne Zweifel. Man sieht ihm das Ringen an, und vorläufig scheint er noch im Ringen mitten drin zu stecken. Daß er in diesem Kampfe gegen das, was er Konvention nennt, und was er haßt, weil es dem im Wege steht, was er Natur und göttliche Leidenschaft nennt, nicht immer im Rechte ist, daß er pessimistisch übertreibt, das ist eine jugendliche Schwäche. Und ferner ist es eine Schwäche, daß die angegriffenen Objekte von keinem Menschen, und wäre er noch so konservativ, verteidigt werden, und zwar ist es deshalb eine Schwäche, weil es der Originalität seiner Erscheinung wesentlich Eintrag thut. Der neue Mann, den man so gern in der Litteratur willkommen hieße, ist Sudermann noch lange nicht, er ist kein Entdecker auf dem Gebiete des menschlichen Herzens, er ist ein starkes Talent, das durch seine Darstellung zu „packen" versteht, aber nicht immer zu befriedigen, nicht rein zu erfreuen vermag. Sudermann steht merklich unter dem Einflusse dessen, was er gelesen hat, von Shakespeare angefangen bis auf Ibsen und sein großes Gegenteil Gottfried Keller. Aber dadurch, daß er mit künstlerischem Sinne darauf ausgeht, nicht etwa stofflich zu wirken, Geschichten drauf los für den unersättlichen Rachen der Zeitschriften und Leihbibliotheken zu erzählen, sondern vielmehr menschliche Leidenschaften darzustellen, tiefe Charaktere in ihrem Wandel durch die Welt zu gestalten, im einzelnen Fall etwas allgemeineres, typisch giltiges von symbolischem Gehalt zu veranschaulichen, zu zeigen: so ist die Welt, so sind die Menschen beschaffen — mit diesem ohne Zweifel echt künstlerischen Streben stellt sich Sudermann selbst von vornherein auf eine höhere Stufe, und es thut dieser Anerkennung keinen Abbruch, wenn wir öfters gezwungen sind, zu bedauern, daß er gerade diese Fabel und keine andre dargestellt hat, daß wir öfters gestehen müssen: dies und das ist gar nicht nach unserm Geschmack. Denn nachdem wir sein Wollen erkannt haben, können wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich sein Geschmack im Laufe der Zeit läutern und Werke von wirklichem Werte schaffen werde.

Sudermanns bedeutendste Erzählung ist bis jetzt sein Roman Frau Sorge. Hier wird wieder einmal das Hamletthema aufgenommen: das Mißverhältnis zwischen einer sittlich bedeutenden Innerlichkeit und der sie umgebenden Kleinlichkeit und Gemeinheit. Du mußt im Leben nicht bloß Amboß, sondern auch Hammer sein. Jeder Mensch gilt im Leben nicht etwa so viel, als er wert ist, sondern nur so viel, als er sich Geltung verschafft. Sei hilfreich, sei uneigennützig, verzeihe deinen Feinden; wenn du dir nicht deine dir gebührende Würde selbst zu wahren verstehst, wenn es dir am Selbstvertrauen, an der Selbstachtung, am starken Bewußtsein deines Eigenwertes mangelt, so kann dir niemand helfen, so werden die andern dich auch nicht achten und würdigen. Denn die Menschen urteilen nach dem Schein, nicht nach der Wahrheit. Sie lassen sich von Maulhelden blenden und übersehen den Bescheidenen. Wohl besteht ein instinktives Einverständnis aller Guten unter einander, aber die

Digitized by Google

Guten sind in der Minderzahl und stehen abseits, den Plan füllt das Pack. Die Mehrzahl denkt immer nur an sich selbst und setzt diesen Egoismus bei jedermann voraus. Wer nicht egoistisch ist, den halten sie für einen Thoren, wenn nicht gar für einen Schwachkopf oder, was das schlimmste ist, für einen Feigling. Darum wird der persönliche Mut so hoch geschätzt, und stünde auch nichts andres dahinter als übermütige Raufluft. Das ist der Geist von „Frau Sorge." Wer die moderne Litteratur kennt, wird ihn als durchaus modern empfinden, aber sich nicht erinnern können, ihm irgendwo so verdichtet begegnet zu sein. Der erste, der diesen Gegensatz zwischen dem Wesen des beschaulichen und vorwiegend ethischen Charakters zu den thätigeren und minder ethischen Charakteren in aller bittern Schärfe gefaßt hat, war Schopenhauer in seiner Genielehre; ein geistreicher Dilettant der Philosophie hat vor längerer Zeit den Begriff und Charakter des „Hypercephalen" nach Schopenhauer aufgestellt, Emerich du Mont in seinem Buche über Schopenhauer und Darwin. Die von Hermann Türk und dann von Alfred v. Berger gegebenen Erklärungen von Shakespeares Hamlet bewegen sich ganz in derselben Richtung. Und gemeinsam ist allen diesen Auffassungen die Parteinahme für den wehrlosen Grübler gegen die übrige Welt. Das ist spezifisch modern.

Der Held von „Frau Sorge," Paul Meyhöfer, ist ein solcher Mann, dem es an der Gabe fehlt, sich die Würde, auf die er in reichstem Maße Anspruch erheben darf, zu verschaffen, und das ist sein trauriges Schicksal. Dieses Schicksal erzählt uns Sudermann mit einer solchen Folgerichtigkeit und Einsicht, daß wir kaum jemals aus der Täuschung kommen und an seinen Helden so fest glauben wie nur an irgend eine geschichtliche Persönlichkeit. Von der Geburt angefangen, sehen wir den Charakter sich bilden und befestigen, bis Paul zu der Erkenntnis dessen kommt, was ihm mangelt, und sich zu einer That aufrafft, die ihn, ironisch genug, unschuldig ins Zuchthaus bringt, was nur zu loben ist, denn so tief in sich selbst vergrabene Naturen wie dieser Paul können nur durch Gewaltmittel kurirt werden.

Paul wird gerade zu der Zeit geboren, wo der Vater das „weiße Haus," ein schönes Schloß mit Landbesitz im fernen Ostpreußen, räumen muß, weil er seine Schulden nicht mehr bezahlen kann. Dieser Vater Meyhöfer ist der volle Gegensatz zu seinem Sohne. Der Alte strotzt von Selbstgefühl und Eitelkeit, er führt immer das große Wort, hat jeden Tag neue Ideen, Gold zu machen, erklärt jeden für einen Narren, der sich an seiner geplanten Aktiengesellschaft nicht beteiligen will, ist roh gegen seine Frau und seine Kinder, prügelt seine Knechte, tadelt alles und kann doch selbst in Wahrheit gar nichts als saufen und Lärm machen, seine Wirtschaft überläßt er Weib und Kind, die für ihn zu sorgen haben. Jeder Zug an der Charakteristik dieses Maulhelden ist wahr, die ganze Zeichnung vortrefflich. Unter diesem Vater wächst Paul, unter Sorgen getragen, unter Sorgen geboren, unter Sorgen auferzogen,

Digitized by Google

an der Seite der guten, aber ganz eingeschüchterten Mutter heran. Vor ihm sind schon zwei Söhne da, die in die Hauptstadt geschickt werden, um zu studiren; diese „pumpen“ nur, aber sie zahlen nicht. Nach Paul ist noch ein Zwillingspaar von Schwestern da, die als die schönsten Mädchen der Gegend mit ihrer frischen Munterkeit und auch mit ihrem Leichtsinn gleichfalls in Kontrast zu ihm treten. Der Knabe Paul, der im Hause immer für dumm und unbrauchbar erklärt wird, weil der Alte nicht auch für ihn Geld zum Studiren hergeben will, hat schon in der Dorfschule nicht die Gabe, sich geltend zu machen, er läßt sich ungerächt häuseln, bestehlen, prügeln. Aber er lebt in der Stille doch ein reges Gedankenleben, ist keineswegs unbegabt, hat immer den Trieb, etwas zu thun, nur die Schüchternheit wird er nicht los, und sie bildet sich zu einer an Hypochondrie grenzenden Gewissenhaftigkeit aus. Diese treibt ihn an, sich nützlich zu machen, und darin bringt er es so weit im Laufe der Jahre, daß er der Mutter das Regiment abnimmt und in unermüdlicher Arbeit die Wirtschaft verbessert, Vater, Brüder und Schwestern durch seine Thätigkeit ernährt. Dennoch darf er sich selbst nie als den Erhalter des Hauses fühlen und benehmen. Er hat einmal den Vater und alle Welt daran gewöhnt, ihn für dumm zu halten, und dabei muß es bleiben.

Es kommt in jeder Familie vor, daß sich die Eltern und Geschwister am wenigsten kennen; mit dem Bilde des Kindes im Geiste behandeln sie den älter gewordenen Sohn noch so, wie er vor zehn Jahren war; seine innere Wandlung merken sie gar nicht. So wird auch Paul immer ins Dunkel geschoben, fast schämt man sich seiner. Denn wie er als Dorfschüler einsam blieb, so benimmt er sich auch nun in Gesellschaft als eine ungesellige Natur. Er kann nicht spielen, macht keine Witze, kann nicht tändeln, hat gar kein Organ für Weltlust, für Tanzen und Hofmachen. Dies zeigt sich in seinem Verkehr mit der Familie Douglas, die das „weiße Haus“ nach Abzug der Meyhöfers bezogen hat, und deren schöne Tochter Paul liebt. Aber auch in der Liebe ist er zaghaft, beinahe läßt er sich das Mädchen von einem Modegecken wegnehmen. Paul kann nicht um Liebe werben. Je älter er wird, umso zahlreicher werden die Pflichten, die er auf sich lasten fühlt. Er kennt überhaupt nur Pflichten, keine Rechte. Nur wenn er pfeift, stiehlt sich ein Sonnenstrahl von Vergnügen in sein Gemüt; zum Flötenspielenlernen hat er keine Muße gefunden, so pfeift er sich eins aus musikalischem Triebe, wenn sein Herz voll ist.

Als die Zwillingsschwestern herangewachsen sind, fühlt Paul an Stelle des verlotterten Vaters sich geradezu verpflichtet, ihnen eine ausreichende Mitgift zu erwerben, damit sie heiraten können. Da macht er die Entdeckung, daß sie sich mit den Brüdern Erdmann so weit eingelassen haben, daß sie von diesen um jeden Preis geheiratet werden müssen, wenn sie nicht in Schande geraten sollen. Kostbar ist es nun, wie sich der Hypochonder Paul bei diesem Zwange, eine That zu leisten, benimmt: wo er fordern soll, bettelt er. Die

Digitized by Google

Brüder selbst sagen ihm, daß er die Verführer seiner Schwestern eigentlich niederschießen müßte, wenn sie ihnen die Ehe verweigern. Das bringt Paul auf den Gedanken, die Erdmanns mit der Pistole zur Ehe zu zwingen. Er, der Friedfertige, geht also mit der Pistole umher und lauert wie ein Meuchelmörder auf die Verführer. Aber sie schlafen gerade, als er sie trifft, und Schlafende zu töten, erscheint ihm doch schändlich. Als die Erdmanns erwachen, verlegen sie sich im Angesichte der Pistole aufs Bitten. Und Feiglinge niederzuschießen, ekelt den Hamlet-Paul auch wieder an; schließlich nimmt er ihnen doch das feierliche Eheversprechen ab.

Doch genug. Es soll ja der Roman hier nicht nacherzählt werden, sondern nur der Charakter des Helden und der Geist des Dichters skizzirt werden, und dafür genügt das Bisherige. Die Zeichnung Pauls ist jedenfalls dichterisch gelungen, wir werden ganz vertraut mit seinem schwermütigen und doch edeln Wesen. Wie die erwähnte Episode an die Szene Hamlets mit König Claudius am Betschemel erinnert, so ist die Erfindung der Zwillingsschwestern eine Nachahmung der Zwillingsbrüder Weidelich in Gottfried Kellers „Martin Salander." Auch Anklänge an den „Grünen Heinrich" sind in der Schilderung von Pauls Jugend zu finden. Das was? und wie? einer Nachahmung großer Meister ist bezeichnend für einen jungen Dichter. Ein andrer unsrer neuern Novellisten, Hans Hoffmann, stand auch lange Zeit unter dem Banne Gottfried Kellers; aber es war Kellers heitere Ironie, das graziöse Lächeln der „Sieben Legenden," das auf Hoffmann überging. Sudermann hat nichts von dem sonnigen Humor Kellers, nur in der Satire hat er ihm nachgefühlt und sie mit etwas Galle versetzt. Die Stimmung des Romans „Frau Sorge" ist geradezu niederdrückend, das Lesen macht einem trotz der zweifellosen Kunst in Komposition und Vortrag keine Freude, dem Dichter fehlt der Humor, er ist zu grimmig gegen die Dutzendware, die den armen Paul nicht begreift. Nur zum Schluß, wo er mit einem Ruck sich über seinen Helden stellt, indem er ihn selbst das Rätsel seines Charakters lösen läßt, atmet der Leser freier auf. Aber es wäre besser gewesen, wenn der Dichter von Anfang diese freiere Stellung festgehalten hätte; wir hätten den schweren Schleier der „Frau Sorge" immerhin noch genügend auf uns lasten fühlen und uns doch die unentbehrliche ästhetische Freiheit im Genuß der Dichtung bewahrt.

Diese freiere ästhetische Haltung ist von Sudermann in dem andern Romane, Der Katzensteg, weit mehr angestrebt worden. Möglicherweise werden ihm hier Kellers „Leute von Seldwyla" in der Charakteristik der Schrandener vorgeschwebt haben; aber zum Humor hat er sich auch hier nicht erhoben, wo er doch so nötig gewesen wäre.

Ist Paul Meyhöfer eine einseitig und ausschließlich leidende Natur, so ist Boleslav von Schranden, der Held des wesentlich dramatisch empfundenen „Katzensteg," ein Mann der That, des trotzigsten Eigensinns, der sich nicht das

Digitized by Google

geringste Unrecht gefallen lassen will, beinahe ein Don Quixote des Eigenwillens. Dieser Sprung des Dichters von dem einen psychologischen Problem in sein gerades Gegenteil ist gewiß ein Zeugnis für das große künstlerische Streben Sudermanns. Nur schade, daß der Sprung nicht gelungen ist. Für Boleslav von Schranden werden wir nicht entfernt so erwärmt wie für Paul Meyhöfer, er bleibt uns im ganzen Buche nicht recht verständlich. Der Fehler liegt in der Exposition der Handlung. Dazu kommt noch die Neigung, die Geschlechtsliebe als Brunst, beinahe im Stile Sacher-Masochs zu schildern, was auch nicht nach unserm Geschmack ist.

Der „Katzensteg" führt uns wieder in den fernen Nordosten Preußens, an die polnische Grenze und zurück in das Jahr 1814. Boleslav hat gerade so wie Paul einen schlechten Vater gehabt. Der alte Freiherr von Schranden war ein roher, rücksichtsloser Junker, der seine Leibeignen aufs Blut quälte, die Männer peitschte, die schönen Dorfmädchen verführte. Seine gute Frau brachte er früh ins Grab; seinen Sohn Boleslav schickte er als erwachsenen Knaben nach Berlin in die Schule. Zu allen seinen Untugenden trat noch ein unbegreiflicher Deutschenhaß, obwohl er selbst aus deutschem Geschlechte war. Im Kriege gegen die Franzosen ließ er sich mit polnischen Politikern ein, die Polen mit Hilfe Napoleons wiederherstellen zu können glaubten, und zwar ging er so weit, daß er Verrat an seinem Vaterlande übte. Über den sogenannten Katzensteg, der an seinem sonst schwer zugänglichen Schlosse vorbeiging, ließ Schranden die feindlichen Franzosen den Preußen in den Rücken führen, die in der That auch dabei fielen. Ein armes, schönes Mädchen Regine, das der Freiherr verführt hatte, diente ihm bei diesem Landesverrat als willenloses Werkzeug. Diese Verräterei nun brachte das Maß des Unwillens und Hasses, das Schranden ohnehin schon gegen sich aufgesammelt hatte, zum Überlaufen. Er wurde in Acht und Bann erklärt, schließlich sein Schloß angezündet, sodaß er alles bis auf seinen baren Geldbesitz verlor. In den Trümmern des Schlosses richtete er sich mit der armen Regine, die ebenso schön als gutmütig, ja eine weibliche Ausgabe von Paul Meyhöfer ist, so gut als möglich ein. Mit den Schrandenern aber lebte er auf dem Kriegsfuß, es wurde hin und her geschossen. Bei einem solchen Zusammenstoß starb er vom Schlage gerührt, und die sämtlichen Einwohner verweigerten seiner Leiche die Aufnahme in den Ortsfriedhof, der die freiherrliche Familiengruft enthielt, ja sie wollten ihm nicht einmal einen Sarg zimmern lassen.

Gerade zu diesem Streit kommt Boleslav nach langen Jahren der Abwesenheit wieder in die Heimat zurück. Er hat schon in der Ferne unter den Folgen des Verbrechens seines Vaters gelitten. Der Name Schranden verschloß ihm alle Thüren und alle Menschen. Dennoch trieb ihn seine Vaterlandsliebe zur Teilnahme an dem Feldzuge Blüchers gegen Napoleon; unter dem Namen Baumgart trat er in die Truppe der Freiwilligen und zeichnete sich

Digitized by Google

dermaßen aus, daß er sogar zum Leutnant Baumgart ernannt wurde. Nun ist er mit den entlassenen Landwehrmännern der Schrandener Nachbarschaft heimgekehrt. Seine Kameraden lieben ihn so sehr, daß sie ihm zu Ehren ein öffentliches Fest bereiten wollen. Da wird die Geschichte von der Weigerung der Schrandener, den Freiherrn begraben zu lassen, an seinem Tische erzählt, und furchtbar erschüttert springt der Leutnant auf und bekennt sich als den Sohn des Landesverräters. Damit beginnt die Handlung des Romans.

Das unvorsichtige Bekenntnis Boleslavs ist in seinem unwillkürlichen Ausbruch sehr begreiflich und nimmt für ihn ein. Was aber Boleslav infolge des Ausrufs: „Er ist mein Vater!" unternimmt, ist nicht bloß kühn und aussichtslos, donquixotisch, sondern leider auch nicht genügend motivirt. Denn wenn auch, wie wir wissen, Boleslav seinen Vater nie geliebt hat, wenn er auch mit seinem weichen, träumerischen Wesen und seiner Berliner Bildung die Roheit des alten Freiherrn verabscheut, wenn er auch mit seinem Blute seine dem Vater entgegengesetzte politische Gesinnung besiegelt hat, wenn er auch den Landesverrat des Vaters trotz aller Bemühungen nicht beschönigen kann, entschließt sich Boleslav doch dazu, nicht etwa bloß der väterlichen Leiche zur Unterkunft in der Familiengruft zu verhelfen, sondern in sinnloser Weise die Sünden des Vaters auf sich zu nehmen und in der Mitte derer, die ihn hassen, zu verharren. Er will allen Schrandenern zum Hohne das Schloß aus seinen Trümmern wieder auferstehen lassen und den Namen Freiherr von Schranden trotz all seiner Brandmarkung stolz weiter führen. Wie kommt plötzlich dieser wahnsinnige Trotz in den edeln Boleslav? Das ist es, was man schlechtweg nicht begreift, der Dichter hat unterlassen, es uns zu erklären. Boleslavs Charakter ist uns bis zu diesem Entschlusse nichts weniger als trotzig dargestellt worden, und die Erzählung beschäftigt sich nur mit den Folgen dieses trotzigen Wollens. Weil wir es aber nicht begreifen, bleiben wir der ganzen Geschichte gegenüber kalt und sehen in Boleslav nur einen Narren, der er auch in Wahrheit ist, mag ihn Sudermann so pathetisch ernst nehmen, wie er will. Dem Dichter lag offenbar daran, zu zeigen, wie ein Mann, der etwas wirklich will, es auch durchsetzen kann. Den Dichter interessirte der Kontrast der Philister mit seinem Helden, wobei selbstverständlich diese Philister sämtlich übel wegkommen; sie sind entweder Schurken oder beschränkte Dickköpfe. Daß jedoch sein Held, der die Liebe zum Vaterlande als das höchste aller Güter preist, durch seinen unvernünftigen Trotz in Widerspruch mit sich selber gerät, sieht Sudermann nicht ein. Man liebt aber sein Vaterland nicht, wenn man sich in Gegensatz zu dem ausgesprochenen Willen seiner Landesgenossen setzt. Der Landesverrat ist ja in Wahrheit ein so schmähliches Verbrechen, daß der Name des Missethäters aus dem Gedächtnis der Menschen ausgestrichen zu werden verdient. Für Boleslav wäre es Pflicht, nicht bloß Vorteil gewesen, entweder den Namen Baumgart

Digitized by Google

beizubehalten an Stelle des Namens Schranden, oder sich von Schranden fernzuhalten. Es ist nur eine Kleinlichkeit und Beschränktheit von ihm, daß er den Schrandenern, die er aus der Nähe kennt und darum geringschätzt, seinen unvernünftigen Trotz entgegensetzt, und alle Idealisirung des Helden und alle noch so gelungene satirische Geißelung der Schrandener macht seine Sache um nichts besser. Am Schlusse des Buches verrät Sudermann selbst ein richtiges Urteil über seinen Helden (wie dies in allen seinen Erzählungen der Fall ist); aber dann wird es noch weniger begreiflich, wie er glauben konnte, uns für einen solchen ernsthaften Narren interessiren zu können. Aber es ist ganz die Manier Ibsens, eine starke Handlung darzustellen, die gar nicht so vom Dichter gemeint ist, wie sie erscheint, sondern die bloß als Exempel für seine Idee dienen soll, und wäre es auch ein übertriebenes oder unzutreffendes Exempel.

Nun kommt aber noch das andre Motiv hinzu, das uns den „Katzensteg" noch unsympathischer macht. Es wird nämlich erzählt, daß Boleslav mit dem Schloß auch noch die Dienste des Mädchens übernimmt, das sein Vater verführt hat. Diese Regine, ein Liebling Sudermanns und vielleicht nicht zufällig nach der tragischen Dienstmagd Regine in Kellers „Sinngedicht" genannt, dient dem einsam auf den Trümmern hausenden Boleslav mit fabelhafter Treue und Aufopferung. Ein Mensch von Fleisch und Blut ist aber dieser Held der Unvernunft doch auch, und so kann es nicht ausbleiben, daß er die schöne, junge und so hündisch treue Dienerin liebt; sie liebte ihn schon vor Jahren, als beide Kinder waren, sie die Leibeigne, er der Junker. Und nun denke man sich die verzwickte Lage Boleslavs: er liebt das Liebchen seines Vaters! Wie häßlich! Und Sudermann hat mit größtem Fleiße das Anwachsen dieser tollen Leidenschaft zwischen den zwei verlassenen Menschen geschildert, die in einem Zimmer wohnen müssen, da alle andern zerstört sind. Die Leidenschaft will ihre Befriedigung haben, Boleslav kämpft wochenlang gegen die Versuchung, er lebt in steter sinnlicher Aufregung, die er nicht befriedigen darf. Man kann sich denken, wie schwül und lüstern dem Leser dabei zu Mute werden muß, und man begreift — die dritte Auflage des „Katzensteg." Und diese häßliche Erfindung muß dem Dichter noch überdies dazu dienen, pathetische Betrachtungen über die Unvereinbarkeit von Natur und Konvention anzustellen, diese unglaubliche Regine muß dazu dienen, die Überlegenheit der nicht gebildeten aber leidenschaftlichen über den gebildeten aber falschen Frauen zu veranschaulichen! Ich glaube nicht, daß jemals eine zweifelhafte Wahrheit ungeschickter gelehrt worden sei, als in diesem Buche. So viel unzweifelhaftes Talent sich in der Charakteristik der Nebenfiguren verrät, das Ganze bleibt doch eine unglücklich ausgedistelte Geschichte.

Seiner Vorliebe, den Konflikt zwischen Menschennatur und Menschensatzung, den Kampf sinnlicher Leidenschaft gegen die Macht des Gewissens darzustellen,

Digitized by Google

hat Sudermann namentlich in den zwei Novellen: „Die stille Mühle“ und „Der Wunsch,“ die unter dem Titel: Geschwister vereinigt erschienen sind, Befriedigung gewährt. In beiden schildert er das unbewußte Wachsen der Liebe bis zur sinnlichen Begierde, die nicht gestillt werden kann; beide Novellen haben tragischen Ausgang, der aber im „Wunsch“ eher peinlich als läuternd ist.

In der „Stillen Mühle“ liebt der Schwager seine schöne, junge Schwägerin, das wird so reichlich motivirt, daß nichts dagegen zu sagen ist. Freilich kann auch hier nicht die hypochondrische Lieblingsfigur Sudermanns fehlen, das ist Martin Felshammer. Martin ist seinem Vater nachgeraten, er ist jähzornig. In einem solchen Anfalle hat er als Knabe sein jüngeres Brüderchen so unglücklich mit einem Steine getroffen, daß es blöde wurde und starb. Diese unglückliche That ist aber von dauernder Wirkung auf Martin geblieben, er ist aus Reue Hypochonder geworden. An dem später gebornen Bruder Johannes, der sein lebensfreudiges Widerspiel ist, sucht er seine Jugendsünde durch hingebende Liebe gut zu machen. Nun heiratet Martin ein junges, schönes Mädchen, das seine Neigung für den schönern jüngern Bruder noch vor der Hochzeit verrät, und die Folge dieser unvorsichtigen Heirat ist natürlich, daß beide sich in einander verlieben. Auf das ihnen unbewußte Entstehen und Wachsen dieser Liebe ist der Nachdruck der Novelle gelegt. Wir sehen Schritt für Schritt, wie Johannes und Trude unter Lachen und Scherzen und Spielen in die Leidenschaft hineintanzen; die Sinnlichkeit flackert wie ein Irrlicht zwischen beiden auf, was sie lange nicht zu ahnen scheinen, wogegen sie sich jedoch als gutgeartete Menschen gewissenhaft wehren. Am Ende aber verzweifelt Johannes an seiner Kraft, zu entsagen, ergiebt sich dem Trunk und wird ein Lump. Das Unwahrscheinliche an der ganzen Geschichte ist aber Martins bis zum letzten Augenblick behauptete Blindheit, die doch durch seine Hypochondrie am allerwenigsten begründet ist, denn solche Menschen sind eher mißtrauisch.

Ohne Zweifel sind hier Anklänge an Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ vorhanden. So kauft z. B. Johannes der Schwägerin Schuhe für den Tanz, wie Sali solche der Vroni kauft, und auch hier hat der Liebende Gelegenheit, den Fuß der Geliebten in die Hand zu nehmen. Diese Anklänge mögen Ernst Wichert zu folgendem Urteil verleitet haben, das auf dem Umschlage der Bücher Sudermanns mitgeteilt wird: „Die Geschichte der stillen Mühle steht in meiner Schätzung dicht neben Gottfried Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe. Ich bin mir wohl bewußt, was ich damit zu ihrem Lobe sage. Es ist dieselbe Kraft der anschaulichen Schilderung in dichter Aufeinanderfolge von charakteristischen Momentbildern, dieselbe Energie im Forttreiben der Handlung, dieselbe unerbittliche Folgerichtigkeit in der Entwicklung der todbringenden Leidenschaft, dieselbe Realistik in der Darstellung bei echt dichterischer Tendenz.“

Digitized by Google

Wie jemand, der selber dichterisch thätig ist, ein solches Urteil niederschreiben konnte, ist mir unbegreiflich. Ich will mich durchaus nicht auf den Standpunkt der Vergötterung Kellers stellen, die jeden Vergleich andrer Dichter mit ihm als Lästerung abwehrt; auch will ich nicht, was am nächsten liegt, sagen, daß solche Vergleiche eines Werdenden mit einem allgemein verehrten Meister von vornherein den Widerspruch herausfordern. Es kann ja vorkommen, daß ein Genie gleich mit einem Löwensprung in die Litteratur tritt; als Keller seinen „Grünen Heinrich" schrieb, war er auch ein junger Mann, und ein mutiger Wichert hätte ihm gute Dienste leisten können. Aber der Unterschied zwischen den Novellen Sudermanns und Kellers ist doch ein so himmelweiter, daß man nicht umhin kann, das Urteil Wicherts als das zu bezeichnen, was es ist, als den Ausdruck landsmannschaftlichen Wohlwollens; Sudermann ist wie Wichert ein Ostpreuße. Ich will gar nicht von dem sehr wichtigen Unterschiede der beiden Fabeln reden: bei Keller die natürliche und reine, berechtigte Leidenschaft zweier unverdorbenen Menschen, die die Liebe niemals vorher kennen gelernt haben; bei Sudermann die trübe Leidenschaft einer verheirateten Frau, die doch weiß, um was es sich handelt, mag sie übrigens noch so kindisch sein. Vronis Naivität ist echt, sie weiß nicht, daß sie mit dem Feuer spielt; die Einfalt Trudens ist leichtfertig, erkünstelt. Wie wahre Natur und ihr geschminktes Abbild auf dem Theater, so unterscheiden sich Vroni und Trude. Wie im „Katzensteg" ist die Schilderung der Leidenschaft in der „Stillen Mühle" bis an die Grenze des überhaupt erzählbaren geführt, sie ist von Lüsternheit nicht freizusprechen. Man vergleiche nur die Schuhszene bei Keller mit der bei Sudermann. Der tragische Untergang des Kellerschen Liebespaares ist poetisch der schönste Ausklang der Leidenschaft, die gar nichts zu sühnen hat, sondern einen nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt erreicht hat und darum so abschließt; in solchem Zustande wünschen sich ja die Menschen wirklich in die Ewigkeit schlafend hinüberzugehen, weil jedes Erwachen aus dem Gipfel der Lust nur einen Rückschlag gegen die Lust bietet; sittlich genommen wird der Tod der Liebenden bei Keller gar nicht gefordert. Dagegen ist bei Sudermann eine gemeine, wenn auch raffinirt verhüllte Sünde zu sühnen, und überdies ist der Untergang der Brüder nur das Werk des Zufalles; von einer „todbringenden Leidenschaft" ist bei Keller ganz und gar nicht die Rede; in der „Stillen Mühle" bleibt Trude sogar am Leben. Und was nun vollends die Form anlangt — wenn man nur in einem der Sudermannschen Bücher ein Stück Prosa fände, das Kellers Sprache auch nur halbwegs ebenbürtig wäre! Ich erinnere mich an keine Stelle. Wenn man nur irgendwo ein Stück Poesie bei Sudermann fände, das sich mit Kellers Schilderung des Balles bei Mondenschein, oder des Ringens der herabgekommenen Väter in Gegenwart der Kinder, oder ihres Spazierganges und der Einkehr bei der fremden Wirtin vergleichen könnte! In Kellers Novelle ist alles schöne Natur, in der „Stillen Mühle" alles „gemacht." Aber Wichert

Digitized by Google

behauptet, sie stünden im Werte „dicht“ bei einander, und das Urteil eines Dichters muß doch etwas wert sein. Nein, es ist gar nichts weiter wert, als — angemerkt zu werden.

Die zweite Novelle der „Geschwister“ trägt vollends den Charakter prosaischer Lehrhaftigkeit mit glänzender Technik, wie er den Werken Ibsens anhaftet. Im „Wunsch“ vereinigt sich Sudermanns Freude an der Gestaltung der sinnlichen Leidenschaft mit seiner Teilnahme für hypochondrische Naturen; ja er erklärt hier den überspannten Kopf für den rechten sittlichen Mustermenschen. Er hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß jeder Mensch ein oder das andre mal in die Lage kommt, eine „Gemeinheit“ zu begehen; so z. B. wenn er ein andres Wesen liebt und gern besitzen möchte, das schon an einen dritten Menschen gebunden ist; da kann der Wunsch in uns aufsteigen, daß dieser dritte Mensch vom Erdboden verschwinde, sterbe, damit wir ungehindert in den leidenschaftlich geliebten Besitz gelangen. Dieser Wunsch nun ist die Gemeinheit, über die zwar die meisten gesunden Naturen im Laufe der Zeit, die mit ihren neuen Eindrücken ältere Gefühle verdunkelt und in Vergessenheit bringt, leicht, innerliche Naturen aber, die neuen Eindrücken, weil sie sich mit sich selbst so viel beschäftigen, weniger zugänglich sind, z. B. hypochondrische Männer, hysterische Frauen, nicht so leicht hinweggekommen. Die letztern erklärt Sudermann in seinem sittlichen Rigorismus für die wahrhaft Sittlichen. Das ist der echte Ibsen, aber nicht die Gesinnung eines Dichters, der die menschliche Natur nach dem normalen Maße zeichnet und sich auf Seiten der Gesundheit stellt. Der Kampf jedes Menschen mit den bösen Gelüsten in ihm ist allerdings das ergiebigste Feld der Poesie, und sie hat sich bis jetzt nur um den Sieg des Guten oder um den Sieg des schlechten Prinzips in der Menschenbrust gekümmert. Sudermann ist es vorbehalten geblieben, weder das eine noch das andre zu verfolgen, sondern beim Wunsch noch vor der That stehen zu bleiben und die wahre Tragik in der Feigheit des Menschen zu erkennen, in der krankhaften Schwäche, die den Tod der Entsagung vorzieht. Übrigens hat er mit sehr viel Geschick das Exempel für seine Theorie aufgestellt.

Zwei Schwestern lieben denselben Mann, wie sie sich auch unter einander ehrlich lieben. Dieser Mann, Robert Hellinger, ist ein dem Helden der „Frau Sorge“ ähnlicher Mensch. Von den Schwestern ist die ältere so zart und schwach, daß sie zu dem großen, starken Robert weit weniger paßt, als die jüngere, kraftvolle. Trotzdem heiratet die unpassende den von beiden geliebten Robert und gerät im ersten Wochenbett schon an den Rand des Todes. Da wird sie gepflegt von der jüngern Schwester, und am Bett der Kranken steigt in der leidenschaftlichen Pflegerin der Wunsch auf: „O möchte sie sterben!“ Sudermann hat alles Mögliche gethan, unsre Sympathie für seine Heldin nicht zu verscheuchen, er hat sie mit allen möglichen Tugenden und glänzenden Eigenschaften ausgestattet. Sie ist ein normaler Mensch und wird nur in

Digitized by Google

der letzten Zeit infolge der Überanstrengung und Aufregung überreizt, um die Theorie des Dichters in Praxis umsetzen zu können. In diesem Zustande, wo sie sich auf dem gemeinen, aber sehr eindringlich begründeten und damit entschuldigten Wunsche „O möchte sie sterben!“ ertappt, wird sie Hypochonder, verachtet sich selbst, und als Robert in der That einige Zeit nach dem Tode seiner Frau um die Schwester, die ihn liebt, anhält, bringt sie sich mit Morphium um. Anstatt zu entsagen, entschließt sie sich lieber, zu sterben. Das findet Sudermann schöner, folgerichtiger. Aber es ist doch nur die That einer Seelenkranken und darum ohne wahre Tragik.

In der Form ist diese Novelle sehr geschickt. Sie erzählt analytisch. Mit dem Selbstmorde des schönen Mädchens setzt sie spannungsvoll ein, und nun soll die Frage gelöst werden, die in der ganzen Familie, im ganzen Städtchen auf aller Lippen schwebt: „Warum ist sie gestorben?“ Das ist sehr effektvoll. Auch sonst weist die Novelle viele Schönheiten auf: in der Charakteristik der Figuren, die wirklich überzeugend und schneidig ist, zumal in der Mutter Roberts, wie auch in der Schilderung der Liebe zwischen Robert und den zwei so ganz ungleichen Schwestern. Wir blicken in das tägliche Leben des mittlern deutschen Gutsbesitzers, wie der sich plagen muß, um von seinem bescheidnen Grundbesitz eine große Familie zu ernähren, wie das Geldbedürfnis die Herzen verhärtet, gemein und kleinlich macht, wie die Menschen rohe Egoisten werden und es gar nicht einmal merken. Das alles ist vortrefflich gemacht, bis auf den Schluß, wo Sudermann in Ibsens Manier die Maske fallen läßt und zu doziren beginnt.

Die Vereinigung von Lehre und Erzählung, wo jede Geschichte zum konkreten Beispiel für eine allgemeine Wahrheit oder Beobachtung dienen muß, hat Sudermann in den „zwanglosen Geschichten“: Im Zwielicht aufs artigste und amüsanteste durchgeführt. Da zeigt er sich als den Mann von Geist und Weltkenntnis, der sich mit heiterer Ironie, die zuweilen in strengere Satire hinüberspielt, über die Fehler der Berliner Gesellschaft, zumal ihrer Frauen lustig machen kann. Ohne verletzend zu werden, ohne eigentliche Bitterkeit sagt er dieser Gesellschaft die Wahrheit, wie er sie als Dichter und Kenner der reinen Natur fühlt. Sämtliche Geschichten sind von einem feinen Rahmen umgeben, es sind pikante und fesselnde Plaudereien, die zugleich für den erfinderischen Geist Sudermanns sprechen.

Nach all dem Lobens- und Tadelnswerten, was wir ohne Voreingenommenheit über Sudermanns Erzählungen zu sagen hatten, erscheint er uns zwar nicht als eines jener dichterischen Talente, wofür ihn seine Umgebung gern ausgeben möchte, es steckt noch viel zu viel Prosa in seinen Erzählungen; aber er hat starken Sinn für eine effektvolle Form, er versteht sich aufs Packen, aufs Fesseln und aufs Erschüttern, und der geborne Dramatiker ist überall in seinen Werken erkennbar. Läutert er sich auch noch rein menschlich — er ist

Digitized by Google

ja noch jung, gerade dreiunddreißig Jahre alt, wenn Kürſchners Kalender recht unterrichtet iſt —, vermag er es zu einer geſunden Weltanſchauung und zu einem ſichern Geſchmack zu bringen, überwindet er die Schwächen des Naturalismus und deſſen ausgedifteltе Ethik, ſo iſt bei ſeiner ungewöhnlichen Geſtaltungskraft zu hoffen, daß er als Dramatiker noch was Rechtes ſchaffen wird.

Römiſche Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

3. Die Bädekerreiſenden

Robert Reinicks luſtiges Lied mit dem vielgeſungnen ſchönen Rundreim „Italien, Italien — was haſt du für Kanaillen!“ ſchildert das Herrlein, das im Land Italia ſpazieren wollte und überall von dem Höllentier, dem tollen Floh, erſchreckt und vertrieben wurde. Nachher, wie unſer Männlein zu Hauſe im Kanapee ſitzt und beim Thee von Mandolinenklang, Orangenwäldern, Volksgeſang, Villa Albani und Vatikan ſpricht und ſich am Entzücken ſeiner geneigten Hörer erfreut, ſind die Unbilden der Italienfahrt vergeſſen. Man muß ſich leider geſtehen, daß dieſer vielbelachte Typus faſt bis auf den letzten Reſt verſchwunden iſt, und daß ein andrer an ſeine Stelle tritt, über den es ſchwerer iſt zu lachen, weil er nicht den Humor, ſondern die bitterſte Satire herausfordert. Seit Jahren ſind die Scharen der Deutſchen, die nach Welſchland und zumal nach Rom pilgern, gewaltig angeſchwollen, in den Frühlingsmonaten ſteigt man in keinen Omnibus, der von der Porta del Popolo zum venezianiſchen Platze fährt, und geht nicht über das Forum Romanum, ohne Deutſch in allen Mundarten und Lauten der Heimat ſprechen zu hören. Das wäre nun ganz erfreulich, wenn die große Mehrzahl unſrer Landsleute mit dem guten Willen käme, von Rom etwas zu haben, etwas davonzutragen, was ihrem Leben ſeither gefehlt hat. Um jedoch zu ſehen und zu empfinden, daß immer nur eine Minderzahl ihrer Römerfahrt in dieſem Sinne froh wird, braucht man noch lange nicht ſo ſtreng zu denken, wie dies z. B. der geiſtvolle Viktor Hehn that, der die ſchärfſte Verurteilung der Hochzeitsreiſen und Vergnügungszüge nach Italien ausſprach. Es iſt keine Formel zu finden, die entſcheidend feſtſtellte, wer nach

Digitized by Google

Rom gehen soll, und wer nicht, und es würde bittere Ungerechtigkeit sein, allen die Pforten zu verschließen, denen nicht Jahre oder mindestens mehrere Monate für ihre Reisen zu Gebote stehen. Ganz gewiß werden immer die die reichsten Früchte pflücken, die Zeit haben, sie am Baume reifen zu sehen. Doch kommt es schließlich auf ganz andre Dinge als ein paar Wochen mehr oder weniger Aufenthalt an. Was aber nicht entbehrt werden kann und die erste und letzte Voraussetzung jedes wahren Genusses und Gewinnes bleibt, ist die ehrliche, selbstvergessene Hingebung an die Erscheinungen, die starke Ehrfurcht vor dem Ringen und Walten menschlicher Größe und Tüchtigkeit, die innere Freiheit, die ihre Maßstäbe aus den umgebenden Dingen selbst nimmt und die leidigen oder lieben Gewöhnungen des heimischen Daseins einmal auf sich beruhen läßt. Prüft man auf diese Forderungen hin das Gebaren der meisten deutschen Besucher Roms, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Expreßzüge und Rundreisefahrkarten zu den zweideutigsten Geschenken der Götter gehören. Wohl kommen sie auch Einzelnen zu gute, die in vergangnen Tagen ihre berechtigte und tiefe Sehnsucht nach Italien unerfüllt durchs Leben hätten tragen müssen. Aber im allgemeinen hat die Leichtigkeit, die gepriesensten Punkte Mittel- und Süditaliens zu erreichen, verhängnisvolle Wirkungen gehabt und jene Bädekerreisenden deutscher Nation, die ohne allen Sinn für Leben, Geschichte, Geist und Größe Italiens, ohne Ahnung von dem eigensten Reichtum der italienischen Städte und namentlich Roms, ohne Hingebung, Ehrfurcht und innere Freiheit nur kommen, um es daheim rühmen zu können, daß sie dagewesen seien, in bedenklicher Steigerung vermehrt. Wo der rote Bädeker auf Eisenbahnen, in Kirchen und Palästen, in Galerien und Gasthäusern leuchtet, da kann man gewiß sein, daß die Gruppen und Horden der deutschen Reisenden vorhanden sind, die mit ihrer bloßen Anwesenheit in Rom die Gebrechlichkeit und Ungerechtigkeit des Weltlaufs illustriren.

Zwar ist es im Grunde auch ein Stück Ungerechtigkeit, wenn wir diese pietätlosen, stimmungslosen und verständnislosen Landsleute „Bädekerreisende" nennen. Das bekannte Reisehandbuch (mit dem in Italien nur Gsell-Fels braune Bände um den Vorrang ringen) erfüllt in der ewigen Stadt wie überall seinen Zweck redlich und vollkommen, an ihm liegt es nicht, wenn ungezählte Gaffer und Schwätzer sich in die Reihen der deutschen Romreisenden drängen. Die Nachweise und Winke auch Bädekers sind nicht bloß zuverlässig und für tausend Fälle mehr als genügend, sie betonen überall, daß Zeit, innerliche Sammlung und Selbstverleugnung dazu gehören, um Rom oder nur ein Stück von Rom mit Genuß und Gewinn zu sehen. Doch die Besitzer und Leser des Bädeker, die wir hier im Auge haben, fragen nach den Ratschlägen und Winken ihres vermeinten Orakels nur so weit, als es ihren Gewohnheiten und unrühmlichen Instinkten entspricht. Selbst Bädeker räumt ein, daß, um auch nur die oberflächlichste, allgemeinste Vorstellung von Rom zu bekommen, ein Aufenthalt

Digitized by Google

von mehreren Wochen notwendig sei — die Bädekerreisenden kümmern sich den Teufel um diese und ähnliche Ratschläge. Sie kommen fünf und sechs, ja zwei und drei Tage nach Rom, sie jagen im Galopp und bei glühender Mittagshitze ein Viertelhundert Kirchen und ein Dutzend Paläste ab, rennen am Besten vorbei, zucken zu dem, was ihnen zufällig doch in die Augen fällt, die Achseln, lassen sich vom Schein und Plunder blenden, freuen sich über alles, was ungefähr aussieht wie in Berlin oder Buxtehude, und rühmen am Abend den Fortschritt, der Rom neben den altnationalen Weinstuben mit ein paar Kneipen versorgt hat, in denen man nach dem Pranzo bairisches Bier trinken kann. Sie machen in den Hotels und Pensionshäusern die Tafel mit ihren schnellfertigen Urteilen, ihren lautschallenden Gesprächen über Krieg und Kriegsgeschrei, über die unglaublichsten Nichtigkeiten und Armseligkeiten von daheim für die Tischgenossen zu einer Qual, sie verbringen ihre paar römischen Tage zwischen unbehaglicher Rastlosigkeit und philiströser Gleichgiltigkeit, versichern sich gegenseitig, daß im Grunde alles an und in Rom überschätzt werde, und daß es nicht der Mühe lohne, den weiten Weg zurückgelegt zu haben. Sie nehmen gelegentlich einen Anlauf, ihre Verstimmung und Enttäuschung zu verleugnen, und prahlen zur Abwechslung einmal mit ihren Anstrengungen und Erlebnissen, verziehen aber jederzeit höhnisch den Mund, wenn sie auf ein Menschenkind stoßen, das von reiner und ehrfürchtiger Freude an der Größe und Fülle seiner Eindrücke erfüllt ist. Es ist vielleicht Zufall, daß diese unselige Menschengattung aus Deutschland stärkern Zuzug als aus andern Ländern erhält. Es mag ein Rest von falschem deutschem Idealismus oder eine Nachwirkung unsrer klassischen Bildung aus dritter und vierter Hand sein, daß sich in Deutschland so viele Hunderte und Tausende zu einer Fahrt entschließen, die ihnen weder inneres Bedürfnis ist, noch Befriedigung gewährt, daß Menschen, die ihre Halb- oder Viertelsbildung gerade für alles, was in Rom zu haben und zu holen ist, völlig unempfänglich macht, dennoch dahin gehen, und so lange oder kurze Zeit sie da sind, aus einer grollenden Mißempfindung nicht herauskommen. Oder es muß gerade im deutschen Vaterlande eine ungewöhnlich große Zahl von jenen ganz unselbständigen Naturen geben, die genau thun und lassen, was der Nachbar thut und läßt, die nichts wollen, als Leute in ihren heimischen Umgebungen übertrumpfen oder mit Neid erfüllen. Womit sie sich daheim brüsten, ist am Ende gleichgiltig, in Rom selbst sind sie ärgerlich und hinderlich. Sie machen sich viel zu bemerkbar und reden viel zu laut, als daß es möglich wäre, sie nicht zu sehen und zu hören. Sie suchen jedem Landsmann, so lange es angeht, mit ihrem übeln Humor und ihren schnöden Redensarten die glückliche und gehobene Stimmung römischer Tage zu versalzen; sie werden empfindlich, wenn sie auf einen geschlossenen Kreis treffen, der sich in der ewigen Stadt nicht von Berliner Steuern und dem Hamburgischen Freihafen unterhalten will, sie betrachten eine zufällige

Digitized by Google

Haus- oder Wagengemeinſchaft, ein zufälliges Nebeneinanderſtehen als eine Verpflichtung, ſich ihrer dürftigen Anſchauungs- und Urteilsweiſe unterzuordnen. Ein unter den Deutſchen in Rom vielverbreitetes Scherzgedicht, eine Parodie der Schillerſchen Glocke, „Das Lied vom Foreſtiere," ſpottet der großen Zahl unſrer Landsleute, die wahllos und mit konventionellem Enthuſiasmus in Rom alles bewundern, was ihnen gezeigt wird, die ſich im Entzücken über Gebäude und Fresken, römiſche Landſchaften und römiſche Volkstrachten nicht genug thun können. Das Gedicht muß entſchieden aus harmloſeren Zeiten ſtammen. Hie und da bin ich einigen autoritätsgläubigen Perſonen des Gepräges begegnet, das im „Lied vom Foreſtiere" luſtig verſpottet wird, im allgemeinen ſind die gegenwärtigen Bädekerreiſenden vom Autoritätsglauben gründlich frei. Redensarten wie die, daß Michel Angelos Bauten auf dem Kapitol eigentlich aller Großartigkeit entbehrten, und daß der gefeierte Rafael im Grunde nichts Rechtes gekonnt habe, kann man aus dem Munde deutſcher Romfahrer alle Tage hören.

Natürlich kommt es nicht immer ſo grob und wird gelegentlich ſpaßhaft, obſchon unſre verehrlichen Landsleute ſich ſelten zu der Kunſt der unfreiwilligen Komik aufſchwingen. Nicht alle Tage erlebt man ſo hübſche Geſchichten, wie die, die uns ein engliſcher Hofmeiſter zum Beſten gab, mit dem und deſſen Zöglingen wir gemeinſam auf dem Raſen des Monte Teſtaccio ſtanden und in die Campagna hinausſchauten. Trocknen Tones unterrichtete der Führer ſeine Zöglinge über einzelne Punkte der Ausſicht und ſagte endlich auf das Grabmal der Cäcilia Metella deutend, das im Lichte der Oſterſonne ſehr deutlich aus der hellgrünen Umgebung der Via Appia aufglänzte: That is the tomb of Mistress Metella! Mrs. Metella? fragte einer der Zöglinge, dem das Prädikat auf die römiſche Matrone nicht recht anwendbar ſcheinen mochte, im Zweifelstone zurück. Yes, she was married! verſetzte der unerſchütterliche Lehrer und ging zum Zirkus des Maxentius über. Da hatten wir denn eine jener hübſchen Geſchichten, die die Reiſeſtimmung friſch halten. Doch geſchieht es ſelten, daß die Gemüts- und Urteilsſicherheit auch unſrer Reichsgenoſſen ſich humoriſtiſch auffaſſen läßt. Beim Beſuche der alten, prachtvoll — allzu prachtvoll — erneuerten Kirche von San Paolo fuori le Mura fiel uns einer unſrer Mitgäſte aus „Albergo Haßler" in die Augen, ein ſchwärzlicher Herr aus Berlin, den wir ſchon ein paar Abende an der Tafel nur zu gut vernommen hatten, und der heute einigen Begleitern und Begleiterinnen die Schönheiten des Tempels eifrig zu demonſtriren ſchien. Bei Tiſche gab er dann als ſeine Überzeugung zum Beſten, daß die römiſchen Kirchen, den großen St. Peter eingeſchloſſen, das Anſehen nicht wert ſeien. „Aber San Paolo — das iſt etwas andres — das iſt fein — ſehr fein — wahrhaft elegant, durchaus mein Geſchmack — der Beſuch entſchieden zu empfehlen!" Natürlich waren es nicht die unverwüſtlichen Schönheiten der uralten Baſilika, die Macht der

Digitized by Google

Säulenstellung, die ihn entzückt hatten, sondern der ballsaalmäßige, spiegelglatte Marmorfußboden, die kassettirte Decke, die überglänzende Gold- und Farbenpracht, die er „fein" und „elegant" nannte. Gerade das, was abstoßend oder störend an dem großen Bau wirkt, mochte ihn an Vorhalle und Salon irgend eines modernen Bankfürsten erinnert haben und seinem Geschmack entsprechen. Dergleichen erlebt man täglich, und auch wer das Glück hat, im Kreise wirklich genießender und warmfühlender Menschen Aufnahme zu finden, entrinnt dem Unheil der Bädekerreisenden nicht. Übrigens braucht man nur ein paar Wochen vor Ostern zu kommen oder ein paar Wochen nach Ostern zu bleiben, um dem reißenden Strom jener Landsleute auszuweichen, die nur die Mode und die leidige Sucht nach Rom treibt über alles als Augenzeugen mitreden zu können.

Eine eigentümliche Abart der Bädekerreisenden sind die, die in Rom wie in ganz Italien nur „Volksleben" suchen und sich für die wunderlichsten Verzerrungen dieses Lebens, die nur um der Fremden willen existiren, mit großem Eifer erwärmen. Sie haben allerhand Adressen von versteckten, räuchrigen Lokalen in der Tasche, in denen sie eine Heysische Novelle zu erleben hoffen, sie lassen sich vom schlechtesten Mandolinenspieler die Ohren zerreißen und beachten und studiren mit Vorliebe die malerischen und unmalerischen Bettler, deren es auch im königlichen Rom eine nur zu große Zahl giebt. Sie haben große Sehnsucht, nationale Opern und Ballette zu sehen, lassen sich aber ruhig die jämmerlichsten Operetten, Pariser Abhub, in gewissen Vorstadttheatern vorspielen und vorkreischen. Sie kaufen in den Trödelläden allerhand Gerümpel, das zum guten Teil vor wenigen Wochen neu vom Schreiner, Schlosser oder Töpfer gekommen, künstlich gebräunt, geschwärzt und verdorben worden ist. Sie knüpfen zarte Verhältnisse mit den Blumenmädchen im Korso und an der spanischen Treppe an und opfern täglich ein paar Soldi, um dafür halbwelke Rosen und Stiefmütterchen einzutauschen. Sie trinken die heißen toskanischen und römischen Landweine mit einer Ausdauer, daß ihnen die Köpfe glühen. Sie trachten nach Naivität und sind so wenig naiv, daß sie an den hübschesten und erquicklichsten Erscheinungen des römischen Volkslebens achtlos und gleichgiltig vorübergehen. In der Kunst bevorzugen sie die Veduten und Modellfiguren, von denen die römischen Fremdenmaler seit Jahrzehnten gelebt haben und zur Zeit noch leben. Soviel sich im Vorbeigehen wahrnehmen ließ, rekrutiren sich die Bädekerreisenden dieses Schlages hauptsächlich aus alten Herren, und so scheint die Gefahr ihres Aussterbens vorhanden. So wenig sie von Rom haben, so beglückt kehren sie heim und da sie unzweifelhaft liebenswürdiger und gutmütiger sind, als das Heer der räsonnirenden Reisenden, die binnen drei Tagen Rom in- und auswendig zu kennen vermeinen und von oben herunter so siegesgewiß als albern urteilen, so ist das in gewissem Sinne bedauerlich, aber unvermeidlich.

Digitized by Google

Es ist wohl nicht nötig, noch besonders zu versichern, daß die Bädekerreisenden keinem, dem es ernst um die Dinge ist, dauernd den Genuß an der ewigen Stadt und ihrer Herrlichkeiten trüben oder gar verleiden können. Doch wenn sogar viel von Enttäuschungen die Rede ist, die Rom den Kommenden bereitet haben soll, so möge man doch die heimkehrenden Pilger fragen, in wessen Gesellschaft sie ihre Reise nach und ihre Wanderung durch Rom gemacht haben. Es müßte seltsam zugehen, wenn man dabei nicht einer Reihe von deutschen Gesichtern ansichtig werden sollte, die beständig abwechselnd, Tag für Tag den Ausdruck geringschätzigen Ingrimms über die Straßen und Plätze, durch die Kunstsammlungen und die antiken Ruinen Roms tragen und sich höchstens am Abend vor der gutbesetzten Hoteltafel und im Restaurant zum Gambrinus erhellen.

Das Preßtreiben der letzten Zeit

Es ist das Kennzeichen einer weisen Regierung, daß sie sich nicht auf eine einseitige Parteirichtung stützt, sondern bestrebt ist, allen berechtigten Strömungen des Volkslebens mit gleicher Fürsorge entgegenzukommen, und in dem breiten Mittelstande den Untergrund für ihren Bau sucht. Kaiser Wilhelm II. gegenüber hat es von der Zeit an, wo er noch als Prinz Wilhelm in bescheidner Weise dem ihm von seinem Großvater zugewiesenen militärischen Berufe mit Eifer oblag, und namentlich von den Trauertagen des Jahres 1888 an, als in ihm der bald zum Thron berufene Erbe hervortrat, nicht an Bestrebungen gefehlt, ihn für eine ausschließliche Parteibewegung zu gewinnen. Eine gerechte Beurteilung muß es ihm zum Verdienst anrechnen, daß er trotz seiner Erziehung, Umgebung und Jugend aus eigner Überzeugung diesen Versuchungen widerstand und von dem ersten Anfange seiner Regierung an nicht einen Augenblick in seinen vorgesetzten Absichten schwankte. Während schon die erregte öffentliche Meinung den Einfluß des Hofpredigers Stöcker im Wachsen glaubte, wurde der gelehrte aber liberale Theologe Harnack auf den wichtigen Lehrstuhl der Kirchengeschichte an die Universität Berlin gerufen. Während eine gewisse Presse aus Furcht vor dem kommenden Mann den Grafen Waldersee als den künftigen leitenden Staatsmann mit der Kreuzzeitungspartei zu verquicken bemüht war, wurde der anerkannte und erste Führer der nationalliberalen

Digitized by Google

Partei auf einen der höchsten Verwaltungsposten gestellt. Auch als nach den Wahlen und noch unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck sich im Reichstage die Parteiverhältnisse vollkommen verschoben hatten und von einer klerikalkonservativen Mehrheit noch mehr zu erlangen war, als die notwendigsten Bedürfnisse für die Wehrkraft und Sicherheit des Reiches erforderten, als man es von dieser Seite an Lockungen nicht fehlen ließ, hat der Kaiser fest und unbeirrt an dem von ihm eingeschlagnen Wege festgehalten. Nach dem Abgange des Fürsten Bismarck wurde ein dem Haß und der Gunst der Parteien gleich fernstehender, im Krieg und im Frieden nicht nur als General, sondern auch als tüchtiger Verwaltungsbeamter anerkannter Mann an die Spitze der Geschäfte im Reich und in Preußen berufen, die frühern Minister blieben in ihren Ämtern, und als aus Gesundheitsrücksichten das Finanzministerium frei wurde, erhielt dessen Leitung wiederum ein Führer der Nationalliberalen, ein Staatsmann, der, aus dem Bürgertum hervorgegangen, in den Kreisen des Handels und der Industrie seine festesten Wurzeln hatte.

Man sollte nach allen diesen Vorgängen glauben, daß das Bürgertum, insbesondre auch das ihm zugehörige Großkapital, nicht bloß keinen Grund zur Klage, sondern daß es im Gegenteil jeden Anlaß hätte, froh zu sein und den Kaiser wie seine Regierung in ihrer schwierigen Aufgabe zu unterstützen. Statt dessen erleben wir das eigentümliche Schauspiel, daß diejenigen Parteien, die von dem neuen Regiment noch keine andre Begünstigung erfahren haben, als daß sie nicht mehr mit dem ewigen Makel der Reichsfeindschaft belegt werden, der Regierung eine mehr als wohlwollende Neutralität entgegenbringen, während die Organe derjenigen Partei, die eine größere Teilnahme an den Geschäften erhalten hat, als ihr je unter dem Fürsten Bismarck beschieden war, mit immer wachsender Feindseligkeit, mit offenen und hämischen Angriffen, ja geradezu mit kühner Verdrehung der Wahrheit und mit Verdächtigungen aller Art der gegenwärtigen Regierung entgegentreten. Dieser Wandel hat sich nur äußerlich allmählich vollzogen, die feindselige Gesinnung war von Anfang an vorhanden, es bot sich nur kein Objekt, sie zu bethätigen. Der Kurs blieb der alte.

Da kam das deutsch-englische Abkommen, und mit staunenerregender Findigkeit bemächtigte sich die Kölnische und die Münchner Allgemeine Zeitung der in einzelnen phantastischen Kolonialköpfen schlummernden Unzufriedenheit. Die letztere ist in diesen Blättern bereits einer vernichtenden Kritik unterzogen worden, und nach ihren Wirkungen zu urteilen, hat der geführte Hieb gesessen. Es war vielen besonnenen Elementen rätselhaft, daß so ernste Zeitungen wie die erwähnten sich zum Mundstück einer Opposition machen konnten, die nur wegen der ansteckenden Wirkung der Thorheit eine Bedeutung in Anspruch nahm. Die Art, in der der Angriff geleitet wurde, und die kein Mittel scheute, zeigte bald, daß es sich um eine Opposition quand-même handelte. Der Erfolg, den die Denkschrift des Reichskanzlers in den breitesten Schichten des

Digitized by Google

Volkes fand, machte das Geschäft unfruchtbar, und der Degen wurde wieder in die Scheide gesteckt. Die Regierung ließ sich nichts zu Schulden kommen, und einige Tage blieb es in den Redaktionen von Köln und München und in den Kulissen ihrer Hintermänner ruhig. Da verkündete der Reichsanzeiger in seiner trocknen Weise die Vorlagen, die für den preußischen Landtag vorbereitet würden. Sofort bemerkte man in Köln und München sehr bissig, daß bereits Fürst Bismarck eine Steuerreform sowie die Reform der Landgemeindeverfassung und des Volksschulwesens geplant habe, und daß die neue Regierung dieses Verdienst durchaus nicht auf ihre Rechnung stellen dürfe. Die Beziehungen, die die Kölnische und die Münchner Allgemeine Zeitung zu den frühern Regierungskreisen hatten, waren derart, daß ihre Leitung zweifellos die Unrichtigkeit dieser Behauptung kennen mußte. Aber was thuts, der Jude wird verbrannt! Die Bewegungen der sozialdemokratischen Partei angesichts des Ablaufes des Sozialistengesetzes lassen erkennen, daß in ihr ein Zersetzungsprozeß beginnt, der vorausgesehen wurde, der aber bisher durch das Gesetz verhindert worden ist. Die radikalen Elemente trennen sich, und es wird nicht ausbleiben, daß die besonnenern Elemente der deutschen Arbeiterwelt, die bisher den Führern Heeresfolge geleistet haben, ihnen diese versagen. Wenn nun das Aufhören des Sozialistengesetzes ein Fehler wäre, so trifft er, wie offenkundig ist, nicht die gegenwärtige Regierung. Das hindert aber die Kölnische Zeitung nicht, in einem Alarmartikel „Wohin treiben wir?“ der gegenwärtigen Regierung den Vorwurf zu machen, daß es ihr an Entschiedenheit fehle, und daß sie an einer Überschätzung der erreichbaren Ziele leide. Was an dieser Äußerung unverständlich war, das glaubte die Münchner Allgemeine Zeitung in einem weitschweifigen Kommentar klar machen zu müssen. Dieser lautet kurz dahin: Der gegenwärtige Reichskanzler ist ein in Staatsangelegenheiten gänzlich unerfahrener und unwissender Mann, er kennt weder Land noch Leute, sonst würde er nicht angesichts des Ablaufs des Sozialistengesetzes, der schwere Gefahren in sich birgt, ruhig sein. Um die Massen des Bürgertums für sich zu gewinnen, fragt dann das Münchner Blatt in demagogischer Weise, ob denn gegenüber der mangelnden Geschäftskenntnis der gegenwärtigen Regierung die Entlassung des Fürsten Bismarck eine Notwendigkeit gewesen sei. Hat diese Frage überhaupt einen Sinn, so kann sie nur den haben, daß unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck das Sozialistengesetz verlängert worden wäre. Daß diese Annahme unrichtig ist, darüber können sich der Artikelschreiber des Münchner Blattes und seine Inspiratoren nicht zweifelhaft sein. Bekannt ist, daß Fürst Bismarck im letzten Reichstage das Sozialistengesetz fallen ließ, weil die nationalliberale Partei den Ausweisungsparagraphen streichen wollte. Bekannt sind seine Äußerungen, daß nicht die Regierung, sondern die bürgerlichen Parteien den Schutz des Gesetzes nötig hätten und daß dies den letztern nicht besser als durch ein Aufhören des

Digitized by Google

Gesetzes ad oculos gezeigt werden könne. Bekannt ist, daß seine Kollegen und der Kaiser der von der vorigen Mehrheit des Reichstages beschlossenen Fassung ihre Zustimmung gegeben haben würden, daß es aber dem Einfluß des damaligen Reichskanzlers noch gelang, den Kaiser auf seine Seite zu ziehen, um den Zustand herbeizuführen, den die Kölnische und die Münchner Allgemeine Zeitung als so gefährlich bezeichnen. Auch aus den Unterredungen, die Fürst Bismarck mit den verschiedensten Zeitungsschreibern in jüngster Zeit gehabt hat, geht klar hervor, daß dies sein Ziel war, ja daß er noch eine Verschärfung des Gesetzes und an Stelle der Ausweisung die Verbannung setzen will. Klar aber ist auch, daß weder eine solche Verschärfung noch auch die Fassung des vorigen Reichstages irgend eine Aussicht auf Annahme des gegenwärtigen hat. Wäre Fürst Bismarck heute noch Kanzler, so würde er höchstens das Gesetz vorgelegt haben in der sichern Erwartung, daß es abgelehnt würde; er hätte sich nach seiner Meinung darüber eine Quittung erteilen lassen, ein bei andrer Gelegenheit vielfach von ihm angewandtes Verfahren. Thatsächlich ist also auch bezüglich des Sozialistengesetzes der Kurs der alte geblieben; der gegenwärtige Reichskanzler hat nichts andres thun können, als die Erbschaft des Fürsten Bismarck antreten, und die Lage wäre um kein Haar anders, wenn Fürst Bismarck heute noch Reichskanzler wäre. Denn daß eine Ablehnung des Sozialistengesetzes und eine Auflösung des Reichstages die Zusammensetzung des Reichstages geändert haben würden, wird man auch in Köln und München, wenn man ehrlich sein will, nicht behaupten. Der Vorwurf, der von dort aus gegen den General von Caprivi erhoben wird, ist mit Bezug auf das Sozialistengesetz ebenso waschecht, wie mit Bezug auf das deutsch-englische Abkommen. Er ist nur ein Vorwand, um dem Kaiser und seiner Regierung etwas am Zeuge zu flicken, und man fragt sich mit Recht nach dem Grunde, den Blätter dieser Richtung dazu haben können.

Um ihn zu finden, muß man ein wenig Umschau halten. In letzter Zeit hat auch die Rheinisch-Westfälische Zeitung gegen die kaiserliche Sozialpolitik Stellung genommen, verschiedne rheinische Großindustrielle haben sich an dem Geh. Rat Hintzpeter zu reiben gesucht, weil sie ihn für den Urheber der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar d. J. halten. Nimmt man diese Anzeichen zusammen, so erhält man ein sehr zutreffendes Bild. Das Großkapital oder noch besser die Großindustrie macht auf der ganzen Seite mobil gegen die arbeiterfreundliche Politik des Kaisers; sie kann dies nicht anders thun, als dadurch, daß sie überall den Kaiser und seine Regierung angreift und jedes Mittel anwendet, um sie zu beseitigen und den Fürsten Bismarck zu preisen, weil sie glaubt, damit der gegenwärtigen Regierung zu schaden. Schon mit der Veröffentlichung der erwähnten kaiserlichen Erlasse hat sich in diesen Kreisen Mißstimmung und Unzufriedenheit gezeigt, aber sie trat nicht so sehr hervor, weil die Verwirklichung der vom Kaiser kundgegebnen Absichten

Digitized by Google

wegen der nicht wegzuleugnenden Schwierigkeiten in weiter Ferne stand und fast aussichtslos erschien. Inzwischen sind die Beratungen im Staatsrat gerade unter Zuziehung der hervorragendsten Vertreter der Großindustrie erfolgt und haben zu einem selbst den letztern durchaus annehmbaren Ergebnis geführt. Dann fand die Berliner Konferenz zur Regelung der Arbeiterfragen statt, die vor ihrem Zusammentritt wie ein Gebilde der Phantasie erschien, in ihren Ergebnissen aber zu den weitausschauenden und wohlwollenden Plänen des Kaisers die Zustimmung Europas brachte. Auf Grund der Beratungen im Staatsrat und in der Konferenz ist eine Vorlage an den Reichstag gelangt und wird dort in eingehendster Weise von den hervorragendsten Vertretern aller Parteien behandelt, sodaß ungeachtet der verschiedensten zu Tage tretenden Anschauungen ein Zustandekommen des Gesetzes zweifellos ist. Diese letzte Aussicht ist wohl der hauptsächlichste Grund, daß die Großindustrie und das mit ihr in engem Zusammenhange stehende Großkapital alle Mittel versucht und alle Hebel in Bewegung setzt, während der Vertagung des Reichstages das kaiserliche Werk zum Scheitern zu bringen. Es soll hier nicht bestritten werden, daß zahlreiche Fabrikherren für ihre Arbeiter Fürsorge getroffen haben, die über das Maß der gesetzlichen Anforderungen hinausgeht. Um so weniger ist es zu begreifen, daß sie sich gegen das Gute sträuben, das oder weil es vom Thron aus geschieht. Auch ist die Zahl der Arbeiter, die in der mittlern und kleinern Industrie arbeiten und für die ihre Arbeitgeber wegen Beschränktheit der Mittel wenig zu thun imstande sind, die wichtigere, und für diese weniger begünstigten Arbeiter zu sorgen ist ein dringendes Bedürfnis. Es mag sein, daß es sich hier vielfach um Fragen persönlichen Stolzes handelt: der Großindustrielle stand bisher in einem gewissermaßen obrigkeitlichen Verhältnis zu seinen Arbeitern. Er war sozusagen ein absoluter Herrscher und soll nun nach konstitutioneller Art seine Gewalt mit einem Arbeiterausschuß teilen. Daß er darüber mißmutig wird, ist begreiflich; kühn ist aber doch der Anspruch, daß der Staat oder die Regierung auf die persönliche Empfindlichkeit und Eitelkeit dieser Herren Rücksicht nehmen soll. Hat doch das bisherige patriarchalische Regiment, auf das die Industrie so stolz ist, das Emporwachsen der Sozialdemokratie nicht zu hindern gewußt, haben sich doch in den letzten Jahren die Arbeiterausstände in einer Art vergrößert, daß das Wohl des Staates gefährdet ist, und er nicht länger das Versuchsfeld abgeben kann, auf dem die Arbeitgeber und Arbeiter, lediglich von ihren eignen Interessen geleitet, ihre Kräfte messen. Alles das sollten die Herren von der Großindustrie und dem Großkapital bedenken, sie sollten sich auch daran erinnern, was sie dem mächtigen deutschen Reich und seiner Regierung an Aufschwung, Wohlstand und Reichtum verdanken. Und wenn diese Rücksicht sie nicht zur Mäßigung veranlassen sollte, so müßte es doch ihr eignes wohlverstandnes Interesse thun, das nicht mit Wochen und Tagen, sondern mit Jahren und Menschenaltern rechnen muß. Ohne die

Digitized by Google

Stütze einer kräftigen Regierung würden sie den Arbeitern nicht Halt zu gebieten imstande sein. Freilich möchten sie gern geschützt sein und verlangen nach einem Sozialistengesetz mit allen möglichen Härten, aber sie möchten selbst nichts dafür thun, sondern die ganze Verantwortlichkeit der Regierung aufbürden. Das wäre ein leichtes Spiel, wenn sich ein Thor fände, der sich darauf einließe. Aber es wird wohl nachgerade klar, daß die Angriffe der mehrfach erwähnten Organe und ihrer Genossen nicht auf einer allgemeinen Unzufriedenheit beruhen, auch nicht die Stimmung irgendwie beachtenswerter Kreise wiederspiegeln; sie sind wesentlich Unmutsäußerungen kleiner Koterien, über die die Geschichte zur Tagesordnung übergehen wird, freilich nicht ohne Schädigung derer, die die Saat der Zwietracht in schwerer Zeit säen. Was aber von der dynastischen und königstreuen Gesinnung zu halten ist, die bei diesen wiederholten Angriffen zu Tage gefördert wird, das soll hier bloß angedeutet werden, damit nicht der Zorn in die Feder fließe.

Was Kaiser Wilhelm II. bisher gethan hat, ist nur geeignet, Vertrauen und Hoffnung zu erwecken. Preußen und das Reich müssen auch ohne die bewährte Leitung des Fürsten Bismarck weiter fortbestehen und regiert werden, und das werden auch einige unzufriedne Fabrikherren und ein paar Blätter am Rhein, in München oder Stuttgart nicht hindern. Sollten sie aber wirklich einmal eine gründliche Abrechnung verlangen, nun, dann werden sie den Angegriffnen bald als einen mächtigen Gegner schätzen lernen.

Litteratur

Fichtes Idee des deutschen Staates. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 27. Januar 1890 in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg, gehalten von Dr. **Wilhelm Windelband**, Professor der Philosophie. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1890

Die akademische Rede des berühmten Lehrers, selbstverständlich eine oratorische Musterleistung, macht u. a. zweierlei klar. Einmal, daß der scheinbare Abfall Fichtes von dem Weltbürgertum, zu dem er sich noch im Winter 1804/5 sehr entschieden bekannt hatte, zu dem Nationalismus, den er bald darauf in seinen Reden an die deutsche Nation predigte, gar kein Abfall, oder wie wir vom nationalen Standpunkte aus sagen müssen, keine Bekehrung war. Denn Fichtes Patriotismus „gleicht dem Kosmopolitismus wie ein Zwillingsbruder dem andern. Stammesgefühl, Heimatliebe, historische Bande der Anhänglichkeit zwischen Volk und Staat, alles dieses ist für Fichte niederer Schollenpatriotismus. Dafür ist denn aber auch

Digitized by Google

das, was er wahren Patriotismus nennt, ohne allen Erdgeschmack, und sein Deutschland liegt in Utopien.“ Mit dem Schlußwort schießt Windelband doch wohl über das Ziel hinaus. Der kosmopolitische Patriotismus Fichtes erscheint durch die Natur des deutschen Volkes gerechtfertigt. Es ist nämlich dasjenige unter allen Völkern, das die Menschennatur am reinsten darstellt; deswegen fallen echtes Deutschtum und wahre Humanität so zusammen, wie vor 2300 Jahren Humanität und Hellenentum, und deswegen ist der beste deutsche Staatsbürger zugleich der beste Weltbürger. Forschen wir nach, worin eigentlich das Wesen des Deutschtums bestehe, so finden wir als Kern des deutschen Volksgeistes weder die Freiheitsliebe, noch den kriegerischen Sinn, noch die eheliche Treue der Weiber, noch die Vasallentreue der Männer, noch die Streitsucht, noch das Talent für Künste und Wissenschaften, noch die Arbeitsamkeit, noch die Liebe zum Biere. Denn alle diese Eigenschaften finden sich zu verschiednen Zeiten und auf verschiednen Kulturstufen auch bei andern Völkern, und von allen findet sich je nach Zeiten und Umständen auch bei den Deutschen das gerade Gegenteil. Vielmehr besteht das Wesen des deutschen Volkes darin, daß es alle guten Anlagen aller Völker in harmonischer Mischung besitzt und frei ist von jeder karrikaturenhaften Besonderheit. Wie Körperbau und Gesichtsbildung des durchschnittlichen Deutschen die richtigen Verhältnisse zeigen, so wird auch das geistige Ebenmaß und das seelische Gleichgewicht nirgends durch das Vorherrschen einer Anlage über die andern gestört. Des Deutschen Lebhaftigkeit artet weder in negerhafte Zapplichkeit noch in gallische Explosivität, seine Ruhe nicht in englische Steifheit aus. Er hat Sinn für die schöne Form, opfert aber nicht den Inhalt der Form gleich den Italienern, bei denen die Männer oft durch weibische Anmut anwidern. Wir Deutschen sind seit 1500 Jahren in geistiger und in geographischer Beziehung das Volk der rechten Mitte, wie die Griechen es für ihre Zeit gewesen sind. Aus diesem Grunde vermögen wir uns in die Eigenart aller andern Völker zu finden, und wenn diese Fähigkeit auch zuweilen in einen Fehler ausartet, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie an sich ein Vorzug ist, ja der höchste Vorzug, dessen je ein Volk teilhaftig wurde, weil wir nur durch ihn zur geistigen Weltherrschaft berufen und befähigt sind. Mit dieser Allseitigkeit, diesem Reichtum, diesem Ebenmaß verträgt sich allerdings kein Schollenpatriotismus. Wenn der Grönländer ohne Thran verschmachten muß und in einem glücklicheren Klima dahinsiecht, so zeigt sich darin eben nur seine unvollkommene Organisation, die, ähnlich der des Schmarotzertieres, nur für einen ganz engen Kreis von Lebensbedingungen berechnet ist. Und wenn der Pole in der Kirche zu weinen und zu heulen anfängt, so oft er den Namen eines seiner Nationalheiligen aussprechen hört, so beweist er damit nur, daß er noch auf der Stufe des Kindes steht, das der Mutter an der Schürze hängt und trostlos jammert, wenn sie sich drei Schritte von ihm entfernt. Obwohl der Deutsche über solchen Schollenpatriotismus erhaben ist, weiß er doch seine Scholle zu schätzen und hat sie gegen Räuber jederzeit tapfer verteidigt. Es war daher nicht philosophische Abstraktion oder utopische Schwärmerei, sondern in der Natur der Sache begründet, wenn sich dem Prophetengeiste (als solchen charakterisirt ihn Windelband) unsers großen philosophischen Patrioten der deutsche Zukunftsstaat als ein idealer Kulturstaat darstellte, der berufen sei, Weltstaat, Kern einer Republik von Weltbürgern zu werden.

Ein andres, was Windelband klar macht, ist der Sinn, in dem Fichte das Recht auf Arbeit verkündet. Unsre heutigen Sozialisten fordern dieses Recht, weil ohne Arbeit die Genußmittel nicht erworben werden können, an denen jeder Anteil haben müsse. „Wenn Fichte das Recht auf Arbeit proklamirt, so ist ihm die Arbeit

Digitized by Google

nicht Mittel, sondern Selbstzweck. Die oberste Pflicht des Menschen — sagt er — ist selbständige Thätigkeit; die aber ist nur möglich, wenn dem Individuum eine Sphäre der äußern Wirklichkeit zugesichert ist, in der es allein nach freier Selbstbestimmung schalten und walten kann. Diese Sphäre selbständiger Arbeit nennt Fichte das Eigentum: darum ist ihm der Eigentumsvertrag ein unerläßliches Ingrediens des Staatsbürgervertrages; darum ist dies ein Sozialismus, dessen fundamentalste Forderung das persönliche Eigentum jeden Bürgers bildet." Also nicht als Mittel zur Erwerbung von Gütern, sondern als Pflichterfüllung darf und soll nach Fichte jeder sein Maß von Arbeit beanspruchen.

Windelbands Rede ist, wie der Leser aus diesen Andeutungen erkennen wird, in hohem Grade zeitgemäß.

Friedrich Albert Lange und sein Standpunkt des Ideals. Von T. M. Bösch, Privatdozent [en!] am eidgenössischen Polytechnikum. Frauenfeld, J. Huber, 1890

Aus Langes berühmter „Geschichte und Kritik des Materialismus" zieht Bösch in seiner kleinen aber gründlichen Schrift das Fazit. Lange räumt der mechanischen Naturerklärung (die Bösch, abweichend von Lotze u. a., mit dem Materialismus identifizirt) das ganze Gebiet der Wissenschaft ein. Dagegen soll den philosophischen und religiösen Ideen ihr Daseinsrecht gewahrt bleiben — auf dem Gebiete der Dichtung. „Als Dichtung aufgefaßt, sollen sie die große Aufgabe erfüllen, den Menschengeist zu veredeln, zu begeistern, über die Schwachheiten seiner Natur und die gemeine Wirklichkeit emporzuheben und in eine bessere Welt der moralischen Erhebung und Weihe zu versetzen. Aber den Anspruch, materielle Wahrheit, die richtige Erkenntnis der Dinge zu sein, müssen sie aufgeben; auf keinem Punkte und in keinem Momente dürfen sie der Wissenschaft entgegentreten, in ihr Gebiet eingreifen oder gar als eine höhere Autorität ihr die Bahnen vorschreiben wollen." Das Recht, solche Ideale zu erdichten, leitet Lange aus Kants Entdeckung ab, daß unsre Erkenntnis das Wesen der Dinge nicht erschöpft, daß also für die religiös-sittliche Dichtung ein Gebiet des Unerkennbaren übrig bleibt. Bösch bezweifelt, ob z. B. die Ideen der Vorsehung und der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes noch eine namhafte Wirkung auf unser Verhalten ausüben werden, wenn wir sie nicht mehr als unzweifelhaft wirklich glauben, sondern nur noch als erbauliche Dichtung gelten lassen; überhaupt, meint er, lasse Langes Hauptwerk bei allen wertvollen Einzelheiten im ganzen unbefriedigt. (Dieses Schicksal teilt es mit den Hauptwerken aller großen Philosophen.) Aber Lange sei gestorben, ehe er die Aufgabe, die er sich gesteckt hatte, vollendet, sein Ideal ausgestaltet habe. Auch sei er loyal und zartfühlend genug gewesen, „vor jener Voreiligkeit zu warnen, die das Alte zerstören will, bevor das Neue aufgebaut ist, die das Licht der christlichen Ideale auslöschen will, bevor die Sonne der neuen oder [der] umgestalteten alten Idealwelt am Horizont der Menschheit aufgestiegen ist." Vielleicht erweist sich das Auslöschen der christlichen Ideale überhaupt als unnötig. Vielleicht erkennt man mit der Zeit, daß Kant mit seiner Einschränkung des menschlichen Erkennens auf das Gebiet der Erscheinungen nur wissenschaftlich genauer, aber in einer für die Masse unverständlichen Sprache gesagt hat, was Paulus schon 1. Korinther 13 in einer für alle verständlichen Weise verkündigt hatte, daß wir hienieden nicht das Wesen der Dinge, die Gottheit selbst, sondern nur ihr unvollkommenes Spiegelbild sehen. Vielleicht wird man endlich einmal auch allgemein anerkennen, daß die Rechte der Wissenschaft nicht im mindesten angetastet werden, wenn wir in jenen religiös-sittlichen Ideen, die der Geist aller Besten zu allen

Digitized by Google

Zeiten mit Notwendigkeit erzeugt, nicht bloß erbauliche Dichtung, sondern Wahrheit und Wirklichkeit sehen. Von den Anmerkungen, die Bösch dem Texte nachschickt, sind drei zu besondern interessanten Abhandlungen angeschwollen. Die erste davon prüft den bekannten Satz Benthams: das Zusammenleben der Menschen sei so zu ordnen, daß daraus das höchstmögliche Glück der größtmöglichen Zahl hervorgehe; die zweite kritisirt Langes Ansicht über die Entstehung und mögliche Überwindung des Egoismus; die dritte sammelt Material für die Begründung einer „empiristisch-eudämonistischen Moraltheorie."

Soziale Fragen vor zweihundert Jahren. (An Essay on Projects). Von Daniel Defoe. 1697. Übersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, Hirschfeld, 1890

Den Robinson Crusoe haben wir alle gelesen, aber die meisten werden wohl erst durch die vorliegende Arbeit Fischers erfahren, daß der Verfasser dieses Lieblingsbuches aller Knaben ein sehr bewegtes politisches und Geschäftsleben geführt hat, daß er ein sehr fruchtbarer Schriftsteller war und von Macaulay der Vater der englischen Essayisten genannt wird, und daß er einen hohen Rang unter den praktischen Sozialpolitikern einnimmt. Benjamin Franklin bekennt in seiner Selbstbiographie, daß der Essay on Projects „auf einige Haupterzeugnisse" seines spätern Lebens einen entscheidenden Einfluß ausgeübt habe. Defoes Reformvorschläge beziehen sich auf die Banken, die Landstraßen, auf Unfall- und Altersversicherung, auf das Wetten (Glücksspiel), die Irrenhäuser, die Konkursordnung, die höhern Bildungsanstalten, die Handelsgerichte und die Verstaatlichung der Seelente. Einige seiner Pläne, wie die das Bankwesen betreffenden sind längst verwirklicht, andre gehen eben jetzt ihrer Verwirklichung entgegen. Das Buch mutet seltsam an. Man sieht daraus, wie wenig sich die Welt im Grunde genommen ändert. So verschieden im einzelnen auch die damaligen — höchst erbärmlichen — englischen Zustände von unsern heutigen waren, die Übereinstimmung in der Hauptsache ist doch noch größer als die Verschiedenheit. In der Schilderung des Gründerunwesens, der Ungerechtigkeiten der Besteuerung und in den Vorschlägen wegen Ersatzes der Armenpflege durch Zwangsversicherung glaubt man einen Sozialpolitiker unsrer Tage zu vernehmen. Auch die Idee, eine Akademie zur Überwachung des Sprachgebrauches zu gründen, klingt uns Heutigen nichts weniger als fremd. Spezifisch englisch dagegen mutet die den Geist des siebzehnten Jahrhunderts widerspiegelnde Forderung an, diese Akademie solle vor allem dem gotteslästerlichen Fluchen steuern; der damalige Engländer konnte nämlich den Mund nicht aufthun, ohne den frommen Wunsch auszusprechen, daß Gott ihn oder sonst jemanden oder irgend etwas verdammen möge. Auch eine Akademie für Frauen will Defoe eingerichtet wissen, und er spricht sich dabei sehr eingehend über Frauenbildung aus. Die Darstellung ist so lebhaft, anschaulich und mit Beispielen aus dem Leben gewürzt, wie man es von dem Verfasser des Robinson erwarten kann.

Schlesien unter Friedrich dem Großen. Von Dr. C. Grünhagen, Kgl. Geh. Archivrat und Professor an der Universität Breslau. Erster Band: 1740—1756. Breslau, Wilhelm Köbner, 1890

Dieses neueste Buch Grünhagens, des Altmeisters der schlesischen Geschichte, bildet die Fortsetzung der in den Jahren 1884 und 1886 erschienenen zweibändigen, seiner Zeit auch an diesem Orte besprochenen „Geschichte Schlesiens," die die Zeit bis zum Tode Kaiser Karls VI. (Oktober 1740) behandelt. Treffend bemerkt der Verfasser am Schlusse dieses frühern Werkes, daß eine Darstellung der Geschichte

Digitized by Google

seines engern Vaterlandes innerhalb der ersten Periode preußischer Herrschaft eigentlich gleichbedeutend sei mit der Abfassung „eines Stückes Biographie des großen Königs“; von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich denn auch der Titel des hier angezeigten, erst kürzlich veröffentlichten Bandes der schlesischen Landesgeschichte. Die Vorzüge, die wir bei Besprechung der ersten beiden Bände dem Verfasser zuzuerkennen uns für berechtigt hielten, treten auch hier deutlich hervor: streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, Heranziehung und Verwertung eines äußerst umfänglichen Quellenmaterials — wie dies nur bei einem so bewanderten Archivbeamten und genauen Kenner seiner heimatlichen Geschichte, wie er, vorausgesetzt werden darf — und eine klare, gefällige Darstellungsweise in knapper, hie und da den Wissensdurst des Lesers vielleicht nicht ganz befriedigender Form. Wie in den beiden Teilen der „Geschichte Schlesiens,“ so sind auch in dieser neuesten Veröffentlichung Grünhagens die Quellennachweisungen als selbständiger Abschnitt dem Text angefügt; ein gutes Register bildet den Schluß des Ganzen. Als besonders lesenswerte Partien des Buches seien die die Huldigung zu Breslau (am 7. November 1741) Seite 175 f. und die Einrichtung der preußischen Herrschaft behandelnden dem Leser empfohlen. Die Schilderung der Entwicklung der militärischen Verhältnisse in Schlesien in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege und hier insbesondre der die Ausbildung des Milizsystems betreffende Abschnitt, Seite 409 f., dürfte namentlich in den militärischen Fachkreisen Anerkennung finden.

O quae mutatio rerum! Reminiszenzen eines alten Jenensers. Von Theobald Raßmus. Leipzig, A. Lorentz

Der Titel dieses Buches bereitet auf das ewige Klagelied von der guten alten Zeit vor. Aber es ist nicht so böse gemeint. Der Verfasser rügt in ähnlicher Weise, wie es auch in diesen Blättern wiederholt geschehen ist, das hereinbrechende Stutzerwesen und die übertriebnen Höflichkeitsformen im Verkehre der heutigen Studentenschaft unter einander. Aber er ist nicht blind dagegen, daß sich manches zum Bessern gewendet hat, und im weitern könnte er wohl in Anrechnung bringen, daß er selbst eben um dreißig Jahre älter geworden ist. Denn weiter liegt seine Universitätszeit noch nicht hinter ihm, und wenn alte Herren von 1830 das Treiben um 1860 angesehen haben, das ihm in so rosigem Licht erscheint, dürfte auch mancher das O jerum angestimmt haben. Die harmlosen Suiten und Spritzfahrten, Paukereien und Nasführungen der Pudel u. dergl. m. sind hübsch und anspruchslos erzählt und werden vor allem unter einstigen Jenensern ein dankbares Publikum finden, nicht minder die Bildnisse der Gründer der Burschenschaft, die Abbildungen von Gebäuden, Malereien im Carcer u. s. w. Am anmutendsten ist die Schilderung des damaligen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten; wir sehen nicht ein, weshalb die Namen der würdigen, leutseligen Herren nicht ausgeschrieben worden sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Kolonialrat und die Zukunft Oſtafrikas

Von Joachim Graf Pfeil

Bei den vielen Behauptungen, Andeutungen und Vermutungen, die heute faſt überall über den neu zu errichtenden Kolonialrat ausgeſprochen werden, iſt es vielleicht nicht unangebracht, einmal in aller Ruhe und Unbefangenheit zu erwägen, wie ein ſolcher Kolonialrat beſchaffen zu ſein haben wird und welche Thätigkeit ihm eigentlich zufällt. Wir wollen uns dabei eben ſo fern halten von jener Schwärmerei, die in ihm die Rettung der aufs äußerſte gefährdeten Kolonialpolitik erblickt, die hofft, daß er die Veranlaſſung zu neuen Reiſen und Expeditionen ſein werde zum Zwecke der Abſchließung neuer Verträge mit Häuptlingen entlegener Gebiete, die hofft, durch ihn das engliſch-deutſche Abkommen rückgängig gemacht zu ſehen u. ſ. w., eben ſo fern von dieſer, als von dem traurigen Peſſimismus, der da glaubt, daß es eine Übereilung geweſen ſei, koloniale Gebiete in Beſitz zu nehmen, der in dem Kolonialrat nur eine neue Ausgabe für Zwecke, die keinen Gewinn bringen, erblickt. Wir wollen vielmehr mit unbefangenem Blicke die Sachlage anſehen und aus ihr heraus Geſtalt und Zweck des Kolonialrates folgern.

Es iſt bisher und vielleicht nicht mit Unrecht behauptet worden, daß unſre koloniale Verwaltung einen etwas büreaukratiſchen Charakter getragen habe. Dieſer Umſtand iſt wohl auf die Thatſache zurückzuführen, daß die Regelung kolonialer Aufgaben bisher von Juriſten, die unſre Kolonien nie betreten hatten, vollzogen wurde. Dieſe Herren ſind jedenfalls in der Lage, eine Maßnahme in Einklang mit europäiſchen Rechtsbegriffen zu bringen, aber damit iſt noch lange nicht geſagt, daß dieſe dann auch in einem Lande, wo Rechtsbegriffe entweder noch nicht vorhanden, oder die vorhandnen ganz andrer Natur ſind als die unſern, von praktiſcher Bedeutung werden kann.

Digitized by Google

Sehr wünschenswert wäre es ja, wenn wir einen Stab juristisch gebildeter Männer in unsern Kolonien hätten, und wenn diese so vertraut mit den Sitten der Eingebornen, den örtlichen Verhältnissen des Landes u. s. w. wären, daß sie auf Grund der praktisch erworbenen Kenntnisse eine Verwaltung ins Leben rufen könnten, die den Verhältnissen der Kolonie Rechnung trüge, auf sie gegründet ist. Da uns diese nicht zu Gebote stehen, so werden wir den Rat solcher Männer zu hören haben, die, obwohl keine Juristen, mit Land und Leuten wirklich vertraut geworden sind und in ihrer Stellung durch ihre Leistungen bewiesen haben, daß sie fähig sind, die Verhältnisse zu beurteilen und zu lenken. Wir werden diese Männer hauptsächlich unter denen finden, die, sei es durch Kapitalanlagen, sei es auf irgend eine andre Weise, besondres Interesse für unsre Kolonien an den Tag gelegt haben. Solche Männer werden wir in erster Linie unter unsern Reisenden zu suchen haben. Leider ist es zur Mode geworden, jeden, der einmal in Sansibar gewesen ist, als Afrikareisenden und folglich als Sachverständigen auszugeben. Doch dürfte diese Art von Reisenden, deren Zahl ja heute Legion ist, kaum in der Lage sein, zu beweisen, daß sie Land und Leute wirklich kennen gelernt haben. Wir können aber auch andre namhaft machen, die allerdings mit reichen Schätzen erweiterten Wissens heimgekehrt sind.

Ich glaube, aus den vorstehenden kurzen Erwägungen ergiebt sich ein deutlicher Fingerzeig für die Zusammensetzung unsers neuen Kolonialrates. Die Kenner von Land und Leuten werden wir unter unsern hervorragenden Reisenden zu suchen haben. Die großen Kolonisationsgesellschaften werden diejenigen Mitglieder zu stellen haben, die die in den Kolonien zu erstrebenden Ziele aufstellen und in Vorschlag bringen. Die Kapitalisten, die die Kolonisationsgesellschaften durch Beiträge lebensfähig gemacht haben, sollten ebenfalls vertreten sein, um ihre Billigung über die angeregten Ziele und über die Verwendung der Kapitalien aussprechen zu können.

So weit wird wohl jeder uns beistimmen. Aber ein geringes Nachdenken belehrt uns, daß auch noch andre Interessen im Kolonialrate der Vertretung bedürfen. Einem christlichen Kulturvolke liegt es ganz entschieden ob, bei seiner Berührung mit heidnischen Völkern diesen die Gesittung beizubringen, die fast als das alleinige Ergebnis der Glaubenslehre des Kulturvolkes zu betrachten ist. Das nächstliegende Mittel ist die Mission. Ganz abgesehen von ihrer göttlichen Aufgabe und dem Umstande, daß sie sich mit weltlichen Dingen nicht befassen soll, ist sie dennoch überall von großem Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung roher Naturvölker gewesen, sei es in förderndem, sei es in hinderndem Sinne, je nach den Grundsätzen, die die Sendboten der Mission beseelten, ja vielleicht sogar ein wenig nach ihrem Bildungsgrade. Ist es doch die Verschiedenheit der geistigen Entwicklungsstufe, die den Menschen befähigt, seinem Berufe eine weitere oder eine engere Auslegung zu geben. Abgesehen

Digitized by Google

von ihrem höhern Zweck ist die Mission meistens im Besitz der Kenntnis einer Reihe von Thatsachen und Verhältnissen, die ihre Mitglieder durch dauernden Aufenthalt in bestimmten Gegenden sammeln, Thatsachen, die dem sich doch meist in Bewegung befindlichen Reisenden entgehen müssen, und die auch dem Kaufmann, da dieser seine Aufmerksamkeit auf ganz andre Dinge richtet, fremd bleiben. Die Kenntnis solcher örtlichen Verhältnisse ist oft von wesentlicher Wichtigkeit bei der Erwägung beabsichtigter Maßnahmen. Bedenkt man ferner, daß man durch erfolgreiche Mission einen großen Einfluß auf die Stimmung der farbigen Bevölkerung auszuüben imstande ist, so erkennt man, wenn auch nicht die Notwendigkeit, so doch, daß es ratsam ist, die Mission, und zwar in den beiden in unsern Kolonien zugelassenen Konfessionen, im Kolonialrate vertreten zu sehen.

Es wird ferner wohl kein Zweifel darüber herrschen, daß es wünschenswert sei, die vom Kolonialrat gefaßten Beschlüsse auch im Reichstage vertreten zu sehen. Mithin erscheint es ratsam, auch Parlamentarier in den Kolonialrat zu wählen. Da nun, wie man annehmen darf, auf dem Gebiete der kolonialen Verwaltung alle politischen Parteien sich einigen können, so ist es an sich gleichgiltig, welcher politischen Richtung der in den Kolonialrat gewählte Parlamentarier angehöre, so lange er nur die von ihm mitgefaßten Beschlüsse im Reichstage vertreten will.

Wir sehen, die Zusammensetzung des Kolonialrates hat sich eigentlich ganz von selbst ergeben; sind auch die Mitglieder keine Juristen, so stehen ihnen doch praktische Erfahrung auf der einen Seite, klares Erkennen der angestrebten Ziele auf der andern zu Gebote. Daß beschlossene Maßnahmen nicht in Widerspruch mit unabweisbaren Anschauungen von Recht und Gesetz gelangen, ehe sie Gesetzeskraft in unsern Kolonien erhalten, dafür werden die trefflich geschulten Beamten der kolonialen Abteilung unsers Auswärtigen Amtes schon Sorge tragen.

Bezüglich der Form, die dem neu zu gestaltenden Körper zu geben ist, werden wir uns natürlich zunächst in andern Ländern mit großem Kolonialbesitz umsehen, um irgend eine dortige Einrichtung zum Muster zu nehmen. Allein wir finden einesteils, daß anderwärts der Kolonialbesitz so unermeßlich viel größer ist als der unsre, daß große Körperschaften völlig mit dessen Regierung oder Oberaufsicht beschäftigt sind, anderenteils daß die Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland sich so gestaltet haben, daß entweder die Kolonie vom Mutterlande aus regiert wird, oder daß die Kolonie sich auf freiere Füße gestellt hat und sich selbst regiert. Bei uns ist in unsern größten und besten Kolonien ein Zustand wieder modern geworden, der früher mit dem Ausdruck Charter colony bezeichnet wurde, und bei dem die Regierung nur eine Oberaufsicht in den von Privatgesellschaften wirtschaftlich verwalteten Kolonien ausübt. Da nun der Kolonialrat der kolonialen Abteilung des auswärtigen

Digitized by Google

Amtes als beratender Körper zur Seite treten soll, so werden wir unter unsern eignen Einrichtungen wahrscheinlich das geeignetste Vorbild für die ihm zu gebende Form finden. Das passendste Muster scheint uns der Verwaltungsrat von Banken, der landwirtschaftliche Rat, ja vielleicht der Reichstag selbst zu sein.

Wie die Behandlung gewisser Fragen vom Reichstage an Kommissionen verwiesen wird, so könnten die Beratungen für jede einzelne Kolonie von einer sich nur mit dieser beschäftigenden Kommission gepflogen werden. Diese setzte sich dann in der schon angedeuteten Weise zusammen, sodaß jede Kolonie durch fünf Herren vertreten würde und ihre Angelegenheiten durch sie beraten würden.

Nun haben wir fünf Kolonien: Ostafrika, Neu-Guinea mit allen Südseeinseln, Südwestafrika, Kamerun und Togo. Nach dem vorgeschlagenen Verfahren würde daher der Kolonialrat aus einer Körperschaft von fünfundzwanzig Personen in fünf Sektionen bestehen. Sollte man glauben, daß die Mitgliederschaft von fünfundzwanzig zu groß sei, so könnte man Kamerun und Togo zusammenlegen und als eine Kolonie behandeln; sind sie doch Kronkolonien und können daher auch nicht durch Kolonialgesellschaften vertreten werden. Ferner ließe sich die Einrichtung treffen, daß die Beratungen über alle Kolonien nicht gleichzeitig, sondern in einer von der Anzahl und Dringlichkeit der zu beratenden Punkte abhängigen Reihenfolge vor sich gingen. Es könnten dann Mitglieder, die Ortskenntnis von mehr als einer Kolonie haben, heute an der Beratung z. B. über Westafrika, morgen an der von Kamerun Teil nehmen. Auf diese Weise ließe sich, wenn es für nötig erachtet werden sollte, die Mitgliederzahl auf zwanzig oder sogar noch weniger beschränken.

Selbstverständlich wird nach Art des Reichstages oder irgend eines Verwaltungsrates oder desjenigen Institutes, das wir uns zum Muster nehmen, der Kolonialrat auch einen Präsidenten haben müssen, um die Verhandlungen zu leiten, Beschlüsse auszusprechen, Anträge zu stellen. Hier ist es an sich gleichgiltig, ob der Kolonialrat aus seiner Mitte ein Mitglied zum Präsidenten wählt oder ein solcher von berufener Stelle aus ernannt wird, am natürlichsten erscheint es, daß der Chef der kolonialen Abteilung des Auswärtigen Amtes zugleich Präsident des Kolonialrates sei.

Nachdem wir uns so darüber klar geworden sind, wie der Kolonialrat sich zusammensetzen und welche Form er haben sollte, können wir versuchen, uns ein Bild von seiner mutmaßlichen Thätigkeit zu entwerfen.

Zunächst darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß der Kolonialrat nicht eine ständig thätige Behörde sein wird und kann, sondern daß er je nach Bedarf zusammengerufen werden wird, um über beabsichtigte Maßnahmen zu beraten. Unsre Kolonien sind noch nicht so weit in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung vorgeschritten, daß ihre Angelegenheiten einer Abtei-

Digitized by Google

lung des Auswärtigen Amtes und einem Beirat von zwanzig bis fünfundzwanzig Mann volle Beschäftigung gewähren könnten; es wird daher zunächst Sache des Kolonialrates sein müssen, erstens, wie schon bemerkt, beabsichtigte Maßnahmen zu begutachten, zweitens Anträge zu stellen, die durch Verfügung der kolonialen Abteilung des Auswärtigen Amtes in Wirksamkeit treten.

Vielleicht ist es gut, zu betonen, obwohl es eigentlich selbstverständlich ist, daß nämlich eine Körperschaft wie der Kolonialrat sich unmöglich mit der technischen Verwaltung der Kolonien, Anstellungsgesuchen, Gehalts- und Versetzungsfragen u. s. w. befassen kann, er würde dadurch an die Stelle der kolonialen Abteilung des Auswärtigen Amtes treten, nicht aber dieser beratend zur Seite stehen. Betrachten wir nun kurz die Gesichtspunkte, unter denen, nach unsrer unmaßgeblichen Meinung, die Arbeit des Kolonialrates eingerichtet werden müßte.

Ich glaube, daß mir selbst der größte Idealist und Schwärmer für koloniale Dinge wird zugeben müssen, daß das Endziel unsrer Kolonialpolitik doch in dem uns aus den Kolonien dereinst erwachsenden materiellen Vorteile zu suchen sei. Daß es dabei unsre Aufgabe sein wird, zivilisatorisch auf den Neger zu wirken, ihn an Gesetz, Sitte, Zucht und Ordnung zu gewöhnen, ist zwar klar; aber nur einseitige Humanitätsschwärmer, die gewöhnlich selbst kein Geld zur Ausführung idealer Zwecke hergeben, können in der Zivilisirung des Negers und der Staatengründung in wilden Ländern die Hauptaufgabe unsrer Kolonialpolitik erblicken.

Der materielle Vorteil ist das Endziel des lebenden Geschlechts von Kolonialpolitikern, unsre Aufgabe daher die, die zu diesem Ziele führenden Wege zu finden.

Der für jedermann sichtbare Ausgangspunkt des Weges ist zunächst der, die Ausgaben für koloniale Verwaltung so zu bemessen, daß zwar für die Entwicklung unsers überseeischen Besitzes genügend Raum vorhanden bleibt, dieser Besitz jedoch nicht von vornherein mit einer Schuldenlast überbürdet wird, die seinen realen Wert, in der nächsten Zukunft wenigstens, wesentlich beeinträchtigt. Gegenüber dieser negativen Aufgabe steht dann die positive, die Hilfsquellen des Landes so zu entwickeln, daß ihnen materieller Gewinn entsprießt.

Daß unser kolonialer Besitz uns noch eine Zeit lang Kosten verursachen wird, bezweifelt wohl niemand, unsre Kolonien gleichen darin jedem andern finanziellen Unternehmen, z. B. einer Fabrik, die auch Bau- und Einrichtekosten verschlingt, ehe sie Gewinn bringen kann. Es wird sich aber wie dort so auch hier darum handeln, keine andern als dringend nötige Auslagen für unproduktive Zwecke zu machen, auf der andern Seite diese sobald als möglich durch Einnahmen aus irgend welchen Quellen zu mindern. Findet man hier nur

Digitized by Google

die richtige Art und Weise, so kann es nicht zu lange dauern, bis die Einnahmen die Ausgaben übersteigen; dann ist der zu erstrebende Zustand der finanziellen Selbständigkeit der Kolonie eingetreten.

Um aber aus dem Rahmen der allgemeinen theoretischen Erörterungen herauszutreten, wollen wir auf einen besondern Punkt eingehen. Durch das schneidige Vorgehen des Majors von Wißmann mit Hilfe seiner tapfern Schar deutscher Offiziere und farbiger Truppen, sowie der kaiserlichen Marine, ist es endlich gelungen, den Aufstand an der Ostküste zu unterdrücken, Handel und Verkehr blüht empor, viele Negerstämme haben ihre Unterwerfung angezeigt, die Bevölkerung ist beruhigt, die Hauptrebellen sind teils durch seinen Takt versöhnt, teils, wo nötig, mit dem Tode bestraft.

Um dieses Ziel zu erreichen, sind Gelder zu dem Betrage von mehreren Millionen bewilligt und verbraucht worden, abgesehen von den Unkosten, die der Marine durch ihre Teilnahme verursacht wurden und die nicht in dem Kolonialbudget, sondern in dem Marineetat stehen; sie dürften sich ebenfalls auf bedeutende Summen belaufen. So weit wird niemand etwas einzuwenden haben, denn wollten wir unsern ostafrikanischen Besitz überhaupt behalten, so mußten wir auch die Herren darin sein, wir konnten nicht von der Gnade der Araber oder Neger abhängig sein in Ländern, die unter deutsche Flagge gestellt wurden.

Nachdem aber diese Aufgabe erfüllt ist, entsteht die Frage, ob es zweckmäßig sei, die großen für einen außerordentlichen Fall bewilligten Summen auch weiter auszugeben zum Unterhalt derselben Truppen, die genügten, den Aufstand zu unterdrücken, aber wohl zu zahlreich sein dürften, um als stehendes Heer in der Kolonie unterhalten zu werden. Man dürfte füglich mit Berechtigung fragen, warum nach dem Kriege 1870 nicht das ganze deutsche Heer auf mobilem Fuße gehalten wurde, lag ja doch ein neuer Angriff Frankreichs immer im Bereich der Möglichkeit.

So ähnlich liegt der Fall auch hier. Die Zahl der Truppen, die den Aufstand unterdrücken konnten, zeigen uns annähernd, wie groß unsre Macht im Kriegsfall in Ostafrika zu sein haben wird, für die Aufrechterhaltung des nunmehr hergestellten Friedens ist sie ebenso zu groß, wie das gesamte mobile deutsche Kriegsheer für die Friedensstärke desselben.

Zwei Nachteile ergeben sich aus der Aufrechterhaltung dieser Truppe. Der erste ist, wie schon angedeutet, der Kostenpunkt. Man überlege, wie man will, immer erscheint die Ausgabe für eine so große Truppenzahl als schlechte Kapitalanlage; je teurer wir uns unsre Kolonie machen, desto geringer verzinst sie sich, d. h. desto geringer ist der von ihr zu erwartende materielle Vorteil. Ein kleines Rechenexempel mag uns die Wahrheit des soeben gesagten klarer vor Augen führen. Die Unterhaltung von 1700 Mann Schutztruppen kostet, unter Ausschluß der Bezüge ihrer Offiziere u. s. w. be-

Digitized by Google

reits 1200000 Mark. Der Wert der Gesamtausfuhr aus dem deutsch-ostafrikanischen Gebiete betrug laut Aufstellung der Ostafrikanischen Gesellschaft in dem Jahre August 1888 bis August 1889 rund 4200000 Mark. Wenn wir annehmen, daß nach Abzug von allerhand Kosten u. s. w. die Hälfte dieser Summe wirklich Einnahme gewesen sei, so erweisen wir der Produktionsfähigkeit Ostafrikas und der Verwaltung des Gebietes alle Ehre. Diese Hälfte beträgt 2100000 Mark. Nach Abzug der Unterhaltungskosten für 1700 Mann bleiben uns 900000 Mark zur Bestreitung der Offiziersgehalte, der Unterhaltung der Dampfer und des ganzen Verwaltungsapparates. Das hieße aber diese Verwaltung um ihrer selbst willen unterhalten, selbst wenn diese 900000 Mark hinreichten, alle weitern Unkosten zu decken. Ich kann nun nicht glauben, daß eine Kolonie uns von Vorteil sein kann, wenn sie nur Geldopfer erheischt, statt Einkünfte zu bringen, denn wie gesagt, das Endziel unsrer Kolonialpolitik kann nur materieller Vorteil für das Mutterland sein.

Man kann nun entgegnen, daß die Truppe immer noch nötig sei, um in unserm Gebiete Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, das Emporblühen von Handel und Gewerbe zu unterstützen u. s. w. Das sind jedoch billige Redensarten. Entweder — und es wäre ein schlechtes Kompliment für den Herrn Reichskommissar, daran zu zweifeln — ist Ruhe und Ordnung hergestellt und die Eingebornen haben ihre Unterwerfung erklärt, dann ist eine so große Truppenmacht unnötig; den Zustand des Friedens zu erhalten, würde eine kleinere Macht genügen. Oder es sind noch Keime des Aufstandes vorhanden, dann ist es ein Unrecht, zu sagen, der Aufstand sei unterdrückt; es wäre aber auch ein Zeichen, daß es noch lange dauern wird, ehe wir wirklich Herr der Situation werden, und es müßte, da wir uns, um unsern Besitz zu halten, zur Unterhaltung einer bedeutenden Truppenzahl genötigt sehen, die Entstehung eines militärischen Kolonisationssystems zur Folge haben, wie wir an allen romanischen Kolonisationsversuchen sehen können, des denkbar untauglichsten.

Aber die Truppen sind nötig, um das Emporblühen von Handel und Gewerbe zu schützen! Daß Handel und Gewerbe eines sichern Schutzes, der Bürgschaft für Leben und Eigentum bedürfen, wird niemand bestreiten, aber erstens fragt es sich, ob dieser Schutz durch eine solche Truppe wirklich ausgeübt werden kann, zweitens ob er sich nicht auf andre Weise herbeiführen läßt, drittens ist es doch ein eigentümlicher Schutz, der die Einkünfte des Landes verzehrt, ja das Land in Schulden stürzt.

Aber noch ein andrer Punkt erregt unser Bedenken. Welche Absicht liegt dem Unterhalt einer größern Truppenmacht nach Herstellung des Friedens zu Grunde? Meines Erachtens der, wenn auch nicht ausgesprochene, so doch vielleicht empfundene, unklar empfundene Wunsch, das ostafrikanische Gebiet zu beherrschen. Das klingt sehr einfach, gewinnt aber gleich ganz andre Bedeutung, wenn wir das Wort „beherrschen“ ein wenig zergliedern und auslegen. Nehmen

Digitized by Google

wir vor der Hand bloß an, es bedeute Beherrschung der größten Karawanenstraßen, Anlegung von Forts an den wichtigsten Plätzen, Bestrafung großer Verbrechen u. s. w. Dann mache man sich klar, daß Ostafrika etwa 1000000 Quadratkilometer groß ist, etwa doppelt so groß als das deutsche Reich, daß keine Wege und keine Verkehrsmittel vorhanden sind, daß Teile des Landes zu gewissen Jahreszeiten unpassirbar sind, und ich glaube, es wird auch dem größten Schwärmer erklärlich sein, daß 1700 Mann, selbst bei allem guten Willen und unter der schneidigsten Führung, nicht ausreichen, diese Aufgabe zu erfüllen. Auf der einen Seite ist also die Truppe zu klein, auf der andern zu kostspielig, viel zu groß.

Daraus geht eigentlich ziemlich deutlich die Notwendigkeit wenigstens ihrer allmählichen Herabsetzung hervor. Man wird einwerfen, dann höre die Truppe ja ganz auf, Truppe zu sein, was sollten eine Hand voll Soldaten in der Kolonie? Das ist keine ganz unrichtige Frage, und es bleibt uns eben nur die Antwort darauf: Wir brauchen keine Truppe in der Kolonie, wenigstens nicht das, was man unter „Truppe" zu verstehen pflegt. Wohl bedürfen wir einer Exekutivgewalt, allein der Beweis ist noch nicht erbracht, daß diese durchaus die Gestalt von geschulten Soldaten annehmen müsse.

Vergessen wir ferner eins nicht. Mit einer größern Truppenmenge im Innern des Landes zu operiren, ist überhaupt ausgeschlossen, auch eine größere Truppenmacht würde doch ihre Thätigkeit auf die Küste und deren Nähe beschränken müssen, sie hat es auch bei allen Kämpfen gethan. In allen Verwicklungen ist sie aber, und zwar aufs wirksamste, von unsrer Marine unterstützt worden, ja sie hätte vielleicht sogar ohne deren Hilfe alle die schönen vorliegenden Erfolge viel schwerer erkaufen müssen. Vermindern oder ändern wir nun auch unsre Landmacht in Zahl oder Charakter, des kräftigen Beistandes unsrer tüchtigen Kriegsmarine bleiben wir ja nach wie vor gewiß.

Aus dem Gesichtspunkte der Sparsamkeit heraus, sowohl als um den Fehler zu vermeiden, Unternehmen zu beginnen, deren Ausführung unsre Kräfte gänzlich übersteigt, erscheint es also ratsam, die ostafrikanische Kolonialtruppe zu vermindern; dennoch werden wir sie auf solchem Machtfuße halten müssen, daß sie als Exekutivgewalt wirksam bleibt.

Um zu bemessen, bei welcher Stärke dies erst der Fall sei, werden wir uns zunächst darüber klar werden müssen, was wir denn eigentlich von der Truppe — so wollen wir sie auch in ihrer verminderten oder veränderten Gestalt weiter benennen — fordern oder erwarten. Schutz unsers Lebens und unsrer Unternehmungen in Ostafrika, wird natürlich jeder antworten und es unbegreiflich finden, daß man darüber einen Augenblick im Zweifel sein kann. Nun soll es aber einem besonders unternehmenden Deutschen einfallen, einen Handelszug nach Ukonongo zu machen, ein andrer hält Iturn für ein ausgezeichnetes Gebiet, um eine Elfenbeinniederlage zu errichten. Sie versprechen

Digitized by Google

sich goldne Berge, die Sache geht auch im Anfang, nach sechs Monaten kommen nach Ituru die Massais und jagen den Elfenbeinhändler fort, die Karawane in Ukonongo wird von den Warori überfallen und geplündert, und beide Geschädigten, welche vielleicht mit dem Leben davon gekommen sind, lassen ihre Verstimmung über ihren Verlust in Zeitungsartikeln aus, worin sie vor allem energische Wiedervergeltung an den betreffenden Volksstämmen fordern, und kann diese nicht erfolgen, sich über mangelnden Schutz u. s. w. in den Kolonien beklagen. Wir sehen an diesem aus der Luft gegriffenen Beispiel, daß das Wort „Schutz" in den Kolonien ziemlich genau begrenzt werden muß, um nicht zu Mißverständnissen Anlaß zu geben und Unzufriedenheit zu erwecken.

Ist es nun wirklich schwer, genau zu bestimmen, wo und wann Schutz einzutreten habe, in welcher Weise und wie weit er auszuüben sei, so findet sich ein Ausweg, ihn wirksam zu machen, indem wir nicht seinen Charakter definiren, sondern das Gebiet, wo er ausgeübt wird. Daß er da eintreten muß, wo sich der wirtschaftliche Betrieb unsrer Kolonisation am intensivsten entwickelt, ist selbstverständlich, es wird nur jetzt darauf ankommen, diese Entwicklung planmäßig zu leiten, sodaß nicht an den verschiedensten Punkten Unternehmungen ins Leben treten, deren räumliche Entfernung von einander ihre Überwachung sehr erschwert. Es wird vielmehr unsre Aufgabe sein, unsre wirtschaftlichen Unternehmungen so anzulegen, daß sie nicht, von beliebigen Punkten ausgehend, endlich nach größerer Ausdehnung in irgend einem Orte, z. B. einem Hafen, mit einander wieder in Berührung kommen, sondern wir werden unsre Kräfte an einem Punkte, sagen wir in der Nähe eines Hafens, einzusetzen haben, und ihnen dann gestatten, sich nach allen Richtungen beliebig auszubreiten. Um die Möglichkeit dieses Verfahrens zu erleichtern, könnte man ja eine Methode einführen, die in andern Kolonien oft angewandt wird. Man erklärt gewisse Gebiete für den Betrieb eröffnet und gestattet außerhalb dieser keine Besiedlung oder dauernde Niederlassung.

Daß die Auswahl eines solchen Gebietes nicht ganz leicht ist und dem betreffenden Leiter eine große Verantwortung aufbürdet, liegt auf der Hand; aber auch hierbei sind eine Menge Anhaltepunkte vorhanden, die nur der Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden brauchen, um als vorzügliche Leitfäden zu dienen.

Der hauptsächlichste ist die Erwägung der Möglichkeit der Verkehrsherstellung. Sich an einem Punkte anzusiedeln, der, wenn an der Küste gelegen, wegen mangelnden Hafens für Schiffe unzugänglich, oder an einem Orte im Inlande, der von der Küste wegen schwierigen Terrains fast unerreichbar ist, würde niemandem einfallen. Erste Bedingung für die Auswahl des Ortes wäre also ein Hafen oder die Möglichkeit, einen Hafen anzulegen. Sehr zu empfehlen wäre für Ostafrika die Einführung des Ochsenwagens als Verkehrsmittel, wenigstens in solchen Gegenden, wo Rindviehzucht möglich ist. Im übrigen hört man allerorten

Digitized by Google

das Verlangen nach Eisenbahnen laut werden, ganze Spalten sind vollgedruckt worden mit Kosten-, Kurven- und Steigungsberechnungen. Viel lieber würde ich es sehen, wenn einmal jemand auf Grund wirklicher Thatsachen, nicht bloß Vermutungen und willkürlicher Annahmen, die Rentabilität einer solchen Bahn ausrechnen wollte. Da dies vor der Hand unmöglich ist, weil die Herstellung eines so teuern Verkehrsmittels gänzlich verfrüht wäre und gerade so, als wenn man den Bau eines Hauses mit dem Dache anfangen wollte, da sich Sparsamkeit empfiehlt, um desto eher zu dem Endziele des materiellen Vorteils zu gelangen, bin ich vor der Hand Gegner der Eisenbahn, nicht ohne jedoch herzlich zu wünschen, daß die Vorbedingungen zu ihrer Daseinsfähigkeit und Notwendigkeit bald entstehen möchten, und halte mich an die alte Thatsache, daß ein mittelmäßiger Wasserweg immer noch besser ist, als ein teurer Schienenstrang. Aus diesem Grunde halte ich Umschau unter den Flüssen Ostafrikas und sehe immer noch keinen andern, als den Rufidji, den ich schon früher als die Grundlage unsers Kolonisationssystems bezeichnete.

Seitdem hat sich ja unsre Lage wesentlich gebessert, die Küste gehört uns und mit ihr Dar-es-Saalam, ein schöner Hafen, der vor der Hand unsern Zwecken genügen dürfte. Das Hinterland von Dar-es-Saalam mit seinen wellenförmigen Hügeln dürfte so gut sein wie irgend ein andrer Teil Afrikas, und bei größerer Ausdehnung unsers wirtschaftlichen Betriebes hier stünde uns später der mächtige Fluß zu Gebote. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß ich das Heil nur im Rufidji erblickte; stellt sich heraus, daß sich aus triftigen Gründen irgend eine andre Gegend als besser erweist, so werde ich mich herzlich darüber freuen. Ich harre des Augenblickes. Mag das Gebiet nun ausgesucht sein, wo es will, so lange bei der Wahl nur praktische, namentlich die oben angedeuteten Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind, auf dieses Gebiet, aber nicht darüber hinaus, sollte sich der Schutz, also die Thätigkeit der Truppe erstrecken.

Die Ausübung des Schutzes würde eine doppelte sein. Erstens müßte die Truppe Patrouillen aussenden, um die Grenzen zu besichtigen, Übergriffe anwohnender Eingeborner sowie Übermut der Bewohner des geschützten Gebietes abzuwehren und zu verhindern; zweitens bestünde ihre Aufgabe darin, die Eingebornen im eignen Gebiet unter Kontrolle zu halten, ich möchte sagen, eine polizeiliche Aufsicht über sie zu führen. Man sieht, die Truppe hört schon auf, Soldat zu sein, unmerklich findet ein Übergang zur Gendarmerie statt. In diesem Umstande liegt die ganze Änderung der zukünftigen afrikanischen Verwaltungsmethode; statt rein militärischer Natur wird sie polizeilicher, d. h. halb militärisch, halb zivilistisch.

Wir wollen, ehe wir uns mit der Erschließung des Landes weiter befassen, noch einige Augenblicke bei den Aufgaben der Truppe verweilen. Haben wir auch besonders hervorgehoben, daß unsre wirtschaftlichen Arbeiten auf bestimmte Grenzen beschränkt werden sollten, so ist es doch nötig, an mehr als

Digitized by Google

einer Stelle verwaltend thätig zu sein. An der ganzen Küste sind Häfen, die mehr oder minder Endpunkte von Karawanenstraßen sind, und als solche zollamtlich bewacht werden müssen. Auch hier setzt die Thätigkeit der Truppe ein. An solche Zollstationen wären kleine Detachements zu legen, deren Pflicht es wäre, den Zollbeamten zur Seite zu stehen. Wir können sogar so weit gehen, an größern Knotenpunkten von Karawanenstraßen kleine Forts mit stehender Besatzung zu unterhalten; doch wird eins in Tabara vielleicht schon genügen. Seine Aufgabe könnte ja niemals sein, das Land in Schach, respektive in Gehorsam zu halten, das wäre eine Maßnahme, die eine bedeutende Besatzung des Forts erfordern würde und für unsre Verhältnisse gleich wieder viel zu groß wäre; es würde vielmehr Aufgabe des Offiziers sein, als Beobachter im Lande thätig zu sein, alle Bewegungen sofort an die Hauptstelle zu berichten und möglichst großen persönlichen Einfluß im Lande zu gewinnen. Das Gros der Truppe wird jedenfalls in dem abgegrenzten Gebiet, das wir das Wirtschaftsgebiet nennen wollen, stationirt sein müssen, und von hier aus würden die Detachements auf den Zollstationen und den Forts, wenn deren durchaus mehrere sein müßten, abgelöst werden.

Noch eins. Zur Zeit besteht die Truppe aus Somalis, Zulus und Sudanesen. Diese Leute erhalten einen bedeutenden Gehalt, und ihr Transport von und zu ihrer Heimat verschlingt ebenfalls große Summen. Bei alledem erheben sich Stimmen, als seien sie gar nicht einmal so vorzügliche Krieger, als man anfänglich anzunehmen geneigt war. Ein einfaches Mittel, zwar keine bessern Krieger zu erhalten, ihre Unterhaltungskosten aber wesentlich zu verringern, bestünde darin, in die Truppe einen bestimmten Prozentsatz Sansibaren oder Leute aus Usambara oder Unyamwezi oder immer die am tauglichsten befundenen Einwohner unsrer Länder aufzunehmen und zum Gendarmentum zu erziehen. Erhielten diese Leute dann wirklich ebenso viel Gehalt wie Zulus oder Sudanesen, so fielen doch die Transportkosten auf dem Dampfer weg, und damit wäre schon eine schöne Ersparnis geschaffen.

Man wird zwar sagen, die Leute seien zu feig, ein wirkliches Gefecht zu wagen, aber dies ist doch unerwiesen. Auf Stanleys Zügen haben sie sich schließlich doch oft recht tapfer zeigen müssen, die Gelegenheit wurde ihnen oft genug aufgedrängt. Kein Reisender, der größere Reisen gemacht hat und in die Lage kam, die Sansibaren in die Enge getrieben zu sehen, spricht ihnen den Mut ab, Paul Reichhard hat mit seinen Ruga Rugas sehr tapfere Thaten verrichtet; schließlich ist Fechten ja nicht mehr ihre Aufgabe, sondern an ihren Gefechtsmut würde doch nur im äußersten Notfalle appellirt werden, ihre Thätigkeit ist ja in Zukunft ganz friedlich.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er?

1

Daß die Menschheit im Wissen und im technischen Können die erstaunlichsten Fortschritte macht, wird von niemand bestritten. Dagegen gehen die Meinungen weit aus einander, wenn nach der Sittlichkeit und der Glückseligkeit gefragt wird. Wir beschränken uns hier auf die erstere und gedenken einen Ausweg aus dem Labyrinth zu zeigen, der nicht neu, aber bisher wenig beachtet worden ist.

Die entgegengesetzten Theorien der Philosophen und Geschichtschreiber erfreuen sich ungefähr der gleichen Zahl von Anhängern, weil die Stimmungen, denen sie zusagen, ziemlich gleichmäßig verteilt sind. Die Alten — und der Melancholiker wird alt geboren — sind Pessimisten, die Jungen — und der Sanguiniker bleibt zeitlebens jung — sind Optimisten. Von den Schulen, die an den Fortschritt der Sittlichkeit glauben, wollen wir nur drei ins Auge fassen.

Hegel beschreibt sehr schön, wie sich die mit der Sittlichkeit aufs innigste verbundene Religion von der Naturanbetung durch die Geistesanbetung zum Glauben an die Menschwerdung Gottes erhebt, wie dann das Christentum im Katholizismus lange Zeit auf der Stufe der unfreien Sittlichkeit verharrt, um sich im Protestantismus zur Freiheit durchzuringen, und wie endlich im Geiste der Regierungen und der Völker die Weltweisheit erwacht und an die Stelle des der Menschheit gegenüberstehenden Heiligen (sagen wir deutlicher an die Stelle Gottes) der Staat tritt, der „die selbstbewußte sittliche Substanz" ist. (Diese Definition des Staates findet sich in der Ausgabe von 1832, Band 7, S. 403.) Hegel hat es unterlassen, die Triebkraft seines dialektischen Prozesses auch noch im letzten Stadium weiterwirken zu lassen und zu fragen, ob nicht auch dieser Begriff der selbstbewußten sittlichen Substanz, gleich allen andern Begriffen, sein Gegenteil in sich schließe und von diesem aufgehoben werde. In der That ist dies der Fall, und es liegt nicht die mindeste Übertreibung in dem Satze, daß der vollkommen sittliche Staat ein Staat ohne alle Sitt-

Digitized by Google

lichkeit sein würde. Denn wenn sich der Staat nicht auf den Bereich des Rechts beschränkt, wenn er kein Gebiet freier Sittlichkeit mehr übrig läßt, wenn er jede unsittliche Handlung entweder gewaltsam verhindert oder bestraft und durch seine vortrefflichen Einrichtungen alle freiwilligen Thaten der Nächstenliebe teils überflüssig, teils unmöglich, teils sogar strafsällig macht, dann ist die Sittlichkeit gar nicht mehr vorhanden, denn es giebt keine Sittlichkeit ohne Freiheit. Die Enthaltsamkeit ist dort keine Tugend mehr, wo das Gegenteil physisch unmöglich wird. Die Barmherzigkeit stirbt ab, wo sie keine Gelegenheit mehr hat, sich zu äußern, weil der Staat jeden Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe zwangsweise mit allem versorgt, was er braucht und was ihm von Rechts wegen zukommt; kein Vater denkt mehr daran, sich für seine Kinder zu Tode zu arbeiten, da sie ja vom Staate versichert und versorgt werden, und der jugendliche Arbeiter kann nicht mehr daran denken, für seine verwitwete Mutter und seine jüngern Geschwister zu sorgen, wenn ihm der Staat für diesen Zweck von vornherein jeden Pfennig abnimmt, den er nicht zur Fristung seines Lebens unbedingt nötig hat. Ja der Fall wäre sehr leicht denkbar, daß in einem solchen Reiche erzwungener Sittlichkeit ein Mensch von edler Gemütsart eine seiner Neigung widerstrebende Thorheit oder Schlechtigkeit beginge, nur um das Bewußtsein seiner Freiheit nicht ganz zu verlieren, die er durch sittliches Verhalten nicht mehr zu bewähren vermag. Übrigens paßt auch der positive Inhalt, den Hegel der Sittlichkeit giebt, nur für gewisse Zeiten und Gesellschaftszustände. In der Ehe und in der Korporation, sagt er, habe sich die Sittlichkeit zu bethätigen; daher erklärt er die Eingehung der Ehe für Pflicht, und was die Korporation anlangt, so sieht er ohne eine solche nicht nur die Erfüllung der Berufspflichten gefährdet, sondern auch den Bürgern des Großstaates die Möglichkeit genommen, ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, für das Gemeinwohl zu wirken, was doch durch unmittelbare Beteiligung an der Staatsverwaltung nicht geschehen könne. Heute haben wir keine Korporationen mehr, die diesen Namen verdienten, und der Pflicht der Eheschließung tritt die andre gegenüber, auf die Ehe zu verzichten, wenn man nicht in der Lage ist, eine Familie standesgemäß zu ernähren. Mag nun auch in dem unbestrittenen innigen Zusammenhange der Korporation und der Familie mit der Sittlichkeit ein starker Antrieb liegen, die angedeuteten Mängel unsers Gesellschaftszustandes zu überwinden, so kann doch nicht zugegeben werden, daß unsre Gesellschaft im großen und ganzen unsittlich sei, so lange sie fortdauern. Demnach hat Hegel den Inhalt der Sittlichkeit unvollständig und einseitig angegeben, und ihr Fortschritt in seinem Sinne könnte höchstens mit dem Vorbehalt anerkannt werden, daß er sein Ziel niemals erreichen dürfe, weil, sobald dies geschieht, die Sittlichkeit aufgehoben wird.

Die Darwinianer sind nur dann berechtigt, von sittlichem Fortschritt zu sprechen, wenn sie unter Fortschreiten verstehen: ein Bein vors andre setzen.

Digitized by Google

Der Darwinismus läßt nur zielloſe Bewegung übrig, eine Reihe von Veränderungen, die den Namen Fortſchritt nicht verdient. Denn Fortſchritt iſt die Fortbewegung doch nur dann, wenn ſie auf ein Ziel losſteuert, das in unſerm Falle ein ſittliches Ideal ſein müßte; und ein ſolches Ziel ſetzt einen voraus, der es geſetzt hat, einen perſönlichen Gott. Beides leugnet der Darwinismus; namentlich den Zweckbegriff beſeitigt zu haben, rechnet er ſich zum höchſten Ruhme an. Er leugnet, daß die Weſen, die vernunftloſen von außen durch Einrichtungen Gottes, die vernunftbegabten von innen durch die Liebe zum erkannten Ideal, zu einem Ziele hingezogen würden, das vor ihnen ſchwebe; ſeiner Anſicht nach werden, wie es Lotze treffend ausdrückt, die Weſen nur von hinten ins Leere hinaus vorwärts geſtoßen. Holt man aus den darwiniſchen Moralpredigten den Kern heraus, ſo behält man nichts in der Hand als folgenden Zirkel: Was iſt das Sittliche? Antwort: Das dem Genus homo Zuträgliche. Was erhält und veredelt die Menſchengattung? Antwort: Das Sittliche. Dabei wird naiverweiſe der Inhalt des Sittlichen ganz einfach aus dem Volksglauben und den herrſchenden ſittlichen Anſchauungen herübergenommen. Und dabei verwickeln ſich die Darwinianer bei der Anwendung ihrer Dogmen auf das Werden und den Fortſchritt dieſer weſentlich chriſtlichen Sittlichkeit in unzählige Widerſprüche. Denn es iſt klar, daß die Sittlichkeit, wie ſie gewöhnlich verſtanden wird, der Erhaltung und Veredelung der Raſſe mindeſtens ebenſo oft ſchadet, als ſie ihr dient. Wie hartherzige Menſchen für ihre Perſon meiſt weiter kommen als barmherzige, ſo gelangt ein Volk, das andre rückſichtslos unterdrückt oder ausbeutet, zu größerer Macht und größerm Reichtum als ein ſanftmütiges, geduldiges und gewiſſenhaftes, und macht dadurch ſeine Volksgenoſſen nicht allein körperlich ſtärker, ſondern nach einigen Seiten hin ſogar ſittlich beſſer, indem es ſie vor denjenigen Schwächen, Laſtern und Verbrechen bewahrt, die von allgemeinem leiblichem Elend unzertrennlich ſcheinen. Und daß der Raſſe durch Tötung der ſchwachen Kinder beſſer gedient wird als durch deren Aufpäppelung, iſt doch klar. Trotzdem hat noch kein Darwinianer die lakedämoniſche Sitte zu empfehlen gewagt. Ein Menſch, in dem zarte Gewiſſenhaftigkeit den hervorſtechendſten Charakterzug bildet, wird ſeine Geſundheit und ſein Vermögen, falls er welches geerbt hat, nicht durch Ausſchweifungen zu Grunde richten und iſt ziemlich — nicht ganz — ſicher vorm Zuchthauſe; aber ſehr weit bringen wird ers auch nicht, und möglicherweiſe „pflanzt er nicht einmal ſeine Raſſe fort.“ Wahr iſt an der darwiniſchen Auffaſſung nur dreierlei, was man aber ſchon vor Darwin wußte: daß einzelne Tugenden dem Individuum, der Raſſe und der menſchlichen Geſellſchaft bis zu einem gewiſſen Grade vorteilhaft ſind, daß ſich die ſittlichen Anſchauungen verändern, und daß auf die Änderung der Vorteil, den eine beſtimmte Tugend der Geſamtheit bringt, oder der Nachteil, den ſie davon befürchtet, keinen geringen Einfluß übt.

Digitized by Google

Eine dritte, nicht Schule, sondern Gruppe von Philosophen glaubt an einen allmählichen, wenn auch sehr langsamen und von Rückfällen unterbrochenen Fortschritt der Sittlichkeit und hält zugleich an der Hoffnung fest, daß dieser Fortschritt die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zuletzt im großen und ganzen fördern werde. Diese Richtung gewinnt immer mehr Boden, ist in den Grenzboten als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt worden und wird sie wohl noch öfter beschäftigen, sodaß an dieser Stelle der bloße Hinweis genügt.

Merkwürdigerweise lehren auch die heutigen pessimistischen Philosophen den sittlichen Fortschritt. Ihr Pessimismus beschränkt sich auf die Glückseligkeit. Bekanntlich stellen sie sich den Weltprozeß folgendermaßen vor. Im Weltgrunde schlummerten vor Zeiten neben einander der Wille zum Dasein und die unbewußte Intelligenz. Eines schönen Tages entschlüpfte der Wille seiner unbewußten und daher wohl ein wenig blöden Hüterin und beging die ungeheure Dummheit, sich in Wirklichkeit umzusetzen. Der Intelligenz bleibt seitdem weiter nichts übrig, als das geschehene Unglück rückgängig zu machen. Das ist eine ziemlich langwierige Arbeit. Zuerst muß sie sich aus dem unbewußten Zustande in den bewußten versetzen und zu diesem Zweck den Billionen von Jahren erfordernden Organisationsfortschritt der Materie bis zum Menschengehirn einfädeln, sodann die menschliche Kulturentwicklung so weit leiten, daß das Menschengeschlecht sein unheilbares Elend gründlich erkennt und seine Selbstvernichtung beschließt, die das Weltall in den Zustand des Nichtseins zurückversetzt. Wir glauben nun zwar nicht, daß irgend ein Mensch in der Welt diese Art Weltende im Ernste für möglich halte, wollen aber doch nicht verfehlen, hervorzuheben, daß ohne die Überzeugung von diesem Weltende die pessimistische Philosophie jeder Daseinsberechtigung ermangelt. Ihre Urheber haben neben vielem Unwahren und Verkehrten zwar auch viel Wahres und Schönes gesagt, aber das hätten sie ganz ebenso gut sagen können, wenn sie anstatt vom Unbewußten vom biblischen Gott ausgegangen wären und die Weltschöpfung ungefähr so erzählt hätten, wie wir sie in der altmodischen biblischen Geschichte lesen. Das gilt denn auch von der pessimistischen Moral. Sie ist einfach dem Christentum oder, wenn man will, dem uralten Volksglauben entlehnt und steht mit der pessimistischen Metaphysik in gar keiner Verbindung. Diese fordert, um sie einen Augenblick ernst zu nehmen, nicht den Fortschritt der Sittlichkeit, sondern nur den Fortschritt der Erkenntnis. Ist die Einsicht in das allgemeine Elend erst bei allen Menschen durchgedrungen, dann wird sich der Entschluß zur Selbstvernichtung auch ohne Moralität einstellen, wie sich ja auch bisher die Selbstmörder nicht gerade durch Moralität ausgezeichnet haben. Der Entschluß, zu sterben, setzt zwar eine moralische Kraft voraus, die jedoch keineswegs vollkommne, alles umfassende Sittlichkeit zu sein braucht. Ja eine allgemeine hochgesteigerte Sittlichkeit dürfte sogar dem Entschlusse der Selbstvernichtung hinderlich sein, da es sich vollkommen gute

Digitized by Google

Menschen schwer versagen können, ein wenig glücklich zu sein; wie denn auch der größte der jetzt lebenden pessimistischen Philosophen, der ein außerordentlich liebenswürdiger und guter Herr ist, selbst schreibt: Wer glückliche Menschen sehen will, der komme zu uns Pessimisten.

Der Fortschritt der Sittlichkeit kann in doppelter Weise gedacht werden: als Erhöhung des sittlichen Ideals und als zunehmende Verwirklichung eines zu allen Zeiten unveränderlichen Ideals durch eine immer größere Zahl von Menschen. Die Darwinianer würden die erste Art des Fortschritts zu lehren genötigt sein, wenn bei ihnen überhaupt von einem Ideal die Rede sein könnte. Ihnen und den verwandten Richtungen gegenüber hat Buckle die Unveränderlichkeit der sittlichen Begriffe behauptet und nur den Fortschritt im andern Sinne zugegeben, und zwar nicht durch stetige Erhöhung der sittlichen Kraft, sondern nur durch wachsende Einsicht in die Vernünftigkeit des Sittlichen und durch Wegräumung materieller Hindernisse. Das orthodoxe Christentum stellt, auf die Bibel gestützt, den Verlauf der sittlichen Entwicklung etwa folgendermaßen dar. Vom Zustande der Gottähnlichkeit sinkt Adam in den Zustand der Sünde herab. Das Verderben seiner Nachkommenschaft steigt, bis sie durch die große Flut vertilgt wird. Von dieser aus scheidet sich der Strom der Menschheit in zwei ungleiche Arme. Der gewaltig große, die Heidenwelt, versinkt in immer größere Ruchlosigkeit, der winzig kleine, das Judentum, bewegt sich im allgemeinen in aufsteigender Linie, weniger durch sittliche Erhebung, als durch die dem wachsenden Schuldbewußtsein entsprechend wachsende Sehnsucht darnach. Durch die Menschwerdung Gottes wird das höchste sittliche Ideal mit einem Schlage verwirklicht und der Menschheit die Möglichkeit dargeboten, durch den Glauben, wie die einen, durch Liebe und Gnade, wie die andern sagen, diesen neuen Menschen anzuziehen. Insofern das eine immer größere Zahl von Menschen thut, kann von einem sittlichen Fortschritt der Menschheit gesprochen werden. Aber überwunden wird das Böse hienieden niemals; ja am Ende der Zeiten wird es sich zu gewaltiger Höhe aufbäumen und in der Person des Widerchrists, des Menschen der Sünde, dem Gott- und Menschensohne die Stirn bieten, bis ihn „der Herr Jesus mit dem Hauche seines Mundes zu nichte macht“ und nach Abhaltung des Weltgerichts die Welt in einem Läuterungsfeuer erneuert. In dieses Drama schaltet der Protestantismus noch die Episode des Verderbens der Kirche unterm Papsttum und ihre Erneuerung durch Luther ein.

Fassen wir nun, von der Theorie zur Erfahrung übergehend, einzelne Seiten des sittlichen Lebens ins Auge, so bemerken wir jenes Auf- und Absteigen, das dem alles überschauenden Ranke das Geständnis abnötigte, er vermöge einen Fortschritt der Gesamtsittlichkeit (in der zweiten der oben angegebenen beiden Bedeutungen) nicht zu erkennen; die Summe des Guten wie des Bösen scheine sich durch allen Wandel der Zeiten hindurch gleich zu bleiben.

Digitized by Google

Die Hebungen und Senkungen jeder einzelnen Tugend bieten ein wenn nicht gerade durchaus erfreuliches, so doch höchst merkwürdiges Schauspiel. Nehmen wir nur die zwei heraus, die der Beobachtung am leichtesten zugänglich sind. Bei der Mäßigkeit im Genuß gegorener Getränke spielt zunächst der Wohnsitz jedes Volkes eine größere Rolle als das Zeitalter, in dem es lebt; in kalten Gegenden liebt man den Weingeist mehr als in heißen. Doch giebt es Ausnahmen; der Neger brennt vor Begier nach allem, was berauscht, der Yankee ist nüchtern und ein Zuckerlecker. Von uns Deutschen lassen sich in diesem Stück viele Heldenthaten berichten, die zwar, wie es Heldenthaten zukommt, ihre Sänger gefunden haben, deren Rühmlichkeit aber nicht allgemein zugestanden wird. Das Christentum vermochte so wenig über den altgermanischen Durst, daß die Pfaffheit als Meisterin der Trinkkunst einen Ruf erwarb, den sie bis heute nicht ganz los zu werden vermochte, und der dem wackern Grützner seine schöne Villa hat bauen helfen. Mehr vermochte die Eitelkeit. Die den Romanen entlehnte feine Rittersitte verbot den Rausch; wie der Ritter eine Ehre darein setzte, bei seinen Festen zu „tanzen, lachen unde singen âne Dörperheit," ohne bäuerisches Wesen, so mied er auch wüste Gelage, und trank den Wein mit Wasser gemischt. Zuverlässige Nachrichten lassen erkennen, daß dieses Beispiel auf das gemeine Volk nicht ohne Einfluß blieb. Mit dem Verfall des Rittertums nahm die Trunksucht überhand. Im sechzehnten Jahrhundert trägt der Junker Hans von Schweinichen in sein Reisetagebuch jeden Morgen den Rausch vom vorigen Abend ein, und ausländische Diplomaten, die im siebzehnten Jahrhundert an den kursächsischen Hof gesendet wurden, mußten sich vorher mit dem Humpen trainiren, wenn sie nicht jeden Tag unter den Tisch getrunken werden wollten, ehe sie ihren Auftrag zur Sprache brachten. So schlimm ist es nun heute glücklicherweise nicht mehr; doch dürfte die Verminderung der Räusche in den höhern Ständen nicht durchweg der allgemeinen Mäßigkeit, sondern teilweise einer größern Fassungskraft zu danken sein. Auch bei den Engländern, Schotten, Skandinaviern und Russen hat die Trunksucht in den höhern Ständen seit zweihundert Jahren merklich abgenommen, ist dagegen bei den niedern Klassen gerade im laufenden Jahrhundert gewaltig gestiegen. Vielleicht auch bei uns, jedenfalls aber nicht in dem Grade wie dort. In Italien scheint die Sache umgekehrt verlaufen zu sein. Nach den Novellisten des vierzehnten Jahrhunderts zu schließen, war starkes Zechen damals nichts ungewöhnliches; wie mäßig die heutigen Italiener sind, ist allgemein bekannt. Verständige Überlegung scheint also doch nicht unbeteiligt zu sein bei einer Tugend, die wir Nordländer gern zu eigner Beruhigung für eine unvermeidliche Wirkung des Klimas halten.

Weit unzweifelhafter und erfreulicher erscheint auf den ersten Blick der Fortschritt, den das Mitgefühl mit den Leiden andrer gemacht hat. Welch ein Abstand zwischen dem Kannibalen und dem Tierschutzvereinsmitglied, zwischen

Digitized by Google

der Behandlung der Kriegsgefangnen bei den alten Assyrern und bei uns, zwischen Sklavenjagden und internationalem Arbeiterschutz, zwischen Molochsopfern und Kleinkinderbewahranstalten! Bei genauerm Hinsehen aber bemerken wir, daß die im ersten Gliede angeführten Greuel doch auch heute noch nicht ausgetilgt sind, daß sie nicht allein bei halbzivilisirten und Naturvölkern, sondern mit Ausnahme der Menschenfresserei und der grausamen Hinschlachtung von Kriegsgefangenen auch bei uns noch vorkommen, teils als Folgen der Armut, teils als Verbrechen, die aus bestialischem Gelüste oder aus Grausamkeit begangen werden. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß schon die alten Athener einen Mann zum Tode verurteilt haben, der einen Widder lebendig geschunden hatte. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß bei genauer Abrechnung das neunzehnte Jahrhundert besser bestehen würde als alle frühern. Unser deutsches Volk hat für sich allein mit diesem Fortschritt nur ungefähr wieder die Stufe erreicht, auf der es vor Einführung des Christentums gestanden hatte. Denn es ist von Natur nicht grausam. Ja wenn wir heute seine ursprüngliche Rechtspflege wieder einführen wollten, so würden unsre Konservativen das als einen abscheulichen Humanitätsschwindel bezeichnen. Ausgenommen für wenige Arten von selten vorkommenden Verbrechen, die ehrlos machten und den Tod nach sich zogen, kannte man weder Leibes- und Lebens- noch Freiheitsstrafen; alle Vergehungen einschließlich des Totschlages wurden mit Wergeld gesühnt. Von weichlicher Empfindsamkeit waren unsre Vorfahren trotzdem nicht angekränkelt. Sie opferten bei feierlichen Anlässen Sklaven und Kriegsgefangene — aber ohne sie zu martern —, sie liebten die Jagd und den Krieg, und daß es bei ihren Trinkgelagen oft wüst genug hergegangen sein muß, sieht man aus den für abgehauene Glieder und ausgestochene Augen angesetzten Wergeldern. Freilich stammen diese Gesetzbücher aus der Zeit der Völkerwanderung, die verwildernd gewirkt haben muß. Bekannt sind ja namentlich die Unthaten im Hause der Merowinger, bei denen aber zu beachten ist, daß die Franken sehr früh durch Vermischung mit den Galloromanen ihren deutschen Charakter verloren. Im eigentlichen Deutschland haben die Geschichtschreiber bis ins dreizehnte Jahrhundert so manche That wilder Leidenschaft und hie und da eine Massenniedermetzelung von Feinden zu berichten, aber Grausamkeiten wie die am byzantinischen Hofe üblichen kamen kaum vor. Die Wollust der Grausamkeit wurde in den Deutschen erst erweckt durch die Einführung des römischen Rechts und der kirchlichen Inquisition. Die einfache Todesstrafe auch für geringe Vergehungen, die qualifizirte Todesstrafe, namentlich das Lebendigverbrennen, die Tortur gewöhnten das Volk an den Anblick gemarterter Mitmenschen und zogen ein Geschlecht von Richtern und Henkern groß, neben dem Nero als Stümper erscheint. Seinen Höhepunkt erreichte dieser abscheuliche Wahnsinn im siebzehnten Jahrhundert. Um 1700 läßt er nach und schlägt dann plötzlich in Sentimentalität um. Noch lebten

Digitized by Google

Menschen genug, die thränenlosen Auges und mit rohem Lachen das Spiel zuckender Glieder im Feuer und auf der Folterbank betrachtet hatten — den letzten Hexenbrand sah Deutschland im Geburtsjahre Goethes — noch wurde die qualifizirte Todesstrafe hie und da angewendet, da weinte plötzlich ganz Deutschland unendliche Thränen über die ungestillte Liebessehnsucht eines Jünglings. Und heutzutage wird eine Bauersfrau, deren Hühner zu unbequem eng im Marktkorbe sitzen, eine Hausfrau, die ihre Gans an den Beinen nach Hause trägt, von der Polizei abgefaßt; nicht zu gedenken der Lehrer, die auf die Anklagebank müssen, weil ihr Stock eine bläuliche Spur auf dem Rücken eines ungezogenen Jungen zurückgelassen hat. Im übrigen Europa ist die Sache ähnlich verlaufen.

Diese Wandlungen des Mitgefühls sind höchst merkwürdig und lehrreich. Wir sagen absichtlich nicht: diese Entwicklung des Mitgefühls, denn das erste, was wir hier lernen, ist eben, daß das Mitgefühl sich gar nicht entwickelt hat, sondern von Anfang an dagewesen ist. Wirkliche Grausamkeit: Fühllosigkeit beim Anblick der Leiden andrer und Lust daran, die man sich durch Peinigungen zu verschaffen sucht, trifft man weit öfter bei verhältnismäßig hoch entwickelten Völkern als bei den Naturvölkern. Die Unterthanen des grausamen Königs von Dahome gehören zu den zivilisirtesten Negerstämmen. Bei den Naturvölkern finden sich neben dem durch Mangel an eßbaren Tieren verursachten Kannibalismus und gelegentlich an Feinden verübten Grausamkeiten die Affenliebe zu den Kindern und viel Gutmütigkeit gegen Freunde und harmlose Besucher. Mitgefühl und Wohlwollen sind also angeborne Eigenschaften, die zwar nicht sofort mit dem Selbstbewußtsein hervortreten — denn auch unsre Kinder verüben, wenn man sie nicht abhält, unbewußte Grausamkeiten —, aber doch, sobald ihnen klar wird, daß die andern bei denselben Anlässen Lust und Schmerz empfinden wie sie. Was der Fortschritt der Zivilisation leistet, ist folgendes. Durch Überlegung und Erfahrung wird die Ausübung der Liebe verständiger; die unklare Empfindung wird zur Idee, zu einem Vorbilde des Handelns ausgebildet und erhoben; die Bethätigung der Liebe wird in dem Grade mannichfaltiger — freilich auch schwieriger —, als die Beziehungen der Menschen zu einander sich vervielfältigen und verwickeln. Damit ist zugleich eine Verfeinerung verbunden. An die Stelle des größten Stückes Fleisch, mit dem der Naturmensch seinen Gast erfreut, tritt beim zivilisirten die zarte Aufmerksamkeit auf alle seine Wünsche und Bedürfnisse, und während der biedere Wilde sich nur eben in Acht nimmt, bei Scherz und Spiel seinem Freunde den Schädel nicht einzuschlagen, meiden wir schon im Gespräch alles, was ihn verletzen könnte. Aber dieser Fortschritt der Verfeinerung darf nicht ins Unendliche gehen, sondern er hat seine vernünftigen Grenzen. Denken wir uns die Empfindsamkeit zarter Seelen allgemein geworden, denken wir uns ein Volk, unter dessen Männern keiner wäre, der nicht beim Anblick eines weinenden

Digitized by Google

Kindes selbst mit zu weinen anfinge und der kein Blutströpflein sehen könnte, ohne ohnmächtig zu werden, ein Volk, bei dem niemand mehr das Herz hätte, Fleischer, Chirurg, Zahnarzt und — Unteroffizier zu werden, wäre das ein Idealvolk? Nein, es wäre eine lächerliche und verächtliche Gesellschaft von Schwächlingen. Also das Wohlwollen ist eine angeborne Empfindung, die sich beim Fortschritt der Zivilisation einerseits oft in ihr Gegenteil verliert, namentlich unter dem Einflusse des Fanatismus und einer verschrobenen juristischen Sophistik, anderseits sich klärt, veredelt, verfeinert, auf diesem Wege aber schließlich in unmännliche Empfindelei und Schwäche ausartet. Der wirkliche Fortschritt besteht also nur in einer reichern Entfaltung des ursprünglichen Inhalts und ist nicht so zu verstehen, daß die Menschheit von ursprünglicher Grausamkeit zum Mitgefühl und von da zu immer feinerer Empfindsamkeit aufstiege; vielmehr liegen Ursprung wie Ideal in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen, und die historische Erscheinung des Mitgefühls schwingt zwischen ihnen hin und her. Wir dürfen von vornherein vermuten, daß es sich mit den übrigen sittlichen Empfindungen ähnlich verhalte, und wer sich die Mühe giebt, nachzuforschen, wird die Vermutung bestätigt finden.

Demnach ist der Fortschritt der Sittlichkeit nicht als Veränderung, sondern nur als Entfaltung einer ursprünglich gegebenen Empfindung zu denken. Fragt man dann weiter, ob die Summe der vorhandenen Sittlichkeit wachse, so ist zu unterscheiden zwischen der Sittlichkeit an sich und ihrem Verhältnis zur Unsittlichkeit. Die Sittlichkeit an sich wächst, sofern sie einen immer reichern Inhalt gewinnt, dagegen scheint die Kraft der Selbstüberwindung (der freiwilligen, nicht polizeilich erzwungenen Selbstüberwindung) und Selbstaufopferung abzunehmen. Die heroischen Tugenden weichen den bürgerlichen, wie Hartpole Lecky es ausdrückt. Man muß heute nach Afrika gehen, um den Heroismus der That zu beweisen; ungesuchte Leiden, deren Ertragung Heldenkraft erfordert, legen die heimischen Verhältnisse oft genug auf. Das Massenverhältnis zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu bestimmen, haben wir kein Mittel. Die Kriminalstatistik ist keins, wie der große Moralstatistiker Alexander von Oettingen offen bekennt, und was die Moralstatistik außer ihr an Material findet, ist äußerst dürftig; eine Statistik der edeln Empfindungen, der Selbstüberwindungen, der täglichen Pflichterfüllungen ist nicht möglich. Die Kriminalstatistik sagt uns vom vorhandenen Guten gar nichts und vom Bösen sehr wenig. Es giebt nichtswürdige und ruchlose Menschen, die nicht ein einzigesmal im Leben mit den Gesetzen in Konflikt geraten, und es giebt rechtschaffene, edle und hochherzige Menschen, die nach langer, verdienstvoller Lebensarbeit in einem Augenblick der Übereilung oder der Leidenschaft ein Verbrechen begehen. Die Führer einer Revolution kommen, je nachdem diese gelingt oder nicht, in die Verbrecherliste oder in das Pantheon der Nationalhelden. Manches korrekte Philisterleben ist sittlich wertlos. Zudem hängt es von vielen ver-

Digitized by Google

schiednen und sehr wechselnden Umständen ab, ob eine böse That zur Kenntnis des Richters kommt oder nicht: vom Gesetzbuch, von der Handhabung der Gesetze und davon, ob sie entdeckt wird. Endlich schwinden und kommen ganze Klassen von Verbrechen mit den sie hervorrufenden Ursachen. Kleine Diebstähle aus Not werden nur dort begangen, wo Not herrscht; in einem gutgeordneten Staate ist das Stehlen überhaupt ein so erbärmliches Geschäft, daß es ein entsetzlich armer oder ein entsetzlich dummer Tropf sein muß, der sich darauf verlegt, zumal da es ja unzählige höchst anständige und lohnende Arten des unrechtmäßigen Gelderwerbes giebt. Ein Teil der Spitzbuben gehört allerdings zu der Klasse jener gewerbsmäßigen Verbrecher, denen das Verbrechen zur andern Natur geworden ist. Eben diese aber sind ein Erzeugnis der höhern Zivilisation und ihrer verwickelten Gesellschaftszustände; in einfachen Lebensverhältnissen kommen sie nicht vor. Die Verfeinerung des sittlichen Empfindens und Waltens endlich vermag auch nichts beizutragen zu einer günstigen Bilanz, weil ihr die schon angedeutete Verfeinerung des Verbrechens das Gleichgewicht hält. Die Reisenden erzählen uns von manchem ehrwürdigen Khan mit weißem Bart und sanftmütigen Augen, der Allah fürchtet und den Fremdling gastfrei bewirtet, der aber sein Vermögen als Räuberhauptmann erworben und manchem andern Fremdling den Hals abgeschnitten hat. Solche ehrwürdige Halsabschneider zu sehen braucht man nicht bis nach Turkestan zu reisen, wir finden ihrer in unsrer Mitte; freilich ist bei diesen das Halsabschneiden nur bildlich zu verstehen. Sie haben die Moral der Turkmenen, plus schöne Redensarten von Humanität minus persönliche Tapferkeit.

Eduard von Bauernfeld

Seit Jahren schon wütet ein Sturm im Dichterwalde des deutschen Österreichs, und schon hat er eine stattliche Reihe hochstrebender Stämme geknickt. Bald nach Lenau, Halm und Grillparzer wurden Anastasius Grün und Mosenthal abgerufen, und während wir noch an den frischen Gräbern Meißners und Hamerlings trauern, schreitet Wien abermals zwei Särgen nach, in denen der Stolz der österreichischen Bühne ruht: Anzengruber und Bauernfeld.

Freilich ist unser Schmerz, wenn wir Bauernfelds Hingang betrauern, so zu sagen mehr ein ästhetischer. Dem Leben und Sterben eines Mannes,

Digitized by Google

der ohne Weib und Kind, aber von tausend verhätschelnden Freunden und Freundinnen umgeben, in körperlicher Rüstigkeit und in genußreichem savoir vivre Jahrzehnte lang Wiens und Österreichs, ja ganz Deutschlands Liebling war, wohnt nichts Tragisches inne, so viel auch in den Zeitungen von „tiefen, wühlenden Schmerzen" zu lesen war. Ihm war es vergönnt, weit über ein halbes Jahrhundert hindurch die Menschen fröhlich zu machen, und zum Entgelt dafür ist ihm auch sein Leben von allen Seiten versüßt worden, zumal die zweite Hälfte, wo er als anerkannt erster deutscher Lustspieldichter seinen Ruhm mit jedem Tage wachsen, niemals sich verringern sah. Lebendiger, rühriger, weniger empfindlich, freilich auch weniger tief als sein großer Landsmann Grillparzer, zog er sich nie grollend zurück, wenn einmal, was auch ihm geschah, ein neues Stück geringere Ehren einbrachte, sondern änderte und feilte an dem mißlungenen so lange, bis es wieder auf der Bühne oder wenigstens im Druck erscheinen konnte. Bald schlug dann wohl ein sicherer Treffer um so besser durch.

Von seinem Leben ist wenig zu berichten. Im Jahre 1802 zu Wien geboren, schlug er sich kümmerlich, aber vergnügt durch die Studienjahre und seine ersten Anstellungen hindurch. Er wurde „Konzeptspraktikant," später Konzipist und Direktor bei verschiedenen Ämtern, und als ihm, dem schon berühmten Schriftsteller, der Aktenstaub und die Nörgeleien zu viel der frischen Luft entzogen, da ließ er sich mit bescheidenem Gehalt in den Ruhestand versetzen, um fortan als gemütlicher Junggeselle bald hier bald dort, doch niemals weit von Wien, seiner fröhlichen Kunst und seinen Freunden zu leben. In ihrer Mitte, gepflegt von der zärtlichen Sorgfalt einer seiner zahlreichen Verehrerinnen, ist er auch am 8. August dieses Jahres an den Folgen einer Erkältung, eigentlich aber doch nur an seinen achtundachtzig Jahren schmerzlos verschieden. Die Kaiserstadt hat ihrem Sohne ein glänzendes Begräbnis zu Teil werden lassen.

Bauernfeld hat Schauspiele, Lustspiele, Novellen, einen Roman und viele lyrische Gedichte, daneben auch memoirenartige Aufzeichnungen und zahlreiche in die Tagesfragen eingreifende Aufsätze geschrieben. Gewöhnlich pflegt man alles, was nicht zu seiner Bühnenthätigkeit gehört, in vornehmer Weise mit der Bemerkung abzuthun, daß es neben seinen Lustspielen keine Bedeutung habe. Auch mir fällt es nicht ein, für seine Novellen, für seinen Roman „Die Freigelassenen, eine Bildungsgeschichte aus Österreich" eine Trutzlanze zu brechen, obwohl sich besonders dem letztern glückliche Charakteristik und eine sichere, unbefangene Erfassung der Zeitverhältnisse nachrühmen lassen; aber es verrät nur gedankenlose Bequemlichkeit, wenn der Lyriker Bauernfeld in den Litteraturgeschichten so wenig Beachtung findet. Das sangbare Lied ist ihm freilich versagt geblieben, Gedankenfülle, Schwermut, sentiments u. dgl. hatte er sich vielleicht nur angekünstelt, dafür aber sprudeln die Kobolde des

Digitized by Google

Spottes, die seinen und die groben Sticheleien um so natürlicher und ergötzlicher hervor. Und es gab viel zu bespötteln in dem Österreich vor Achtundvierzig und noch etwas darüber hinaus, aber der Spott mußte geistreich versteckt sein, sollten ihm nicht die Spürhunde der Zensur den Garaus machen. Über sie und die andern Träger des „Systems" hat Bauernfeld unbarmherzig seine Pfeile ausgeschüttet, und heute noch, wo wir jenen Zeiten wie einem bösen Traum entrückt sind, haben sie ihre heitere Kraft nicht eingebüßt, so die Schlußstrophe eines Gedichtes an Castelli, der von den Verfolgungen des allmächtigen Sedlnitzky arg zu leiden hatte:

Du hieltest dir auch zwei Hunde —
Die Rache nenne ich süß —,
Wovon der eine „Sedl."
Der andre „Nitzki" hieß.

So wettert er gegen das Konkordat, gegen Papst und Unfehlbarkeit, gegen Metternich, gegen die Wiener Schlafmütze und verschont mit seinem Zorn auch die höchsten Stellen nicht, denen er gelegentlich auch in der Sammlung „Alt- und Neuwien" in der Prosa näher rückt. Offenbar ist Heine dabei sein Vorbild gewesen, in ähnlich leicht geschürzten, volksliedartigen Rhythmen sind die meisten seiner Spottlieder und Epigramme geschrieben, so sehr er auch an andern Orten über das junge Deutschland gespottet hat. Nicht selten, z. B. in den aristophanisch-goethisch angehauchten Stücken „Die Reichsversammlung der Tiere," „Der politische Wanderer," hat er in Witz und Ton Heine vollständig erreicht, wird aber dennoch wahrscheinlich nie so liebevoll gewürdigt werden; das macht, er stand im Bannkreise des Stephansturmes. In allgemein deutschen Fragen aber hat er manch kräftiges Wörtlein mitgesprochen, und aus seiner unerschütterten Liebe zum deutschen Volke sind ganze Schauspiele hervorgegangen.

Wiener frondiren und spötteln gar gern — so ruht mir ein Stück auch,
Und ein erkleckliches zwar, Wienertum selbst in der Brust.

So hat er selbst von sich gesagt. Als Wiener und als Frondeur haben wir Bauernfeld auch in seinen Lustspielen zu betrachten. Wenn der Norddeutsche einen guten Teil seiner Verstandeskräfte an der beißenden Betrachtung fremder Schwächen und Gebrechen zu schärfen pflegt, so ist der Österreicher von jeher, und leider nur mit allzu viel Grund, ein Selbstquäler gewesen. „Räsonniren" oder „raunzen" nennt man diese im übrigen ungefährliche Eigenschaft, hinter der im Grunde die wärmste Liebe zu dem gescholtenen Vaterlande glüht. Bauernfeld ist so ein ewiger Plänkler, der Adel und Bürgerstand, Liberale und Reaktionäre, Philister und Phantasten zornig und gutmütig spottend verfolgt. Aber es sind nur die Spezialitäten, die in Österreich gedeihen, in der eigentümlichen Ausbildung, wie sie die Donauluft erzeugt. „Man hat mir — sagt Bauernfeld — häufig den Vorwurf gemacht, daß meine Lust-

Digitized by Google

spiele die Wiener Lokalfarbe mehr oder weniger zur Schau trügen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Terenz und Plautus bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den kleindeutschen Kotzebue, haben dasselbe gethan: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert. Ich bin und bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutschösterreichers, der unsre Zustände, wie sie ihm erscheinen, in Ernst und Scherz, sine ira et studio, wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht hat. Daß ich dabei das deutsche Gesamtvaterland, das gemeinsame Bildungselement immer und ewig im Auge behalte, versteht sich von selbst. Ich empfinde mich nun einmal weit mehr als Landsmann Lessings oder Goethes, als irgend eines „Janos" oder „Wenzel" oder sonst eines Menschen auf „inski," „icki" und „vich," mit denen mich ein politisches Schicksal zusammengeschweißt hat, und die im Grunde so wenig mit mir zu schaffen haben wollen, als ich mit ihnen."

Darf es bei einem Manne, der solche Gesinnungen hegte, verwundern, daß ganz Deutschland seine Werke mit Freuden empfing und aufführte? Gewisse Dinge waren ja hüben und drüben immer gleich, sie zeigten nur Gradunterschiede: Polizeiherrschaft, Bevormundung, Abtötung des deutschen Gedankens, litterarische Diktatur und Freibeuterei, Blasirtheit, Weltschmerz, und wie die schönen Dinge alle heißen.

Aber versuchen wir es, dem Geheimnis der Erfolge Bauernfelds und damit seiner innern Bedeutung noch etwas näher zu treten. Lebendig heitere Gesinnung, gesunde Beobachtung und einen reich strömenden Quell bunter, lustiger Einfälle — dies alles gezügelt durch einen vornehmen litterarischen Ton — wird man dem Dichter schon nach flüchtiger Bekanntschaft zuerkennen müssen. Sie sind das Rüstzeug, mit dem er von einem gütigen Geschick an seine Lebensaufgabe gestellt wurde. Aber auch er fiel nicht als Meister vom Himmel. Er setzte nicht an, ohne zuvor bei diesem und jenem seiner Kunstgenossen prüfend und lernend angefragt zu haben. Er besaß die Gabe aller wahrhaften Dichter, in die verschiedensten Schulen zu gehen und doch immer sein eignes Wesen zu behalten. So ist er bei Shakespeare, von dem er mehrere Stücke selbst übersetzt hat, bei Kotzebue, dessen Kunstfertigkeit er gern anerkannte, bei den Romantikern und dem jungen Deutschland, bei den alten und neuen Franzosen zu Gaste gewesen und hat sich mit hellen Augen angesehen, was und wie sie arbeiten. Wenn er aber dann in der eignen Werkstatt saß, wurde doch wieder nur ein rechtes Kind der eignen Muse daraus.

So leicht nun aber auch Bauernfelds Phantasie befruchtet wurde, selbst schaffend ist sie eigentlich nie aufgetreten. Fast sämtliche Gewebe der Handlung, mindestens die Anregungen und oft auch einzelne Stücke der Ausführung

Digitized by Google

sind von ihm aus Quellen geschöpft worden, die er bald bei Shakespeare oder Holberg, bald in Tiecks oder Bülows Novellensammlungen fand. Wir brauchen uns bei ihm mit der Quellenforschung nicht den Kopf zu zerbrechen, denn mit liebenswürdiger Offenheit hat er in der zwölfbändigen Ausgabe seiner gesammelten Schriften stets die ersten Ursprünge verraten und sich auch gelegentlich wie ein Kind gefreut, wenn er der weisen Kritik ein noch unentdecktes Geheimnis verraten konnte. Übrigens schaltete er souverän mit dem Stoffe, nicht bloß die Fabel änderte sich in Umfang, Zweck und Wesen, sondern auch alle Charaktere und die durch sie bedingten Motivirungen gehören ihm an; ein vielleicht auf der Weltwanderung zerfogener und wie schwebende Sommerfäden zerbleichter Stoff haftet wieder an fester Scholle und nimmt wieder Farbe und Erdgeruch an, den Geruch des heimischen Wiener Bodens.

Aber vielleicht ist Bauernfeld bei alledem nicht besser als der Praß der heutigen Schwank- und Lustspielmacher, denen ja Witz und gute Einfälle keineswegs abzusprechen sind? Wer als Leser so denken kann, weil in der That auch seine Lustspiele fast immer dieselben Familien- und Gevatterkreise bringen, der hat wohl noch nie von der Bühne herab den Zauber empfunden, den Bauernfeld durch zwei gewaltige Vorzüge, durch Charakterzeichnung und Dialog, auf die Zuhörer ausübt. Es ist wahr, mit wenigen Ausnahmen spielen seine Stücke in einer Gesellschaft von zehn bis zwölf Leuten, von denen die einen jung und zum Heiraten bestimmt sind, die andern als Förderer oder Hemmer dieses löblichen Zweckes dienen. Da giebt es keine Wunderschränke, keine Gießkannen, keine Stolperszenen noch die sonstigen Talismane der beliebten Schwankdichtung von heute. Aber wie viel reicher ist dafür das innere Leben, in dem sich die Wechselwirkung der fein abgetönten Charaktere offenbart! In jedem Stücke z. B. ist ein Papa oder Vormund. Er ist fast immer bürgerlich, Beamter oder Geschäftsmann, Rentenverzehrer, wohlhabend, äußerlich gleich. Das kann man zugeben. Aber wie anders ist Müller im „Liebesprotokoll," wie anders Espe im „Letzten Abenteuer," der humoristische Kommerzienrat in den „Bekenntnissen," Lampe, Lämmchen, Blase u. s. w.! Wie viele köstliche Schattirungen giebt er nicht jenem Charakter, der mit besondrer Vorliebe in den Stücken der spätern Jahre auftritt, weil er Bauernfelds eignes Abbild hätte sein können, dem des angesäuerten, aber geistreichen, trotz aller Blasirtheit für warmes Gefühl noch zugänglichen Junggesellen auf Freiersfüßen! Und diese Leutchen sprechen in klarer, natürlicher, mit ihrem Charakter wunderbar übereinstimmender, durch feines Scherzspiel gewürzter Sprache, der es doch auch niemals, wenn es notthut, an ernstem und überzeugendem Schwunge gebricht. Man sehe dagegen die Schablone, nach der die Moser, Rosen, Schönthan u. s. w. ihre Väter, Liebhaber, Bedienten ausschneiden, und man höre das tolle Haschen nach alberner Purzelkomik, dessen sich Herren und Damen da um die Wette befleißigen! Daß der Vorwurf

einer dürftigen Handlung, einer allzu spitzfindigen Charakteristik dennoch bei einigen schwächern Werken Bauernfelds zutrifft, wollen wir nicht verhehlen. Er ist so reich, daß er drei Viertel seines Besitztums ruhig den zausenden Kritikern überlassen darf.

In einem so langen Leben, wie er es gelebt hat, läßt sich viel zusammenschreiben, und Bauernfeld hat das beinahe siebzig Jahre hindurch gethan. Die Zahl seiner Stücke wird auf ein volles Hundert geschätzt, wovon im Jahre 1828 allein neun gearbeitet sind! Die glänzendste Bühne Deutschlands, das Hofburgtheater in Wien, hat 49 seiner Stücke gebracht, und manches darunter, so die „Bekenntnisse" und „Bürgerlich und Romantisch," steht seit 56 Jahren mit gleicher Zugkraft auf dem Repertoire fast aller deutschen Bühnen der Welt. Das meiste ist freilich jetzt verschollen und weder auf der Bühne noch aus einem Buche zu studiren, da Bauernfeld in rühmlicher Selbstkritik nur ungefähr dreißig Stücke in seine „Gesammelten Schriften" aufgenommen hat.

Er fing früh an und hörte eigentlich nie auf. Als er 18 Jahre alt war, wurde bereits sein „Magnetiseur," ein Lustspiel in Kotzebues Manier, in der Zeitschrift „Cicade" abgedruckt, drei Jahre später war das an Tieck erinnernde Lustspiel „Die Geschwister von Nürnberg" fertig, aber noch fünf Jahre vergingen, ehe er mit dem „Brautwerber," einem Lustspiel in Alexandrinern, auf die Bretter des Burgtheaters gelangte. Der Erfolg war weniger als mittelmäßig, und etwas mißmutig vergrub sich der Dichter in andre Arbeit. Endlich im Jahre 1831 schlug „Leichtsinn aus Liebe" und bald darauf auch das „Liebesprotokoll" vollständig durch.

Wir deuteten schon an, daß Bauernfeld von einer alleinseligmachenden Doktrin weit entfernt gewesen sei. Die Romantik, begünstigt durch seine vertraute Freundschaft mit Moritz Schwind und Franz Schubert, beherrschte seine früheste Zeit; damit steht seine Vorliebe für Bilder aus der deutschen Vergangenheit im Zusammenhang. Die „Geschwister von Nürnberg" sind eine ganz artige Umarbeitung des Grundgedankens der beiden „Edelleute von Verona." Es fehlt ihnen nicht an theatralischer Wirkung, um so geringer ist aber hier wie in andern romantischen Stücken die psychologische Vertiefung. Auch die Behandlung des fünffüßigen Jambus ist bei Bauernfeld, einem gebornen Epigrammatiker, von dem bald selig, bald stürmisch wogenden Flusse Schillers weit entfernt und erinnert viel mehr an das nach zwei Zeilen stets zusammenklappende antithetische Wesen des Alexandriners. Auch der „Musikus von Augsburg" (1835), obwohl er viele heitere und anziehende Züge enthält, leidet an ähnlichen Mängeln. Noch ein drittesmal versuchte sich der Dichter in der Romantik: er brachte auf das Josefstädter Theater sein dramatisches Märchen „Fortunat," zugleich mit der gesamten phantastischen Zuthat von Zauberfäckel und Wunschhütlein, wie es bei Tieck beliebt war. Aber auch dieses Stück fand keinen Anklang.

Digitized by Google

Um so größern Erfolg errangen sich einige Stücke, in denen das Romantische nur wie ein angenehmer Duft über der geschichtlichen Fabel ruht. „Ein deutscher Krieger" behandelt in anheimelnder Weise den Gegensatz zwischen glatter, praktischer Diplomatie und deutscher, schlichter Soldatentreue und wurde daher in jener Zeit des wieder erwachenden deutschen Bewußtseins mit Jubel aufgenommen. „Franz von Sickingen" erschien 1850, verschwand aber bald wieder. Bauernfeld gesteht selbst, daß es nur „einer der vielen Versuche sei, den undramatischen Helden dramatisch zu gestalten," ein Versuch, der ebenso wenig gelungen ist wie andre. Der erste Aufzug setzt zwar zu einer Handlung an, aber sie wird im ganzen zweiten und dritten Akte verzettelt und in lose Genrebilder aufgelöst. Straffer und folgerichtiger ist die Handlung in dem nie aufgeführten Drama, richtiger Trauerspiele „Die Prinzessin von Ahlden," das unabhängig von Schiller das bekannte Verhältnis des Grafen Königsmark zu der unglücklichen Kurprinzessin Sophie von Hannover behandelt. Die Charakterzeichnung läßt aber auch hier zu wünschen übrig. So bleibt denn von derartigen Werken vielleicht nur dem romantischen Lustspiele aus der Zeit Maximilians, „Landfriede," eine längere Zukunft gesichert. In poetischer Verklärung tritt uns da die Liebe des jungen Kaisersohnes zu der schönen Augsburger Patriziertochter Katharina entgegen; durch ihre Entführung wird das Stück bis hart an die Grenze des Tragischen geführt, aber eine echt mittelalterliche Satzung befreit alle aus der Not. Einige behaglich und humorvoll ausgeführte Gestalten greifen mit wohlthuender Heiterkeit in den Ernst der Handlung ein.

Zwei ernst gehaltene Stücke spielen auf französischem Boden und sind auch aus dem Studium der Franzosen hervorgegangen. Der „Selbstquäler" sollte ein Charaktergemälde in der Art Molières sein, ist in Versen geschrieben und ahmt das Formelle des großen Vorbildes gut und glücklich nach. Es ließe sich in Bezug auf die Handlung auch Shakespeares „Widerspenstige" zum Vergleich heranziehen. Aber die Charakteräußerungen des Selbstquälers sind doch gar zu unwahrscheinlich und meist ebenso unbegreiflich wie die Gegenspielerin Annette — eine Griseldis am Hofe Ludwigs XIV.! Einer modernen Richtung und zwar der Schule Scribes gehört an „Aus Versailles," das den Tod Ludwigs XV. und kleinliche Hofintriguen behandelt. Wegen der Gestalt der Dauphine Marie Antoinette ist es nie aufgeführt worden.

Die eigentliche Kraft des Dichters bewährte sich in der folgenden großen Lustspielreihe, die wir „Familien- und Konversationslustspiele" überschreiben könnten. Dichter wie Kotzebue, Jünger, Steigentesch, Iffland u. a. hatten sich auf diesem Gebiete mit Glück hervorgethan, Scribe und seine unerhörten Erfolge konnten als lockendes Vorbild dienen, die österreichischen Verhältnisse von Achtundvierzig ließen nichts andres zu: so waren die Vorbedingungen für Bauernfeld gegeben, der in der verschiednen Behandlung und satirischen Durchwürzung

Digitized by Google

dieser Gattung seines gleichen sucht. Zwar „Leichtsinn aus Liebe“ (1831) und das „Liebesprotokoll“ (1831) ließen die spätere Vollendung nur ahnen, aber schon das „Letzte Abenteuer“ (1832) weiß die Handlung in kunstvoller Weise zu verschlingen und bahnt dem Psychologen und Plauderkünstler Bauernfeld den Weg zu sichern Triumphen. An Erfolg wurden alle seine Stücke übertroffen von dem dreiaktigen „Die Bekenntnisse“ (1834) und von dem Haupttreffer des nächsten Jahres „Bürgerlich und Romantisch.“ Ist für das erstere vielleicht nur die lustige Verkleidung Juliens der Grund seiner außerordentlichen Beliebtheit, so beruht der Wert des letztern nur auf der wunderbar scharfen Detailzeichnung aller Charaktere und auf der ungezwungenen, von überaus liebenswürdigem Humor belebten Führung von Handlung und Dialog. Wer kennt nicht einen Sittig, einen Ringelstern? Wen hat nicht schon der gelehrte Lohndiener Unruh ergötzt? Schon scheint uns ein Zöpfchen an dem ehrwürdigen Lustspiele zu hängen, und doch erfreut es noch alljährlich und überall das deutsche Publikum, und die berühmtesten Künstler haben sich aus ihm ihre Glanzrollen geschaffen.

Der „Litterarische Salon“ (1836), ein Tendenzstück, gegen Saphir und Bäuerle gerichtet, erinnert lebhaft an Molières „Gelehrte Frauen“ und rief gleich diesen eine Flut von bissigen Entgegnungen hervor. Obwohl die Satire drastisch und erheiternd genug ist, läßt sich doch der dritte Akt vor der Kritik nicht retten. Feiner ist das zweiaktige „Tagebuch“ (1836), das ein Zerwürfnis und die darauf folgende Versöhnung mit den denkbar schlichtesten Mitteln glaublich zustande bringt. Der „Vater,“ Lustspiel in drei Akten vom Jahre 1837, hat zwar ein wirksames Persönchen in der gewandten Putzmacherin Agathe, gehört aber zu den schwächeren und für feinfühlige Gemüter auch zu den sittlich bedenklichen Stücken.

Die nun folgenden Stücke lassen wir wohl am besten den Dichter selbst erklären: „Das kleine Schauspiel »Das Versprechen«, ferner das Nachspiel »Ein neuer Mensch« ist hier weggelassen. Auch andre meiner Stücke, mit mehr oder minder Erfolg auf die Bretter gebracht, wie »Franz Walter« (1834), »Zwei Familien« (1838), »Ernst und Humor« (1840), »Industrie und Herz« (1842), sind hier nicht aufgenommen worden. Diese und andre halb gelungene Sachen, nichts andres als schwächere Reproduktionen in der bereits bekannten Manier des Autors, hätten die Auflage nur unnötigerweise vergrößert und verteuert.“

Ein besondres Interesse erweckt das zweiaktige Stück „Großjährig“ (1846), nicht wegen seiner litterarischen Bedeutung, sondern weil es zum erstenmale die Politik in Bauernfelds Lustspielproduktion einschmuggelt. Unter dem jungen Baron Hermann, der sich aus der unwürdigen Bevormundung gewissenloser Dummköpfe freimacht, war der Kronprinz selbst zu verstehen, Spitz und Blase waren die grausam verhöhnten Masken für die Machthaber jener Zeit.

Digitized by Google

Trotzdem ließ sich die hochweise Zensurstelle täuschen, das Stück erlebte eine Aufführung, bei der aber der letzte Galleriebesucher nicht minder als die Insassen der Hofloge die richtige Meinung herausfanden. Natürlich wurde es nun verboten; aber im Jahre 1848 wurde es wieder das Lieblingsstück des nach Freiheit ringenden Volkes. Derselben Spottlust frönten zwei aristophanische Komödien: „Die Republik der Tiere“ (1848) und „Die Vögel“ oder „Freiheit in der Luft“ (1870), in denen die verschiedenen Zeitströmungen mit ergötzlicher Komik durch Tiere vertreten erscheinen. Der „Kategorische Imperativ“ (1851) erhielt unter Laube den Preis, und es verdient diese Auszeichnung wegen der Kunst, mit der an die geschichtlichen Ereignisse des Wiener Kongresses zwei Liebesgeschichten und viele kernige Satiren geknüpft sind. Der letzte Akt fällt gegenüber dem vollen Leben der übrigen ab. Leichte Ware sind die nun sich häufenden einaktigen Stücke: „Zu Hause“ (1852), „Die Zugvögel“ (1855), „Die Virtuosen“ (1855), „Das Beispiel“ (1859). Sie alle sind mit Beifall aufgeführt worden, aber bald darauf in Vergessenheit geraten.

„Krisen,“ ein einaktiges Charaktergemälde, gewinnt dem beliebten Thema „Hagestolz in den Flitterwochen“ neue Seiten ab und enthält manches gute getroffene Porträt nach dem Leben. „Fata Morgana“ (1855) könnte in seiner Flüchtigkeit als ein Beweis für die abnehmende Kraft des Dichters gelten, wenn nicht noch vierzehn Jahre später ein so ausgezeichnetes Schauspiel wie das vornehme „Aus der Gesellschaft“ gefolgt wäre. Ein fürstlicher Staatsmann und eine arme, aber hochgebildete Gouvernante sollen zu einem beglückenden Bunde vereinigt werden, ohne Gewalt, ohne Tyrannenwüterei, nur durch das ruhige Zusammenstreben zweier herrlichen Charaktere. Fürwahr, eine schwere Aufgabe, hinter der der böse Geist der Langenweile überall lauert! Aber sie gelingt. Der Dichter stellt sich über kleinliche Parteiansicht, er läßt von beiden großen Gegensätzen keinen über den andern siegen, nur die Verschrobenheit wird unbarmherzig zerzaust. Zwei Jahre später (1872) errang sich noch „Moderne Jugend“ einen Erfolg, offenbar weil es das „wienerischste“ aller Stücke Bauernfelds ist. Die alte Kongreßgräfin ist jedenfalls ein Kabinettsstück seiner Porträtirungskunst.

Seitdem trat er, den Jahren nach ein Siebziger geworden, im Herzen aber ein Jüngling geblieben, noch einigemale hervor, aber die großen Erfolge der frühern Jahre blieben aus. Nachdem sein „Alcibiades“ durchgefallen war, hat er nur noch mit „ästhetischen Streifzügen,“ mit Erinnerungen „Aus der Mappe eines alten Fabulisten“ u. dergl. zur Öffentlichkeit gesprochen. Dramatisches arbeitete er fortan nur still für sich; noch in den allerletzten Tagen und Nächten seines Daseins rastete der alte Kopf nicht. Manche Überraschung birgt vielleicht noch sein Nachlaß, dessen Sichtung der Wiener Dichter F. von Saar übernommen hat. Doch wer so lange gelebt hat, ist dahin.

Digitized by Google

Frisch und froh, rüstig und rastlos, schauend und schaffend ist er achtundachtzig Jahre durchs Leben gewandelt, durch ein Leben von seltener Harmonie und Vollendung. Er wird in der weiten Ehrenhalle der deutschen Dichter gewiß nicht im letzten Winkel verschwinden, denn er war Meister in einer Kunst, in der nur wenigen Hervorragendes zu leisten vergönnt ist, er war ein Fürst im Reiche des Lustspiels.

Reichenberg F. Ginzel

Major von Wißmann und die evangelische Mission

Gegenüber den Angriffen, die Major von Wißmann in der „Allgemeinen Zeitung“ und in der „Post“ gegen die evangelischen Missionen gerichtet und durch die er fast in allen protestantischen Kreisen eine tiefe Verstimmung hervorgerufen hat, ist von dem als ersten Missionskenner hochgeschätzten Dr. Warneck in Form eines offenen Briefes eine Broschüre zur Abwehr und Verständigung veröffentlicht worden. Sie liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß sie von der evangelischen Bevölkerung mit Interesse aufgenommen worden ist. In der Form ist sie ebenso würdevoll wie wohlwollend, sodaß selbst der ultramontane Freiherr von Gravenreuth schwerlich in der Lage sein wird, aus dem Lesen dieser Broschüre eine Verschlimmerung des Gesundheitszustandes seines Freundes zu befürchten und der Welt die Verteidiger der evangelischen Mission als gefühllose Menschen hinzustellen. In der Sache konnte die Widerlegung des Herrn von Wißmann nicht schwer sein. Er hat sich bei seiner Unterredung mit dem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“ lediglich in allgemeinen Vorwürfen bewegt und ist auch in seinem Brief an die „Post“ nicht über verallgemeinernde Sätze und Redensarten hinausgekommen. Der von ihm lapidarisch aufgestellte Grundsatz, es müsse nicht Ora et labora, sondern Labora et ora heißen, ist weder neu noch vom Standpunkte jeder Mission, sie mag evangelisch oder katholisch sein, richtig. Man kann nicht von der Missionsthätigkeit verlangen, daß sie ihr Wesen aufgebe. Es kann ja dahingestellt bleiben, ob vielleicht ein Humanitätsverein, eine Gesellschaft zur Ausbreitung von Gesittung und Bildung unter den Heiden, ein Verein für afrikanische Volksbildung, ein deutsch-usambarischer Schulverein besser am Platze wäre und mehr Erfolge aufzuweisen hätte, als die Missionen zur Verbreitung des Christentums. Merkwürdigerweise reicht aber diese Art von Humanität

Digitized by Google

nicht bis nach Afrika, und so lange dies nicht der Fall ist, werden alle Freunde der Kultur sich damit begnügen müssen, daß ihnen die christlichen Missionare die Arbeit als Pioniere der Wildnis abnehmen und den spätern Geschlechtern die Aufgabe überlassen, die zu Christen gewordenen Afrikaner in moderne Kulturmenschen umzuwandeln. Der Tadel, den Herr von Wißmann gegen die evangelischen Missionen ausgesprochen hat, betrifft nichts andres als die Missionsmethode. Diese wird aber von Dr. Warneck in glänzender Weise gerechtfertigt, und es kann dabei nicht fehlen, daß er gegen die katholische Missionsart zu Felde ziehen muß. Eins wird Herr von Wißmann jedenfalls daraus lernen, daß es mißlich ist, ein großes Werk mit ein paar Federstrichen herabzusetzen und daß die evangelische Mission in Ostafrika doch nur ein so geringfügiger Teil des Ganzen ist, daß die Beurteilung von dem Werte des Ganzen aus der Natur des Teiles in hohem Grade ungerechtfertigt erscheint. Der Herr Reichskommissar darf sich nicht wundern, wenn es eine große Anzahl von Protestanten giebt, die nicht an die Vorschnelligkeit, sondern an die Absichtlichkeit seines absprechenden Urteils glauben. Das konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß sein Urteil von ultramontan-römischer Seite so ausgebeutet werden würde, wie es thatsächlich ausgebeutet worden ist. Post hoc, ergo propter hoc. Ob ein katholischer Christ öffentlich so über einen der wichtigsten Zweige seines Bekenntnisses gesprochen haben würde, wir müssen es verneinen, denn ein ähnliches Beispiel ist uns unbekannt. Auch noch nach einem andern Gesichtspunkte war das Verfahren des Herrn Reichskommissars beklagenswert. Im Vergleich zur katholischen Mission ist die evangelische der bei weitem schwächere Teil. Die katholische Mission ist seit Jahrhunderten in Thätigkeit, sie ist ausgerüstet mit allen Machtmitteln, wie sie der katholischen Kirche nach ihrer ganzen Organisation in reichem Maße zufließen, sie ist geleitet von einer einheitlichen Stelle, die alles sehr sorgfältig prüft und planvoll vorgeht. Die evangelische Heidenmission aber ist nichts andres, als ein Spiegelbild der gesamten evangelischen Kirche; sie ist lediglich auf die freie Liebesthätigkeit angewiesen, die sich in einzelne Strahlen zersplittert. Bisher in der Heimat vielfach verspottet, angefeindet und niemals von maßgebender Seite unterstützt, mußte sie in schweren Kämpfen um ihre Existenz ringen. Auf sie einen Stein zu werfen, steht dem Sohn ihrer Kirche nicht an. Wer wollte es leugnen, daß Mängel vorhanden sind und daß vielleicht in Einzelheiten die Thätigkeit der ältern, mächtigern und reichern Schwester größere Vorzüge besitzt! Wenn hier Herr von Wißmann eine heilsame Kritik üben wollte, so konnte er sich ein Verdienst erwerben, aber der Weg, den er dazu wählte, war jedenfalls nicht der geeignete, und er wird vieles thun müssen, um das Verfehlte wieder gut zu machen und die auch nach seinem Vorgehen zu Gunsten der Benediktiner in Dar-es-Salaam begründete Befürchtung zu zerstreuen, daß unter seiner Verwaltung die evangelische Mission als Stiefkind behandelt werden könnte. Schon

Digitized by Google

durch dieses Vorgehen waren die evangelischen Missionskreise in schwere Besorgnis versetzt, sie wird aber dadurch vergrößert, daß nach den veröffentlichten Äußerungen des Herrn Reichskommissars seine Handlungsweise auf System zu beruhen scheint.

Von der Warneckschen Schrift hoffen wir einen doppelten Nutzen. Der evangelischen Bevölkerung in Deutschland ist die verdiente Genugthuung gegeben, indem die evangelische Missionsmethode ins rechte Licht gesetzt worden ist. Herr von Wißmann aber wird gewiß nicht anstehen, offen zu erklären, daß seine Voraussetzungen irrtümlich gewesen sind. Die Schrift des Dr. Warneck wird auch ihn überzeugen. Sind in Einzelnheiten Fehler und Mängel vorhanden, so werden sie beseitigt werden müssen.

Es mag endlich noch ein Gedanke angeregt werden, zu dem die vorliegende Broschüre Anlaß giebt. Wie früher in einem größern Artikel, so wendet sich Dr. Warneck auch diesmal in einer scharfen Bemerkung gegen diejenigen Anhänger der Kolonialpolitik, die den Grundsatz aussprechen, daß die Mission nationalen Interessen dienen müsse. Sollte mit diesem Grundsatz der Sinn verbunden sein, daß die Mission nicht sowohl die Ausbreitung des Christentums als vielmehr in erster Linie die Verbreitung deutscher Bildung zum Hauptpfeiler ihrer Thätigkeit erheben müßte, so wäre der Vorwurf berechtigt, denn dadurch wäre das Wesen christlicher Missionsthätigkeit beseitigt. So weit ist dem Dr. Warneck zuzustimmen. Allein der Satz hat eine ganz andre Bedeutung. Er will sagen, daß es die Pflicht der evangelischen Mission Deutschlands sei, in erster Linie für die Verbreitung des Christentums in den deutschen Schutzgebieten zu sorgen. Die römisch-katholische Kirche ist international, die evangelische Kirche Deutschlands läßt sich seit Luthers Zeit von dem Deutschtum nicht trennen. Die Heiden in den deutschen Kolonien sind jedenfalls unsre Brüder, die uns näher stehen, als die Heiden der übrigen Welt, und es entspricht gewiß nicht den Vorschriften des Evangeliums, wenn man für den Fremdling vor den Thoren sorgt und dem Bruder im Hause das Brot versagt. Es ist dies aber ein Vorwurf, der lediglich in der geschichtlichen Entwicklung seinen Ursprung hat, denn vor der Einheit des Reiches und vor seinem Kolonialerwerb lag der deutschevangelischen Missionsthätigkeit jeder Heide gleich am Herzen, und sie mußte sich an die englischen Schwestergesellschaften anschließen, weil sie durch sie Unterstützung und Schutz erhielt, den sie brauchte, und den sie von der Heimat nicht erhalten konnte. Jetzt ist es anders geworden, aber es bedarf jedenfalls einer gewissen Organisation, um das evangelische Missionswerk in den Schutzgebieten so zu gestalten, daß die evangelische Kirche nicht hinter der katholischen zurücksteht. Denn Deutschland ist ein paritätischer Staat, und die kaiserliche Regierung kann in Bezug auf die Missionsthätigkeit in den Schutzgebieten nur den Grundsatz befolgen: „National, nicht konfessionell“; ihr muß jede Mission, sie mag katholisch oder evangelisch sein, willkommen sein, voraus-

Digitized by Google

gesetzt, daß sie deutsch ist. Die katholische Kirche versäumt nichts; sie sendet deutsche Missionare in die Schutzgebiete und macht jetzt auf der Fulder Bischofskonferenz wieder alle Anstalten, um, ihrem System getreu, die Bewohner der deutschen Kolonien dem Katholizismus zu sichern. Die evangelische Mission Deutschlands darf diesen Anstrengungen gegenüber nicht ins Hintertreffen geraten, und das wird und muß geschehen, wenn es beim Alten bleibt. Aus der unglücklichen Zeit des Kulturkampfes ist für die deutschen Katholiken ultramontaner Färbung ein besondrer Sporn zur Missionsthätigkeit zurückgeblieben; sie giebt die Möglichkeit, die Orden, die in Deutschland und besonders in Preußen nicht zugelassen sind, in die Schutzgebiete einzuführen in der Hoffnung, sie auf diese Weise ins Mutterland einzuschmuggeln. Diese Hoffnung ist um so begründeter, als die römische Kirche ihre Maßregeln nicht nach Wochen und Monaten, sondern nach Jahren und Jahrzehnten trifft. So sind bereits Jesuiten, Brüder vom heiligen Geist, vom heiligen Herzen Jesu, Pallotiner, sämtlich verbotene Orden, in den deutschen Kolonien thätig, während unsers Wissens nicht ein einziger der zugelassenen Orden seine Mitglieder dorthin gesandt hat. So droht auch von dort aus der evangelischen Kirche in Deutschland selbst Gefahr. Diese kann nur überwunden werden, wenn die evangelische Mission in den Schutzgebieten die ganze Kraft des evangelischen Deutschlands ohne Rücksicht auf die kleinern und größern Spaltungen im Innern sammelt und in planmäßiger Organisation vorgeht. Das sollten die Leiter der evangelischen Missionsgesellschaften und ihre Förderer aus dem Kirchenregiment und im Laienstande bedenken und sich zu Herzen gehen lassen. Was sie jetzt versäumen, das werden unsre Kinder und Enkel zu büßen haben. Nicht um eine Überflügelung der katholischen Kirche handelt es sich, sondern um eine Gleichstellung mit ihr und um eine berechtigte Abwehr gegen das räumliche Übergreifen der römischen Propaganda, vor der leider diejenigen die Augen verschließen, die in erster Reihe zu Lenkern und Hütern der protestantischen Lehre in Deutschland berufen sind. Geht es so weiter wie bisher, dann werden diese Blätter, wenn eine Hilfe nicht mehr möglich ist, den Beweis liefern, wie dringend der Mahnruf war. Auch hier heißt es: Discite moniti!

Nachschrift. Nachdem vorstehende Zeilen bereits in der Druckerei waren, hat Herr von Wißmann eine Antwort auf die Broschüre des Dr. Warneck veröffentlicht. Unsre Hoffnung, daß der Herr Reichskommissar sich werde überzeugen lassen, hat sich nicht erfüllt. Er sucht Nachweise dafür zu erbringen, daß einzelne englische Missionare politische Geschäfte gemacht hätten, bleibt auch nicht bloß bei seinem Satze Labora et ora, sondern auch bei seinem der katholischen Missionsthätigkeit als der fruchtbringenderen gespendeten Lobe. Eine weitere Antwort hierauf wird wohl nicht nötig sein.

Digitized by Google

Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren

er heute von Goethes Geburtsstadt über Hanau durch das Kinzigthal aufwärts nach Norden fährt, wo er die alte Hohenstaufenstadt Gelnhausen mit ihrer schönen, vielfach getürmten Kirche und die Reste der alten Kaiserpfalz besuchen kann, sieht das anfangs so breite und mit lachenden Wiesengründen ausgefüllte Thal der Kinzig immer enger werden. Von Osten her drängt sich der Spessart immer gewaltiger und mächtiger heran, im Westen erhebt sich der Vogelsberg, wohl mehr allmählich, aber um so gründlicher. Die Eisenbahn muß das immer enger werdende Flußufer verlassen und an den Abhängen ihren Weg weiter zur Wasserscheide suchen.

Es ist ein Weg, der manche Erinnerung an große Zeiten und große Menschen weckt. Dort kommt auf einmal bei einer Thalöffnung auf einsamem Bergkegel die gewaltige Ronneburg in unsern Gesichtskreis, jetzt in Trümmer verfallend und mit dürftigem Rasen und Geröll umgeben, einst aber der Sitz eines mächtigen, noch heute in Ehren stehenden Herrengeschlechts, dann eine Art Zion für eine arme Judenkolonie und wieder ein Zion andrer Art für die „sonderbaren Schwärmer" des Grafen Zinzendorf, die Herrnhuter. Hier stand die alte Steckelburg, wo Ulrich von Hutten, der Vorkämpfer der Reformatoren, das Licht der Welt erblickte, der er auch ein Licht werden sollte. Dort hat sich 1813 „auf der großen Retirade," von der noch manche Dorfchronik erzählt und von der ich in meinen Kindesjahren noch manche Einzelheiten gehört habe, Napoleon mit den Resten seiner geschlagenen Armee nach dem Rhein und über den Rhein gerettet. Sein Herz schlug ihm wieder fröhlicher, als er den Engpaß nicht gesperrt fand und er erst bei Hanau das Heer Wredes im Wege fand. Von hier aus hat 1866 der General Vogel von Falckenstein mit der Mainarmee seinen Marsch durch den Spessart angetreten, der mit Recht in der neuern Kriegsgeschichte als eine That großen Mutes und genialer Taktik gepriesen wird.

Wo Maybachs Herrschaft aufhört, da fängt Stephan an zu beglücken. Wir verlassen die Bahn an dem hochgelegenen Bahnhof bei Steinau, wir vertrauen uns einer der sehr wohlthätigen, aber nicht immer sehr reinlichen Postkutschen an, deren gelbe Farbe auf den abgelegenen Straßen unsers Vaterlandes mit nicht weniger Freude und Stolz erblickt wird, als der Rauch der Lokomotive an den Eisenbahnen. Ist doch die Post die einzige Verbindung zwischen der weltverlorenen Gebirgswelt und dem lärmerfüllten Leben der Stadt. Sie bringt den Bauern die „Herren," die Juden, die Schnapsreisenden, die Konfektionäre, die visitirenden Beamten und den Gerichtsvollzieher, unsern modernen Würgengel. Auf der Post zu fahren gilt dem sparsamen Bauern für eine That großer Selbstüberhebung und frevelhaften

Digitized by Google

Übermuts. Sie bringt ihm aber außer den Mandaten des Gerichtsvollziehers, den Prozeßschriften der Advokaten und den Mahnbriefen der Juden auch Briefe angenehmern Inhalts sowie das „Blättchen," das ihm eine Vorstellung von den Welthändeln und andern Geschehnissen giebt.

Dieser Post vertrauen wir uns an. Wir fahren im Dunkel des Abends durch Wald und an Wiesengehängen vorüber. Die Landschaft wird rauher, öder; große Teiche glänzen uns entgegen. Wir sind in der Nähe des Schauplatzes unsrer Erzählung gelangt.

Unsre Zeit erweist sich gegen die Reste der Vergangenheit sehr dankbar. Museen aller Art erheben sich; auch die absterbenden Eigentümlichkeiten des Volkes in Tracht, Behausung und Lebensführung sucht man mit Hilfe plastischer Nachbildungen festzuhalten. Es ist gut, daß man jetzt damit beginnt, denn in wenigen Jahrzehnten wäre nicht mehr viel zu sammeln. Die malerischen Landestrachten schwinden, die alten Sitten gehen unter, auch in den abgelegensten Gegenden ist man nur noch „Arbeitgeber" oder „Arbeitnehmer," es ist alles zu einem gleichmäßigen Urbrei ohne Charakter geworden.

Meine Erzählung soll uns um etwa fünfzig Jahre zurückführen; da fuhr noch keine Bahn über den Distelrasen nach Fulda, da sprach man in den meisten Dörfern von der Post als von einer märchenhaft stattlichen und vornehmen Einrichtung, dafür lebte und webte das Volk noch in seiner alten Sitte, ärmer noch als heute, aber viel, viel glücklicher.

Noch heute liegt der Schauplatz unsrer Erzählung vier Stunden von der nächsten Eisenbahnstation. Es ist Z . . ., ein kleines aber freundliches Dorf. Der Moosbach, der Abfluß großer und fischreicher Teiche zur Fulda, wird hier eingeengt; steil erheben sich seine Ufer, an beiden Seiten hinauf lagern sich Häuser und Häuschen. Zu der Zeit, wo die Kirschen blühen und die Schwarzamseln, Zippdrosseln und Schwarzköpfchen von allen Bäumen herab ihre schmetternden Lieder singen, ist es ein schöner, idyllischer Platz. Die Spaziergänge in den benachbarten Wäldern, besonders der durch die Steiger nach Blankenau sind geradezu romantisch; die Wälder und Felder voll Wild, die Bäche voll köstlicher Forellen, und Krebse geben auch dem Feinschmecker manchen Genuß.

Ich muß aber den Leser in ein Haus führen, wo in der Küche kein Platz für Delikatessen war, ins Schulhaus. Wenn man heute manchmal von „Schulpalästen" spricht, an diesem Schulhause war durchaus nichts Palastartiges. Es sah bei seiner Schmalheit fast einem Turme gleich. Ein kleiner Hausgang, eine noch kleinere Küche, ein Schulzimmer und eine Kammer dahinter, das war alles. Im obern Stock waren noch einige Räumlichkeiten, aber, wie damals noch meist bei den Vogelsberger Bauern üblich, kaum oder notdürftig eingerichtet, nicht gedielt, die Wände wüst und kahl. Der Schullehrer wohnte seit Menschengedenken in der Kammer hinter der Schulstube. Der große eiserne Ofen, auf dessen Vorderseite der Sündenfall und auf dessen Rückseite der Tod Abels dargestellt war, saß zwischen beiden Räumen, der Schullehrer konnte mit der von dem Gemeindeofen gelieferten Wärme seine Stube mitheizen.

Früher hatte der löbliche Gemeinderat an diesem Gemeindeofen auch seine Gemeindearmen gewärmt, und während der Lehrer seine Katechese hielt und seine flachshaarigen Dickköpfe in die Zahlengeheimnisse einweihte, schnurrte das Spinnrädchen der alten zahnlosen „Oddil" und schnitzte der alte gichtbrüchige „Hansjörg" an seinen Rechenzinken und Waschklammern. Aber das durfte jetzt nicht mehr sein. Die Gemeinde mußte ihre Armen im „Hirtenhaus" unterbringen,

Digitized by Google

und kein Mensch heutzutage kann ermessen, wie viel Schmutz und Armut, Hunger und Elend in einem solchen „Hirtenhause“ zusammen war. „Arme habt ihr allezeit,“ dachte der Gemeinderat. So barmherzig und zärtlich der Bauer gegen sein Vieh ist, so unbarmherzig war er damals, und ist er auch heute noch gegen die Menschen, selbst gegen seine Nächsten. Weibersterben — kein Verderben! Gäulverrecken — das bringt Schrecken! sagt er, und damit sagt er alles.

Also die alte Oddil und den Hansjörg war der Lehrer los; er hatte wohl in seiner Wohnkammer den Dunst der Schulstube mit einzuatmen, und wer es nicht erfahren hat, der weiß es nicht zu ermessen, welche Luft in einem engen und modrigen Raume sein kann, den der Lehrer einen ganzen Tag mit den Kindern teilen muß. Die Kleider riechen unsagbar, da so viele Leute nur eine „Lade“ und keinen Schrank besitzen, die Haare nicht weniger, da ihre borstige Wildheit durch Schmalz und Wurstfett gebändigt wird. Gewaschen wird das Kind nur da, wo man es sieht, und der Lehrer ist froh, wenn er die Kinder mit ungeheurer Geduld so weit manierlich gemacht hat. Hautkrankheiten und Kopfausschläge hören gar nicht auf.

Trotzdem war der in seiner Schulkammer wohnende Lehrer ganz vergnügt und glücklich. Er war von einer Art, die immer vergnügt sein muß, weil sie nicht anders kann, weil ihnen der gütige Gott ein Herz voll Zufriedenheit und Glück mit auf den Lebensweg gegeben hat. Vor allen Dingen war er zufrieden und glücklich, daß er es zum Schulmeister gebracht hatte, denn es war ihm sauer genug geworden.

In der Schule war er beständig der Erste seiner Klasse gewesen und sein junger, eifriger, seminaristisch gebildeter Lehrer hatte ihn oft dazu ermuntert, Lehrer zu werden. An seiner Mutter, einer frommen, bibelfesten Frau, der er seinen Herzenswunsch zuerst anvertraute, fand er freundliches Entgegenkommen: sie hing an diesem spät nachgekommenen Sohne ihres Alters mit rührender Zärtlichkeit. Ihr kam es als ein hohes Ziel vor, daß ihr Heinrich die Kinder in Gottes Wort unterrichten und in der „Betstunde,“ das ist dem Lesegottesdienste, an des Pfarrers Stelle erbauen sollte. Aber der Vater war ein alter dickköpfiger, störriger Bauer, der von einem Schulmeister und seinem Berufe nichts hielt.

Es war noch nicht so lange her, daß das Dasein des Lehrers da, wo er nicht als Kirchendiener und Organist, als „Opfermann“ ein reichlicheres Einkommen hatte, ungemein kläglich war. Gewöhnlich waren es Invaliden, herrschaftliche abgedankte Bediente, verdorbene Studenten und andre zweifelhafte Elemente, die sich zu diesem Berufe willig finden ließen. Oft war mit dem Amte des Lehrers auch das des Feldschützen, des Schweinehirten oder des Nachtwächters vereinigt. Die Leistungen dieser „Lehrer“ waren darnach.

Noch erinnere ich mich der Erzählung meiner Urgroßmutter über ihre Schulzeit. Sommerschule gab es damals gar nicht, da hatte der Mann andre Pflichten, aber des Winters, wenn der Schnee bergehoch fiel, und die Dörfer eingeschneit und von der Außenwelt abgesperrt waren, klapperte der Schulmeister mit seiner Hirtenklapper seine Zöglinge zusammen. Bänke hatte das Schullokal wohl, aber keine Tische; die Kinder schrieben auf den Knien. Die Lehrmethode war die denkbar einfachste. Der Lehrer saß neben dem Ofen auf einem klotzartigen Stuhl, die Zipfelmütze hing ihm in den Nacken hinunter, seine fleißige Hand drehte das Spinnrad; zur Rechten und zur Linken standen die Kinder und lasen laut aus dem einzigen Schulbuche, der Bibel, hier in ganz besonderm Maße dem Buche aller Bücher. Lautiren kannte man damals nicht, auch nicht buchstabiren; der Lehrer sagte die

Digitized by Google

ganzen Wörter vor, die Kinder sprachen die ganzen Wörter nach. Daß es da lange währte, bis die Kinder lasen, läßt sich denken. Schlimm wurde es, wenn man an ein Kapitel mit schwer auszusprechenden Namen, z. B. an die Geschlechtsregister kam. Da, wo die Menschheit die Nachkommenschaft Adams, Noahs und andrer biblischer Helden erfährt, hörte die Meisterschaft des Schulmeisters auf. Nachdem er sein Rad still gestellt und das rätselhafte Wort lange angestaunt hatte, sagte er endlich ärgerlich: „Überhüpps, der Deiwel weiß, wies heißt."

Unser Volk lebte damals in einer gar großen Armut; die vielen großen Kriege, die es mit seinem Geld und seinem Blute auf seinem Boden für fremde Zwecke hatte führen müssen, hatten es so arm gemacht, daß solche Schulen keine Ausnahmen waren.

Das war nun freilich anders geworden. Der Lehrer war jetzt eine staatlich angestellte Persönlichkeit, es wurde seminaristische Vorbildung verlangt, es wurde auch ein Minimalgehalt gewährleistet. Der betrug zu jener Zeit 150 Gulden, stieg nach zehn Jahren auf 175 Gulden und wieder in einer langen Frist auf 200 Gulden. Es war ein karges Brot, aber es war immerhin Brot; in jener Zeit bekam niemand viel. Die Seminarien füllten sich, die Stellung des Lehrers hob sich; es wurde schon damals des Bauern Ehrgeiz, den Sohn Lehrer werden zu lassen, die Tochter an einen Lehrer zu verheiraten.

Aber, wie gesagt, der Vater unsers Helden war ein dickköpfiger Bauer, und wenn so einer nicht will, dann thut er es auch nicht. Der Heinrich mußte mit „an den Acker fahren" und bekam, da er sich zu der Arbeit bockbeinig anstellte, manche Scholle und manchen Feldstein von seinem heißblütigen Vater in die Rippe geworfen, daß es ihm ging, wie einst Äneas in den trojanischen Gefilden. „Wenn du doch in Dalmatia wärst, du steifer Hund," mußte er oft hören, um erst später zu erfahren, wo dieses Land liegt, in das ihn sein Vater wünschte. Endlich aber war es den vielen heißen Bitten seines Mütterchens, die an Pfarrer und Lehrer freundliche Fürsprecher fand, gelungen, die Sache durchzusetzen. Der Heinrich wird Schulmeister, hieß es.

Das Seminar aber war damals mit seinen Anforderungen durchaus nicht blöde. Es verlangte von seinen eintretenden Schülern nicht geringe Vorkenntnisse. Bei den Aufnahmeprüfungen kamen die „Durchfälle" massenhaft vor. Es mußte also eine Vorbereitungszeit durchgemacht werden. Der Lehrer des Ortes war erbötig, gegen ein „Deputat" von Butterwecken, Eiern, Frucht, Kartoffeln und dreißig Gulden bar die Vorbereitung zu übernehmen. Heinrich kam zu ihm, half Schule halten, lernte den Stock schwingen über der mutwilligen Kinderschar; er lernte geigen und Klavierspielen, aber alles schlecht genug. Sein Lehrer konnte leider selbst nicht viel. Er war dazu mehr Bauer als Lehrer, und Heinrich als sein Famulus des Sommers mehr mit ihm bei dem Heumachen und Kornschneiden beschäftigt, als mit seinen Büchern, und als er mit Zittern und Zagen in der Seminarstadt vor seinen Examinatoren stand, da wußten diese Männer so viele sonderbare und unbekannte Dinge zu fragen, daß er schon mit trüben Ahnungen den vierzehnstündigen Heimweg antrat.

Es war ein entsetzlicher Tag für ihn, als der in jener Zeit wöchentlich einmal kommende Postbote einen großen Dienstbrief brachte, worin mit lakonischer Kürze die traurige Thatsache verzeichnet stand, daß Heinrich das Examen nicht bestanden habe. Es war eine wahre Passionszeit für den armen Jüngling; ob er angespieen wurde, erzählt die Geschichte nicht, aber geschlagen wurde er von seinem wütenden Vater, und an spitzen Dornen fehlte es auch nicht, die ihm das Herz verwundeten.

Digitized by Google

Da kamen die Basen, das „Gilträndchen," die „Ammich," das „Bärchen," da kamen die „Freunde," d. i. Verwandte, und geiferten und zeterten. „Seht ihr jetzt den Faulenzer, hieß es da, dem ist die Bauernarbeit zu viel. Der will mehr sein als wir! Was habt ihr jetzt an ihm! Haut auf ihn, den Lump!" Und der Jüngling stand da mit seinen hellen, blauen Augen, und die Thränen perlten darin, und er hatte niemand als seinen Vater im Himmel und sein Mütterchen auf Erden, denen er sein Leid klagen und bei denen er Trost finden konnte. Als die bösen Menschen endlich müde wurden zu schelten und fortgingen, und als auch der Pfarrer kam und sich gegen ihn erklärte und sagte: „Brecht dem Jungen den starren Kopf, der braucht sein Vermögen auf und wird doch nichts," und er endlich auf sein Stübchen ging, wo die Bücher standen, die er so lieb hatte und lassen sollte, weil er sie nicht verstand, da brach er fast unter seinem Kummer zusammen; laut schluchzend fiel er auf die Kniee und betete und gelobte, daß, wenn er es doch noch durchsetzte, er ein treuer Lehrer sein wolle.

Bald fühlte er sich von den Armen seiner Mutter umschlungen, die ihn aus dem großen Vorrat ihrer Bibelkenntnis zu trösten wußte. Es wurde beraten, beschlossen und schließlich durchgesetzt, daß Heinrich erst eine neu eingerichtete und vorzüglich geleitete Präparandenschule besuchen und sich dann nochmals der Prüfung unterziehen solle.

Nun er in die rechten Hände kam, fand sich alles schnell. Er lernte, begriff, war bald einer der besten Schüler und wurde mit guten Zeugnissen entlassen. Er fand liebe Freunde, die mit ihm die weiten Wege von der Heimat zur Seminarstadt und zurück gingen. Immer höher stieg er in der Achtung der Seinen, und als er, nachdem er das Seminar mit vorzüglichem Abgangszeugnis verlassen, in einem benachbarten Dorfe die Betstunde recht gehalten, mit den Kindern gesungen hatte, ohne umzuwerfen, und die Predigt gelesen hatte, ohne stecken zu bleiben, da stand, als er aus dem Betsaal heraustrat, sein sonst so harter Vater vor ihm; in seinem verwetterten Gesichte leuchtete es freundlich, er gab dem so viel gescholtenen und geschlagenen Sohne die Hand und hatte fortan den größten Respekt vor ihm. Er hatte nämlich unter großer Angst und vielem Herzklopfen an der Thüre gestanden und am Schlüsselloche gehorcht, wie es drinnen ablaufen würde.

Seine Muße dauerte nicht lange. Die Regierung brauchte die jungen frischen Leute, um die alten unbrauchbaren Männer zu ersetzen. Sie wurde hierin aufs treueste von den Pfarrern unterstützt, die es als eine große Wohlthat empfanden, statt der alten ungebildeten und zum Teil sittlich verkommenen Männer diese jungen Leute voll Eifer und Feuer und voll sittlichen und religiösen Lebens zu haben. Wir finden also unsern Helden bald darauf in Z. als Schulvikar und seine Mutter als Haushälterin bei ihm. Sie hatte es erreicht, was sie ersehnt und ersieht hatte; ihr Heinrich war ein Schulmeister geworden, er stand alsbald bei Gemeinde und Behörden in gutem Rufe, sie konnte allenthalben sein Lob vernehmen. Deshalb überließ sie gern ihr Haus voll Arbeit und den Stall voll Vieh der nicht besonders geliebten Schwiegertochter und zog zu ihrem Schulmeister.

Im Sommer aber mußte sie fort. Eine Bauernfrau von echtem Schrot und Korn hängt an Haus und Gut mit ähnlicher Zärtlichkeit, wie eine Mutter an ihrem Kinde. Hier hat sie ihr Leben lang schwer gearbeitet und viel gesorgt, hier ist ein Stück ihres Lebens. Als darum die Sensen gedengelt wurden und des Morgens um zwei Uhr die Bauern mit Knecht und Magd, Weib und Kind und Taglöhnern auf ihre Wiesen in Feld und Wald zogen, war sie wieder zu Hause, und ihr Lehrer mußte „in die Kost gehen." Die fand er auch den Monat für sieben Gulden im

Digitized by Google

Dorfwirtshause. Es war das gewiß nicht viel, aber es wurde auch nicht viel dafür geboten. Und als die Kirschenzeit kam, und er vier Wochen lang mit großer Ausdauer eine aus Milch, Wasser und abgekochten Kirschen bestehende Suppe gegessen hatte und ganz vom Fleisch fiel und hohlängig und schlank wurde, da kamen ihm Gedanken, sein Haus zu gründen. Es war ihm ohne Frau in dem öden Schulhause, wenn er seine muntere Schuljugend entlassen hatte, zu einsam, besonders des Nachts, wenn die Stürme sein Häuschen umbrausten, die Fenster so unheimlich rasselten oder die Mäuse mit den Messinggriffen der alten Kommode spielten. Da kamen ihm alle unheimlichen Schauer- und Gespenstergeschichten seiner Jugend vor; da fiel es ihm ein, daß es auch in diesem Hause „wandern," d. i. daß ein Geist umgehen sollte, der Geist eines betrogenen und von dem Ehebrecher ermordeten Gatten. Da sehnte er sich nach einer Häuslichkeit, da gefiel ihm aus der Bibel besonders das Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und seine Mutter, zu der er in den nächsten Ferien kam, stimmte ihm zu.

Aber welche Frau nehmen? Das war jetzt die Frage, und sie wurde zwischen Mutter und Sohn reiflich erwogen. Da war wohl Pfarrers Lottchen, ein wunderhübsches schwarzäugiges Ding, mit dem er schon in der Schule geliebängelt hatte. Die sah ihn jetzt besonders freundlich an, und auch der alte Pfarrer gab ihm zu verstehen, daß ihm ein Lehrer als Schwiegersohn recht sein könne. Aber, du lieber Gott! Der Mann hatte zweiundzwanzig Kinder und vierhundert Gulden Gehalt. Trotz aller Tüchtigkeit und Häuslichkeit der Pfarrfrau konnte die Familie bei größter Einschränkung kaum das Gespenst des Hungers von ihrer Schwelle fernhalten. Es waren unter den zweiundzwanzig Kindern fünfzehn frische und gesunde Jungen. Der Vater schlug, nachdem er ihre in der Dorfschule erworbenen Kenntnisse etwas durch Privatunterricht erweitert hatte, mit allen dasselbe Verfahren ein: nach der Konfirmation gab er ihnen einen Gulden und seinen Segen und schickte sie in die Welt, ihr Glück zu machen. Es war vorgekommen, daß hausirende Händler, sogenannte Galanteriekrämer, sich im Pfarrhause einfanden und sich als die vor Jahren so „abgehalfterten" Söhne des Hauses vorstellten. Auch sollen sich einst in einem Chausseegraben bei Hamburg zwei wandernde Söhne des Pfarrers als Brüder gefunden haben, die sich zu Hause gar nicht gekannt hatten.

Also mit diesem Pfarrerstöchterlein war es nichts. „Sie hat nichts, sagte die Mutter. Was willst du mit ihr?" Ebenso wenig fand die stattliche blonde Tochter seines gegenwärtigen Pfarrers vor ihren Augen Gnade. Der Vater hatte wohl eine gute Pfründe, aber er hatte auch zwölf Kinder; er war ein clericus irregularis und voller Schulden. „Da hast du wieder nichts, sagte die Mutter, und außer der Armut noch die Schande zu teilen. Nimm dir doch ein wohlhabendes Bauernmädchen. Da hast du Geld und kannst dir dein Leben lang helfen; da hast du auch eine Frau, die arbeiten kann und sich der Arbeit nicht schämt." In jenen Zeiten war bei den ländlichen Besoldungen noch überall Naturalwirtschaft. So weit sie aus älterer Zeit herrührten, bestanden sie im Ertrag von Grundstücken und in Fruchtlieferung. Pfarrer und Lehrer mußten Ökonomie treiben, sonst konnten sie nicht leben. Die Pfarrers- wie die Lehrersfrau mußten die Ökonomie tüchtig verstehen und tüchtig mit helfen.

Nun ist es noch heute wie damals in den Dörfern aller Mädchen höchster Wunsch, einen Lehrer zu heiraten. Da brauchen sie nur selten oder nie aufs Feld zur Arbeit, da ist ihnen das Fruchtabmachen in der heißen Sommerszeit geschenkt, sie müssen nicht in den Stall, um zu misten und zu melken. Darum ist es für den ganzen Mädchenflor eines Dorfes eine Frage von höchster Wichtigkeit, ob der

Digitized by Google

neu aufziehende Lehrer verheiratet, verlobt oder noch ganz frei ist. Ist er verlobt, so sucht man ihn „wendig," d. i. abtrünnig zu machen; ist er noch frei, so wird auf ihn eine ganz regelrechte Jagd veranstaltet. Die Väter heiratslustiger Töchter laden ihn zu den Familienfesten, besonders zu dem großen Schlachtfeste, der „Metzelsuppe," auch „Stechbraten" genannt. Da hat er Gelegenheit, die Vorzüge seiner Zukünftigen kennen zu lernen. Auch die Töchter selbst sind unternehmend genug. Sie gehen ihm mit ihren Freundinnen oder auch allein „zu Gefallen." Sie setzen sich in der Betstunde recht weit vorn hin und sehen ihn andächtig an, oder sie suchen ihn sogar auf die eine oder die andre Art zu verführen, daß nachher eine Mußheirat erfolgt. Wie viele junge Leute haben es nachher ihr ganzes Leben lang bereut, sich in einer schwachen Stunde an ein Mädchen gekettet zu haben, das alles andre wurde, nur keine holde Lebensgefährtin! Also eine Lebensgefährtin unter den reichern Bauerntöchtern zu finden war nicht schwer, aber welche?

Da that die Mutter eine Frage an ihren Sohn, die zeigte, daß sie auch hierin feiner und edler dachte, als die meisten andern Bauersfrauen. Sie fragte: „Hast du denn schon eine gesehen, die du lieb haben könntest und heiraten möchtest?" Der Sohn wurde rot und fing an zu stottern; aber man müßte keine Mutter sein, wenn man so etwas nicht herausbrächte.

Die Schulstelle in Z. trug etwa 350 Mark, war also eine „bessere," und es galt in jener Zeit für eine große Begünstigung, daß sie ein junger Mann unmittelbar vom Seminar weg erhalten hatte. Aber sie hatte auch ihre Lasten. Der Lehrer mußte auch noch jeden Nachmittag in dem eine Viertelstunde im Moosbachthal aufwärts liegenden W . . . unterrichten. Er hatte keinen freien Nachmittag, selbst Sonntags mußte er an beiden Orten Betstunde halten. Besonders wenn im Winter die Schneestürme übers Land zogen, und die steilen Bachufer, an denen der Pfad entlang führte, ellenhoch mit Schnee verweht waren, waren die Wege manchmal geradezu lebensgefährlich. Wenige Jahre zuvor war ein Vorgänger auf dem Heimwege beinahe im Schnee stecken geblieben und erfroren. Es war geradezu eine Grausamkeit, einem Manne eine solche Arbeit aufzuladen. Infolge dessen hatten die Vorgänger diese Schule vernachlässigt. Die W . . .er, die trotz ihrer elf Häuser stramm auf ihren alten „Rechten" bestanden und ihre Schule nicht aufgeben wollten, waren also dem neuen Lehrer umso dankbarer, daß er sein Amt auch bei ihnen gewissenhaft verwaltete. Sie begegneten ihm mit vieler Achtung, und er war gern bei ihnen. Und dort fand er auch seine Zukünftige.

Ihre erste Begegnung war freilich nicht sehr poetisch gewesen. Er fand sie, als er zum ersteumale grüßend an ihr vorüberging, an dem Geschäft, das einst auch einmal der Göttersohn Herakles für den König Augias verrichtet hat, beim Ausmisten des Stalles. Er sah mit Wohlgefallen ihre hohe, kräftige Gestalt, ihre gerötcten Wangen, ihre leuchtenden und klugen Augen, und daß sie offenbar die Tochter des Hauses, einer stattlichen Hofraite mit zwei Scheunen war. Diesem ersten Gruße folgte bei der nächsten Gelegenheit eine Anrede. Bei den täglichen Begegnungen wurden die jungen Leute mit einander bekannt; sie sahen sich gern, und als sie auf dem Heimwege vom nächsten Jahrmarkte mit einander Hand in Hand gehend gesehen wurden, da war es bei Burschen und Mädchen entschieden, daß „Michels Jule" ihre zukünftige Schulmeisterin sein würde.

Das wurde der Mutter erzählt. Die Nachricht fiel ihr schwer aufs Herz. Sie kannte die Familie nicht. Als praktische Schwiegermutter fragte auch sie bei der zukünftigen Schwiegertochter zuerst nicht darnach: Was ist sie? sondern: Was

Digitized by Google

hat sie? Es war ja ein großes Gut, aber weiß man denn, ob nicht Schulden darauf sind? Wird dann in dem kleinen Dorfe das Gut hoch angeschlagen werden, daß auf die aus dem Hause gehenden Geschwister eine ordentliche „Herausgabe" kommt? Es sind auch noch drei Brüder da. Viele Brüder — schmale Güter! sagt das Volk.

Doch ihre Bedenken wurden beschwichtigt, ein „Freiersmann" wurde beauftragt, die einleitenden Schritte zu thun. Bei den Bauern Oberhessens ist es heute noch ein Fehler gegen die Sitte, wenn sich die jungen Leute unmittelbar verständigen. Dafür ist der Freiersmann da. Es ist das ein Mann aus der „Freundschaft" oder auch ein Fremder, der sich durch eine gewisse diplomatische Schlauheit und Wohlredenheit hervorthut. Erst werden die Präliminarien besorgt, indem er jedem Teil von seiten des andern Teiles eine gewisse Zusicherung über die Vermögensverhältnisse bringt. Ist man darüber im Klaren, so erscheint er eines Sonntags Nachmittags im Hause der Braut. Man weiß, daß er kommt; man läßt ihn auch kommen, wenn er abgewiesen werden soll, denn durch ausgeteilte Körbe wird die Schöne interessanter. Die Braut geht beim Erscheinen des Brautwerbers verständnisvoll lächelnd in die Kammer und lugt durch den Spalt, von dem dort hängenden Handtuche verdeckt. Die andern Kinder und etwaige Gäste, die wissen, was kommen soll, verspüren plötzlich eine große Sehnsucht, nach ihrer bald kalbenden Kuh oder nach ihren Gerstenfeldern zu sehen. Es wird stiller auf der Szene; der Freiersmann ist mit den Brauteltern allein. Nun hebt er seinen Spruch an, worin auch einige biblische Stellen vorkommen, und kommt mit einigen kühnen Übergängen an den Zweck seines Kommens. Lautlos hören es die Alten an. Kein Wort wird erwidert. Ein verächtliches Zucken des Auges oder ein behagliches Schmunzeln sagen dem kundigen Freiersmann, wie die Aktien stehen. Aber auch er läßt sich nichts merken. So will es der Brauch. Die Alten ziehen sich zurück; die Brautmutter kommt mit einem Getränk, Messer und Gabel. Bringt sie Käs und Brot, so ist die Werbung abgelehnt, und der Freiersmann drückt sich, sobald er kann; bringt sie Wurst und Brot, so ist die Werbung angenommen.

Butter und Wurst oder Käse und Butter zusammen zu essen, betrachtet der genügsame Bauer als einen wahren Frevel, als einen sträflichen Übermut. Da muß man zwei Häuser haben, wenn man zweierlei auf dem Brote essen will — sagte er. Ebenso Weck und Wurst zusammen zu essen. „Was wollt ihr? — rief einmal am Buß- und Bettag ein würdiger Seelsorger seiner Gemeinde zu, die er wegen ihrer Lust zur Üppigkeit und zum Wohlleben ausschelten wollte — Weck und Wurst wollt ihr essen!" und der Vorwurf machte den größten, einen geradezu niederschmetternden Eindruck auf die Gemeinde.

In unserm Falle verlief die Brautwerbung nach Wunsch. Es kam Wurst und Brot, die Jule kam freundlich lächelnd hinter ihrem Handtuche hervor und trat wieder auf den Schauplatz. Merkwürdigerweise war auch der Schullehrer nicht weit. So saßen sie bald fröhlich zusammen, und als die beiden jungen Leute am Abend vor dem stattlichen Hause standen und den Mond so freundlich herabblicken sahen und alle die Sternbilder, deren Namen und Gestalten der junge Bräutigam seiner wißbegierigen Braut nannte, da war ihnen der Himmel offen. Eins schaute in die guten treuen Augen des andern, und der Vater im Himmel hatte kein glücklicheres und froheres Paar gesehen als das, das sich dort Liebe und Treue für das ganze Leben angelobte.

Nun dauerte es nicht lange, da gab es „Verspruch" oder „Bräute." An einem Sonntag Nachmittag kam die beiderseitige „Freundschaft" im Brauthause zusammen. Da kam der Bürgermeister, manchmal auch ein Schreiber des „Landgerichts" (jetzt

Digitized by Google

Amtsgerichts); da wurde „Aufsatz gemacht“ oder die „Ehepakten aufgenommen.“ Bei solchen Gelegenheiten „verschrieben“ die Eltern ihren Kindern Haus und Hof, wenn die jungen Leute ins Haus zogen. Da wurde genau aufgezeichnet, was beide Teile an Geld und Gut und an Haushaltungsgegenständen in die Ehe einbrachten, besonders ob die Braut ein einfaches oder doppeltes „Zubehör“ bekam. Im letztern Falle bekam sie 150 Kloben des besten Flachses, an dem sie ihr ganzes Leben lang zu spinnen hatte, eine große Anzahl selbstgesponnener und selbstgewebter Stücke Leinen, denn:

Selbst gesponnen und selbst gemacht,
Das ist die beste Bauerntracht,

ein vollständiges Mobiliar für eine oder zwei Stuben, eine Kuh, ein Schaf, manchmal auch ein Pferd und noch eine ganze Menge von Gebrauchsgegenständen. Zu einer bestimmten Zeit, bald nach der Hochzeit, wurde alles auf einen festlich geschmückten Wagen, den „Rumpelwagen,“ geladen. Die Brüder und „Freunde“ der Braut ritten dem Wagen voraus. Der „Freiersmann“ hatte einen großen Geldbeutel mit kleinen Münzen in der Hand, aus dem er den Armen und Kindern, die den Wagen „hemmten,“ d. i. durch ein schwaches über den Weg gespanntes Seil zum Stillehalten zu bringen drohten, die herkömmliche Spende zuwarf. Das ganze Volk raufte sich auf dem Boden um die Pfennige, das Seil wurde gelöst, und der Zug zog weiter, bis er wieder „gehemmt“ wurde und endlich ans Ziel gelangte. Oben auf dem Wagen saß stolz die Braut oder junge Frau mit dem Spinnrad neben ihrem Bette; der Stolz war umso größer, je größer der Rumpelwagen war.

Eine weitere Frage, durch deren ungenügende Erledigung gar manche Verlobung zurückging, war die, wie die „Sterbefälle“ auf der „Bräute“ geregelt wurden, d. i. wie es mit dem eingebrachten und erworbenen Vermögen gehen sollte für den Fall, daß eins vor dem andern sterben sollte, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Der Fall kommt ja bei unsern frischen und gesunden Bauersleuten kaum vor, und mir hat die Verlesung dieser „Sterbefälle“ immer einen komischen Eindruck gemacht. Hier waren aber die anwesenden Onkels, Neffen und Vettern als eventuelle lachende Erben zu sehr interessirt, und so wurde gerade dieser Punkt von der weitern Corona mit großer Gründlichkeit erörtert, für alle Möglichkeiten wurden Festsetzungen getroffen. Zu erklären war dieser Eifer durch die wahrhaft babylonische Verwirrung in der Partikulargesetzgebung über diesen Punkt.

Die gesellige Unterhaltung bei dergleichen Festen war nach unsern Begriffen etwas ledern. Über Politik und Wahlen sprach man damals noch nicht, Neuigkeiten gab es nicht viele, da kam man von selbst auf das zu reden, was dem Bauern das liebste auf der Welt ist, auf das Vieh. So ist es noch heute; noch heute muß sich die in seinem Pensionat erzogene und zur „Bräute“ geladene junge Pfarrfrau darauf gefaßt machen, von ihrem Nachbarn, einem würdigen Kirchenvorsteher, der als solcher die Pfarrfrau zu unterhalten hat, über die sexuellen, Verdauungs- und andre Verhältnisse seines „Ossen“ oder seiner „Kou“ zwei Stunden lang Vortrag halten zu lassen. Damals fing auch schon das Kartenspiel an, die Geister gefangen zu nehmen. Besonders bei den „Bräuten“ wurde gern ein gewisses Hazardspiel, das „Zwicken“ gespielt.

Nun, auch dieser Abend ging vorüber, die Gäste gingen nach Hause, die Hochzeit wurde auf die nächste Zeit festgesetzt. Es erregte Staunen und Lachen, als der junge Bräutigam mit seiner alten Mutter nach Hause ging. Nach Vogelsberger Brauch nimmt der Bräutigam spätestens an diesem Abende Besitz von dem

Digitized by Google

Bette seiner Braut. Alles Mahnen und Schelten hat diesen Unfug nicht ausrotten können. Und so hatten an jenem Abend unsre lieben jungen Leute nur Stichelreden, und zwar keine verblümten zu hören, als sie zeigten, daß sie ihren Brautstand rein und ehrbar zubringen wollten.

Als die Hochzeit gefeiert war, und die junge Frau im Hause schaltete und waltete und ihrem Manne, wenn er müde von seiner Arbeit und seinen Gängen nach Hause zurückkehrte, mit der Freundlichkeit entgegenkam, mit der eben nur die Liebe empfangen kann, als er an ihr eine geistig geweckte Lebensgefährtin fand, die mit ihm und von ihm lernte, als sein Mütterchen an der Schwiegertochter eine liebe Tochter fand, als dann ein Jahr dahingegangen war, und die junge Frau einen rosigen Knaben an der Brust hatte und er ihn auf den Knieen schaukeln konnte, als die große offizielle Prüfung durch die „Kreisschulkommission," vor der unser Held eine ganz entsetzliche Angst hatte, über alles Erwarten gut verlief und er von dem visitirenden Dekan wegen seines edeln Strebens und der erzielten schönen Erfolge gar freundliche Worte hörte, da war eine so große Freude bei dem Lehrer im Schulpalaste, daß er alle Kaiser und Könige der Welt nicht beneidete.

Zwar hatte ihm die junge Frau manches abgewöhnt. So mußten die vierzig Vögel, die, wie in einer Bildergalerie die Bilder, an den Wänden der Wohnstube in Käfigen umher hingen, und des Morgens in der Frühe das Ehepaar mit ihrem vielstimmigen Tiriliren aus dem Schlafe weckten und sich auch für die Geruchswerkzeuge der unter ihnen hausenden und schlafenden Menschenkinder recht unangenehm vermerklich machten, auf drei Körnerfresser beschränkt werden; selbst die mit ihrer fetten Stimme so laut schmetternden Schwarzamseln und Zippdrosseln fanden keine Gnade, sie am allerwenigsten. So mußte auch die Privatpräparandenanstalt, die der junge Lehrer neben seinen beiden Schulen mit vorzüglichem Erfolge leitete, wieder eingehen. Anfangs machte es zwar der jungen Frau Freude, mit den ihr gleichalterigen Jünglingen zu ihres Mannes Füßen als sein lernbegierigster und bester Schüler zu sitzen und die leichtern algebraischen und schwerern Kopfrechenaufgaben schneller zu lösen, als diese; aber sie wollte doch nicht zusehen, wie ihr Mann unter seiner ungeheuern Arbeitslast zusammenbräche, sie wollte auch einmal mit ihm allein sein. Die Schüler nahmen ihr wohl manchmal ihr „Karlchen" ab und „warteten" es, aber sie ließen es wohl auch einmal hinfallen, und daß das Jammergeschrei ihres Kindes sie nicht wohlwollender gegen die hoffnungsvolle pädagogische Jugend stimmte, kann man sich denken. Kurz, in diesem Stücke hatte der Schulmeister an seiner sonst so sanften Frau seinen Herrn gefunden, und das Präparandeninstitut löste sich wieder auf.

Die Nachbarschaft des schwiegerväterlichen Hauses erwies sich als sehr angenehm. Daß Butter, Milch und Eier in beliebiger Menge gratis geliefert wurden, verstand sich von selbst, aber auch die Schinken, Würste und Speckseiten wanderten den Moosbach hinunter, trotz des Knurrens der drei jüngern Brüder, die sie lieber selbst gegessen hätten. Der Mann bekam wieder vollere Formen und sah ganz anders aus als in jener Zeit, wo ihm zwar seine vierzig Vögel des Morgens wie in einem Walde fröhlich entgegenschmetterten, wo er aber einen Monat lang jeden Mittag die verwünschte rötliche Kirschensuppe auf seinem Tische fand. Er gedachte noch manches Jahr auf dieser Stelle zu bleiben, aber es war im Himmel und auf Erden schon anders über ihn beschlossen.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Aufhebung des Sozialistengesetzes. Noch wenige Wochen werden vergehen und das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 wird seine Wirksamkeit verlieren. Zunächst bis zum 31. März 1881 gegeben, wurde es viermal je auf die Dauer von zwei Jahren verlängert und zwar zuletzt durch Gesetz vom 18. März 1888 bis zum 30. September 1890. Man mag über die Wirksamkeit der Bestimmungen des Gesetzes und die den Behörden in die Hand gegebenen Machtbefugnisse gegen die sozialistische Agitation verschiedner Ansicht sein: die Thatsache kann von keinem unbefangen urteilenden Beobachter bestritten werden, daß die wilde und freche öffentliche Auflehnung gegen die Autorität des Staates durch das Sozialistengesetz zurückgedrängt worden ist und daß die Anhänger der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nach und nach wieder zu dem Bewußtsein kamen, daß sie denn doch das Recht haben, sich gegen diese zu wehren, die darauf ausgehen alles das zu vernichten, was die bestehende Ordnung für erhaltenswert erklärt.

Die Schranken, die das Sozialistengesetz diesem Treiben gezogen hatte, werden mit dem 30. September d. J. fallen, und was wir nach diesem Zeitpunkte zu erwarten haben, können wir aus der Rührigkeit sehen, womit die sozialdemokratische Partei sich auf die Ausnutzung der ihr wiedergegebenen Schrankenlosigkeit rüstet. Der Organisationsentwurf der Partei ist bereits veröffentlicht worden, und es ergiebt sich aus ihm, daß alljährlich ein Parteitag stattfinden und dabei über alle das Parteileben berührenden Fragen Beschluß gefaßt werden soll. „Über alle das Parteileben berührenden Fragen" ist ein so erfreulich weiter Begriff, daß man durch seine Aufstellung in die Lage gesetzt ist, de rebus omnibus et quibusdam aliis zu reden. Man wird also mit Bequemlichkeit auf diesem Parteitage alles das vortragen, was man zur Verhetzung der Klassen für zweckmäßig ansieht. Da jedoch selbstverständlich eine jedes Jahr nur einmal gegebene Gelegenheit zu Brandreden auch mit allen durch sie ermöglichten Vorbereitungen zur genügenden Erzeugung des wünschenswerten Hasses nicht ausreicht, so ist durch die nunmehr wieder freigegebene Agitation in Versammlungen und durch die Presse die Erzielung dieses Erfolges aufs nachhaltigste verbürgt.

Es giebt vielleicht noch Leute, die glauben, mit dem § 130 des Strafgesetzbuches eine brauchbare Waffe gegen diese Bestrebungen in der Hand zu haben; viele werden es wohl nicht mehr sein. Der genannte Paragraph droht Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren dem an, der in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedne Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt. Schon der Laie sieht, welche Reihe von Thatbestandseinzelheiten der betreffende Beschuldigte erfüllt haben muß, um bestraft werden zu können. Wer aber mit der Rechtspflege selbst zu thun hat, der weiß, was es heißen will, durch alle die Klippen des Gesetzes selbst und die sie noch vergrößernden Auslegungen mancher Richter hindurch einen Schuldigen der verdienten Strafe zuzuführen. Übrigens brauchen die sozialdemokratischen Agitatoren sich der wenn auch noch so geringen Gefahr der Bestrafung gemäß dem § 130 des Strafgesetzbuches gar nicht auszusetzen: es giebt Formen, in denen ein geriebener Bursche alles sagen kann, ohne in den weiten Maschen des Strafgesetzes hängen zu bleiben, und daß die sozialistische Partei solche Leute hat, ist bekannt.

Es war nicht möglich, die Verlängerung des Sozialistengesetzes nach den Vorschlägen der Regierung im letzten Reichstage durchzubringen. Zu einer der Mehrheit

Digitized by Google

des letztern passenden abgeschwächten Form wollte sich die Regierung nicht verstehen, weil sie mit derart beschnittenen Mitteln nichts mehr zu erzielen hoffen konnte. So kam überhaupt nichts zu stande, und wir gehen nunmehr einem Zustande entgegen, bei dem die sozialdemokratische Partei ganz dieselben Rechte hat wie jede andre Partei, bei dem also einer Partei, deren unverhohlenes Ziel die Vernichtung der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung ist, die vollkommene Gleichberechtigung mit den Parteien gewährt ist, die die bestehende Ordnung erhalten wollen, bei dem der erbitterte Feind des bestehenden Staatswesens von diesem selbst die Anerkennung der Berechtigung seiner Bestrebungen erhält. Ob die eine oder die andre Richtung in der sozialdemokratischen Partei die Oberhand gewinnt, ist vollkommen gleichgiltig, denn das Ziel der verschiednen Richtungen ist ganz dasselbe: Beseitigung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung. Die einen wollen dieses Ziel rascher, die andern langsamer erreichen; erreichen wollen sie es alle, und nach den Erfahrungen der Geschichte wird es wohl auch hier wieder die radikalere Richtung sein, die den Sieg davonträgt.

Wir haben das volle Recht, einer Partei gegenüber, die uns den Krieg erklärt und nach ihrem Programm gar nicht anders kann, als unser Feind bis aufs Messer zu sein (mag sie dies eingestehen oder nicht), die Verteidigungsmittel zu gebrauchen, die notwendig sind, um ihren rechtswidrigen Angriff abzuwenden. Wir befinden uns in dem Stande der Notwehr, und ob wir uns die erforderlichen Verteidigungsmittel durch Erweiterung der entsprechenden Bestimmungen des gemeinen Rechts oder durch ein sogenanntes Ausnahmegesetz schaffen, ist eine völlig nebensächliche Frage; denn auch über ein solches kann sich eine Partei nicht im mindesten beschweren, die die Berechtigung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung leugnet, sich also selbst außerhalb des Bodens dieser Ordnung stellt. Haben müssen wir solche Mittel, wenn wir nicht gezwungen sein sollen, mit verschränkten Armen zuzuschauen, wie die Grundmauern des Gebäudes eingerissen werden, das mit seinem Falle Schuldige und Unschuldige erschlagen wird. Werden uns diese Mittel noch rechtzeitig durch die Gesetzgebung gegeben, so haben wir das unsrige gethan, um die drohende Gefahr abzuwenden; werden sie nicht gegeben, dann werden uns die kommenden Ereignisse über den Weg belehren, den wir hätten einschlagen sollen.

Ein altes Gesellschaftslied. In die zweite Auflage meines Liederbuches „Als der Großvater die Großmutter nahm“ habe ich unter der Überschrift: „Alles hat seine Zeit“ folgendes Liedchen mit aufgenommen:

Lebe, liebe, trinke, lärme,
Kränze dich mit mir,
Schwärme mit mir, wenn ich schwärme,
Ich bin wieder klug mit dir.

Ich hatte es in dieser Fassung und mit dieser Überschrift gefunden in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1791. Wo es heute noch in kindlich fröhlicher Gesellschaft unter gegenseitigem Sichzuneigen und Anstoßen mit den Gläsern gesungen wird, pflegt es in etwas andrer Fassung zu erscheinen, nämlich so:

Lebe, liebe, trinke, schwärme
Und bekränze dich mit mir,
Härme dich, wenn ich mich härme,
Und sei wieder froh mit mir.

Diese Fassung ist aber augenscheinlich nur eine sentimentale Verwässerung der ersten; auch die bis zum Schlusse fortgehende eintönige Aufforderung, es in allem dem

Digitized by Google

Sänger gleichzuthun, fällt ab gegen die hübsche Schlußwendung in Beckers Taschenbuch: Wenn du jetzt mit mir tollst, so verspreche ich dir, ein andermal mit dir vernünftig zu sein. Über die Herkunft des Liedchens wußte ich nichts weiter beizubringen; nur so viel stand mir fest, daß es jedenfalls noch älter sei als 1791.

In einer der letzten Nummern der Neuen Zeitschrift für Musik (1890, Nr. 33) erzählt nun R. Musiol, daß ihm (als Einpackepapier?) ein einzelner Bogen von A. G. Meißners vierbändigem Roman Alkibiades unter die Hände gekommen sei, und zwar wahrscheinlich ein Bogen aus dem dritten Bande des Romans, der zwischen 1781 und 1788 erschienen sein müsse; dort singt Alkibiades das Liedchen zur Leier genau in der Fassung wie in Beckers Taschenbuch. Und in der folgenden Nummer der Zeitschrift (Nr. 34) greift O. von Hase den Gegenstand auf und giebt noch weitere Nachweise. Er hat den ganzen Roman Meißners in der Originalausgabe in den Händen gehabt, und da zeigt sich denn, daß die Stelle, wo Alkibiades das Liedchen singt, folgende Anmerkung hat: „Alle Leser unsers Hagedorns werden auch wissen, daß diese, von Ebert übersetzte, Skolie echt griechischen Ursprunges und vom Athenäus uns aufgehoben ist.“ Diese Anmerkung, meint Hase, könne sich nur auf „des Dichters Hagedorn Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen“ beziehen, wo in der That (im fünften Bande der sämtlichen Werke Hagedorns, Wien, 1791) das Liedchen neben andern Skolien aus dem Athenäus angeführt werde. Hase teilt endlich noch das griechische Original mit, das bei Athenäus im fünfzehnten (oder, wie Hase berichtigen zu müssen meint, im fünfzigsten)*) Kapitel des fünfzehnten Buches steht und folgenden Wortlaut hat:

Σύν μοι πίνε, συνήβα, συνέρα, συστεφανηφόρει,
Σύν μοι μαινομένῳ μαίνεο, σὺν σώφρονι σωφρόνει.

Da die Grenzbotenleser möglicherweise nicht so viel Griechisch verstehen wie die Leser der Zeitschrift für Musik, so will ich das Skolion übersetzen; es heißt auf deutsch:

Trinke mit mir, sei jung mit mir, liebe mit mir, kränze dich mit mir,
Wenn ich tolle, so tolle mit mir, wenn ich vernünftig bin, so sei vernünftig mit mir.

Alle diese Nachweise sind nun gewiß sehr dankenswert, aber sie bringen die Sache noch nicht aufs Reine, und da sie doch einmal angerührt ist, so möchte ich sie vollends erledigen. Ich frage: Wie ist die Anmerkung im Alkibiades zu verstehen? Wer ist nun eigentlich der Schöpfer der deutschen Fassung, Hagedorn oder Ebert? Hat sich Hagedorn zu seinen Abhandlungen die griechischen Lieder von Ebert übersetzen lassen? Und dann: Wie kommt der Übersetzer zu der witzigen Umgestaltung am Schlusse: Ich bin wieder klug mit dir? — Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Die angeblich Hagedornischen „Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen“ sind zuerst gedruckt in Hagedorns Sammlung Neuer Oden und Lieder. Zweyter Theil. Hamburg, 1744. Sie bilden zu diesem zweiten Teil eine mit besondern Seitenzahlen versehene Zugabe. Im „Vorbericht“ (datirt Hamburg, den 3. Juli 1744) weist Hagedorn auf die Zugabe hin mit folgenden Worten: „Zu einer neuen Sammlung meiner vielleicht überflüssigen Oden und Lieder würde [ich] mich schwerlich entschlossen haben, wenn ich nicht zugleich das Vergnügen hätte, dem Leser aus dem neunten Bande der Historie de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres des gelehrten De la Nauze zwo beliebte Abhandlungen von den

*) Die Berichtigung ist aber überflüssig, die Stelle steht wirklich im fünfzehnten Kapitel des fünfzehnten Buches.

Digitized by Google

Liedern der alten Griechen in einer schönen Übersetzung zu liefern. Diese ist, schon vor zwei Jahren, von dem Herrn Ebert abgefasset worden, der sowohl durch Kenntniß der besten Sprachen und gründliche Wissenschaft als durch lebhaften und echten Witz in einem Alter bereits ein Muster ist, in welchem so viele kaum glücklich nachzubilden anfangen."

Also weder Hagedorn noch Ebert ist der Verfasser jener beiden Abhandlungen, sie sind ganz unberechtigterweise in die Gesamtausgaben der Schriften Hagedorns aufgenommen worden. Der Verfasser ist ein Mitglied der französischen Akademie, de la Nauze, und Ebert ist der Übersetzer. Folglich müssen wir uns das französische Original ansehen, und da sehen wir nun auch, wie Ebert zu seiner Schlußzeile gekommen ist. In der Ausgabe des Athenäus, die de la Nauze benutzte, stand die zweite Zeile des Skolions in folgender Lesart:

Σὺν μοι μαινομένῳ μαίνεο, συνσωφρονήσω σώφρονι

was de la Nauze ganz richtig übersetzt hat: Faites des folies, quand j'en fais, et je serai sage, quand vous le serez.

Wie und seit wann das Liedchen in Deutschland volkstümlich wurde? Schwerlich aus den Abhandlungen in Hagedorns Oden und Liedern. Wahrscheinlich ist es erst aus dem Alkibiades, noch wahrscheinlicher erst aus Beckers Taschenbuch, das das verbreitetste und beliebteste Taschenbuch des vorigen Jahrhunderts war, unter die Leute gekommen. Wenn ich also die Freude hätte, einmal eine dritte Auflage meines Großvaterbuches zu erleben, so würde ich das Liedchen genau wieder in der Fassung mitteilen, wie es jetzt drin steht, nur darunter setzen: „1791 (1744). Johann Arnold Ebert" und in den Anmerkungen die nötigen Nachweise dazu geben.

G. Wustmann

Nochmals der Hund und der Ofen. Nachdem „der Hund und der Ofen" nun einmal Gegenstand kritischer Sprachforschung geworden sind, möge es gestattet sein, dazu noch einen kleinen Weisheitsbeitrag zu liefern. In den Volkskreisen, in denen der Schreiber dieser Zeilen zu Hause ist, lautet die Redensart so: „Damit lockt man keinen Hund hinterm Ofen vor." Wir möchten glauben, daß dies auch die ursprüngliche Redeweise sei. Denn „hinter dem Ofen sitzen" ist eine sehr beliebte deutsche Redewendung. Sie bezeichnet einen Ort, wo sich ruhig und behaglich sitzen läßt. So sagt schon Luther in einer seiner Tischreden verächtlich von einem Nichtsthuer: „Sitzt hinterm Ofen und brät Äpfel." In einem alten Kinderverse heißt es:

Fritz, Stiegelitz dein Vogel ist tot,
Er sitzt hinterm Ofen und frißt kein Brot.

Ebenso in dem bekannten Körnerschen Liede:

Pfui über dich Buben hinter dem Ofen.

„Hinterm Ofen" ist natürlich nicht der Raum zwischen dem Ofen und der Wand, an der der Ofen steht. Denn an diese Wand lehnte sich der alte deutsche Ofen, der von außen mit Holz geheizt wurde, unmittelbar an. Zwischen dem Ofen und der nächsten Seitenwand lag aber in der Regel ein Raum, wo man sehr warm und geschützt sitzen konnte, zumal wenn, wie dies öfters geschah, ein Lehnstuhl (auch „Sorgenstuhl" genannt) dort aufgestellt wurde. Auf diesem Stuhl saß man dann „hinterm Ofen." Verzogene Hunde wußten aber auch, daß das ein guter Platz sei, und legten sich gern dahin. Dann waren sie von dort schwer wegzubringen.

Digitized by Google

Daher die Redensart. Daß die Hunde unter dem Ofen lagen, kam nicht leicht vor. Denn wenn auch die alten Holzöfen oft Füße hatten, so waren diese doch nicht sehr hoch; und einem Köter, der sich unter den Ofen gelegt hätte, würde das Feuer dicht auf den Rücken gebrannt haben. Das kann selbst ein Hund nicht vertragen.

Jedenfalls zeigen die Varianten in der Redeweise, daß es dem Sprachgeiste nicht widerstrebt, sich das Verhältnis des Hundes zum Ofen verschieden gestaltet zu denken. Auch so viel scheint uns sicher, daß man mit der Erhebung eines Streites darüber einen Hund weder vom, noch aus dem, noch hinterm Ofen hervor lockt.

Litteratur

Leben und Walten der Liebe. Von Sören Kierkegaard. Aus dem Dänischen übersetzt von Albert Dorner, Pfarrer. Zwei Teile in einem Bande. Leipzig, Fr. Richter, 1890

Wenn jemand etwas Phänomenales, ganz Originelles, in unsrer Zeit wirklich noch nicht Dagewesenes lesen will, so greife er nach den Büchern Kierkegaards. Oder findet man irgendwo sonst Bücher, in denen der persönliche Gott, dessen Daseinsunmöglichkeit ja seit hundert Jahren fast von allen Philosophen bewiesen wird, den Mittelpunkt bildet, und deren philosophisch gebildeter Verfasser das Christentum gerade so predigt, wie noch hie und da ein Mütterlein in einem von Touristen noch nicht entdeckten Gebirgswinkel es glaubt? Das Christentum predigt, nicht weil ihn sein Amt nötigt, oder aus Gewohnheit, oder aus Furcht vor den Sozialdemokraten, sondern aus Herzensdrang und weils ihm sein Gewissen befiehlt? Auch wer es nicht zu Kierkegaards lebendigem Glauben bringt, wird, wenn er ihn liest, ehrfurchtsvoll sagen: Das ist ein wunderbarer Mensch und ein ganzer Mann! In dem vorliegenden Buche tritt sein Grundcharakterzug, die Traurigkeit, nicht so grell hervor; ist doch auch der Gegenstand heiterer. Freilich, wer eine süßliche Liebespredigt im Geschmack des vorigen Jahrhunderts erwartet, der wird das, was er zu lesen bekommt, nicht sehr heiter finden. So scharf wie möglich setzt Kierkegaard der natürlichen Liebe, die selbstsüchtige Vorliebe sei, die selbstverleugnende christliche Nächstenliebe entgegen, die keinen einzigen ausschließt. „Wir wissen sehr gut, wo in unsrer Zeit das Unglück steckt: in den tändelnden und einschmeichelnden Sonntagsreden, durch die man das Christentum in eine Sinnestäuschung und uns Christen in die Einbildung hineingenarrt hat, wir seien auch so Christen. Als das Christentum in die Welt kam, brauchte es nicht (obgleich es das that) darauf aufmerksam zu machen, daß es der menschlichen Vernunft widerstrebte; denn das entdeckte die Welt leicht genug. Jetzt aber, wo ein gefallenes Christentum mit der Vernunft eine Ehe eingegangen hat, jetzt muß das Christentum vor allem selbst auf den Anstoß Acht haben. Nur die Möglichkeit des Ärgernisses (das Gegengift gegen den Schlafstrunk der Apologetik) ist imstande, den in Schlaf versunkenen zu wecken, den Verzauberten zurückzurufen, sodaß das Christentum wieder es selbst wird." Kann es in unsrer Zeit etwas Originelleres geben, als die Bezeichnung Gift für die christliche Apologetik im Munde eines aufrichtigen Christen?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Erweiterung der Erbschaftssteuer

Durch die Tagesblätter geht die Nachricht, daß bei der bevorstehenden Steuerreform in Preußen auch die Erbschaftssteuer in Betracht gezogen und namentlich in der Richtung erweitert werden solle, daß auch Kinder und Eltern, sowie der Ehegatte des Erblassers, die alle bisher von der Erbschaftssteuer frei waren, ihr unterworfen werden. Indem wir diese Frage zu besprechen unternehmen, wollen wir sofort das Ziel, das wir vor Augen haben, offen hinstellen. Wir halten die Steuer, soweit sie auf den Erbschaftserwerb von Seitenverwandten und Familienfremden gelegt wird, für eine wohl annehmbare, obgleich die häßlichen Prozesse, die aus der so oft zweifelhaften Veranlagung der Steuer hervorgehen, nicht gerade eine erfreuliche Beigabe sind. Für jene ferner stehenden Personen hat in der That der Erbschaftserwerb meistens die Natur eines zufälligen, oft ganz unverhofften Gewinnes. Es ist nicht unbillig, wenn in einem solchen Falle der Staat einen Anteil an diesem Gewinn beansprucht. Die Steuer wird in der großen Mehrzahl dieser Fälle auch die Beteiligten nicht schwer treffen. Ja wir würden in der fraglichen Richtung noch einen bedeutenden Schritt weitergehen. Wir können es nicht für ein Bedürfnis halten, Verwandten in jeder beliebigen Entfernung die Erbschaft eines Verstorbenen zu eröffnen. Solche, die nur durch Gemeinsamkeit eines der Urgroßeltern mit dem Erblasser verwandt sind, sollte man nicht mehr als erbberechtigte Verwandte anerkennen, vielmehr da, wo für eine Erbschaft kein näherer als solche Verwandte und auch keine Testamentserben vorhanden sind, die Erbschaft in ihrem ganzen Umfange dem Staate und — was wohl der Gerechtigkeit entspräche — zu einem Teile auch der Gemeinde, der der Erblasser angehörte, überweisen. Man wird nach diesem Vorschlage uns nicht in dem Verdacht haben können, daß wir nicht den

Digitized by Google

Privatinteressen gegenüber auch dem öffentlichen Interesse jede gebührende Berücksichtigung angedeihen lassen möchten. Dagegen sind wir keine Freunde der Erbschaftssteuer, die auf die Erbschaft der nächsten Angehörigen des Erblassers, der Kinder, Eltern und Ehegatten, gelegt werden soll. Wenn die Gründe, die wir für unsre Ansicht hier geltend machen, zum Teil solche sind, die gegen die Erbschaftssteuer überhaupt geltend gemacht werden können, so wird es doch gestattet sein, sie in Verbindung mit noch weitern Gründen anzuführen, und zwar umsomehr, als sie bei der Erbschaft der nächsten Angehörigen noch schwerer, als in andern Fällen, ins Gewicht fallen.

Wenn man dem sozialdemokratischen Gedanken folgt, so hat die Familie — wir verstehen diesen Begriff im engern Sinne, wo sie sich auf das Verhältnis von Ehegatten, Eltern und Kindern beschränkt — im öffentlichen Leben keine Berechtigung mehr. Die Ehe ist nur eine nach und auf Belieben eingegangene Geschlechtsverbindung. Die Kinder gehen eigentlich die Eltern nichts mehr an; vielmehr hat der Staat, der sie den Eltern wegnimmt, die Aufgabe, sie auf seine Kosten, aber auch nach seinem Belieben erziehen zu lassen. Sittliche Bande, die die Familie zusammenhielten, werden nicht mehr anerkannt. Auf diesem Wege kann man allerdings dahin gelangen, zu sagen: Ein auf Verwandtschaft gegründetes Recht der Beerbung giebt es nicht mehr. Vielmehr muß alles, was der Einzelne bei seinen Lebzeiten aus der Gemeinschaft heraus erworben hat, mit seinem Tode auch wieder in die Gemeinschaft zurückfließen, also an den Staat fallen. Dieser Ansicht steht aber eine, glücklicherweise noch tief im Bewußtsein unsers Volkes lebendige Anschauung gegenüber, die in der Familie eine durch die Natur gegebene lebendige Einheit erblickt, eine Einheit, die durch keine menschliche Willkür aus einander gerissen werden kann. Die rechten Ehegatten fühlen in der engen Lebensgemeinschaft, die sie eingegangen haben, sich nur als eins. In ihren Kindern aber — das ist ein Gefühl von Millionen — leben die Eltern, auch wenn sie sterben, das irdische Leben fort. Deshalb wird aber auch, wenn ein Glied dieser natürlichen Einheit stirbt, der dadurch herbeigeführte Vermögensübergang (der ja auch nach den bestehenden Rechten, zum Teil wenigstens, den Familiengliedern gar nicht entzogen werden kann) nicht als ein gemachter Gewinn empfunden, sondern die überlebenden Familienglieder treten nur nach bestimmten Regeln in die Ausübung der Rechte ein, die ihnen in gewissem Sinne schon bisher zustanden. Dieser Auffassung aber widerspricht es, wenn nun der Staat sich dazwischen drängt und den Familiengliedern, die ohnehin in der großen Mehrzahl der Fälle durch den eingetretenen Tod schmerzlich berührt sein werden, zuruft: „Ihr habt hier einen Gewinn gemacht; davon gebt nun erst einmal dem Staate seinen Teil ab.“ Es ist das ein herzloses Dazwischenfahren. Man wird vielleicht sagen, daß dies eine etwas sentimentale Auffassung der Sache sei. Wir halten es nicht dafür. Der Staat hat allen Grund, dieses

Digitized by Google

lebendige Familiengefühl zu schonen und keine Gesetze zu erlassen, die, wie man auch die Sache wenden mag, an den sozialdemokratischen Gedanken anklingen.

Wenn wir nun auch von dieser Grundauffassung ausgehen, daß die Erbschaftssteuer in ihrer Anwendung auf die nächsten Familienglieder dem innersten Wesen der Familie widerspricht, so haben wir doch noch eine Reihe weiterer, unmittelbar praktischer Gründe für unsre Ansicht.

Steuern zahlt niemand gern. Und doch muß der Aufwand des Staates und der Gemeinde aus den Beiträgen ihrer Bürger bestritten werden. Eben deshalb aber, weil nun einmal die Zahlung von Steuern einem nicht auszutilgenden Widerwillen begegnet, ist es unter allen Umständen für den Staat ratsam, die Steuern so aufzulegen, daß sie von den Zahlenden am wenigsten empfunden werden. Nun könnte man ja wohl sagen: Die Erbschaftssteuer ist gerade in dieser Beziehung eine vortreffliche Steuer, denn sie nimmt niemand etwas, was er schon hat, sondern sie nimmt nur einen Teil von dem, was jemand erst gewinnen will. Ob aber diese Auffassung bei der Beerbung durch die nächsten Angehörigen dem Bewußtsein der Menschen entspricht, ist doch sehr fraglich. Kinder, Eltern und Ehegatten werden stets die Erbschaftssteuer empfinden als Wegnahme eines Stückes von dem Vermögen, das ihnen schon gehört. Dann aber trifft die Erbschaftssteuer der Vorwurf, daß sie zu viel auf einmal nimmt. Sie nimmt nicht ein Stück von dem Einkommen der Menschen, das jeder als die natürliche Grundlage der Besteuerung ansieht, sondern sie nimmt ein Stück Kapital, und darin liegt für das natürliche Gefühl etwas Verletzendes.

Nicht minder verletzend wird es in vielen Fällen empfunden werden, daß die Erbschaftssteuer nötigt, den ganzen Bestand des ererbten Vermögens offen darzulegen. Meistens betrachten es die Witwe und die Kinder als eine Ehrensache, nach dem Tode des Mannes und Vaters das von diesem betriebene Geschäft fortzuführen. Bekanntlich ist es aber nach Lage der Verhältnisse für die Beteiligten oft von großem Interesse, daß der Stand eines Vermögens nicht offenkundig werde. Man braucht hierbei nicht an angehende Bankerottirer zu denken. In manchen geschäftlichen Betrieben wogen die Vermögensverhältnisse auf und ab. Ein zur Zeit schwach gehendes Geschäft kann sich auch wieder erholen, wenn es nicht das öffentliche Vertrauen verliert. Gar mancher Kaufmann zahlt zur Erhaltung seines Kredits die ihm auferlegte Einkommensteuer unverändert fort, auch wenn sein Geschäft eine Periode durchmacht, die ihn zu einer Herabsetzung wohl berechtigen würde. Tritt nun aber ein Todesfall ein, dann soll das ganze Vermögen, der Bestand aller Schulden u. s. w. offen dargelegt werden, nur damit der Staat seine richtige Steuer erhalte. Daß damit unter Umständen ernste Verlegenheiten bereitet werden, liegt auf der Hand. Denn zur Angabe rein fiktiver Werte als Vermögen wird ein Erbe sich doch nicht leicht verstehen.

Digitized by Google

Meistens pflegt man bei der Erbschaftssteuer nur an „lachende Erben“ zu denken, und diesen gegenüber kann man sogar eine gewisse Befriedigung fühlen, daß ihnen von dem unverhofften Gewinne der Staat etwas abnimmt. In dem nächsten Familienkreise aber liegen die Verhältnisse durchaus nicht immer so. Oft ist für diese schon der Todesfall an sich ein schweres Unglück. Wenn ein Vater, der durch seine geistige Thätigkeit (als Geschäftsmann, Arzt, Anwalt u. s. w.) seiner Familie ein Leben in reichlichem Wohlstand ermöglichte, plötzlich vom Tode dahingerafft wird, dann fragt wohl alle Welt erschrocken: „Ist denn wenigstens einiges Vermögen vorhanden, von dem die unglücklichen Menschen notdürftig leben können?“ Wenn dann aber zu allererst der Staat nach dem wenigen Vermögen seine Hand ausstreckt und sagt: „Erst muß ich meine Steuern haben!“ und wenn dann die schwer betroffene Familie auch noch als erste Folge des Todesfalles die widerwärtigen Plackereien erledigen muß, mit denen die Feststellung der Erbschaftssteuer unabweislich verbunden ist, so macht das den peinlichsten Eindruck.

Eine Steuer, die in ihren hohen Beträgen auf das menschliche Gefühl oft so verletzend wirkt, wird stets die Versuchung anregen, sich ihr zu entziehen. Mancher, der einer vollen Besteuerung seines Einkommens vielleicht nicht widerstreben würde, wird sich doch kein Gewissen daraus machen, an der hohen Summe einer Erbschaftssteuer so viel wie möglich zu kürzen. Die hierfür gegebene Möglichkeit ist aber durchaus verschieden je nach der Art des ererbten Vermögens. Wer Grundeigentum erbt, würde, da dieses offen vorliegt, dessen ganzen Wert versteuern müssen. Anders, wenn die Erbschaft in beweglichem Vermögen besteht. Den größten Bestand des beweglichen Vermögens bilden heutzutage Wertpapiere auf Inhaber. Sowie man aber niemandem ansieht, wie viel Wertpapiere er besitzt, so sieht man auch keinem Wertpapier an, woher es stammt. Zunächst kann nun der Erblasser selbst die Steuer umgehen. Wenn er seinen Tod herannahen fühlt, so giebt er noch lebend sein Vermögen seinen Angehörigen in die Hände, und dann ist es der Erbschaftssteuer entzogen. Aber auch dem Erben selbst wird es in den meisten Fällen nicht allzu schwer werden, sich der Steuer zu entziehen. Wenn er in dem Geldschranke des Erblassers Wertpapiere im Betrage von 500000 Mark vorfindet, bei der Steuerbehörde aber nur 100000 Mark als gefunden angiebt, wer will ihm das Gegenteil beweisen? Natürlich sind die nächsten Angehörigen des Erblassers, die mit ihm zusammen wohnen oder im Hause ab- und zugehen, noch weit besser als jeder andre Erbe in der Lage, den Bestand des Vermögens zu unterdrücken. Und tausendfach wird von dieser Möglichkeit, wie man auch über die sittliche Seite der Sache denken mag, Gebrauch gemacht werden. So wird diese Steuer dadurch, daß der wirkliche Zwang zu ihrer Entrichtung die Einzelnen ganz verschieden trifft, thatsächlich auch zu einer relativ ungerechten.

Digitized by Google

In dieser Darlegung liegt zugleich die Kritik des öfter gehörten Ausspruchs, man müsse die Erbschaftssteuer einführen als Ersatz dafür, daß es so schwer sei, mit der Einkommensteuer dem wirklichen Vermögen beizukommen. Wird der Staat bei der Einkommensteuer getäuscht, so wird er bei der Erbschaftssteuer, die er von den nächsten Angehörigen fordert, erst recht getäuscht werden.

Wir würden vielleicht Bedenken tragen, über alle diese Dinge ein so entschiedenes Urteil auszusprechen, wenn wir nicht bereits ein gewisses Maß von Erfahrung für uns hätten. Während Kinder und Eltern niemals in Preußen der Erbschaftssteuer unterworfen waren, hatte man dagegen früher Ehegatten mit dieser Steuer, allerdings nur in dem Betrage von einem Prozent, belegt. Dieses Recht wurde im Jahre 1867 auch auf die neuen Provinzen übertragen (wo bis dahin zum Teil gar keine Erbschaftssteuer bestanden hatte). Dort aber machte sich diese Steuer in ihrer Richtung auf Ehegatten überaus schmerzlich fühlbar. Die königliche Regierung entschloß sich daher schon im Jahre 1872, sie für das ganze Land aufzugeben. Die Motive des damals dem Landtage vorgelegten, dann auch am 30. Mai 1873 erlassenen Gesetzes bezeugten die unendlichen Schwierigkeiten, die die Anwendung dieser Steuer bei der großen Verschiedenheit der bestehenden ehelichen Güterrechte gemacht habe. „Das Bestreben, behufs Milderung der offenbaren Ungleichheiten in der Besteuerung besondre Grundsätze über den Umfang dessen, was dem überlebenden Ehegatten als erbschaftlicher Erwerb anzurechnen sei, festzusetzen, hat keinen Erfolg gehabt und hätte ihn nur bei rücksichtsloser Nichtbeachtung der lokalen Rechte und der gerade in diesem Punkte lebendigen Rechtsauffassung der Bevölkerung haben können. Einen derartigen Kampf rein fiskalischer Grundsätze mit dem bürgerlichen Rechte in einer so wichtigen Materie einzugehen, erscheint schon im Hinblick auf die sich stets erneuernden lebhaften Beschwerden nicht ratsam, selbst wenn höhere Rücksichten dazu antreiben sollten. Dazu kommt, daß gerade die Feststellung der Steuer von Ehegatten häufig besondre Schwierigkeiten thatsächlicher und rechtlicher Natur darbietet, vornehmlich aber, daß sie öfters vermöge des lediglich der Steuerberechnung wegen eintretenden Zwanges zur Klarstellung und Darlegung der ehelichen Vermögensverhältnisse in hohem Grade lästig fällt, ja sogar zu weitern Nachteilen, Zwistigkeiten und Prozessen unter den Interessenten u. s. w. Veranlassung giebt." So lautete das Zeugnis, das die königliche Regierung selbst der damals bestehenden Steuer ausstellte. Man kann mit einem Worte sagen: Die Besteuerung des überlebenden Ehegatten hatte sich als unerträglich erwiesen. Wenn man nun dies alles bereits im Jahre 1872 klar vor Augen gehabt hat, wie kann man da im Jahre 1890 doch wieder auf diese widerwärtige Steuer zurückgehen und noch durch Ausdehnung derselben auf Kinder und Eltern ihre Gehässigkeit verdreifachen? Und dabei ist noch in der obigen Darstellung ein

Digitized by Google

Nachteil mit Stillschweigen übergangen, der in unsern Augen am schwersten wiegt: die bei einer solchen Steuer eintretenden zahllosen Hinterziehungen und die damit unvermeidlich verbundene Entsittlichung des staatlichen Bewußtseins.

Nun wird man vielleicht sagen: Der Staat muß doch leben. Woher soll er denn nun die Mittel für seinen Bedarf nehmen?

Es kann offenbar nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, ein völlig gerechtes und zuträgliches Steuersystem auszumalen. Aber wir können uns doch einige Andeutungen in dieser Richtung nicht versagen. So weit es sich darum handelt, die direkten Steuern einträglicher zu machen, würden wir jede Erhöhung der Besteuerung des laufenden Einkommens, zumal des kapitalistisch begründeten, für besser halten, als eine Erbschaftssteuer, durch die bei der zufälligen Veranlassung eines Todesfalles den nächsten Hinterbliebenen ein Stück des ererbten Kapitals genommen wird. Wir stimmen aber auch mit der einstmals von dem Fürsten Bismarck geäußerten Ansicht überein, daß eine Erweiterung der indirekten Steuern, von denen nicht gerade die notwendigsten Lebensbedürfnisse getroffen werden, und bei denen deshalb jeder das Maß, in dem er sich der Steuer unterwerfen will, selbst in der Hand hat, besser wirken, als hohe direkte Steuern, deren völlig gerechte Verteilung doch in menschlichen Verhältnissen eine Unmöglichkeit ist. Welche Gegenstände für die Erhöhung der indirekten Steuern noch nutzbar gemacht werden könnten, soll hier nicht in weiterm Umfange erörtert werden. Aber wir können doch nicht umhin, wenigstens auf einen Gegenstand hinzuweisen. Das ist das Bier. Nächst dem Tabak ist das Bier der bei weitem geeignetste Gegenstand der Besteuerung. Es wird in ungeheuern Massen genossen und ist doch nichts andres, als ein Genußmittel. Oder will man vielleicht behaupten, daß es heute schon ganz unmöglich geworden sei, mit Wasser seinen Durst zu stillen? Gleichwohl ist bei uns das Bier bis auf den heutigen Tag nur von einer lächerlich niedrigen Steuer getroffen. Vor einigen Jahren hat man den Branntwein, diesen Labetrunk des armen Mannes, erheblich höher besteuert. Das Bier, das Getränk der wohlhabendern Klassen, ist frei geblieben. Man sagt: Der Branntwein ist ein schädliches Getränk, er zerrüttet die Gesundheit. Mag sein. Aber in der Masse, wie das Bier von vielen getrunken wird, ist es auch sicherlich der Gesundheit nicht förderlich. Auf unsern zahlreichen Festen, bei Volksversammlungen, Landpartien u. s. w. fließt das Bier in Strömen durch die Kehlen. Es wäre interessant, festzustellen, wie viel z. B. jüngst bei dem Schützenfeste in Berlin und bei dem Sängerfeste in Wien an Bier genossen worden ist. Dazu kommt die Verschwendung der Zeit, der kostbaren Zeit, die an unsern ständigen Biertischen jahraus jahrein, früh und spät, von Alt und Jung versimpelt wird. In Deutschland wird jährlich etwa für eine Milliarde Mark Bier getrunken. Mit einer Steuer, die den Preis des Bieres nur um ein Zehntel erhöhte, würden also an hundert Millionen gewonnen werden. Wäre

Digitized by Google

es nun zu hart, wenn unſre Biertrinker ſich je den zehnten Schoppen verſagten, um deſſen Preis dem Reiche zuzuwenden? Es iſt ja nicht ſchwer zu erkennen, weshalb eine höhere Beſteuerung des Bieres bisher nicht gelungen iſt. Es iſt nur ſchwer, offen darüber zu reden.

Wollte unſre Staatsweisheit ſich dahin richten, das Syſtem der indirekten Steuern ſachgemäß auszubilden, ſo würde man eine ſo verletzende Steuer, wie die Erbſchaftsſteuer in ihrer Anwendung auf Kinder, Eltern und Ehegatten iſt, füglich entbehren können.

Giebt es einen ſittlichen Fortſchritt, und worin beſteht er?

2

Verfolgen wir den Wandel der Sittlichkeit in der Zeit, ſo finden wir einerſeits immer reichere Entfaltung urſprünglicher Gefühle, anderſeits Hin- und Herſchwingen dieſer Gefühle um einen Gleichgewichtspunkt und gleichmäßig fortſchreitende Verfeinerung und Verzweigung der ſittlichen wie der unſittlichen Gefühle und ihrer Äußerungen. Faſſen wir die gleichzeitigen ſittlichen Erſcheinungen eines Volkes oder der ganzen Menſchheit ins Auge, ſo bemerken wir eine große Mannichfaltigkeit verſchiedner, ja einander widerſprechender ſittlicher Grundformen: perſönlicher, Berufs- und Völkertypen.

Den perſönlichen liegen die Temperamente zu Grunde. Sehr ſittenſtrenge Menſchen zeichnen ſich ſelten durch Barmherzigkeit aus, und gütige Naturen ſind oft ein wenig liederlich. Tüchtigen Hausfrauen muß man aus dem Wege gehen, wenn ſie gerade bei der großen Reinigung oder mit der Zurüſtung zu einem Feſtmahl beſchäftigt ſind, weil ihnen da leicht irgend ein unäſthetiſcher oder harter Gegenſtand aus der Hand und dem Störer an den Kopf fliegt, Frauen von himmliſcher Sanftmut hingegen ſind nicht ſelten Schlampen und machen den Mann mit angebrannten Suppen krank.

Daß ſich eines nicht für alle ſchicke, gilt nirgends unbedingter als bei den verſchiednen Berufsſtänden. Der Ariſtokrat darf kein Pfennigfuchſer ſein, der Handelsmann muß es ſein. Umgekehrt muß der Ariſtokrat, namentlich wenn er Offizier iſt, gegen die leiſeſte Verletzung ſeiner Ehre empfindlich ſein, während der Handelsmann ſein Geſchäft und die Exiſtenz ſeiner Familie gefährden würde, wenn er ſich nicht ſo manches kränkende Wort, ſo manche

Digitized by Google

Nichtachtung, so manche unverschämte Zumutung gefallen ließe. Man mag die Verwerflichkeit des Duells aus der Vernunft und aus der Bibel sonnenklar und unwiderleglich beweisen, so viel steht trotzdem fest: an dem Tage, wo der Offizier, der auf öffentlichem Markte beleidigt wird, anstatt sich selbst Genugthuung zu verschaffen, eine Klage einreicht, an diesem Tage machen wir einen Strich durch die Worte Adel, Aristokratie, Rittertum, Offizierstand. Will man diese historischen Erscheinungen, diese Bestandteile des Staates der folgerichtigen Durchführung der christlichen Sittenlehre zum Opfer bringen, so mag man es thun; aber man soll wenigstens wissen, was man thut. Schon bei der Beurteilung des Knaben tritt dieser Widerspruch zwischen einer einzelnen sittlichen Anforderung und dem Gesamtcharakter hervor; denn fast jeder Knabe ist von Natur ein Ritter, zum nützlichen Gliede der Gesellschaft, das sich alles gefallen läßt, wird er erst — herabgezogen. Wenn ein vierzehnjähriger Knabe von einem Kameraden beleidigt wird und diesen weidlich zerbläut, so erleidet er, falls es herauskommt, eine Schulstrafe, und sein Vater tadelt oder straft ihn vielleicht nochmals, aber mit freudigem Stolz im Herzen. Petzt er aber den Beleidiger an, der sich vielleicht strafbarer unflätiger Worte bedient hat, so handelt er gesetzmäßig (überall allerdings nicht; ich kenne eine Erziehungsanstalt für Söhne des Adels, wo, wenigstens vor zwanzig Jahren noch, alles Denunziren streng verboten war) und nach den heute herrschenden Begriffen sogar moralisch, da es als Pflicht gilt, jedes Vergehen zur Kenntnis des Richters zu bringen; der Vater aber wird seinen höchst loyalen und moralischen Sohn — im Herzen verachten. Herbart hat als Hauslehrer einmal etwas sehr merkwürdiges in sein Tagebuch eingetragen. Er getraute sich nicht, seinen Zöglingen die christliche Sittenlehre mitzuteilen; denn, schreibt er, kennten sie diese, so müßten sie die abendlichen Schlägereien mit den Dorfjungen für unrecht halten; diese sind aber unentbehrlich als gesunde Bethätigung ihrer Knabennatur und zur Bildung ihres männlichen Charakters.

Irascibilitas nannten die Scholastiker jene Stimmung, die bei Überwindung von Hindernissen entsteht. Das Wort ist weder schön noch klassisch, aber gut. Sehen wir uns einen Menschen an, der sich gegen eine Holzkiste stemmt, um sie durch Umkippen fortzubewegen. Was er empfindet bei der Anspannung aller seiner Muskeln und während ihm das Holz die Schulter wund reibt, ist ungefähr das Gegenteil von der Empfindung des fröhlich schmausenden oder tanzenden. Sein dunkelrotes, von scharfen Falten durchfurchtes Gesicht sieht zornig aus; und laßt einen dummen Jungen ihn necken in dem Augenblicke, wo er die Kiste schon beinahe zum Kippen gebracht hatte, so sollt ihr sehen, wie sich der Zorn entlädt. Daher finden wir es natürlich, daß sich Leute, deren Berufsarbeit ein fortwährender Kampf mit Hindernissen ist, das Fluchen angewöhnen, und einem lammfrommen, aalglatten, geduldigen Fuhrknecht, Matrosen oder Unteroffizier würden wir nicht trauen, ob er tüchtig in

Digitized by Google

seinem Berufe sei. Dagegen fordern wir von der Barmherzigen Schwester eine Sanftmut, die sich durch keine Schwierigkeit in der Beschaffenheit oder dem Benehmen ihrer Pfleglinge erbittern läßt.

Dieser Gegensatz führt uns auf den Unterschied des männlichen vom weiblichen Typus. In dem Widerwillen gegen das Mannweib und den weibischen Mann ist alle Welt einig, und alles, was sich darüber sagen ließe, ist bekannt. Aber eine Seite der Sache müssen wir doch wenigstens erwähnen, weil darüber in neuerer Zeit Streit entstanden ist. Außerhalb der theologischen Welt war man bis vor kurzem allgemein der Ansicht, daß auch das Verhalten in geschlechtlicher Beziehung beim Manne anders zu beurteilen sei als beim Weibe. Das wird seit einigen Jahren von zwei entgegengesetzten Seiten her heftig bestritten; eine streng christliche Partei will den Mann denselben Beschränkungen unterwerfen, die von jeher für das Weib gegolten haben, und eine naturalistische Partei beansprucht für das Weib die Freiheiten des Mannes. Wir lassen uns auf eine Untersuchung des heikeln Gegenstandes nicht ein, sondern erinnern nur daran, daß E. von Hartmann in einem seiner Aufsätze sich zu der ältern und wohl auch heute noch ziemlich allgemein herrschenden Ansicht bekennt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob er die beiden Gründe dafür anführt, die mir als die stärksten erscheinen. Der eine, ein physiologischer, läßt sich hier nicht darlegen. Der andre hingegen, ein sittlicher, verdient, wie mir scheint, allgemeine Beachtung und gründliche Prüfung. Das Weib hat von Natur nur einen Beruf: den der Hausfrau, der Gattin und Mutter. Ohne Züchtigkeit kann dieser Beruf nicht erfüllt werden; daher ist ein unzüchtiges Weib für ihren Beruf ungeeignet, sie ist ein verdorbenes Weib, ein Weib zweiter Klasse. Beim Manne fällt der Beruf mit seiner Stellung als Gatte und Vater nicht zusammen. Er hat seinen besondern Beruf; in zweiter Linie ist er Bürger, Mitglied eines Gemeinwesens, und erst in dritter Hausvorstand und Familienhaupt, welche zwei Würden noch dazu getrennt vorkommen. Ein Mann kann groß in seinem Beruf und ein hochverdienter Bürger, dabei aber ein schlechter Gatte, Vater und Hausvorstand sein. Er kann auch ein guter Hausvorstand, aber trotzdem ein schlechter Gatte und Vater sein. Er kann endlich sogar ein guter Gatte und Vater sein und doch vor der Verheiratung anders gelebt haben, als man von einer zukünftigen Gattin und Mutter unbedingt zu fordern berechtigt ist. Und während man von dem idealen Weibe erwartet, daß sie in ihrem häuslichen Beruf aufgehe, erwartet man von einem idealen Manne gerade das Gegenteil. Ja es ist die Ansicht entstanden, und nicht allein von Plato und der katholischen Kirche, sondern auch von einzelnen protestantischen Fürsten und Gelehrten vertreten worden, daß sich mit gewissen hohen, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Berufsarten das Familienleben schlecht oder gar nicht vertrage. Auch pflegt es Fürsten, Künstlern und andern hervorragenden Personen, die in ihrem Berufe

Digitized by Google

Großes leisten, nicht allein von ihren Verehrern, sondern vom ganzen Volke verziehen zu werden, wenn sie in jenem Punkte zu wünschen übrig lassen. Sind sie auch hierin untadelhaft und Vorbilder des Volkes, wie die meisten Hohenzollern und Fürst Bismarck, so wird das als eine besondre Gnade Gottes gepriesen, aber allgemein erwartet wird es nicht. Anderseits sieht man Frauen, die gleich den Männern einen besondern Beruf ergreifen, nach Emanzipation streben. Unter den Herrscherinnen hat Maria Theresia eine rühmliche Ausnahme gemacht. Daß die höchst achtbaren Mädchen, die unter den heutigen unnatürlichen Verhältnissen nach Männerart einen förmlichen Beruf ergreifen, der nicht wie der frühere Dienstbotenstand eine Vorbereitung auf den Hausfrauenstand ist, daß diese Mädchen der großen Mehrzahl nach auf das weibliche Ideal weder im Herzen verzichten noch ihm im Leben untreu werden, wollen wir gern glauben, begreifen aber zugleich auch, wie unter solchen Umständen Emanzipationsgelüste und widernatürliche Theorien entstehen müssen. Mag man nun von der ersten der beiden oben genannten Richtungen denken, wie man will, an der Verwerflichkeit und Schädlichkeit der zweiten kann nicht gezweifelt werden; überwunden könnte sie freilich nur werden durch die Beseitigung der Verhältnisse, aus denen sie entspringt.

Vom Geistlichen verlangt man vor allem diejenige Sittlichkeit, die ich negativ nennen würde, wenn dieser Ausdruck nicht meistens in einem andern Sinne gebraucht würde; man nimmt es ihm mehr als andern übel, wenn er durch lasterhafte Gewohnheiten und augenfällige Vergehungen Anstoß und seiner Gemeinde ein schlechtes Beispiel giebt, durch seinen Wandel seine eigne Predigt verhöhnt. Dagegen beurteilt man den Staatsmann, den Feldherrn, den Künstler und den Geschäftsmann nach ihren positiven Leistungen. Dem Staatsmann und Feldherrn nimmt man harte Maßregeln, die das Gemeinwohl forderte, dem Künstler seine Liebesabenteuer nicht übel, und wer mit kühnem Wagen Millionen gewinnt, bei dem spürt man nicht nach, ob auch kein ungerechter Pfennig dabei ist. Man weiß es eben: wo geschmiedet wird, da giebts Rauch, und wo gezimmert wird, da fliegen Späne; in der Werkstatt kann es nicht aussehen wie in der Putzstube, und beim Bauen häuft sich Schmutz. Wir sehen, der geistliche Stand hat darin einige Ähnlichkeit mit dem Weibe und verkümmert auch gleich diesem, indem er aus Furcht vor Anstoß einer energischen und vielumfassenden Thätigkeit ängstlich aus dem Wege geht, leicht zu einem engherzigen, kulturarmen Wesen. Der katholischen Kirche, in der das geistliche Element so entschieden vorherrscht, ist der weibliche Charakter ganz deutlich aufgeprägt, obwohl ihr Klerus und Volk dem Ideal weiblicher Reinheit, das sie hochhalten, öfter ungetreu geworden als treu geblieben sind.

Damit hätten wir einen passenden Übergang zu den Volkstypen, denn die Romanen stehen, wie Fürst Bismarck einmal treffend bemerkte, als weibliche Seelen dem männlichen Geiste des deutschen Volkes gegenüber, und in

Digitized by Google

höherm Grade und etwas andrer Weise zeigen die Slawen ein weibliches, oft weibisches Benehmen. Allein wir gehen an diesem umfangreichen Gebiete vorüber und schließen die obige Gedankenreihe mit der Bemerkung, daß auch die Beurteilung der Adiaphora — sofern solche zugelassen werden — von der Beschaffenheit des Typus abhängt, an dem sie beobachtet werden. Ein Greis, ein greisenhaft aussehender Greis, der mit jungen Mädchen im Walzer herumhüpft, wirkt widerlich, doppelt und dreifach widerlich, wenn er ein hohes geistliches Amt bekleidet. Dagegen mißfällt uns ein junger gesunder Bursch, der sich gänzlich des Tanzens enthält, ganz entschieden und mit Recht. Möglicherweise steckt ein Heiliger oder ein großer Denker in ihm; in den meisten Fällen aber werden wir je nach seinem Aussehen vermuten, daß er entweder ein ungeschickter Tölpel oder eine Schlafmütze oder noch etwas schlimmeres sei; vielleicht auch hat er Anlage zu einem menschenfeindlichen Fanatiker.

Die Verschiedenheit und Unvereinbarkeit der sittlichen Grundformen zeigt aufs deutlichste, daß sich die mancherlei sittlichen Lebensäußerungen nicht aus einer gemeinsamen Wurzel ableiten lassen, weder begrifflich noch thatsächlich. Liebe und Rechtssinn sind zwei grundverschiedne Empfindungen, und weder ist es möglich, die eine aus der andern, noch beide aus einer dritten Empfindung oder einem Triebe abzuleiten. Wie sollte der heißen? Selbsterhaltungstrieb? Dem wirken Liebe und Gerechtigkeit oft gerade entgegen. Altruismus? Das ist bloß ein schlechtes neues Wort für das gute alte Wort Liebe. Liebe und Gerechtigkeit sind zwar vielfach mit einander verflochten, sodaß die eine sehr oft die Anwendung der andern fordert; allein oft genug widersprechen sich ihre Forderungen und versetzen uns in die Seelenangst eines Gewissenskonflikts. Nicht besser steht es mit der theoretischen Ableitung aller sittlichen Pflichten aus einem einzigen Grundsatze, sie ist noch niemandem gelungen; wie wenig z. B. der Satz Kants ausreicht, ist den Lesern der Grenzboten bekannt. Und wohin würden wir mit der neuerdings empfohlenen Ableitung der Sittenlehre aus dem Deutschtum geraten! Würden sich die Gelehrten noch vorm jüngsten Tage über den Begriff des Deutschtums einigen? Und wäre dem Vaterlande unter allen Umständen gedient, wenn jeder einzelne seiner Söhne ein Tugendheld ohne Fehl wäre? Nützt nicht manchmal ein rücksichtsloser Staatsmann, ein verschmitzter Diplomat mehr, als alle Menschen von strenger Gewissenhaftigkeit zusammengenommen? Daß justitia fundamentum regnorum sei, muß der Prinzenlehrer seinem Zöglinge selbstverständlich einschärfen; allein wo wären das Römerreich, das indische Kaisertum der Engländer und selbst der kleine Judenstaat geblieben, wenn David, die römischen Senatoren und die englischen Staatsmänner lauter Aristidesse gewesen wären? Unter allen allgemeinen Sätzen ist keiner so brauchbar wie der christliche: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Er macht die Äußerungen des wohlthätigsten aller sittlichen Triebe zur Pflicht. Dennoch reicht auch er nicht für alle

Digitized by Google

Fälle aus. Abgesehen von den Konflikten zwischen Liebe und Gerechtigkeit, in die fast nur Männer, und zwar Männer in höherer Stellung verwickelt werden, bleibt die Art der Bethätigung der Liebe dem zufälligen Temperament und der verschiednen Einsicht der Einzelnen überlassen, wenn nicht irgend eine Autorität bestimmt, worin das zu fördernde Wohl des Nächsten bestehe. Was du nicht willst, das man dir thu u. s. w., ist schon eine nützliche Anweisung, reicht aber auch noch nicht aus; denn mancher ist sehr unverständig in dem, was er für sich will und nicht will. Es war deshalb notwendig, daß die Theologen zur Leitung des blinden Liebestriebes die vier Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigkeit (besser Mäßigung), Gerechtigkeit und Starkmut (Willensenergie) empfahlen. Auch so noch konnte es geschehen, daß die Christenheit zuweilen aus purer Liebe, um die Seelen zu retten, die lebendigen Leiber der Ketzer und Hexen verbrannte (die katholische nicht allein; nach englischen Autoritäten sind in der kurzen Zeit der Republik, als die Puritaner herrschten, in England und Schottland mehr Hexen verbrannt worden, als in den Zeiten vor- und nachher zusammengenommen), während sie es zu andern Zeiten für Liebespflicht hält, alle religiösen und religionsfeindlichen Meinungen frei gewähren zu lassen.

Wie seltsam, daß trotz dieses augenscheinlichen Schiffbruchs aller sogenannten „Prinzipien“ die einfache Methode Herbarts immer noch ignorirt wird, die darin besteht, daß man die Vielheit und Mannichfaltigkeit anerkennt, die man aus der Welt nicht wegschaffen kann und die zu leugnen offenbare Thorheit ist! Ich habe Herbart seit acht Jahren nicht mehr gelesen, und dieser Aufsatz will kein Abriß der Herbartschen Sittenlehre sein. Ich gebe nur an, wie ich mir die sittlichen Verhältnisse mit Hilfe der Herbartschen Methode zurechtlege, ohne die, wie mir scheint, die Sittenlehre entweder ein unentwirrbares Chaos wird, oder ein einseitiges System, das im Studirstübchen das logische Bedürfnis befriedigen mag, mit dem man aber im Leben nicht drei Schritte weit kommt. Ich lasse dahingestellt sein, ob Herbart mit seinen fünf Ideen die Wurzeln der Sittlichkeit genau genug angegeben hat. Vielleicht ließen sich Gerechtigkeit und Billigkeit vereinigen, vielleicht auch als sechste noch die Wahrhaftigkeit, als siebente die Treue beifügen. Allein darauf kommt weit weniger an, als auf die Erkenntnis, daß es verschiedne sittliche Ideen giebt, die weder eine von der andern noch sämtlich aus einer gemeinsamen Wurzel abgeleitet werden können, daß diese Ideen bei dem Versuche, sie gleichmäßig geltend zu machen, mit einander in Streit geraten, und daß das Vorherrschen der einen oder der andern die persönlichen, Berufs- und Volkstypen sowie die eigentümlichen sittlichen Grundstimmungen der verschiednen Zeitalter hervorbringt. Was den Widerstreit anlangt, so ist der oft unversöhnliche Gegensatz zwischen Wohlwollen und Gerechtigkeit allgemein bekannt und schon erwähnt worden. Nicht weniger schlecht vertragen sich Freiheit und Voll-

Digitized by Google

kommenheit. Die sittliche Freiheit, d. h. die Unabhängigkeit unsrer Entschließungen von Begierden und Leidenschaften, wird durch energische Thätigkeit in der Welt gefährdet, weil gerade die Begierden und Leidenschaften die Haupttriebfedern des Handelns sind, und große Thaten selten vollbracht werden, wo nicht glühende Leidenschaften stacheln. Ohne vielseitige kraftvolle Thätigkeit aber ist die Vollkommenheit, d. h. die volle Entfaltung aller guten Anlagen, die in einer Persönlichkeit oder in einem Volke ruhen, nicht möglich. Demnach strebt die Freiheit dem asketischen Ideal der göttlichen Bedürfnislosigkeit zu, während sich die Vollkommenheit nur in einer reichen Kultur verwirklichen kann. Der Herzensreine, in dem die sittliche Freiheit ihre höchste Höhe erklimmt, ist stets bereit, seine und andrer Augen auszureißen und Hände abzuhauen, wenn sie zusammenwirken, jenes Schöne zu schaffen, an dem die Kleinen so leicht Anstoß nehmen. Dürfte er Gericht halten über die sündige Welt, so würden von den Werken der bildenden Kunst kaum die sanftgefärbten schattenhaften Gestalten der Nazarenerschule und von der schönen Litteratur außer den Kirchenhymnen vielleicht nur einige Jugendschriften und Lehrsprüchlein übrig bleiben. Der vom göttlichen Wahnsinn getriebene Dichter oder Künstler aber schafft, ohne zu fragen, wie seine Werke sittlich wirken, und ob die Berauschung mit sinnlicher Schönheit und sinnlicher Liebe, durch die er jenen Wahnsinn unterhält, mit dem Sittengesetz vereinbar sei oder nicht. Die Thätigkeit des Künstlers ist nämlich, wie auch die des Staatsmannes oder Gelehrten oder Kaufmanns, schon an sich, abgesehen von ihrem Inhalt, sittlich zu nennen, als mühevolle und gewissenhafte Anwendung einer von Gott verliehenen guten Kraft.

Daß es einzelnen Menschen gelingt, die widersprechenden sittlichen Typen in sich zu vereinigen und zur Harmonie auszugleichen, soll nicht geleugnet werden; allein diese Glücklichen und Begnadigten werden immer Ausnahmen bleiben. Am ehesten kommen sie in mittlerer Lebenslage und bei mittlerer Begabung vor. Genie scheint ohne Einseitigkeit auch im Sittlichen nicht möglich zu sein; eine große historische Persönlichkeit dieser Art kenne ich nicht. Am ehesten dürften noch der Apostel Paulus, der allen alles ward, und Augustinus dem Ideal nahe kommen. In Alkibiades, der mit seiner Vollkommenheit vorherrschend seiner Eitelkeit und seinem Eigensinn diente, überwog das Unsittliche. Alkibiades erinnert uns an zwei Grenzlinien, die den auseinanderstrebenden sittlichen Typen gezogen sind: eine innere und eine äußere. Die innere besteht in der Beschaffenheit der Absicht. Wo die böse oder unedle Absicht zu wirken anfängt, da hört die Sittlichkeit auf, auch wenn das Thun gut bleibt. Aber wie steht es im umgekehrten Falle? Wird böses Thun durch gute Absicht geadelt? Nimmermehr! Entschuldigt wohl, aber nicht in Gutes verwandelt! E. von Hartmann ist aufrichtig genug, zu bekennen, daß der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, eigentlich richtig sei, von seinem Standpunkte aus

Digitized by Google

und faſt nach allen herrſchenden Moralſyſtemen. Ganz recht! Wer das für ſittlich erklärt, was den oberſten Weltzweck fördert, mag dieſer nun die Hervorbringung einer höhern und höchſten Menſchenraſſe, oder der abſolute Staat, oder die Weltvernichtung ſein, der kann eben gar nicht anders, als jedes Mittel für ſittlich gut erklären, das dieſen Zweck fördert. Aber den Inhalt der Sittlichkeit aus dem Weltzweck zu ſchöpfen, das wäre nur dann möglich, wenn wir dieſen Weltzweck kennten, und zwar müßten wir ihn genauer kennen, als z. B. die Bibel ihn angiebt und nach ihr Dante: die Menſchenwelt ſolle ſo lange fortbeſtehen, bis die von Gott beſtimmte Zahl der Seligen voll iſt; denn eben dieſes wird gefragt, worin jene ſittliche Güte beſtehe, durch die man ſelig wird. Man ſieht leicht ein, wie die Jeſuiten praktiſch zu ihrem Grundſatz kommen mußten (in der Theorie verleugnen ſie ihn), da ſie an Stelle jenes höchſten Endzwecks einen nähern ſetzten: die Herrſchaft ihrer Kirche; denn was dieſe fördert, das ſcheint leichter erkennbar zu ſein. Man ſieht ferner leicht ein, woher die innerliche Verwandtſchaft des ſtaatsmänniſchen Macchiavellismus mit dem Jeſuitismus kommt. In der That muß, wie E. von Hartmann richtig erkannt hat, jede Sittenlehre jeſuitiſch werden, die nach Zwecken beſtimmt, was gut ſei; nur wenn man, wie Herbart, an unwandelbare angeborne ſittliche Ideen glaubt, iſt man vor allen Verirrungen nach jener Seite hin geſchützt. Ohne Zweifel fördert es den höchſten Weltzweck, wenn die Menſchen dieſen Ideen gemäß leben; aber da wir weder den Weltzweck ſelbſt genau kennen, noch die Wege, auf denen Gott ſeine Verwirklichung herbeiführt, ſo dürfen wir uns nicht irre machen laſſen, wenn die Treue gegen die ſittlichen Ideen zuweilen mehr Böſes als Gutes hervorzubringen ſcheint; wir handeln nach unſerm Gewiſſen, beſcheiden uns bei unſrer Unwiſſenheit und überlaſſen es Gott, wie das Böſe, ſo auch die unbeabſichtigten Mißerfolge des Guten zum Beſten zu wenden. Thatkräftige Menſchen haben ſelten die Kraft ſolcher Reſignation; ſie wollen das Gute ſichtlich fördern, ſie ſind überzeugt, daß ihre Endziele einen Teil des Weltzwecks bilden, und daß alles gut oder wenigſtens erlaubt ſei, was ſie zur Erreichung ihres Zieles für nötig erachten. Wir wünſchen nicht, daß es anders ſei. Herbart giebt den Unterſchied richtig an, indem er ſagt: Menſchen, die ſich durch Zwecke beſtimmen laſſen, handeln kräftiger, ſolche, die ſich von Grundſätzen, oder was ziemlich dasſelbe iſt, von den ſittlichen Ideen leiten laſſen, leben reiner. Die Welt kann keine der beiden Klaſſen entbehren: ohne die erſte würde die Weltgeſchichte ſtillſtehen, ohne die zweite würde ſie längſt zu Ende ſein, die Völker, von denen ſich jedes für das auserwählte hält, würden ſich in erbitterter Verfolgung ihrer vermeintlich von Gott geſtellten Aufgaben gegenſeitig vernichtet haben. In den meiſten Menſchen finden ſich beide Auffaſſungen vereinigt. Die Lebenszwecke treiben und dienen dadurch zugleich der Idee der Vollkommenheit, die übrigen ſittlichen Ideen bilden das Gewiſſen und zügeln. Eine andre Grenze, die da verhütet, daß

Digitized by Google

die Verschiedenheit der sittlichen Typen nicht zum Zerfall der Gesellschaft führt, wird von außen durch Volkssitte, öffentliche Meinung und Gesetz gezogen. Wie der Künstler, wenn er das Charakteristische, Individuelle darstellt, durch die Schönheitslinie gebunden wird, mit deren Durchbrechung er in die Karikatur geraten würde, so erwächst aus dem Zusammenwirken der sittlichen Ideen mit den Rücksichten des Gemeinwohls ein Schutzwall von Einrichtungen und herrschenden Meinungen, auch Vorurteilen, der sich nicht leicht durchbrechen läßt, den aber der Einzelne zu durchbrechen hat, wenn er sich in einseitiger Hingebung an eine einzelne Idee zur offenbaren Thorheit oder zum Verbrechen verirrt.

Die Antwort auf unsre Frage lautet also: Es giebt keinen sittlichen Fortschritt im Sinne Darwins, der darin bestehen würde, daß sich die Menschen allmählich in andre Wesen mit andern sittlichen Grundsätzen verwandelten. Ein Fortschritt im Sinne Hegels, die allmähliche Durchsetzung allgemeiner Sittlichkeit im Staate, ist wenigstens schwer denkbar, weil bei aller Übereinstimmung im allgemeinen doch die Meinungen über das, was gut sei, im einzelnen stets auseinander gehen und bei der Vielheit sittlicher Ideen notwendig auseinander gehen müssen; wäre das Ziel dieses Fortschritts erreicht, so wäre damit die Sittlichkeit aufgehoben. Eine Verminderung des Bösen im Verhältnis der Masse des vorhandnen Guten ist historisch nicht nachweisbar, scheint auch nicht möglich zu sein, da Gut und Böse zu jenen polaren Gegensätzen gehören, die sich gegenseitig hervorrufen und ohne einander nicht denkbar sind; daher denn der fortschreitenden Verzweigung und Verfeinerung des Guten eine eben solche Verzweigung und Verfeinerung des Bösen das Gleichgewicht zu halten pflegt.

Allein trotz dieser gleichzeitigen Fortschritte des Bösen muß die Verzweigung und Verfeinerung des Guten doch als ein Fortschritt bezeichnet werden; der Fortschritt besteht im Sittlichen wie in den übrigen Gebieten des Kulturlebens im wachsenden Reichtum der Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von Fortschritt gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten; zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Aber wird durch diese Ansicht nicht alle Einheit aufgehoben? Welche Einheit? Doch nicht die innere Einheit des einzelnen Menschen? Diese bleibt im Gegenteil am besten gewahrt, wenn jeder nach dem ihm zusagenden Typus lebt. Die Entzweiung tritt erst ein, wenn in einem Menschen Charaktereigenschaften erzwungen werden sollen, die seiner Natur widersprechen, wenn er Entgegengesetztes sein und leisten soll. Oder die Einheit der sittlichen Welt? Die wird durch die Mannichfaltigkeit der sittlichen Typen so wenig aufgehoben,

Digitized by Google

wie die Einheit der Körperwelt durch die Vielheit der Arten von Geschöpfen. Wäre eine Welt moralischer Musterknaben, die alle genau nach derselben sittlichen Schablone zugeschnitten wären und nur noch an der Nummer von einander unterschieden werden könnten (denn die sittliche Gleichheit samt der Gleichheit der Erkenntnis und Lebensweise würde auch die Körper und Gesichter gleich machen), wäre sie nicht ebenso entsetzlich als lächerlich und das Ende aller Kultur? Nicht in der Uniformität, sondern in der Leitung der verschiednen Wesen durch den einen Gott besteht die Einheit der Welt. Oder die logische Einheit? Die geht durch die Anerkennung der sittlichen Ideen so wenig verloren wie durch die Anerkennung der sieben Farben. Und wenn man sagt, daß es doch der eine Lichtstrahl sei, der sich in sieben Farben breche, so ist das zwar nicht ganz richtig, denn es sind Wellen von verschiedner Länge und Schnelligkeit, die das violette und die das rote Licht geben, und das weiße Licht geht nicht sowohl in sieben Farben aus einander, als es vielmehr aus ihnen zusammengesetzt ist; doch wir lassen den alten Vergleich gelten und berufen uns auf das entsprechende alte Bild von dem einen Gott, dessen Herrlichkeit durch die Brechung und Spiegelung in Millionen verschiedner Geschöpfe in die Erscheinung tritt. Soll das nicht auch von der Sittlichkeit gelten? Warum wird gerade hier die lebentötende Einerleiheit als Ideal aufgestellt? Was wäre für Gott und was wäre für uns Menschen gewonnen, wenn wir statt tausend Millionen guter, schlechter und gemischter Menschen von verschiednen Spielarten ebenso viele gute Menschen vom gleichen sittlichen Typus und von derselben sittlichen Willenskraft hätten, die doch nur tausend Millionen Exemplare einer Auflage, tausend Millionen Wiederholungen eines und desselben Menschen wären? Und was würde diesem tausendmillionfachen Mustermenschen seine sittliche Kraft nützen, da ihm seine Ebenbilder keine Gelegenheit darbieten würden, sie zu bewähren? Das wäre jene gute Gesellschaft, die keinen Stoff liefert auch für das kleinste Gedicht, geschweige denn für ein Drama oder einen Prozeß oder eine Kammerverhandlung, in höchster Vollendung!

Und was ist mit unsrer Auffassung gewonnen? Fürs Allgemeine vielleicht gar nichts; für den aber, der ihr beipflichtet, dieses eine, daß er weder durch neue Theorien noch durch die Widersprüche des Lebens an der unwandelbaren Geltung der sittlichen Grundsätze irre gemacht werden kann. Die Verachtung aller Philosophen ist ihm freilich gewiß, denn diese Herren lassen auch die Sonne am Himmel nicht gelten, wenn sie ihre Daseinsberechtigung nicht durch die Ableitung aus einem „Prinzip“ beweisen kann.

Der Anhänger dieser Ansicht wünscht mit der Mehrzahl seiner Mitbürger, daß die sittliche Kraft der Jugend gestärkt und ihre Brust mit der Liebe zu Idealen erfüllt werde. Aber er erwartet nicht, daß die sittliche Kraft hinreichen werde, gleichzeitig Entgegengesetztes zu vollbringen und die Gewissenskonflikte aus der Welt zu schaffen, die aus der Vielheit der Ideen, Grundsätze

Digitized by Google

und Pflichten entspringen. Er erwartet auch nicht, daß alle Lehrer im Reiche dasselbe Ideal aufstellen, denselben oder dieselben Helden preisen, und daß alle Jünglinge genau demselben sittlichen Ziele zustreben werden; die Mannichfaltigkeit und die Widersprüche der sittlichen Erscheinungen betrüben ihn nicht, noch machen sie ihn irre, vielmehr rechnet er sie zur Vollkommenheit der Welt.

Er wird gleich allen gutgesinnten Mitbürgern im öffentlichen Leben an der Beseitigung der Hindernisse der Sittlichkeit arbeiten; aber mit der klaren Erkenntnis, daß an Stelle der beseitigten alten immer wieder neue Hindernisse treten werden und müssen. Denn eben an dem Hindernisse bewährt sich die Kraft; der Schwimmer, der fliegende Vogel, die Lokomotive könnten sich nicht fortbewegen, wenn das Wasser, die Luft und die Reibung der Schiene nicht Widerstand leisteten und dadurch stützten.

Er wird mit der Mehrheit der Menschen aller Zeiten die angemessene Bestrafung der Verbrecher fordern, ohne der Einbildung zu verfallen, daß durch die Strafrechtspflege die Sittlichkeit gefördert oder vermehrt werde. Unter den drei Zwecken der Strafjustiz steht der zu oberst, der mit der Sittlichkeit am wenigsten zu schaffen hat: Schutz der Bürger nach Beseitigung der Selbsthilfe. Als Vertreter Gottes in der Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen wird sich der einsichtige Richter sehr klein und unvollkommen vorkommen, selbst wenn er sich durch die Ordenskommission ergänzt, und daß die Verbrecher in den Händen der Justiz durchschnittlich schlechter und nicht besser werden, darüber ist alle Welt einig. Die Strafrechtspflege dient nur insofern dem sittlichen Fortschritt, als sie zu den Mitteln gehört, durch die manche Hindernisse der Sittlichkeit beseitigt, z. B. Jugendverführer unschädlich gemacht werden. Um das gewerbsmäßige Verbrechertum loszuwerden, müßten wir in der Kultur nicht vorwärts, sondern zurückschreiten, zu einfacheren Verhältnissen zurückkehren; denn es ist eine Frucht unsrer verwickelten Verhältnisse, des großstädtischen Lebens und des Widerspruchs, daß die höhere Zivilisation vieles verbietet, was der Naturzustand gestattet, während sie gleichzeitig die Erfüllung ihrer hochgespannten Anforderungen vielen bis zur Unmöglichkeit schwierig macht; z. B. durch Erschwerung des Erwerbes und der Verehelichung. Auch die Obdachlosigkeit bestraft unsre Zeit als ein Vergehen, treibt aber gleichzeitig die Kosten für die Wohnungen ins Unerschwingliche in die Höhe. Unsre Landsleute in Ostafrika haben Gelegenheit, Zustände zu studiren, in denen es kein gewerbsmäßiges Verbrechertum giebt. Die erstiegene Kulturhöhe zu behaupten und die Gesellschaft trotzdem vom Verbrechertum zu reinigen, das ist ja gewiß ein erhabenes, aller Anstrengung der Edeln würdiges Ziel. Leider ist bisher weit häufiger der entgegengesetzte Erfolg erreicht worden: man hat viele Naturvölker mit einem ganz gelungnen Verbrechertum nach europäischem Muster beschenkt, während die europäische Kultur, mit der man sie beglücken wollte, gewöhnlich ein Zerrbild blieb.

Digitized by Google

Fünf Briefe Schopenhauers

Mitgeteilt von Carl Rasch

Das Jahr 1888 brachte den hundertjährigen Gedenktag der Geburt Arthur Schopenhauers. Leider konnte ich damals die folgenden fünf Briefe des berühmten Philosophen unter meinen Papieren nicht finden, sonst wären sie der größern Monographie eines Göttinger Gelehrten über Arthur Schopenhauer einverleibt worden. So mögen sie denn jetzt allein ihren Weg machen.

Die Briefe führen uns in den letzten Lebensabschnitt des Philosophen. Längst hatte er sein Wanderleben aufgegeben und sich in der alten Kaiserstadt Frankfurt niedergelassen. Es behagte ihm dort sehr, wiewohl die liebe Frankfurter und Sachsenhäuser Jugend dem einsiedlerischen Sonderling manchen neckischen Streich spielte. In seinen alten Tagen fand er endlich, was er, der Ehrbedürftige, bisher schmerzlich vermißt hatte, Anerkennung und Ruhm. Während sein 1819 erschienenes Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ von den zünftigen Philosophen so gründlich ignorirt wurde, daß es Michelet in seiner Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel nicht einmal nennt, wo er doch die Kleinsten unter den Kleinen, einen Schulze, Beck, Bardili, Bouterweck, Calker, Klein u. a. m. mit mehreren Seiten bedenkt, war das seit 1851 anders geworden. Seine „Parerga und Paralipomena“ mit ihrer packenden Sprache, ihren kecken Urteilen und halb wahnsinnigen Selbstberäucherungen eroberten ihm mit einemmale einen großen Teil der gebildeten Lesewelt. Frauenstädts Briefe über die Schopenhauersche Philosophie (1854) trugen mächtig dazu bei, seinen Namen und seine Philosophie noch populärer zu machen. Es bildete sich eine Schule begeisterter Jünger um ihn, und der Meister ließ sich ihre übertriebenen Huldigungen gern gefallen. Aus den unten mitzuteilenden Briefen hören wir von „Urapostеln,“ „Urevangelisten,“ ja sogar von einem „Jünger Johannes“ „in der Schule.“

Seit dem 8. Juli 1855 sehen wir Schopenhauer auch in Briefwechsel mit dem Pfarrer Carl Grimm in Kloppenheim bei Wiesbaden, meinem verstorbenen Schwiegervater. Dieser, 1799 zu Dillenburg als Sohn des dortigen Generalsuperintendenten und Konsistorialrats C. W. Grimm geboren, war ein Mann von wunderbarem Fleiße und umfassender Bildung. Er hatte

Digitized by Google

immer leichte Landpfarreien zu verwalten und wandte seine ganze Zeit an die Wissenschaft. Von morgens vier Uhr bis spät in die Nacht hinein saß er bei seinen geliebten Büchern. Seine große Bibliothek zeigt, wie gründlich er sich in allen Gebieten des Wissens umgesehn hat. Nicht bloß die Theologie, auch die Philologie, die Geschichte, die Naturwissenschaft und besonders die Philosophie gaben seinem Geiste Nahrung, wie die betreffenden, mit seinen Randbemerkungen versehenen Werke heute noch zeigen. In der Theologie war Schleiermacher sein Meister, in der Philosophie hatte ihn nach und nach Schopenhauer in den Kreis seiner Vorstellungen gezogen. Lange schon vor Frauenstädts Briefen hatte er sich mit seiner „Welt als Wille und Vorstellung" vertraut gemacht, auch mit ihren Tiefen und Abgründen. Schon am 12. Februar 1834 hat er dem damals noch ziemlich unbekannten Weisen ein huldigendes Gedicht gewidmet. Aber er war ein starker, selbständiger Geist; er bewahrte auch seine Selbständigkeit der Philosophie Schopenhauers gegenüber, wie gegenüber allen geistigen Bewegungen seiner an mächtigen geistigen Bewegungen so reichen Zeit. Die Eigenart seines Geistes wird am besten aus einem Hefte von Epigrammen erkannt, gedichtet in der Art der Xenien, das in den weiter unten folgenden Briefen öfters genannt wird. Ein kleiner Teil der Epigramme erschien in dem heute vergessenen Frankfurter Museum. Sie fanden Schopenhauers warmen Beifall, und darum möge eine kleine Anzahl auch der nicht an Schopenhauer gerichteten hier folgen. In der Form lassen sie manches zu wünschen übrig.

Schleiermacher

Im Kleinen zu bekämpfen,
Im Großen nicht zu dämpfen;
Er ist euch allen überlegen,
Ihr jungen und ihr alten Degen.

Eher brechen die Eichen, als du brichst an der Spree.
Mutvoll bleibst du beim Rufe: Wehe! Wehe dir! Weh!

Dein Morgenlicht, es scheint herein so schön in unsre Nacht,
Wie wird es einst am Abend sein, wenn du dein Werk vollbracht?

Was er Großes vollbracht,
Lassen sie ganz außer Acht,
So wird die Nachwelt ermessen,
Was die Mitwelt vergessen.

Was das Genie geschaffen,
Kümmerte nie die Laffen.

Zu dem ernsten Calvin und dem heitern Zwingli der Dritte
Ist er ein leuchtender Stern ferner Jahrhunderte noch.

Digitized by Google

Einſt noch ſuchet die Nachwelt das lautere Gold deiner Schriften,
Wenn die Zeloten ſchon längſt Nacht der Vergeſſenheit deckt.

Was du im Leben geſucht, die Stunde des Todes, ſie gab dirs,
Glaube und Spekulation, heilig und innig vereint.
Ruhig gingſt du hinüber ins Land der höheren Klarheit,
Wo die Krone des Siegs dich nach dem Kampfe nun ſchmückt.

Zwingli

O du Freier, du Kühner, wenn du noch lebteſt auf Erden,
Bliebe die Fledermaus gern in dem verfallenen Turm.
Sagteſt von Plato, er habe aus göttlicher Quelle getrunken,
Während die Heiden ſie jetzt ſtürzen in ewige Nacht.
Sieh, da entſteigſt du von neuem dem fernen Schoße der Zeiten;
Heller erbauet für dich heilige Hallen des Ruhms.

Kultus des Genius

Mit dem Kultus des Genius machten wir gerne den Anfang,
Wären mit Genien wir nur etwas beſſer verſehn.

Wunſch

Für den Kanzelgebrauch ſchreibſt du ſo mancherlei Bücher.
Ach! erſchiene doch eins auch gegen dieſen Gebrauch.

Die evangeliſche Kirchenkonferenz*)

An dem Fuße der Wartburg raten gar vielerlei Männer,
Doch gelangen zur That, dank ſeis dem Himmel, ſie nicht.
Nur an dem Fuße des Berges bleiben ſie ratend beiſammen,
Höher zum Schloſſe hinauf drohet ein zürnender Mann.

Der Kirchentag

Einſt wird kommen der Tag, wo der Kirchentag wird zum Tage,
Wenn in dunkele Nacht ſinken die Herrn an der Spree.

Kirchentag — ihr möcht es nicht ſagen,
Kirchennacht — ihr wollt es nicht wagen,
So ſagt nur zur Vermittelung,
Er iſt die Kirchendämmerung.

Die Paulskirche

Im Jahre vierzig acht
Das Parlament hielt die Wacht.
Im Jahre fünfzig vier
War der Kirchentag hier.
Und wär der Apoſtel bei euch geweſen,
Er hätt' euch gar ernſt die Leviten geleſen.

*) Zu Eiſenach, der er in ihrer damaligen Zuſammenſetzung nicht hold war.

Digitized by Google

Selbſtmordſpektakel

Kaum, daß man einige Seiten in deinen Romanen geleſen,
Knallt die Büchſe, es fällt elend erſchoſſen der Herr.
Nun ergreift auch die Damen die Freude am Gift und am Dolche.
Und das Morden es wird in deinem Buch allgemein.

Die Philoſophie

Frei muß ſie ſein, und frei muß ſie bleiben, ſonſt kehret
Zu dem Himmel zurück ſie, die dem Himmel entſtammt.

Was ſie Griechen und Römern genützt? Sie ſagen es ſelbſt aus:
Waffe war ſie und Burg ihnen im Kampf mit der Welt.

Theologie und Philoſophie

Sara die eine, und Hagar die andre, ſo hieß es vor Alters:
Auf dem Gebiete der Frau herrſchet ſchon lange die Magd.
Jene ſoll herrſchen, und dieſe ſoll dienen, ſo woll'n ſie es heute;
Aber die göttliche zieht frei in die Wüſte hinaus.

Kant

„Keinen Hühnerſtall konnt er regieren," ſprach Hippel im Unmut,
Aber die Geiſter regiert hat er und bleibet Regent.

Schmälert ihm nicht ſeinen Ruhm! Er bleibt auch, wenn ihr ihm lachet,
Daß er vom Dinge an ſich ſchied die erſcheinende Welt.

Schelling

Was uns dein Nachlaß wird bringen? Die alte und traurige Kunde,
Daß du immer gewollt, was du doch nimmer gekonnt.

Hegel

Reines Sein und Werden und Nichts und an ſich und für ſich
Sind das leere Getön Hegelſcher Philoſophie.
Sokrates lächelte, als er es hörte im Reiche der Schatten,
Und es lachte dazu jener Diogenes laut.
Nein, beim Hund! ſo ſprach er, der macht uns ja alle zu Schanden
Und Epiktetes, er gab Recht dem lachenden Mann.

Der Reformator der Hegelſchen Philoſophie

Spare nur, Guter, die Mühe, hier iſt nichts zu reformiren,
Wer reformirt denn Wind? Schnell, wie er kam, iſt er weg.

Roſenkranz

Schlingt ſich ein Roſenkranz gar um deine ſo teuere Weisheit,
Folg ich recht gern deiner Spur; Roſen, ſie riechen ſo ſchön.

Digitized by Google

Gans

Kommt nun auch eine Gans zu deinem Systeme geschnattert,
Nehmen die Gänse es gern, freudig und liebevoll an.

Trendelenburg

Klare erfrischende Quelle im traurigen märkischen Sande,
Sei uns gegrüßet! Wie gern labt sich der Wandrer aus dir!

Urteil eines deutschen Philosophieprofessors über „Die Welt als Wille und Vorstellung" von A. Schopenhauer

Ein perverses Buch, ich kann zum Verständnis nicht kommen,
Selbst der gelehrteste Mann wird aus ihm nicht recht klug.
Nun, ich leg' es ad acta, so bin ich am besten beraten,
Klüglich schweige ich still, und ich erscheine gescheit.

Schopenhauer

Kommt nur herbei und lernet und haltet ihn hoch mir in Ehren,
Der auf kühnerem Pfad wandelt zur Wahrheit dahin.
Gold der Wahrheit, es bleibt, wenn längst verschwunden vom Schauplatz
Jene gesunken ins Grab, die ihn hienieden verkannt.

Legor et legar! So ists! Sie können es nun nicht mehr hindern:
Wenn sie das Präsens auch kränkt, kränkt das Futurum noch mehr.

An dem Ufer der heiligen Ganga ist deine Heimat,
Wo der Lotos erblüht, Rosen in herrlicher Pracht,
Ferne von ihr, wo die Fluten des Mains dem Rheine sich nähern,
Wehen die Winde zu rauh, kennt dich nicht dieses Geschlecht.

Was seit Kant kein Professor von seinem Katheder gelehret,
Du nur fandst es und sprachst lichtvoll für alle es aus.
Deines Namens Gedächtnis, es bleibt gesegnet dem Forscher,
Den auf mühsamem Pfad leitet dein schauender Geist.

Heilige, ewige Wahrheit, wo fließt deine lautere Quelle?
In die Veden vertieft schaut er ursprüngliches Licht.

Keinen Wechsel gewahr ich bei dir im Laufe der Jahre:
Wie du sie anfangs erkannt, steht dir die Wahrheit noch fest.

Einsam, ein seltner Genius, steht er im Leben voll Würde.
Möchte der Nachbeter Schar stets von ihm bleiben entfernt!

Daß nicht die Schüler verderben des Meisters tiefsinnige Lehre,
Die nur bei ihm uns erscheint würdig, erhaben und ernst.

Daß seine „Welt" vorhanden, sie wußtens; doch fürchteten Störung
In ihrer Bahn sie von ihm; nun ignorirten sie ihn.

Wollt in sein Herz ihr blicken, so wisset: der sanfte Petrarca
Ist der Dichter, der ihm Freund ist und Liebling zugleich.

Digitized by Google

Goethe, Schopenhauer und Newton

Was von den Farben der Deutsche gelehrt, ihr wollt es nicht haben;
Siebenfach bricht sich das Licht stets noch in eurer Physik.
Kommt denn niemals die Zeit, wo der Irrtum weichet der Wahrheit?
Hat denn Albions Sohn bei euch, ihr Deutschen, nur Recht?

Ich teile nun die fünf Briefe des Philosophen mit. Sie sind durch die Post gegangen, sodaß auch bei dem einen undatirten das Datum festgestellt werden kann.

Ich lasse sie, da sie noch nicht an die Öffentlichkeit gebracht worden sind, in wörtlichem Abdruck folgen.

1

Geehrtester Herr Pfarrer!

Schon diesen Winter haben Sie mich durch einige mir sehr schmeichelhafte Epigramme erfreut, für welche ich Ihnen meinen Dank abstatte. Jetzt bezeugt mir Ihr werthes Schreiben, daß Sie sich anhaltend und gründlich mit meiner Philosophie beschäftigen; welches mir zu besonderer Befriedigung gereicht. Ich begreife sehr wohl, daß Sie, als Geistlicher, meiner Lehre nicht unbedingt beistimmen können; so sehr auch der ethische Geist derselben mit dem des ächten Christenthums identisch ist.

Ihre Epigramme sind sehr artig und verdienten wohl, als Anhang zu den Schiller'schen gleicher Art, in irgend einem Journal publici juris gemacht zu werden. — Meine Fragmente zur Gesch: d. Ph. werden wohl in einer 2ten Auflage, einige Zusätze erhalten, jedoch immer nur Fragmente bleiben.

Mögen meine Schriften auch fernerhin sich Ihres Antheils erfreuen u Sie veranlassen mit Wohlwollen zu gedenken an

Frankfurt, d. 23. Juli 1855.

Ihren ergebenen Diener Arthur Schopenhauer.

2

Geehrtester Herr Pfarrer!

Ich werde mit Freuden Ihre Disticha gedruckt sehen, will Ihnen jedoch, ehe ich solche der Buchhandlung übersende, Folgendes zu bedenken geben.

Fliegende Blätter verlieren und verkrümmeln sich in der Literatur und dringen nicht leicht ins Publikum; weil der Gewinn des Assortimentshändlers dabei so gering ist, daß er ihm nicht die Mühe lohnt, auch nur Zettel nach Leipzig, oder Noten, beim Einsender zur Ansicht, zu schreiben.

Daher wäre es viel besser, wenn Sie die Verse irgend einem der vielen Journale einverleiben könnten: am geeignetsten scheint mir das deutsche Museum von Prutz: ich würde rathen, es bei allen, nach der Reihe, zu versuchen; ehe Sie es, wie den Moses in der Wiege, dem offenen Strom anvertrauen. — In letzterem Fall jedoch könnte dem oben berührten Hinderniß einigermaßen dadurch abgeholfen werden, daß es äußerst splendid, groß, auf schönem Papier, nur 3 Epigramme auf jeder Seite in 12° gedruckt würde, um den Preis zu erhöhen. Sie können hierauf bestehen, da Sie kein Honorar verlangen.

Digitized by Google

Auch muß ich bemerken, daß stellenweise Ihre Handschrift viel zu undeutlich ist, für unwissende Setzer. Daher Sie unumgänglich die Korrektur selbst besorgen müssen, sonst Sie Druckfehler erleben werden, über die Sie sich die Haare raufen.

Was Sie in der Nassauer Schulzeitung über mich, betreffend Pflanze u Thier, geschrieben haben, möchte ich, quidquid sit, gelegentlich sehn.

Für frühere Einsendungen u gütige Zuschriften herzlich dankend

Frankfurt
d. 21. Aug.
1855.

Ihr
ergebener Diener
Arthur Schopenhauer.

3

Geehrtester Herr Pfarrer!

Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme, Ihre Mittheilungen u Ihr epigrammatisches Buch, welches ich bedaure nicht im Druck zu sehen. Ich glaube, daß der geeignetste Ort für dasselbe die Deutsche Monatsschrift v. Prutz wäre: Doch müssen die Epigramme zuvor, in metrischer Hinsicht, kastigirt werden. — Am 13ten dieses enthielt das Konversationsblatt einen Aufsatz über mich, von welchem Suchsland behauptete, er sei von Ihnen: ich habe jedoch gleich gemerkt, daß er dies nicht sei. Am selben Tage stand ein Artikel über mich in der neuen Wochenschrift „Frankfurter Museum".

Dem von Ihnen gewünschten Schulprogramm habe noch ein zweites beigelegt: ein 3tes aus Nordhausen v 1852, die Geometrie nach der von mir in der 4fachen Wurzel angegebenen Methode behandelnd und in vielen Figuren ausführend, kann ich nicht beilegen, weil es mit anderen zusammen gebunden ist. Habe das Packet der Hermann'schen Buchhandlung übergeben u bitte es mir, nach gemachtem Gebrauch, zurückzusenden.

Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlsein und Frohsein

Frankfurt,
d. 22. Oct.
1855.

Ihr
ergebener Diener
Arthur Schopenhauer.

4

Geehrtester Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihr schönes Gedicht zu meinem Geburtstage u noch mehr für den so enkomiastischen Aufsatz im Frankf. Museum. Es freut mich, daß Sie dort Fuß gefaßt haben: neulich gab es eine kleine Dosis Ihrer Epigramme, aber gut gewählt: denn das über den Selbstmörder-Roman, hat mir auch am besten gefallen, weil er das Tragikomische glücklich trifft.

Aber Ihrem Wunsch nach Selbstbiographie, oder Italiänische Touristerei werde ich nicht entsprechen: das Publikum ist nur zu sehr geneigt, von einer Sache auf die Person überzugehn: aber diese behalte ich mir gänzlich vor.

Mein Bildniß hatte letzten Sommer Luntenschütz in Oel gemalt, auf Spekulation: ein Gutsbesitzer in der Mark Brandenburg hatte es ihm sogleich von der Staffelei abgekauft, für 250 f. — Darauf bezieht sich die wunderliche Nachricht im Frankf. Museum, daß er mir eine Kapelle errichtet: Er hat gesagt, er wolle

Digitized by Google

ein eigenes Haus für das Bild bauen; — ich vermuthe eine Art Gartensaal. Es ist hier u. in Berlin ausgestellt gewesen, u. so eben ist eine in Berlin angefertigte sehr schöne Lithographie desselben erschienen.

Mir hat man 3 Exemplare zugestellt, davon ich eines behalte u. die 2 anderen an die 2 Urevangelisten in Berlin zurückgesandt habe.

Da Sie jetzt auch vom bloßen Apostel zum Evangelisten avancirt sind, würde ich, wenn ich noch mehr hätte, Ihnen eines schicken.

Ihnen Gesundheit und Freude wünschend

Der Ihre
Arthur Schopenhauer.

P. S. Das Konversationsblatt hatte ich Ihnen zum Behalten übersandt. Der Vers. des Gedichts ist v. Doß in München, uralter Apostel, mit dem Beinamen (in der Schule) der Jünger Johannes.*)

5

Geehrter Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihr schönes u. mir so schmeichelhaftes Gedicht, wie auch für Ihren Brief vom April, von welchem das Selbe zu sagen ist.

Ihre Anfrage betreffend, kenne ich zwar die Rixnersche Uebersetzung nicht, halte aber nichts vom Rixner und nichts von deutschen Uebersetzungen der lateinischen Uebers. der Persischen Uebers. des Sanskrit-Textes. Oho! Auch ist die lateinische Diktion, trotz der Persischen Grammatik, wundervoll, unnachahmlich: wegen der andächtigen, Wort für Wort gebenden Treue des Sultaus Darashako u. des Anquetil. — Ich zweifle nicht, daß Sie sich, mit einiger Applikation u. Geduld, bald hinein lesen würden. Der Oupnekhat ist erschienen in Strasb: 1804, kostete 16 r., — dann herabgesetzt auf 9 r. — wird bei Antiquaren wohlfeiler zu haben seyn: sind 2 dicke Quartanten, in sehr grossem Druck auf starkem Schreibpapier. Daß die Wiesbadensche Bibliothek es nicht hat, ist eine grosse Schande.

Diese Woche werde ich abermals in Oel gemalt, von einem Maler Hammel, für den Geh. Regierungsrath Krämer aus Preussen. Wenn es die Leute bezahlen, muß ich schon dazu sitzen: gehört zu meiner Mission. Ueberdies hat besagter Herr mir in Paris eine ächt asiatische, wahrscheinl. aus der grossen Giesserei in Tübet herrührende, sehr alte, bronzerne Figur des Buddha aufgetrieben, 1 Fuß hoch: vom schwarzen uralten Ueberzug gereinigt, glänzt sie wie Gold, auf einer Konsole in meinem Zimmer: war ein längst gehegter Wunsch. Hat alle kanonischen Zeichen: da sitzt sie, — zur Hausandacht.

Ihnen Friede u. Freude u. zumal Gesundheit wünschend

Frankfurt d. 11. Mai 1856. Arthur Schopenhauer.

* * *

Einmal, und zwar bald nach Empfang dieses letzten Schreibens, hatte Grimm die Freude, mit Schopenhauer persönlich zusammen zu sein; dann machte heftige Erkrankung Grimms dem ganzen Verkehr ein jähes Ende.

*) Undatirt. Die Außenseite zeigt den Poststempel: Frankfurt, 17. März 1856.

Digitized by Google

Die Kunst in England

Von R. Muther

Bis vor kurzem wußte man bei uns nicht viel von England und seiner Kunst. Während in allen Blättern Berichte über den Pariser Salon zu finden sind, ist über die großen englischen Ausstellungen fast nichts zu lesen. Auf hundert Deutsche, die alljährlich Paris besuchen, kommen nicht zehn, die nach London gehen, da die Abgeschlossenheit des englischen Lebens und der berühmte Nebel Londons wenig zu Vergnügungsreisen einladen. Erst seit der Berliner Jubiläumsausstellung, der Münchner Internationalen und der Pariser Weltausstellung wurde die englische Malerei in weitern Kreisen bekannt, während wir bisher gewohnt waren, die Engländer als ein durchaus praktisches Volk zu betrachten, das in Maschinenbau, Mechanik, Chemie, Handel und Volkswirtschaft hervorragendes leiste, auf dem Gebiete der Kunst aber nur als Sammler und Käufer in Frage komme.

Nun ist es richtig, daß in der Sammlerthätigkeit der Engländer das Hauptverdienst liegt, das sie sich um die Kunst erworben haben. Zu einer Zeit, wo die andern Völker noch nicht daran dachten, alte Kunstwerke zu sammeln, haben die Engländer sie dem Untergang entrissen. Die feinsten Holländer, Hobbema und Cuyp, sind erst durch die Engländer für die Kunstgeschichte entdeckt worden. Nirgends werden so viele Bücher über Kunst gelesen, nirgends giebt es so viele vornehme Liebhaber, nirgends so glänzend ausgestattete Sammlungen wie dort. Es ist nicht leicht, in diese Privatsammlungen Zutritt zu erhalten, man braucht Empfehlungen, man muß sich als Gentleman ausweisen. Ist das aber geschehen, so wird man vollkommen als solcher behandelt. Während man in den Pariser Privatsammlungen, die viel leichter zugänglich sind, kein Blatt in die Hand bekommt, immer nur das sehen kann, was einem der Diener vorhält, kann man in den Londoner frei arbeiten, als wäre man selbst Konservator. Die Krone der öffentlichen Anstalten ist bekanntlich das wunderbare Britische Museum, mit dem auch die große Bibliothek und die Kupferstichsammlung verbunden ist, das, glänzend dotirt wie kein andres ähnliches Institut, einen ungeheuern Schatz von Kunstwerken

Digitized by Google

ersten Ranges in sich birgt und namentlich für das Studium der antiken Kunst allmählich viel wichtiger als die Sammlungen des Vatikans geworden ist. Die Vollständigkeit und Bequemlichkeit der Bibliothek ist staunenswert. Als ich mich dem Oberbibliothekar vorstellte, um die Erlaubnis für die Benutzung zu erhalten, prüfte er zur Kontrolle meines Namens den Katalog, und ich fand auf der Liste alles angegeben, was ich jemals veröffentlicht hatte. Der Arbeitsraum ist ein pantheonartiger Saal, in der Mitte thront an erhöhtem Pult der aufsichtführende Beamte, ringsum sitzen die Sekretäre; dann kommen im Kreise, durch Gänge geschieden, die Plätze der Arbeitenden. Jeder hat seinen Sessel, seinen eignen breiten Tisch mit mechanischer Vorrichtung zum Aufstellen der Bücher, die Wände füllt die Handbibliothek von zweitausend Bänden, die jedem zur Benutzung freisteht. Es wird kein Wort gesprochen, nur die Diener gehen umher, um Bestellzettel für Bücher in Empfang zu nehmen, die dann binnen zehn Minuten auf kleinen ledergepolsterten Wägelchen anrollen. Die Bibliothek ist gleich den andern Sammlungen Sommer und Winter bis abends neun oder zehn Uhr geöffnet. Man geht von der Ansicht aus, daß alle diese Institute den Zweck haben, vom Publikum benutzt zu werden, nicht brach zu liegen, wie es in manchen Städten Süddeutschlands noch immer der Fall ist, wo man während des Winterhalbjahrs die Kunstsammlungen nur im Pelz und unter der Gefahr sich mehrwöchentlichen Schnupfen zu holen betreten kann.

Gegenüber dieser Sammlerthätigkeit, in der die Engländer unerreicht sind, steht nun freilich das, was sie selbständig auf dem Gebiete der Kunst geleistet haben, entschieden zurück. Man würde Mühe haben, eine englische Kunstgeschichte nach Art unsrer Kompendien zu schreiben. In der Blütezeit des Mittelalters, zur Zeit des romanischen und des gothischen Stils, war die englische Kunst nie frei von bizarren Formen, charakteristisch, aber unschön. Die Renaissancebewegung hat nie festen Fuß gefaßt, sie war mehr von außen importirt. Man begnügte sich, die Holbein und van Dyck als Gäste einzuladen und fremde Meisterwerke in Galerien zu sammeln. Unter allen europäischen Nationen sind die Engländer am spätesten in die Kunstgeschichte eingetreten. Ihre Kunst hat keine selbständige Vergangenheit gehabt, sich nicht allmählich aus ungeschicktern, naivern Anfängen zu virtuosern Leistungen entwickelt, sondern sie sprang im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit einer gewissen überreifen Plötzlichkeit in die Höhe. Als sie begann, mußte sie sich ausschließlich auf ihre eigne Kraft verlassen, konnte sich an keine Überlieferung anlehnen, keinem bereits ausgebildeten Kunstkreise einordnen. Es war ihr nicht beschieden, aus eignen Keimen zu wachsen und zu reifen, es kam nie zu jener Schulüberlieferung, die den Künstler trägt und hält, daher auch nie zu einer wirklich großen Kunst, und es hat den Anschein, als ob für einzelne Zweige dem Engländer überhaupt die Begabung abginge.

Digitized by Google

Bekannt ist z. B. — trotz Flaxman und den neuesten Versuchen — das Fehlen einer englischen Plastik. Es mangeln ihr weder zahlreiche noch würdige Aufgaben. Wenn man die Kathedralen und die öffentlichen Plätze Londons durchwandert, beneidet man die Bildhauer um die thätige Teilnahme, die sie überall finden. Aber so viele Nelson, Peel und Wellington in Erz und Marmor uns begegnen, ein befriedigendes Werk trifft man nur selten an, wenn man nicht als Sportsman mit der getreuen Wiedergabe der Rassenpferde und dem tadellosen Sitz der Reiter vorlieb nimmt. Noch weniger Lorbeeren hat die englische Phantasie auf dem Gebiete der Idealplastik errungen. Hier hat offenbar pietistische Prüderie am vollen Erfassen gesunder Formenschönheit gehindert. Denn ist es die vollsaftige, naive Sinnlichkeit des Pariser Lebens, die dort die Plastik so groß gemacht hat, so konnte sie natürlich in einem Lande nicht gedeihen, wo ein Stuhlbein shocking ist, und die Sinnlichkeit nach den Enthüllungen der Pall Mall Gazette sich zuweilen in mehr absonderlichen als naiven Formen äußert. Ebenso wird niemand, der nach England fährt, sich dort ernstlich mit moderner Architektur beschäftigen. Zwar brauchen die englischen Architekten im verständnisvollen Reproduziren alter Bauweisen keinen Vergleich zu scheuen. Wie die zahllosen modernen Kirchen und die Riesenbauten der Parlamentshäuser zeigen, hat man sich mit großem Erfolg bestrebt, namentlich den altheimischen Stil der Gothik wieder zu Ehren zu bringen. Aber an öffentlichen Bauwerken, in denen der moderne Baugeist seine eigne Sprache redet, steht London hinter Paris und selbst hinter Berlin zurück.

Dennoch sind auf einigen Gebieten der Kunstthätigkeit den Engländern wichtige Anregungen zu danken, obwohl sich ihr Einfluß gewöhnlich nicht unmittelbar, sondern durch zufällige Vermittlung der Franzosen geltend machte. Denn der Kanal bildet eben auch in künstlerischer Hinsicht eine Trennungslinie zwischen den britischen Inseln und dem Festlande. Die englische Kunst entwickelte sich ausschließlich auf dem heimatlichen Boden, meist unbekümmert um die künstlerischen Strömungen im übrigen Europa; sie fand jederzeit ihr Publikum bei sich zu Hause, und der Markt des Kontinents war ihr gleichgiltig. Um sie würdigen zu können, muß man sie also an der Quelle studiren.

Ich kam nach London zuletzt im vorigen Herbst, nachdem ich die Freuden und Leiden der Pariser Ausstellung durchgekostet hatte. Von Paris nach Calais, von Calais nach Dover, und der Boden Englands ist erreicht. Welcher Gegensatz gegen Frankreich! An Stelle der französischen Waggons, die viel zu wünschen übrig lassen, nehmen uns Eisenbahnwagen von der bequemsten Einrichtung auf, wie man sie in Deutschland nur beim Orientexpreßzug kennt. Man schaut noch eine Weile auf das blaue Meer, dann wendet sich der Zug landeinwärts, grüne Wiesen und prächtige Holzungen, in der feuchten Meer-

Digitized by Google

luft gebadet, erfreuen das Auge. Man sauft an kleinen Städten, Arbeiterdörfern, vornehmen Landsitzen vorbei, deren Dächer freundlich im Sonnenschein blinken. Die Luft wird allmählich schlechter und dicker, man fährt zwanzig Minuten über ein Häusermeer hin, dann hält der Zug. Ohne daß das Billet kontrollirt wurde, steigt man aus — das englische Volk ist zur Mündigkeit erzogen und braucht keine zurechtweisende Kontrolle. Man sitzt in einer Droschke und fährt auf Asphalt, ringsum von Wagengewühl umgeben. Sonderbare Einspänner, deren Kutscher hinter dem Wagen sitzen, eilen vorüber, und vorn sitzen immer dieselben Herren im Zylinder und roten Handschuhen. Omnibusse, von oben bis unten mit Plakaten bedeckt, rasseln dahin; die Kondukteure rufen verworrene Namen, die den unbehilflichen deutschen Kleinstädter wahnsinnig machen, während die Herren auf dem Verdeck ruhig ihre Zeitung lesen oder gelassen in die Luft starren. Zuweilen muß gehalten werden, um Raum zu schaffen; Polizisten mit schwarzen Kopfbedeckungen leiten das alles mit kleinen Handbewegungen. Frauen und Kinder eilen dann von den Trottoirs in sicherer Ruhe über den Fahrweg. Hier rufen Zeitungsjungen ihre Journale aus, dort schreien sich Stiefelwichser heiser, in der Tiefe pfeift gellend die unterirdische Stadtbahn. Es rasselt, schreit und dröhnt von allen Seiten, überall Arbeit, Kampf ums Dasein, Prosa des Lebens — das ist London, überwältigend groß und niederschmetternd für die Nerven, wenig Freuden versprechend für den, der eben den heitern kunstdurchtränkten Boden von Paris verlassen hat.

Doch die Gegensätze berühren sich. Nachdem ich ins Hotel gekommen war, dort die Schwere und Gediegenheit der Einrichtung bewundert, von der wir in Deutschland gar keine Ahnung haben, den üblichen Lunch eingenommen hatte, der ebenso schwer als teuer ist und nach der leichten Küche der Franzosen recht sonderbar anmutet, war mein erster Gang nach der National Galery gerichtet, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte. Es ist ein weites, finsterblickendes Gebäude, architektonisch unschön, doch merkwürdig vornehm im Innern. Im Louvre in Paris blutet einem das Herz über den Ruin, dem die Bilder verfallen sind, über ihren trostlosen Zustand, der fast den künstlerischen Genuß unmöglich macht, über die liebloſe Übereinanderhäufung der verschiedensten Dinge. Hier hängt in den weiten Sälen immer nur eine Reihe von Bildern neben einander, gerade in der Gesichtshöhe des Beschauers und so weit von einander entfernt, daß jedes mit ruhigem Auge gewürdigt werden kann. Die einfach vornehmen Rahmen unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den schwerfälligen, plump verzierten, mittelmäßig vergoldeten oder bronzirten, die sich anderwärts breit machen. Die Gemälde selbst, in vorzüglicher Erhaltung, sind unter Glas; den Hintergrund bildet rote Seide von wohlthuend ruhigem Ton. Wer die reizendsten Botticellis, die herrlichsten Tizians, die feinsten Holländer sehen will, muß in die Londoner National Galery gehen.

Digitized by Google

Aber ich sah zunächst überhaupt nichts von Bildern. Es war Donnerstag, Studientag, und die ganze Galerie war von malenden Damen besetzt. Da saßen sie und malten in schwärmerischer Verzückung die alten Italiener ab. Sobald man vor ein Lieblingsbild gekommen war, saß so eine liebe Dame davor und versperrte die Aussicht. Sie sind weniger schön als interessant — blond, blaß und schlank, mit kurzgeschnittenen Locken und feuchten, schwärmerischen Augen. Die Kleidung, originell in Schnitt und Farben, scheint fast künstlich in Unordnung gebracht, und vor ihnen auf dem Maltischchen steht ein buntes Glas, aus dem eine Sonnenblume oder eine Lilie nickt. Das sind die Wesen, wie sie Sullivan in seiner Operette Patience schildert, die verkörperte Ästhetik, ästhetisch an Leib und Seele, als hätten Botticellis Madonnen Fleisch und Blut angenommen und wären aus der vierten Dimension als ätherische Spirits herübergekommen.

Dieser Gegensatz, der sich zwischen dem rasselnden Straßenleben und der ästhetischen Zartheit dieser Wesen geltend macht, geht durch das ganze Leben des Engländers hindurch. Es ist in jeder Hinsicht das Land der Gegensätze: die Heimstätte der praktischen Vernunft und die Wiege des Spiritismus, eine Republik mit einer Königin, die abgöttisch verehrt und zugleich in den beißendsten Satiren verspottet wird. In den vornehmen Vierteln herrscht der üppigste Reichtum und die satteste Tugend, in Whitechapel die hungerndste Armut und das schreiendste Laster. Selbst die Restaurants haben ein Doppelgesicht: vorn die Räume für Steaks und Ale, dahinter die für Kuchen, Limonade und Thee. Zwei Seelen wohnen in des Engländers Brust. Am Tage ist er ein trockner Geschäftsmann, ganz aufgehend in der Arbeit und in den Interessen des Tages, am Abend, im Privatleben, kommt die Reaktion — da herrscht das ewig Weibliche und mit ihm die Ästhetik. Reizend mit Blumen ist der Tisch geschmückt, die Dame und die Töchter des Hauses sprechen verständnisvoll von Kunst und Musik, man hat wohlerzogen zu sein, für immer verloren ist, wer den geringsten Verstoß im Gebrauch von Messer und Gabel macht. Auf der Veranda atmet man die frische Luft des Hydepark, kein Ton, der an das Tagesgetriebe erinnern könnte, dringt herüber.

Es ist fast selbstverständlich, daß auch die englische Kunst diese Gegensätze aufweist: auf der einen Seite die Richtung aufs Nützliche, die technische Findigkeit, auf der andern die Romantik, die sanfte Schwärmerei, das ästhetische Träumen.

Bleiben wir in der Abendgesellschaft und sehen wir uns daraufhin die Wohnungseinrichtung an. Was ist sie vom Salon bis zum Lavatory anders als eine Nützlichkeitseinrichtung par excellence! Noch bis vor kurzem gerade auf dem Gebiete des Kunstgewerbes als Barbaren verschrieen, entweder von den Franzosen abhängig oder in dem, was sie selbständig leisteten, fast noch unter dem Niveau unsers Biedermeierstils stehend, haben die Engländer seit

Digitized by Google

der Gründung des South Kensington Museums begonnen, auf dem Gebiete des Geschmacks eine, wenn nicht herrschende, doch beachtenswerte Rolle zu spielen. Durch die Kunstschule des Kensington Museums wurde nicht nur die vernachlässigte Geschmacksbildung der Londoner Gewerbetreibenden auf merkwürdig schnelle Weise gefördert, sondern da sich diese mit dem Museum in Verbindung stehenden Kunstschulen allmählich von Stadt zu Stadt verbreiteten, gelang es auch, den englischen Geschmack vor ziellosem Umherirren zu bewahren und in eine Richtung zu lenken. Der Charakter des englischen Kunstgewerbes, wie es jetzt vorliegt, ist gediegne Sachlichkeit. Was der französischen Kunstindustrie durch die Beweglichkeit des Geistes, das Raffinement der Erfindung und durch ihre merkwürdige Grazie zugeführt wird, das ersetzt die englische durch die Gediegenheit der Arbeit und ihr außerordentliches Verständnis für die praktischen Bedürfnisse des modernen Lebens, indem sie dem Launischen und Willkürlichen des modernen Geschmacks das Struktive und Rationelle in den Dingen gegenüberstellt. Phantasie ist in keinem Stücke bemerkbar, das wird auch nicht angestrebt, aber jedes ist bequem und vernünftig, von der größten Sauberkeit der Arbeit, dem echtesten Material und nicht ohne Schönheitssinn im Kleinen. Wie jämmerlich erscheint dagegen unsre ganze Periode deutscher Renaissancebeglückung mit ihrem sinnlosen Spielen mit mißverstandenen Ornamenten! Man stößt sich nicht an geschnörkelt vorspringenden Holzleisten über dem Kopfe, sitzt sich nicht wund auf unbequemen „Lutherstühlen," bekommt nicht Rückenschmerzen auf harten altdeutschen Divans. Jeder Gebrauchsgegenstand ist praktisch, handsome, griffig, und es ist bewundernswert, wie man alles erprobt hat, ehe man es in so vielen tausend Exemplaren herstellt. Es ist im Gegensatz zu dem stilistisch Ornamentalen hier die vollendete Zweckmäßigkeit. Das englische Kunstgewerbe hat keinen Stil, aber wenn man will, auch wieder mehr Stil als das eines andern Volkes, weil es unbekümmert um alles andre nur den Zweck vor Augen hat. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird hier das deutsche Kunstgewerbe in den nächsten Jahrzehnten sich seine Vorbilder holen, nachdem die letzte Münchner Kunstgewerbeausstellung wohl den endgiltigen Beweis geliefert hat, daß wir auf dem bisherigen Wege schaler Nachahmung alter Formen nicht weiter kommen. Mit dem deutschen Grundsatz „Billig und schlecht" müßte dann freilich endgiltig gebrochen werden.

Ein zweites Gebiet, auf dem noch viel, sehr viel von den Engländern zu lernen ist, obwohl wir uns darin überhaupt schon längst in englischen Bahnen bewegen, ist das der vervielfältigenden Künste. Unser Holzschnitt ist bekanntlich heute in demselben Grade englisch, wie er vor vierhundert Jahren deutsch war, hat mit dem alten deutschen Holzschnitt, wie ihn Dürer und Holbein übten, so gut wie nichts mehr zu schaffen. Jener war eine Reproduktion der Federzeichnung und arbeitete mit ganz einfachen Mitteln. In diesen Bahnen blieb er bis ins achtzehnte Jahrhundert, verlor aber mit der Entwicklung der bequemen Radirung

Digitized by Google

seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts überall an Boden. Im achtzehnten Jahrhundert war er nur noch für ganz untergeordnete Zwecke im Gebrauch und sogar aus der Buchillustration durch den zarten Kupferstich verdrängt, obgleich sich dieser nur sehr umständlich und kostspielig in den Typendruck einfügen ließ. Erst Thomas Bewick erweckte ihn zu neuem Leben, indem er das raffinirte Verfahren des modernen Holzschnittes erfand, der nur noch dem Namen nach mit dem alten zusammenhängt, sich aber sonst als eine ganz neue, nach eignen Gesetzen arbeitende Reproduktionsgattung darstellt. Die Nachfolger bildeten in regem Wetteifer Bewicks Prinzipien weiter. In wenigen Jahrzehnten hatte der Holzschnitt die Buchausstattung zurückgewonnen, und bereits 1842 wurde die erste illustrirte Zeitung gegründet. Damit beginnt für den Holzschnitt eine neue Periode. Keiner andern Reproduktionstechnik wurden jemals so mannichfache Aufgaben gestellt. Englands Interessen gehen über den ganzen Erdball. Was sich in der Heimat und in den Provinzen zutrug, wurde sofort durch die Hand des Zeichners festgehalten. Von Wichtigkeit wurde namentlich das große Format der Zeitungen, wodurch ein monumentaler Zug, der sich bis dahin an den zierlichen Buchillustrationen nicht hatte entwickeln können, in die Darstellung kam. So schnell Deutschland dem Vorgange Englands folgte, so haben die englischen illustrirten Zeitungen doch bis heute das höchste Maß künstlerischer Haltung — man braucht nur den Graphic, die Illustrated London News oder Harpers Magazine mit den entsprechenden deutschen Blättern, der Leipziger Illustrirten, „Über Land und Meer“ und andern unsrer illustrirten Wochenschriften zu vergleichen. Nirgends weiß man so geschickt die entsprechende Art der Darstellung für jeden Gegenstand zu finden, vom Facsimileschnitt der flüchtigen Skizze eines Schlachtenbeobachters bis zu den raffinirt durchgebildeten Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens, die den Roman des Blattes illustriren.

Von den Arten des Kupferstichs ist die Radirung wohl die einzige, der man noch eine Zukunft prophezeien kann. Während der eigentliche Kupferstich aus seinen ausgefahrnen Geleisen selten mehr heraustritt, seit der Durchbildung der mechanischen Reproduktionstechniken immer mehr an Boden verliert und trotz Kunstvereinsprämien nur noch als Zimmerschmuck für die mittlern Kreise in Betracht kommt, die sich den Luxus eines „Ölbildes“ nicht gestatten können, hat die vornehme Radirung in dem Kunstbetriebe der Gegenwart wieder wachsende Bedeutung gewonnen, nachdem sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ebenfalls völlig vergessen und überall durch die Lithographie verdrängt worden war. Ihre Wiederbelebung erfolgte durch die englischen Dilettanten, die, zu Hunderttausenden verbreitet, dort ein wichtiges Bindeglied zwischen Künstlerschaft und Publikum bilden, als vornehme Liebhaber in gewissem Sinne den Geschmack dirigiren und sich sogar an positivem Können vom berufsmäßigen Künstler oft nur dadurch unterscheiden, daß sie aus der Kunst „kein Gewerbe

Digitized by Google

machen.“ Diese erinnerten sich, daß die Radirung eine Lieblingsbeschäftigung fast aller bedeutenden Meister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen und eine dankbare, verhältnismäßig leichte Technik sei. Sie studirten die Werke der alten Radirer, namentlich des Großmeisters Rembrandt, und wußten die Geheimnisse fast vergessener Prozeduren und Rezepte zu ergründen. Sie begannen mit anspruchslosen Landschaften und Seestücken und gingen allmählich zu Figurenkompositionen und zum Bildnis über. Auf diese Weise wurde England die vornehmste Pflegestätte der modernen Radirkunst. Nicht nur Maler wie Whistler und Herkomer, auch eine ganze Anzahl von Dilettanten verfügen über alle Ateliergeheimnisse und praktischen Kunstgriffe der Radirer vom Fach. Die Gediegenheit der Mache, wie sie alle englischen Erzeugnisse, selbst die des Londoner Schneiders auszeichnet, kommt auch den englischen Radirungen zu statten. So sehr sich bei uns in den letzten Jahren die Radirung gehoben hat, so ist eine Konkurrenz mit den Engländern doch noch nicht möglich. Unsre Kupferstecher und Radirer haben nicht nur viel zu lernen, sondern ebenso viel zu verlernen, ehe sie einen Vergleich mit jenen aushalten können. Was hilft es uns z. B., den alten Linienstich noch immer künstlich hinzupäppeln, nachdem er in allen andern Ländern klanglos begraben worden ist? Diese kalte, mühsame und daher so selten vom Hauch des Genius berührte Technik muß allmählich zu den überwundenen Dingen gerechnet werden. Das Kalligraphische an ihr, die Meisterschaft, die der Stich als solcher erfordert, und die vollkommene Entäußerung von allem Persönlichen, die dem Kupferstecher als Höchstes vorschwebt, imponirt nicht mehr, sondern erscheint als verlorne Liebesmüh, seitdem die Camera obscura dasselbe Ergebnis, wozu der Kupferstecher Jahre schweißtriefender Arbeit braucht, mühelos in ebensoviel Sekunden erzielt. Stiche nach klassischen italienischen Bildern mögen noch eine gewisse Berechtigung haben, während in allen andern Fällen, wo es sich weniger um Form als um Farbe handelt, also bei allen Reproduktionen niederländischer oder moderner Bilder, der Kupferstich nur als Anachronismus erscheint. Übrigens werden solche Stiche nach modernen Bildern in Zukunft von selbst aufhören, seitdem der Naturalismus, der das Wesen der Kunst im optischen Eindruck, in der Impression sucht, all den schönen Vorwürfen, in deren Wiedergabe sich der Linienstich zu ergehen liebte, den Laufpaß gegeben hat. Der Grabstichel ist seiner Natur nach nichts weniger als impressionistisch und muß daher ganz von selbst vor dem Ätzwasser die Waffen strecken, das keinen höhern Ehrgeiz kennt, als farbige Werte in schwarz und weiß zu übersetzen.

Gerade deshalb und wegen ihres unversieglichen individuellen Reizes wird die Radirung stets neben den mechanischen Reproduktionsarten das Feld behaupten, und daß sie sich, gleich Aquarell und Pastell, auch bei uns glücklich aus Zopf und Pedanterie emporzuarbeiten beginnt, ist als einer der haupt-

Digitized by Google

sächlichsten künstlerischen Erfolge der letzten Jahre zu begrüßen, so wenig wir, wie gesagt, trotz Klinger, Koepping, Unger und manchen andern vorläufig mit den Engländern wetteifern können. Ich will gar nicht davon reden, daß die Radirung dort eine selbständige Kunst, bei uns — von Klinger abgesehen — nur Reproduktionsmittel ist, und daß der vor einigen Jahren in Berlin mit Mühe gegründete Verein zur Hebung der Malerradirung schon sanft wieder eingeschlafen ist. Selbst in der Technik sind die englischen Blätter den deutschen schon weit überlegen. Zu allen Finessen der Radirkunst gesellt sich namentlich ein Raffinement des Druckes, von dem man in Deutschland noch keine Ahnung hat. Die Leute, die jedem Gebiet gleich seine Grenzen stecken wollen, alles mit dem Material ihres historischen Wissens kritisiren, klagen natürlich darüber, daß diese englischen Radirungen „zu sehr ins Gebiet der Malerei übergreifen." In der That läßt sich bei manchen Blättern kaum entscheiden, welchen Anteil an der malerischen Wirkung die Nadel des Radirers und welchen das Raffinement des Druckes hat. Jeder Abdruck ist so sehr eine malerische Kunstleistung an sich, daß die Nadel eigentlich nur noch das Skelett der Wirkung festzustellen hat. Aber die Hauptsache ist eben doch, daß die Wirkung erreicht wird. Ob dazu mehr das Ätzwasser oder der Wischer verwendet wurde, ist im Grunde gleichgiltig. Man freut sich über die breiten Schattenmassen und die glänzenden Lichter, über die frisch-duftige Wirkung des Ganzen, wie sie der Kupferstich mit seinen sorgfältig genauen Schraffirungen nie auch nur annähernd erreicht. Die Radirung ist ein Kunstwerk, während unser früherer Kupferstich ein Erzeugnis des Gewerbefleißes war. Daß der Preis aller dieser Blätter hoch ist und nach der Herstellung einer beschränkten Anzahl von Abzügen gewöhnlich die Platte zerstört wird, kann nur den Wünschen des vornehmen Sammlers entsprechen. Denn die Kunst verlangt eine gewisse Exklusivität und darf nicht als Massenartikel auftreten, den jeder haben kann.

Neben der Radirung ist das Aquarell die eigentliche Leib- und Magenkunst der Engländer geworden. Diese Technik, in der unser Dürer, die Holländer des siebzehnten und die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts so Interessantes schufen, wieder zum Leben erweckt zu haben, rühmen sie selbst als ihr hauptsächlichstes kunstgeschichtliches Verdienst. Nun sind sie darin zwar gegenwärtig von den Italienern und Spaniern, die durch sie die Anregung erhielten, entschieden überflügelt, auch wird das Aquarell, da es technisch auf zu schwachen Füßen steht, überhaupt nie von größerer Bedeutung im Kunstbetrieb andrer Völker werden können. In England aber wurde es wichtig wegen des unverkennbaren Einflusses, den es auf die Ölmalerei ausübte. Das Studium unmittelbar vor der Natur und im Freien gab dem Aquarell von Anfang an seine Eigenschaften dem Ölbilde gegenüber. Die Aquarelltechnik gab der englischen Palette gewissermaßen den Ton, wirkte auf die Öltechnik zurück und

Digitized by Google

bewahrte sie vor Irrwegen. Auf diese Weise konnte die Unart, an der wir so lange krankten — verräucherte Galeriebilder nachzuahmen, die ursprünglich auch einmal frisch waren —, in England nie Wurzel fassen. Der ganze Krieg zwischen Asphalt und Kremserweiß, der auf unsern letzten Ausstellungen tobte, brauchte in England nicht geführt zu werden. Die ganze gesunde, klare Entwicklung der englischen Malerei kann uns Deutsche, die wir uns fast ein Jahrhundert lang am Gängelband einer falschen Ästhetik haben führen lassen, überhaupt nur wehmütig berühren. Seitdem es eine englische Malerei giebt, war sie die unbefangenste, natürlichste, nationalste und technisch am malerischsten entwickelte von allen. Den Hauptvorsprung erhielt sie schon dadurch, daß der aller Kunst die Lebensadern unterbindende Klassizismus, der sich durch Winckelmanns Einfluß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts durch ganz Europa verbreitete, in England fast keinen Boden fand. Schon um die Wende dieses Jahrhunderts, als die „große" Malerei überall die technische Tradition verloren hatte, hat England „Maler" im eigentlichsten Sinne besessen. Und zu derselben Zeit, wo die Landschaftsmalerei des übrigen Europas nur schemenhafte, kraft- und saftlose Claude Lorrains fabrizirte, kehrte in England ein Landschafter zur ewig jungfräulichen Natur zurück — es dauerte Jahrzehnte, bis die Nachbarn folgten. Zur Bestätigung dessen braucht man nur einen Blick in die National Galery zu werfen.

(Schluß folgt)

Ein Januskopf

Freunde Döllingers haben ein Bändchen Briefe und Erklärungen herausgegeben, in denen der Verewigte das Verharren bei seinem Widerspruch gegen das Vatikanum begründet.*) Den Anfang machen einige der Kundgebungen, die schon 1869 und 1870 in der Allgemeinen Zeitung und anderwärts veröffentlicht worden sind. Vor viertehalb Jahrhunderten hielten neun Zehntel aller Deutschen den Papst für den Antichrist, und vor zwanzig Jahren strengten sich einige Theologen vergebens an, vierundzwanzig Millionen deutsch redender Katholiken davon zu überzeugen, daß der Papst nicht unfehlbar sei, die großen protestantischen

*) Briefe und Erklärungen von J. v. Döllinger über die Vatikanischen Dekrete 1869 bis 1887. München, C. H. Beck, 1890.

Digitized by Google

Zeitungen aber druckten deren Beweisführungen als Aktenstücke von weltgeschichtlicher Bedeutung ab. Gewiß eine starke Krümmung der den Fortschritt der Menschheit sinnbildenden Linie, die ja, wie einige Geschichtsphilosophen behaupten, eine Spirale sein soll! Es hieße den Lesern der Grenzboten Brechpulver eingeben, wollten wir die in dem Büchlein enthaltenen Widerlegungen des Unfehlbarkeitsdogmas nochmals wiederkäuen. Wenn wir die Aufmerksamkeit darauf lenken und es sogar zu lesen empfehlen, mit Überschlagung der dogmatisch-kirchengeschichtlichen Beweise, so geschieht es der interessanten Persönlichkeit Döllingers wegen, die uns ein psychologisches Rätsel zu lösen aufgiebt. Döllinger war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unzweifelhaft Protestant, und es ist fast unbegreiflich, wie er sich bei seinem erstaunlichen Scharfsinn und seinem ungeheuern Wissen bis zu seinem Tode für einen Katholiken halten konnte. Unter dem passenden Namen Janus hat er angefangen, dieselbe Kirche mit Erbitterung anzugreifen, der er fünfzig Jahre hindurch so eifrig gedient hatte, und mit seinem Doppelantlitz ist er gestorben. Er hatte jenes Pseudonym für das bekannte Buch gewählt, weil er darin in die Vergangenheit und Zukunft schaut, ohne zu ahnen, daß er von der Zeit ab wirklich ein doppeltes Gesicht zu tragen verurteilt war.

Es handelte sich ja bei ihm gar nicht mehr bloß um den Widerspruch gegen die vatikanischen Dekrete. In dem Kampfe gegen die absolutistische und abergläubische Richtung in der katholischen Kirche, für die er — mit wie viel Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — die Jesuiten, und die Jesuiten allein verantwortlich machte, hatte er die Kirchengeschichte aufs neue zu durchforschen unternommen, zu einem Zwecke, der jenem gerade entgegengesetzt war, für den er fünfundzwanzig Jahre vorher sein Werk über die Reformation verfaßt hatte. Was er suchte, das fand er, und in reichlicherm Maße, als ihm lieb sein mochte. Er fand ein System von Fälschungen zu hierarchischen Zwecken, das bis in die ersten Jahrhunderte der Kirche hinaufreicht, und er fand, daß das Papsttum im ganzen mehr Unheil als Gutes gestiftet, namentlich aber vom dreizehnten Jahrhundert ab gleich einer Pest die Christenheit in religiöser, sittlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung verheert habe. Und als er von den kirchlichen Autoritäten zur Unterwerfung aufgefordert wurde, da verweigerte er den Gehorsam mit Berufung auf seine wissenschaftlich begründete Überzeugung. Wenn wir nicht auf konfessionellem Gebiet eine unheilbare Sprachverwirrung anrichten wollen, so müssen wir einen Mann, der den Papst für die Geißel der Christenheit hält und der die eigne Überzeugung über die kirchliche Autorität stellt, einen guten Protestanten, einen großen Fachgelehrten aber von durchdringender Geistesschärfe, der das nicht zugiebt, ein psychologisches Rätsel nennen.

Als er Anfang 1871 von seinem Ordinariat zu einer entscheidenden Erklärung aufgefordert wurde, bat er mehreremal um Aufschub und ersuchte dann

Digitized by Google

schließlich am 28. März den Erzbischof von Scherr, ihm Gelegenheit zu geben, seinen Widerspruch gegen die neuen Dogmen in einer Konferenz zu begründen, sei es mit den deutschen Bischöfen, die sich gerade zu einer Beratung in Fulda anschickten, sei es mit einer vom Erzbischof zu ernennenden Kommission. Als ob es sich damals noch um eine Disputation über den zum Überdruß durchgesprochenen Gegenstand und nicht vielmehr um die Frage gehandelt hätte, ob der deutsche Katholik das ihm widerwärtige Dogma hinunterwürgen oder sich durch dessen Ablehnung vom Papste lossagen wollte! Die Bischöfe hatten samt der Masse der Katholiken das erstere gewählt, und damit war die Sache für Deutschland entschieden. Zu optiren, nicht zu disputiren hatten jene Männer, die sich geteilten, man darf bei manchen wohl sagen zerrissenen Herzens auf der Grenze zwischen den zwei Konfessionen hilflos und ratlos nach Rettung aus einer unhaltbaren Lage umsahen. Döllinger wiederholt dasselbe Ansinnen noch einmal am 1. März 1887 in einem Schreiben an den Erzbischof von Steichele. Er beruft sich auf die kirchliche Praxis der frühern Jahrhunderte. Noch im zwölften Jahrhundert sei ein solches Verfahren bei Abälard und andern beobachtet worden; „aber im dreizehnten errichteten die Päpste die Glaubensgerichte mit geheimer Prozedur, schrieben Tortur, carcer durus, qualvolle Hinrichtung als Bekehrungsmittel vor, befahlen, daß schon auf bloßen Verdacht hin Folterung eintreten solle.“ Es ist gewiß sehr unbequem für katholische Kirchenfürsten unsrer Zeit, sich diese Dinge öffentlich sagen lassen zu müssen, die sie ja nicht in Abrede stellen können; allein zur Änderung ihrer Praxis kann es sie nicht bewegen, denn diese Praxis stützt sich auf eine anderthalbtausendjährige Erfahrung. Anfänglich bildeten sich die kirchlichen Obern in allem Ernste ein, was sie, die von Gott erleuchteten, für wahr hielten, das müßten auch alle andern als wahr erkennen, daher müßten die Widersprechenden zunächst belehrt werden, und erst wenn die Disputation nicht zum Ziele führe, sei böser Wille vorauszusetzen. Als aber dann die Erfahrung lehrte, daß Belehrungen und Disputationen niemals zusammen-, sondern nur immer weiter auseinanderführen, da verwarfen sie dieses Einigungsmittel als zweckwidrig und stellten den vollkommen richtigen Grundsatz auf, Ketzer seien nicht durch Disputiren zu überzeugen. Daraus folgerten sie nun — von ihrem Standpunkte aus ebenfalls richtig —, es sei Pflicht, sie durch körperliche Qualen zur Abschwörung ihrer Irrtümer zu bewegen und so ihre Seelen zu retten. Und nachdem die moderne Gesetzgebung dieser Art von Seelenrettung glücklicherweise ein Ende gemacht hat, erachten sie sich wenigstens für verpflichtet, die „faulen“ Glieder vom Leibe der Kirche abzuschneiden, um die „gesunden“ vor Ansteckung zu bewahren. Nun kannte niemand besser als Döllinger den Weg, auf dem die Kirche zu dieser Praxis gekommen war; er spricht aber diesen Einwurf, den er sich ohne Zweifel innerlich selbst machte, in dem zuletzt erwähnten Schreiben nicht aus, sondern sucht ihn durch folgende

Digitized by Google

Widerlegung an der Schwelle abzuweisen: „Es handelt sich ja nicht um Glaubensmysterien, wie Trinität und Inkarnation, über welche man freilich erfolglos bis zum jüngsten Tage disputiren kann. Wir stehen hier auf dem festen Boden der Geschichte, der Zeugnisse, der Thatsachen. Dies sind Dinge, welche sich so aufhellen und erläutern lassen, daß jeder gut erzogene und unterrichtete Mann sich ein eignes Urteil über Recht oder Unrecht der einen oder andern Seite bilden kann, auch ohne theologische Studien gemacht zu haben." Als ob sichs bei den Streitigkeiten über die Glaubensgeheimnisse nicht ebenfalls um historische Thatsachen gehandelt hätte, nämlich darum, ob die Sätze, in denen die Kirche sie ausspricht, dem Wortlaut der Bibel entsprechen oder nicht! Und als ob es irgend eine historische Thatsache von Bedeutung in der Welt gäbe, über die sich die Gelehrten und die — Interessenten zu einigen vermöchten! Von dem Augenblick an, wo der auf Thatsachen gestützte Nachweis eines Rechtsanspruches alle Beteiligten überzeugt, giebt es weder Kriege noch Zivilprozesse mehr, sondern nur noch Schiedsgerichte.

Die gläubigen Katholiken sind Positivisten; alles Wissen hat ihrer Ansicht nach nur in soweit Wert, als es einem praktischen Zwecke dient. Höchster Lebenszweck ist ihnen die Sicherung der ewigen Seligkeit, und dieser Hauptzweck wird durch die Trennung von der Kirche gefährdet. Daher lassen sie sich auf die Prüfung solcher wissenschaftlichen Beweise, die von der Kirche abzuführen geeignet erscheinen, gar nicht ein. Thun sie es dennoch einmal, so geschieht es mit dem Vorbehalt, jede Beweisführung für falsch zu halten, die für die kirchliche Autorität ungünstig ausfällt, auch wenn der Fehler, der notwendigerweise darin stecken müsse, nicht herauszufinden sei. Die Frauen gar — und man weiß ja, wie mächtig die im kirchlichen Leben sind, hat es doch Windthorst erst dieser Tage wieder einmal gesagt — die behandeln alle Vernunftgründe gegen kirchliche Lehren einfach als Luft, und das unermeßliche Wissen eines Döllinger kommt für sie höchstens als erschwerender Umstand in Betracht. Er müsse doch wissen, schreibt eine hochgestellte Dame am 15. Februar 1880 an Döllinger, „daß, wenn ein so reichbegnadeter, hochbegabter und hellerleuchteter Priester sich gegen die Autorität der Kirche auflehnt und im Ungehorsam gegen dieselbe stirbt, er eine viel schrecklichere Strafe in der Ewigkeit zu erwarten hat, als andre, die weniger Erkenntnis, weniger Gnaden und daher geringere Verantwortung hatten. Es erfaßt mich wahrhaftes Grauen und ein ganz unsagbares Mitleid, wenn ich an die entsetzliche Zukunft denke, welcher Sie unfehlbar entgegengehen, wenn u. s. w." Es war wirklich recht überflüssig, daß Döllinger auch in der Antwort an diese Dame noch seine alte Beweisführung wiederholte. Mehr als weiblich, geradezu kindlich klingt es, wenn der Nuntius Ruffo Scilla in einem Schreiben vom 1. Oktober 1887 die Hoffnung ausspricht, die allerseligste Jungfrau vom Rosenkranze und der Schutzengel würden dem „erlauchten Doktor" eingeben,

Digitized by Google

der Kirche beim Jubiläum des heiligen Vaters eine Freude zu machen, und wenn er für diesen Fall seine Dienste zur Verfügung stellt. Döllinger antwortet diesmal mit auffälliger Schärfe. Die Kirchenzucht sei in Deutschland so lax, daß er, wenn er gewollt hätte, ohne Furcht vor Strafe zahlreiche Übelthaten hätte begehen können; aber als er sich geweigert habe, seinen alten Glauben zu verleugnen und sich den neuen Dogmen zu unterwerfen, da sei das als ein unerhörtes Verbrechen mit dem Bann bestraft worden, der nach kirchlicher Anschauung die Todesstrafe an Schwere übertreffe. Und so sehr sei das Volk gegen ihn aufgehetzt worden, „daß der Polizeipräsident mich benachrichtigen ließ, es seien Attentate gegen meine Person im Werke, und ich würde gut daran thun, nicht ohne Begleitung auszugehen." Wollte er jetzt sein ganzes langes Leben verleugnen, so würde die ganze Welt sagen, daß er entweder aus Altersschwäche kindisch geworden sei, oder daß er jetzt lüge, oder daß er früher gelogen habe. Der Nuntius erwidert darauf dem „sehr erlauchten Professor," seine Vereinsamung müsse ihm doch klar machen, daß er Unrecht habe; die Masse der Gläubigen werde bei seiner Bekehrung nichts als Freude empfinden, und was einige Schafköpfe (imbéciles) sagten, daraus brauche er sich nichts zu machen, die werde man sofort zur Ordnung verweisen. In demselben Sinne, wenn auch natürlich in ganz anderm Tone wie die Dame und der Italiener, wendet sich sogar der gute Hefele 1886 noch einmal an seinen alten Freund. In dieser Macht der katholischen Kirche über die Gemüter derer, die ihr einmal aufrichtig angehört haben, liegt möglicherweise die Lösung des psychologischen Rätsels, das Döllinger der denkenden Welt aufgegeben hat. Durch erheuchelte Unterwerfung dem Übel der äußern Trennung von dieser Kirche zu entgehen, das gestattete sein Gelehrtengewissen nicht, das bei ihm stärker war als der kirchliche Sinn. Mit Entrüstung weist er die wiederholt verbreitete fromme Verleumdung zurück, er habe sich unterworfen. „Ich werde mein Alter nicht mit einer Lüge vor Gott und den Menschen entehren, dessen können Sie gewiß sein," schreibt er 1878 an einen Altkatholiken in Dortmund. Aber an jene unsichtbare Kirche, die er als Ideal in seinem Herzen, vielleicht würden wir richtiger sagen in seinem Kopfe trug, klammerte er sich bis zum letzten Atemzuge mit allen Fasern seiner Seele an; obwohl er dreißig Jahre früher an jedem andern den Versuch, nach Hussens und Wiclifs Weise die wirkliche Kirche vom Standpunkte der Idealkirche aus zu bekämpfen, als eine schon vor vierhundert Jahren durch Wissenschaft und Leben widerlegte Thorheit mit beißendem Spott gegeißelt haben würde.

Wie die übrigen Dinge dieser Welt, so steht auch die römische Kirche nicht auf einem einzelnen „Prinzip." Führt man irgendwo ein einzelnes Prinzip mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durch, so kommt allemal ein Widersinn heraus; so ist es der katholischen Kirche 1870 mit ihrem Autoritätsprinzip ergangen, und darum sahen sich damals diejenigen ihrer Söhne zum Ausscheiden ge-

Digitized by Google

zwungen, in denen die Logik stärker war als der kirchliche Sinn. Trotzdem läßt es sich heute noch nicht entscheiden, ob jener Schlag ins Gesicht der modernen Wissenschaft und Denkweise eine große Dummheit oder ein Akt vorschauender Weisheit gewesen ist. Pius IX. soll ein beschränkter Kopf gewesen sein, und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüt. Wenn sich der liberale Katholizismus in Deutschland, England und Frankreich, ungehindert durch Kurie und Jesuiten, still und stetig weiter entwickelt hätte, wer weiß, ob nicht eines schönen Morgens Millionen gebildeter Katholiken als Protestanten aufgewacht wären. Dieser friedlichen Protestantisirung einen Riegel vorgeschoben zu haben, ist — vom katholischen Standpunkt aus gesprochen — das Verdienst des bigotten Pius. Vielleicht hat er durch seine Encykliken und Dekrete den Besitzstand des Katholizismus auf weitere Jahrhunderte gesichert, vielleicht auch damit einen gefährlichen Sprengstoff hineingelegt. Wer kann in die Zukunft sehen?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck kein Musikgelehrter. Was der deutsche und vor allem der norddeutsche Schreibepöbel seit dem Rücktritt Bismarcks geleistet, wie viel er dazu beigetragen hat, bei Partikularisten aller Schattirungen, bei Ultramontanen, Franzosen, Slawen, Dänen u. s. w. den Glauben zu erzeugen, daß nun ihr Weizen wieder blühen werde, da gerade in Preußen Undankbarkeit und politischer Unverstand sich groß genug erweisen, um persönlichem und Parteihaß das laute Wort zu gestatten, das wird uns lange im Gedächtnis bleiben. Thun doch die Wackern, die sich wie unnütze Buben hinter dem Rücken des Schulmeisters benehmen, das Ihrige, um das Gefühl der Beschämung nicht zur Ruhe kommen zu lassen, wie sie denn die alberne Legende vom Hausmeiertum in neuem Aufputz wieder vorbringen. Aber der deutsche Philister ist auch damit nicht zufrieden. Bismarck hat einen Komponisten populärer Weisen zu irgend einem Gedenktage beglückwünscht. Darob ergrimmt einer vom Stande der Musiklehrer, die natürlich auch eine eigne Zeitschrift haben, und läßt in dieser ein Spottgedicht abdrucken, das er ohne Zweifel für sehr witzig hält, und das von freisinnigen Blättern mit Behagen nachgedruckt wird. Ja es war wirklich hohe Zeit, daß das deutsche Reich einen andern Kanzler erhielt, denn der frühere hört zwar (wie jedermann aus seinen Briefen weiß) gern Beethoven, aber für Liszt, Rubinstein u. s. w. scheint er nicht das rechte Verständnis zu haben, und ein solcher Mangel kann durch die untergeordneten Leistungen Bismarcks auf andern Gebieten natürlich nicht aufgewogen werden! Wie sagt doch Bewer in seiner Schrift gegen Georg Brandes? „Welcher französische Kritiker

Digitized by Google

würde es, ohne Gefahr, geohrfeigt zu werden, öffentlich wagen dürfen, Gambetta, lediglich weil er keine künstlerischen oder philosophischen Formen entwickelte, unter das Niveau der allgemeinen französischen Kultur zu setzen, wer würde Salisbury, wer würde Gortschakoff als englische oder russische Halbbarbaren verschreien, weil sie keinen lebendig schaffenden Sinn für die Zwecke der schönen Künste an den Tag gelegt haben?" Ja wir Deutschen sind halt „so viel" gebildet, wie die Österreicher sagen, bei uns dünkt sich nicht nur „jeder untergeordnete Litterat als eine geistige Natur a priori weit erhaben über alle staatlichen Berufskräfte der Völker," sondern auch — der Musiklehrer glaubt eine Persönlichkeit wie Bismarck schulmeistern zu dürfen, weil er als Privatmann einem Musiker, den der andre nicht für voll ansieht, eine Aufmerksamkeit erwiesen hat.

Litteratur

Briefe von der Grenze. Ein sozialpolitisches Gedankenbild. Magdeburg, Albert Rathke, 1890

Das Gedankenbild des ungenannten Verfassers unterscheidet sich von den Romanen aus Utopien, die neuerdings wieder Mode geworden sind, sehr zu seinem Vorteil durch zweierlei. Erstens werden uns die Reformen, die der von der edelsten Gesinnung beseelte Verfasser für wünschenswert hält, in ganz kleinem Maßstabe vorgeführt. Der menschenfreundliche Fürst eines deutschen Kleinstaates, dessen Hauptstadt den symbolischen Namen Neustadt am Avenir erhält, hat sich mit einem gleichgesinnten reichen Fabrikbesitzer und einem evangelischen Pfarrer in Verbindung gesetzt, diese drei Männer werben Anhänger und rufen eine Reihe gemeinnütziger Anstalten ins Leben von der Art, wie solche in Wirklichkeit hie und da schon vorhanden sind. Der Fabrikbesitzer führt bei sich die Gewinnbeteiligung der Arbeiter und allerlei Wohlfahrtseinrichtungen ein, sodann werden eine Werkstatt für arbeitslose Männer, ein großes Tapisseriegeschäft zur Verbesserung der Lage der Nadelarbeiterinnen und ein Warenhaus gegründet; endlich auch ein musterhaft eingerichtetes Hotel, dessen Angestellte weder Trinkgeld nehmen, noch sich von den Gästen grob kommen lassen. Zweitens sucht der Verfasser die Ursache der herrschenden Übel vorzugsweise in der Unsittlichkeit der den modernen Geschäftsverkehr und die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschenden Grundsätze und geht daher vorzugsweise auf sittliche Erneuerung aus. Als Ideale schweben ihm vor einerseits die Brüdergemeinde, anderseits eine Organisation der Berufsstände, die an Schäffles Bau der Gesellschaft erinnert. Mit der Hervorhebung dieser Vorzüge haben wir den Reformplan des Verfassers schon kritisirt. Es ist eben die Frage, ob sich jene Einrichtungen, die im einzelnen nicht allein ausführbar sind, sondern sich hie und da schon bewährt haben, ganz allgemein und mit Ausschluß aller freien kapitalistischen Unternehmungen werden durchführen lassen. Es ist auch die Frage, ob es die

Digitized by Google

unruhigeren Geister und die Genies in herrnhutischer Enge und Zahmheit aushalten werden, und was aus der Welt, aus der Weltgeschichte, aus dem Menschenleben im großen Stile mit seiner erschütternden Tragik und seiner erfrischenden Komik werden würde, wenn es gelänge, alle solche undisziplinirbare Elemente auszurotten. Der Verfasser eröffnet uns selbst einen Ausblick in die Zeiten untadelhafter Ordnung auf einem verhältnismäßig untergeordneten Gebiete. Der Fürst reformirt auch sein Hoftheater nach dem Grundsatz, daß außerordentliche Gaben und geschäftliche Konjunkturen nicht als Privateigentum ausgenützt werden dürfen, sondern dem damit begnadeten zum allgemeinen Besten beschert werden; der sogar von einem Stahl anerkannte Satz, daß Gott der Jenny Lind in ihrer Kehle ein Kapital geschenkt habe, wird ausdrücklich für falsch erklärt. Der Fürst will demnach die unmäßig hohen Besoldungen der Schauspieler herabsetzen und ihnen den Gastspielurlaub entziehen, dafür aber ihnen ein sorgenfreies Alter sichern. Er zweifelt nicht im geringsten daran, daß unter diesen Bedingungen kein einziger der jetzigen Schauspieler bleiben werde, aber er gedenkt ältere ausgediente Schauspieler zu berufen, die ihm ein neues Schauspielergeschlecht in christlichen Grundsätzen erziehen sollen. Schade, daß der Fürst Arnold nur in dem Buche existirt; man dürfte auf den Erfolg des Versuches gespannt sein! Und mit der Reform des Waarenumsatzes nach dem Muster der Konsumvereine und Offizierswarenhäuser sollen auch die „verfuchlichen“ Schaufenster wegfallen! Daß doch unsre Weltverbesserer das Wort Cajetans so ganz vergessen:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.

Das Hoffen ist schon heute für einen großen Teil der Menschheit ein Wort ohne Sinn; die Beamten und die Arbeiter wissen genau, wie hoch oder niedrig sie es im Leben bringen können, und die sozialdemokratische Bewegung verdankt ihre Kraft zum Teil dem unzerstörbaren Hange, lieber eine offenbar unsinnige Hoffnung zu hegen als auf jede Hoffnung zu verzichten. Glaubt man, daß die Menschheit sich wohler fühlen werde, wenn auch das Fürchten und Sorgen hinwegfiele und zuletzt sogar jene harmlose Abwechslung, die das Schauen durch Befriedigung der Augenlust gewährt? Es klingt paradox, aber ich glaube, daß die Schaufenster schon manchen Selbstmord verhütet haben, indem sie den in der Pflichtentretmühle lebensüberdrüssig gewordnen zerstreuen und vom Brüten abziehen.

Übrigens ist das kleine Buch reich an treffenden Urteilen über unsre Gesellschaftseinrichtungen und an nützlichen Winken; auch bekundet es gründliche Kenntnis des Lebens und, obwohl es nicht mit Zitaten prunkt, der Fachlitteratur. Durch Weckung schlafender Gewissen würde es sehr heilsam wirken, wenn die Vertreter eines rücksichtslosen Kapitalismus dazu gebracht werden könnten, so etwas zu lesen oder anzuhören. Auch die Widerlegung einiger sozialdemokratischen Lehrsätze wird jedem einleuchten, der — nicht unglücklicherweise Sozialdemokrat ist.

Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Von C. Reuling. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1890

Ein hübscher und vielversprechender Titel. Leider täuscht die Schrift in mehr als einer Beziehung die Erwartungen des Lesers. In ziemlich äußerlicher Weise hat der Verfasser die Handlungen und Charakterzüge der komischen Person zusammengestellt, wie sie sich in den wichtigsten deutschen Dramen vom Passionsspiel

Digitized by Google

des dreizehnten Jahrhunderts bis auf Christian Weise und Stranitzky finden. Ein eigentliches Ergebnis wird nicht zu Tage gefördert; denn daß der lustige Diener des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich dieselben Eigenschaften zeigt wie der Bauer in den Fastnachtsspielen, also mit diesem in innerm Zusammenhange steht, darüber kann niemand im Zweifel sein, der mit den von Reuling benutzten Dramen einigermaßen vertraut ist. Auch ist es etwas einseitig, daß der Verfasser in der komischen Figur nur den dummen, freßgierigen, lüsternen Bauern und dann den unter unzähligen deutschen und fremden Namen wiederkehrenden Hans Wurst sieht, dessen Typus die englischen Komödianten ausgebildet haben. In mehreren der behandelten Dramen ist eine ganz andre Person in viel höherm Maße Träger des komischen Elements, so der dramaturgisierende Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, der freilich nicht auf ein älteres deutsches Vorbild, sondern auf den miles gloriosus des Plautus zurückgeht; hier waren eben die Einflüsse des Humanismus festzustellen. Offenbar aus demselben Grunde fehlt auch jede Bemerkung über den Horribilicribrifax, vielleicht die charakteristischste komische Figur, die die deutsche Dramendichtung des siebzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat: auch dieser liegt wie alle, die keine innere Verwandtschaft mit lustigen Personen aus mittelalterlichen Spielen zeigen, außerhalb des Rahmens, in dem sich die Darstellung des Verfassers bewegt.

Noch eins. Es ist betrübend zu sehen, wie „deutsche Philologen" — und zu denen will doch wohl der Verfasser gerechnet sein — vielfach recht ungeschickt mit ihrer Muttersprache umgehen. Auch Reuling ist in dem Glauben befangen, die Rede werde schwerfällig durch die Hilfszeitwörter in den zusammengesetzten Zeiten, und schreibt: „Ferner berichtet Jan, daß er bei Bacchus Diener gewesen und Jupiter beschlossen, alle u. s. w." Nein, ein „sei" und „habe," da wo es hingehört, befördert den Fluß der Rede und erleichtert das Verständnis; dagegen ist das umständliche Pronomen „derselbe," das Reuling fast zu Tode hetzt, ein unnötiger Ballast. Zwischen „fragt" und „frägt," „Schweizer Dramen" und „schweizer Dramen," „mehrerenmal" und „mehremal" schwankt der Verfasser unsicher hin und her; auch darüber ist er sich nicht klar, daß das Neutrum unsers Relativpronomens „das" und nicht „was" heißt. Folgenden schönen Satz möchten wir besonders festnageln: „Den so (!) beliebten Stoff »Hester, Zürych 1567« hat auch Murer bearbeitet." Das soll heißen: den beliebten Stoff der Esther hat auch Murer bearbeitet, seine Bearbeitung ist 1567 in Zürich erschienen. Dergleichen spricht für große Flüchtigkeit, ebenso wenn der Verfasser die Redensart „Beifall finden" mit „Gefallen finden" verwechselt, wenn er aus den Curiatiern Curatier macht (natürlich, die Horatier haben ja auch das i nicht!) und bei der Besprechung des Peter Squenz den Pyramus mit Priamus verwechselt! Druckfehler sind das nicht, die Curatier und Priamus stehen gleich dreimal hinter einander.

Kleists Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig, Paul Beyers Verlag

Den mannichfachen Versuchen, die von Männern der Litteratur wie der Bühne unternommen worden sind, Kleists Käthchen von Heilbronn in eine Form umzugießen, die das „dramatische Märchen" für die Aufführung geeigneter machen und zugleich die immer etwas peinlich wirkende Enthüllung am Schlusse von der Vaterschaft des Kaisers vertuschen sollte, diesen Versuchen Holbeins, Devrients, Laubes und andrer hat sich neuerdings Karl Siegens Bearbeitung angereiht. Siegen hat vor allen seinen Vorgängern, die zum Teil ziemlich rücksichtslos mit dem Kleistschen

Digitized by Google

Texte umgesprungen waren, das voraus, daß er von vornherein darauf verzichtet hat, die Worte der uns gewohnten Fassung des Käthchens „umdichten“ zu wollen; an den Stellen, wo es zu ändern galt, hat er sich ganz davon losgemacht und auf den ursprünglichen Plan Kleists zurückgegriffen, wie ihn die beiden ersten im „Phöbus“ abgedruckten Akte erkennen lassen (denen gegenüber dem Dichter selbst später sein vollendetes Drama als eine Verschlechterung erschien). Bei der Verfolgung dieses ursprünglichen Entwurfes ist es Siegen erstens ermöglicht worden, die besonders im Anfange ziemlich breit dahinfließende Handlung etwas zusammenzufassen, dann aber auch durch Wiederherstellung von Stellen, die Kleist später gestrichen oder geändert hatte, die Charakteristik noch schärfer auszuführen. So beleuchtet der große Monolog des Grafen im zweiten Akt, der in der bekannten Fassung des Dramas fehlt, den Charakter Wetter Strahls weit klarer, als es die sonst nur tropfenweise fallenden Bemerkungen in der Menge der durcheinanderschießenden Szenen imstande sind. Das Hauptverdienst aber der Siegenschen Bearbeitung besteht in der Vereinfachung des Schlusses. Es erscheint kein rettender deus ex machina, es braucht sich kein Kaiser Karl in langem Monologe die Verführung eines Heilbronner Bürgermädchens ins Gedächtnis zurückzurufen, um dem Grafen die Heirat mit Käthchen zu ermöglichen, dem wackern Friedeborn wird es erspart, sein teures Kind als die Tochter eines andern erkennen zu müssen, die alles besiegende Liebe führt einen natürlichern und wohlthuendern Abschluß herbei, sie hebt den Grafen über alle Bedenken hinweg, sie läßt ihn seinen Ahnenstolz vergessen und das schlichte Bürgerkind heimführen, dessen Seelenadel ihn bezwungen hat. Mit diesem abrundenden Schlusse ist, man kann wirklich sagen, einem Mangel der Kleistschen Dichtung abgeholfen worden. Daß das Drama durch diese Umarbeitung an Bühnenfähigkeit gewonnen hat, zeigt schon ein Blick auf das Szenarium und das Personenverzeichnis: der Szenenwechsel ist mehreremal erspart worden, und statt dreißig sprechender Personen hat Siegen die Hälfte, sechzehn. Nicht zum mindesten diesem Umstande hat es der Bearbeiter auch wohl zu danken, daß schon eine Reihe größerer deutscher Bühnen seine Bearbeitung zur Aufführung angenommen oder schon aufgeführt hat. Daß die Bearbeitung überall, wohin sie gedrungen ist, sich Freunde erworben hat, freut uns im Interesse der schönen Dichtung Kleists.

Schade, daß die Ausstattung des Büchelchens nicht besser ist. Die Verlagsbuchhandlung hat unter andern Anpreisungen auch die mit auf den Umschlag gesetzt: „Geeignetstes Festgeschenk für Damen.“ Wer soll aber einer Dame ein so ärmliches Heftchen als „Festgeschenk“ bieten?

Stine. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane, 1890

Die Berliner Naturalisten rühmen sich, einen der ältern Vertreter der deutschen Litteratur, noch dazu einen wirklichen Meister und echten Dichter für ihre Richtung und mit ihrem Evangelium gewonnen zu haben. In der That gehören schärfere Augen dazu, als das Publikum und eine gewisse Kritikerzunft besitzen, um den gewaltigen Abstand zu messen, der zwischen den Bestrebungen des reflektirten Sturmes und Dranges und der naiven Lust an treuer Lebens- und Sittenschilderung auch bei den neuesten Arbeiten Theodor Fontanes obwaltet. Vielleicht könnte man sagen, die gewaltsame Bewegung und das ohrzerreißende Geschrei nach der natürlichen Natur und der wahren Wahrheit haben bei einem so selbständigen Schriftsteller, wie es Fontane unzweifelhaft ist, die Neigung gesteigert, eine Reihe von Motiven und Gestalten, die er seiner jahrzehntelangen scharfen Beobachtung des Berliner

Digitized by Google

Lebens verdankt, wahlloser als ehedem zu verwerten. Es ist zu Zeiten, als ob es ihn triebe, die groben Karrikaturen, die an der Tagesordnung sind, mit ein paar Meisterstrichen in wirkliche Gesichter und Figuren umzuwandeln; ein Zug leiser Ironie liegt über den Zügen des Vielerfahrenen, der den jüngsten Genies beweist, daß sie weder richtig sehen, noch das Gesehene erkennbar wiedergeben können. Zur Gruppe der Berliner Geschichten, die verzerrte Schilderungen des Lebens und Treibens der Hauptstadt gleichsam korrigiren, gehört auch die neueste Erzählung Fontanes, ein Genre- und Sittenbild nicht erquicklicher, aber geistvoller und fesselnder Art, ein Alltagserlebnis mit bedenklichem Untergrund und tragischem Ausgang.

„Stine" ist in gewissem Sinne ein Seitenstück zu des Verfassers kleinem Roman „Irrungen-Wirrungen." Der Name ist die Berlinische Abkürzung für Ernestine, und Ernestine ist eine hübsche, junge Arbeiterin, die das zweifelhafte Glück hat, die Neigung eines jungen Grafen Waldemar Haldern zu gewinnen. Trotz ihrer guten Vorsätze, sich zu halten, hat sie es nur der Eigenart und der besondern Sinnesweise des jungen Mannes zu danken, daß sie vor den Schicksalen ihrer schönen Schwester Pauline bewahrt bleibt, die als Witwe Pittelkow die unterhaltene Geliebte eines ältern Grafen Haldern, des Onkels von Waldemar, ist. Der einsiedlerisch und ohne innere Befriedigung seine Tage hinspinnende, dazu kränkliche Graf Waldemar faßt zuletzt den Entschluß, Stine zu heiraten, schlägt den Widerstand, den er bei seiner Familie findet, nicht hoch an, scheut ihn wenigstens nicht, erliegt aber der grausamen Enttäuschung, die ihm Ernestine bereitet. Denn sie schlägt es rund ab, seine Frau zu werden. „Dadurch, daß man anspruchslos sein will, ist man es noch nicht, und es ist ein ander Ding sich ein armes und einfaches Leben auszumalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen. Das kann es nicht, und mit einemmale fühlst du, wie klein und arm ich bin. Ich glaube, daß aus allem, was du vorhast, nur Unheil kommt, nur Enttäuschung und Elend. Der alte Graf ist dagegen, und deine Eltern sind dagegen und ich habe noch nichts zum Glück ausschlagen sehen, worauf von Anfang an kein Segen lag. Es ist gegen das vierte Gebot, und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr, und das Unglück zieht ihm nach."

Diese nüchterne, herbe Verständigkeit kommt aus dem Innersten von Stines Natur, kostet aber dem armen kleinen Grafen das Leben. Er hat so wenig Sonnenschein gehabt, daß er den letzten Strahl, der ihm noch genommen wird, nicht missen kann und seinem Dasein durch Gift ein Ende macht. Frau Pauline Pittelkow hat für ihre arme Schwester den Trost bereit: „Un bei allens is auch wieder 'n Glück. Jott, er war ja so weit janz gut, un eigentlich ein anständiger Mensch und nich so wie der Olle, der ans Ganze schuld is; warum hat er'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war man doch miesig." Der Leser aber teilt die Empfindung, die Stines gemeine Wirtin als Chorus ausspricht: „Die wird nich wieder." Stine hat auf ihre Art Recht gehabt, als sie die thörichte Heirat ausschlug, jetzt ist sie ins Unrecht gesetzt und wird sich damit nicht abfinden können.

In den Rahmen dieser einfachen Geschichte stellt Fontane nun eine Folge von Szenen hinein, die von seiner genauen Kenntnis aller Untiefen und wunderlichen Widersprüche des Berliner Lebens zeugen. Von der Anmeldung des alten Grafen Haldern bei Frau Pauline Pittelkow und dem Abendessen in deren Wohnung an bis zur Rückkunft der armen Stine von der Leichenfeier ihres kleinen Grafen werden wir vollständig in die schwüle Atmosphäre großstädtischer Not und großstädtischer

Digitized by Google

Fäulnis versetzt. Mit einer erschreckenden Deutlichkeit führt die Erzählung die wunderbare Mischung ursprünglicher Brauheit, eines gleichsam unverwüstlichen Kernes und laxer Fügung in die hergebrachte Unsitte vor. Diese Pauline ist leider eine nur zu lebenswahre Gestalt, sie, die ohne großes Widerstreben die Maitresse des alten Grafen Haldern ist, den sie selbst „alter Ekel" betitelt, die sich bei ihrer Kaffeekanne und Kuchen wohl sein läßt und ihrem Grafen Berlinische Grobheiten sagt, verleugnet auf der andern Seite ihre ererbten und gleichsam nur beiseite gelegten bürgerlichen Ideale nicht. Als sie der „alte" Graf Haldern beschuldigt, dem Verhältnis zwischen seinem Neffen und ihrer Schwester Vorschub geleistet zu haben, enthüllt sie ihre innerste Seele in dem Ausbruch: „Und nu hören Sie mal ein bißchen zu. Hier drüben wohnt ein Schlosser, ein Kunstschlosser, und hat 'nen Neffen, einen allerliebsten Menschen, der bei den Maikäfern gestanden — aber jetzt is er wieder ins Geschäft. Der war letzten Sommer immer um die Stine 'rum, un wenn der das Mächen nimmt, dann geh ich nächsten Sonntag in 'n Dom oder zu Büchseln und weine mir aus und danke dem lieben Gott für seine große Gutthat un Gnade, was ich nu schon eine gute Weile nich gedhan habe." Auch die Vorstadtschauspielerin Wanda Grützmacher und anderseits der „alte" Graf Haldern und der „Pagageno" getaufte Baron sind vollkommen durchgeführte Gestalten, in deren an sich nicht erfreuliche Existenz man klar hineinblickt, deren Thun und Treiben wie deren Seelenregungen uns nach Ursprung, Anlaß und Zusammenhang verständlich werden. Wie gesagt, gegen die Deutlichkeit und Wirklichkeit der Sitten- und Menschendarstellung in „Stine" läßt sich nichts erinnern, der Unterschied zwischen der künstlerisch sichern Zeichnung und Farbengebung Fontanes und zahlreichen Sudeleien, die sich Berliner Lebensbilder nennen, kommt uns keinen Augenblick aus dem Bewußtsein.

Dennoch müssen wir immer wieder die Frage aufwerfen, was denn die fortgesetzte Vorführung gerade dieser Lebenserscheinungen, die Bevorzugung gerade solcher Szenen und Motive bedeuten, welche innere Genugthuung sie dem Dichter und welche dem Leser gewähren soll? Die Treue der Beobachtung und die Leichtigkeit ihrer Wiedergabe bleiben unter allen Umständen Vorzüge. Aber sie ersetzen die freie Schöpfungslust nicht, mit der sich der Dichter den glücklichen, ihn wahrhaft ergreifenden Stoff in der Phantasie zum eignen Erlebnis gestaltet. Von der Wahrheit und Wärme dieses innern Lebens und Erlebens hängt nach wie vor die Stärke und Nachhaltigkeit poetischer Eindrücke ab; der Anteil, den Zustände und Menschen wie die in „Stine" geschilderten erwecken, kann sich nicht zur vollen Mitempfindung erheben, und wenn zur Mitempfindung, nicht zur poetischen Wirkung.

Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. Wallis. Autorisirte Übersetzung. Zwei Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes

Der vorliegende holländische (oder vlämische) Roman ist mit einer gewissen Sauberkeit und Sorgfalt geschrieben, ohne doch in Erfindung, Anlage, Durchführung, Charakteristik, Kolorit und poetischem Stimmungsleben über die Mittelmäßigkeit hinauszuragen und den Eindruck eines eigentlichen Dichterwerkes zu hinterlassen. Weder die Grundzüge der Handlung, noch eine der Gestalten, um deren Geschick sichs handelt, prägen sich der Erinnerung bleibend ein; anderseits enthält der Roman zu viel an ernsten Lebenszügen, an tiefern Betrachtungen, um zur bloßen Unterhaltungslektüre gerechnet zu werden. Der Verfasser (oder die Verfasserin?) hat so weit den richtigen Instinkt für die Aufgabe des historischen Romans, als er verhältnismäßig wenig unverarbeitetes historisches Material in die breit ausgedehnte

Digitized by Google

Familiengeschichte hineinbringt, die sich auf dem Hintergrunde der niederländischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts abspielt. Er bemüht sich, die Verhältnisse, Zustände und Ereignisse der unheilvollen sechziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, das Ende der Regentschaft der Herzogin Margarete von Parma, das Eintreffen des blutigen Herzogs von Alba und den Beginn der niederländischen Befreiung mit den Geusenkämpfen durch Erlebnisse und Gespräche der handelnden Personen hindurchscheinen zu lassen. Gelingt dies nicht immer, und versagt es sich Wallis nicht, gelegentlich selbst dreinzusprechen, zu erläutern und dem historischen Gedächtnis der Leser nachzuhelfen, so unterbricht dieser Übelstand doch im ganzen den Fluß der Erzählung nicht, der mit etwas mehr als epischer Ruhe langsam fortrinnt. Die Breite des Romans ist stellenweise ermüdend; aber da es sich doch immer um Ereignisse und Kämpfe handelt, deren Bedeutung und Nachwirkung sich bis auf die Gegenwart erstreckt, so wird sie nicht gerade zur Inhaltslosigkeit. In der Hauptsache werden die Schicksale und Erfahrungen eines jungen Helden von dunkler, doch, wie sich schließlich ausweist, hoher Abstammung erzählt, der bei Beginn des Romans noch der alten Kirche angehört und zu den die Niederlande bewegenden Glaubensfragen so wenig Stellung genommen hat, als zu dem Konflikt zwischen niederländischem Selbständigkeitsdrange und spanischem Despotismus. Edward Melville wird durch eine Reihe innerer und äußerer Prüfungen nach und nach der evangelischen Sache zugeführt, ergreift die Waffen dafür, widersteht dem Flehen seines Vaters, des Grafen und Herzogs von Viale, der ihn schließlich anerkennen will, reißt sich auch von der Geliebten los, die vor der letzten Entscheidung noch einmal in seinen Gesichtskreis tritt, und stirbt in der Schlacht von Heiligerlee, angesichts des ersten Sieges, den die niederländischen Protestanten gegen die Spanier erfochten haben. Die opferwillige Stimmung, die in ihm obwaltet, verkörpert die Stimmung des nordniederländischen Volkes in jener schweren Zeit. Gleichwohl wird die Teilnahme für den Helden nicht warm und lebendig, es fehlt dem Roman an einer starken, vorwärts drängenden, uns lebendig mit ergreifenden Empfindung, der Verfasser illustrirt zu viele Gemeinplätze etwa vom Schlage des nachstehenden: „Ein wie schwaches, gebrechliches Geschöpf der Mensch an sich auch ist, so sind doch häufig erst furchtbare Schläge nötig, ehe das arme Herz bricht, und dann ist der Augenblick gekommen, in dem die Seele klagt, daß sie so viel Widerstandskraft besitzt, und die Lippen flehen: Ach, daß ich sterben könnte!" Auch die allzu häufigen Wiederholungen der schmückenden und belebenden Worte bei den Gestalten, denen der Verfasser seine besondern Sympathien gönnt, wie z. B. bei der Nonne Klara, wirken langweilig. Alles in allem muß man sich doch fragen, warum Bücher dieses Gepräges übersetzt werden, die doch an die guten historischen Romane, die wir in deutscher Sprache haben, nicht heranreichen und selbst mit frischen Erzählungen zweiten Ranges, wie Spindlers „Jude" und „Jesuit," Leutners „Tiroler Bauernspiel" und andern, die mit Unrecht vergessen sind, nicht in die Schranken treten können. Als bloße „Novität" will ein Buch dieser Art doch nicht angesehen sein, und bleibenden Wert kann man ihm trotz mancher Einzelvorzüge nicht zusprechen.

Eine Fahrt ins Neue Deutschland. Von Armin Meinrad. Kaiserslautern, A. Gotthold

Ein ehemaliger Göttinger Student, Sprecher der Germanen, Teilnehmer an dem unglücklichen Sturm auf die Konstablerwacht in Frankfurt und nun seit einem halben Jahrhundert Arzt in Amerika, ist vom Heimweh wieder über das Meer

Digitized by Google

getrieben worden. Er wollte wiedersehen, was ihm noch in freundlicher Erinnerung war, sich aber auch überzeugen, daß das Ziel, das den einstigen Hochverrätern vorschwebte, auf andern Wegen wirklich erreicht worden sei. Er wollte „den Kaiser sehen, von dem wir so manchmal gesungen, desgleichen den Kanzler, den eisernen Mann, des zerrissenen Landes Erretter"; und seine Frau schrieb ihm, er müsse bei der Heimkehr den Marschall Moltke beschreiben, habe er den nicht gesehen, so sei das ebenso, wie in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Er nennt sich gern einen Hinterwäldler, und zu der Bezeichnung passen nicht allein die knorrigen Verse, in denen er über Erlebnisse und Eindrücke berichtet, und gelegentlich recht kräftige Ausdrücke; auch die ehrliche Gesinnung, die nüchterne Lebensansicht entspricht dem Bilde, das wir uns in Europa von einem Hinterwäldler machen.

Nicht alles gefällt ihm in dem neuen Deutschland, und er hat dessen kein Hehl; doch verheimlicht er sich ebenso wenig, daß hie und da die Schuld wohl nicht an den neuen Zuständen, sondern an seinen alten Augen liege. Das Widerwärtigste sind ihm offenbar „die Drähnbartel mit flüssigen norddeutschen Suaden," denn:

Es herrschen in Amerika
Die schwätzenden Advokaten,
Wer wills verdenken, daß ich drum
Vorziehe die Männer der Thaten?

Er hatte das Glück, im Reichstage die Haupthähne zu sehen, und auch einige von ihnen zu hören. Eugen Richter versicherte, die Rinderpest existire nur im Kopfe des Kanzlers, der von der Sperre großen Gewinn habe, und Rickert klagte über die Bedrückung der jüdischen Viehhändler, die die Blüte der deutschen Nation bildeten; Meinrad hat ihnen kostenfrei die Titel Reichsoberwaschfrau und Reichsoberleichenbitter verliehen.

In Varzin erkennen sich Bismarck und der Verfasser als einstige Gegner auf der Mensur, in Creisau führt der Verfasser ein Gespräch über amerikanische Blumenzucht mit einem alten Herrn, den er für den Pastor des Ortes hält, der sich aber schließlich als der große Feldherr zu erkennen giebt. In Berlin und Frankfurt stellt er Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt dieser Städte an (daß Berlin nur durch die Freisinnigen groß geworden ist, scheint ihm nicht verraten worden zu sein!), und auf dem Niederwald vollends geht ihm das Herz auf.

In diesen Tagen thut es doppelt wohl, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der drüben eine gute politische Schule durchgemacht und sein Nationalgefühl so treu bewahrt hat, daß die Freisinnigen ihn wohl für ein „Reptil" halten werden. Ist doch der alte Burschenschafter so beschränkt, am Schlusse den Deutschen zuzurufen:

Verlaßt nicht Gott, so wird auch er
Sein deutsches Volk nicht verlassen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Kolonialrat und die Zukunft Oſtafrikas

Von Joachim Graf Pfeil

(Schluß)

Außer den bisher erörterten wird noch eine große Anzahl andrer Fragen zu eingehender Prüfung an den Kolonialrat hinantreten, und man kann nur dann ein Bild von ſeiner mutmaßlichen Thätigkeit entwerfen, wenn man die Dinge in den Vordergrund ſtellt, auf die ſich dieſe Thätigkeit vor allem erſtrecken ſoll.

Selbſt auf die Gefahr hin, ſchon bekanntes zu wiederholen und zu einer breitern Darlegung von Einzelheiten in Bezug auf Verwaltung und Kultur gezwungen zu ſein, ſehe ich mich hier genötigt, Einzelfragen zu behandeln. Aus ihnen wird zu Genüge hervorgehen, daß dieſe Löſung nur durch Fachmänner aus den verſchiedenſten, namentlich den im Anfange meines Aufſatzes angeführten Kreiſen herbeigeführt werden kann.

Nehmen wir an, die Abgrenzung eines Wirtſchaftsgebietes habe ſtattgefunden, ſo werden ſich alle mit einer ſeßhaften Lebensweiſe verbundenen Unternehmen hierher wenden; nur Handelszüge, und dieſe werden von Europäern ſelten oder gar nicht geleitet werden, dringen bis über die Grenzen unſers Wirtſchaftsgebietes vor. Ein junges Land entwickelt ſich aus ſeinen Anfängen deſto ſchneller, je mehr Anſiedler es betreten; wie ſolche am beſten herbeizuführen ſind, will ich ſpäter erörtern. Die klimatiſchen und Bodenverhältniſſe weiſen uns in unſrer Kolonie vor allen Dingen auf die Bodenkultur, dieſe kann aber nur dann mit Erfolg betrieben werden, wenn es gelingt, den Eingebornen zur Arbeit heranzuziehen. Dies iſt auf der einen Seite nicht mehr ſo ſchwierig wie früher, anderſeits wird es eben Aufgabe der

Digitized by Google

Verwaltung sein, für eine richtige Stellung von Arbeitern und deren Verteilung unter die Ansiedler zu sorgen. Um dies zu bewerkstelligen, stehen uns zwei Mittel zu Gebote. Erstens die Lokalisation der unser Wirtschaftsgebiet bewohnenden Eingebornen, zweitens die Anwendung des in manchen Kolonien bestehenden law of indenture auf diese, oder wie Herr Hübbe-Schleiden, der es auf unsre kolonialen Verhältnisse sehr praktisch zugeschnitten hat, es nennt, das Vertragssystem.

Die Lokalisirung der Eingebornen ist nicht etwa so aufzufassen, daß die Eingebornen von Haus und Hof verjagt, ihres urbar gemachten Landes beraubt und in unwirtbare Gegenden vertrieben werden sollen. Sie vollzieht sich vielmehr in der Weise, daß nach und nach die Eingebornen veranlaßt werden, sich in bestimmte und für den Zweck besonders ausgesuchte „Reserven" zu begeben, wo Europäern sich anzubauen nicht erlaubt ist. Fremde Eingeborne, die in das Wirtschaftsgebiet übersiedeln wollen, dürfen sich überhaupt nur in den Reserven niederlassen.

Das Vertragssystem besteht nach der Auslegung Hübbe-Schleidens darin, das Haupt einer farbigen Familie dafür verantwortlich zu machen, daß ein mit deren Mitgliedern abgeschlossener Arbeitsvertrag auch von diesen gehalten werde.

Bei dem Zusammenwohnen der Eingebornen auf genau bestimmtem Gebiet und der dadurch bedeutend erleichterten Kontrolle ließen sich nun mehrere Einrichtungen einführen, die in Java großen Erfolg haben. Eine davon wäre der sogenannte „Heeredienst," eine gewisse Arbeitsleistung für die Regierung. Diese geschieht unentgeltlich und sollte vor allen Dingen für die Anlegung brauchbarer Verkehrswege im Wirtschaftsgebiete verwandt werden. Ferner wäre der Anbau leicht verkäuflicher Rohprodukte durch die Eingebornen in den Lokationen zu empfehlen. Der Gewinn, den Java aus dem für die Regierung in ähnlicher Weise gebauten Kaffee erzielt, beläuft sich jährlich auf Millionen. Nur ist in Afrika die Lokation der Eingebornen vorher einzuführen, da die Methode ohne Kontrolle nicht durchführbar wäre.

Auch der Mission öffnet sich ein weites Feld der Thätigkeit. Sie sollte, weit mehr als es bisher geschehen ist, aus der Zahl ihrer farbigen Bekehrten Missionare ausbilden und energischer mit der Errichtung von Industrieschulen vorgehen. Die aus solchen Schulen hervorgehenden Handwerker und geschulten Arbeiter bilden in allen Kolonien, wo sie sich finden, eine gesuchte Menschenklasse.

Der arbeitende Neger aber erwirbt, und er gelangt zu Besitz, mithin wird er steuerfähig. Die Lokationen aber gewähren uns den Vorteil, eine Steuer, wenn sie einmal eingeführt ist, verhältnismäßig leicht zu erheben. Die Steuer wird der Eingeborne zu leisten haben als Entgelt für die erzieherische Sorgfalt, die die Regierung auf ihn verwandt hat, gerade wie sie jedem Staatsbürger im Staatsinteresse erwächst. Diese Steuerleistung wird sich ausdrücken können

Digitized by Google

in Gestalt einer für jede Hütte zu zahlenden jährlichen Abgabe, in Lieferung von Naturalien im Werte derselben Summe oder durch persönliche Arbeitsleistung für bestimmte Zeitdauer innerhalb des Jahres.

Wir sehen nun auch, daß sich für unsre Truppe Arbeit genug findet. Diese würde vollauf in Anspruch genommen sein durch die Aufgabe, die Lokation zu überwachen, die Ruhe darin aufrecht zu erhalten, sie gegen fremde Eindringlinge zu schützen, für die richtige Stellung der Arbeiter zu sorgen, die Wegebauten und den Anbau von Produkten zu beaufsichtigen, Steuern einzutreiben u. s. w. Aber alles dies wären Aufgaben, die eine Gendarmerie vortrefflich ausführen könnte und wozu Soldaten unnötig sind.

Die Herbeiziehung des Negers zur Tragung der Staatslasten führt uns zur finanziellen Entwicklung des Landes im allgemeinen. Die Besteuerung des Negers setzt Verhältnisse voraus, die die Durchführung der Maßnahme ermöglichen. Da diese erst geschaffen werden müssen, so liegt das angestrebte Ergebnis noch in einiger Ferne. Anders liegt die Sache mit den Händlern, die jetzt schon unmittelbaren Verdienst erzielen. Diese sollten zu einer Gewerbesteuer herangezogen werden, umsomehr, weil, wenn der Handel durch Europäer betrieben würde, das Land einen größern mittelbaren Nutzen davon hätte. Zur Zeit befindet sich der Kleinhandel hauptsächlich in den Händen von Arabern und einigen Indern. Von beiden hat das Land keinen Nutzen. Der Araber verkriecht sich in irgend einen Winkel im Innern des Landes, kauft sich Frauen für seinen Harem und lebt von den Erzeugnissen des Landes fast kostenlos. Der Inder legt seinen Verdienst ebenfalls nicht im Lande an, sondern hinterlegt ihn in indischen Banken, um einst in seiner Heimat als wohlhabender Mann leben zu können. Europäer, die allerdings durch die klimatischen Verhältnisse verhindert sind, den Handel in der Weise wie Araber oder Inder zu betreiben, würden einen Teil ihrer Einnahmen zur Anschaffung von Lebensbedürfnissen und Luxusartikeln wieder ausgeben, das gewonnene Geld bliebe in Umlauf, die Einfuhr höbe sich, es mehrte sich der Nationalwohlstand. Dem Lande entgeht also ein gewisser Vorteil, der sich in einem Zahlenwert ausdrücken läßt. Dieser wäre zu finden durch eine Rechnung, gegründet auf die Anzahl der arabischen und indischen Händler und den Verbrauch von europäischen Waren und Luxusartikeln durch eine gleiche Anzahl von Europäern. Das Facit ergäbe den auf die Händler zu verteilenden Steuerbetrag, zu dem die durch die Erhebung dieser Steuer verursachten Kosten hinzugeschlagen werden müßten.

Eine weitere Einnahmequelle ließe sich aus dem an der Küste bestehenden Dhowverkehr — die Dhow ist ein arabisches Fahrzeug — herstellen. Dieser Verkehr ist äußerst rege und dürfte schwerlich durch den Umstand vermindert werden, daß jeder Dhoweigentümer angehalten würde, eine kleine Abgabe zu entrichten für die Erlaubnis, sein Fahrzeug zu führen.

Digitized by Google

Noch ein weiterer, äußerst wichtiger Punkt bedarf der Erörterung. Er betrifft zum Teil ebenfalls die finanzielle Entwicklung des Landes und wird eingehende Beratungen im Kolonialrate erfordern. Es ist hervorgehoben worden, daß die Anzahl der europäischen Ansiedler den Entwicklungsgrad der Kolonie bestimmt. Nicht ein oder zwei oder auch mehr große Handels- oder Plantagenunternehmen fördern den Wohlstand der Kolonie, sondern der rege, durch eine große Anzahl erwerbsuchender Europäer entstehende Verkehr. Es ist durchaus nötig, diese ins Land zu ziehen. Da sie als Kleinhändler die Konkurrenz der Araber und Inder kaum würden überwinden können, so sind sie in erster Linie auf die Bodenkultur angewiesen, und es müssen Anstalten getroffen werden, ihnen diese und den Erwerb von Grundbesitz so leicht als möglich zu machen. Sind nur erst einige durch die Steigerung des Wertes ihres Grundbesitzes zu einer mäßigen pekuniären Unabhängigkeit gekommen, so werden andre folgen, und je mehr Ansiedler im Lande sind, desto rascher wird es sich entwickeln.

Im Nachstehenden soll die Art und Weise dargelegt werden, die ich für geeignet halte, eine rasche Bevölkerung unsrer Kolonien durch ansiedlungslustige Europäer herbeizuführen. Im voraus sei dazu noch bemerkt, daß ich durchaus nicht beabsichtige, mit neuen Gedanken hervorzutreten, sondern es vorziehe, mich auf den Boden erprobter und für gut befundener Thatsachen zu stellen. Auch ist mir wohl bekannt, daß stellenweise in unsern eignen überseeischen Besitzungen, wenn auch nicht mit denselben, so doch mit ähnlichen Einrichtungen wie den nachstehend geschilderten begonnen worden ist. Doch waren das eben bisher nur Teile des Programms; in seinem ganzen Umfange ist es in unsern Kolonien noch nicht zur Regel erhoben worden. Die Anwendung der Methode in ihrer Abrundung ist mir nur einmal bekannt geworden und zeigte sich da sehr erfolgreich in ihrem Wirken. Es war, als man im Jahre 1873 das dem südafrikanischen Häuptling Langalibalele abgenommene Land rasch mit Europäern bevölkern und durch sie ein Gegengewicht gegen unzufriedene Eingeborne herstellen wollte.

Das Verfahren besteht im Grunde darin, die Kultivirung des Bodens als Bedingung für dessen Besitzerwerb aufzustellen und Grundbesitz nur an solche Leute abzugeben, die mit dem Willen zugleich die Mittel besitzen, ihn unter Kultur zu bringen. Während man so auf der einen Seite Ansiedler heranzieht, verhindert man auf der andern, daß durch mittellose Einwanderer ungesunde Landspekulationen eingeführt werden. Ferner knüpfen sich Bedingungen an den so erworbenen Grundbesitz, die nur der Ansiedler gern erfüllen wird, der ein wirkliches Interesse am Lande hat. Jeder Europäer, der mit einem geringen, aber auf gewisse Höhe festgesetzten Kapital, also etwa 300 bis 500 Pfund, die Kolonie aufsucht, um sich dort niederzulassen, hat von vornherein Anrecht auf ein Stück Land von bestimmter Größe, sagen wir

Digitized by Google

vorläufig auf 300 bis 400 Morgen. Er erhält dies umsonst, jedoch mit der Verpflichtung, das Land selbst zu bewohnen, ein Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude darauf zu errichten und jedes Jahr ein Areal von bestimmter Größe unter Kultur zu bringen und zu erhalten. Nach Ablauf einer vorher festgesetzten Reihe von Jahren wird, wenn alle Bedingungen eingehalten worden sind, das Land freies Eigentum des Bebauers.

Ferner: Bis das Land sein Eigentum wird, nach Befinden auch länger, hat der Bewohner eine jährliche Abgabe von geringer, aber festgestellter Höhe, die englische „Quitrente" zu entrichten. Ferner hat er zu einer bestimmten Zeit im Jahre mit seinen Kollegen zu einer vielleicht einige Wochen anhaltenden militärischen Übung zusammenzutreten und steht während dieser Zeit unter dem Befehl der Person, die diese Übungen leitet. Treten Unruhen im Lande ein, so ist die Regierung ermächtigt, die Grundbesitzer zu militärischen Operationen aufzurufen. Die erste dieser Bedingungen kann, abgesehen davon, daß sie uns eine direkte Einnahme gewährt, die Grundlage zur Einführung andrer nötigen Abgaben werden. Die zweite, leichter zu befolgende Maßnahme ermöglicht die schon empfohlene Verringerung der „Truppe," mithin eine Verringerung der Ausgaben für Verwaltung, ohne dadurch der Wirksamkeit der Verwaltung Abbruch zu thun. Keine Truppe wird Aufstände energischer unterdrücken, als der um sein Hab und Gut besorgt gemachte Ansiedler.

Von den vielen Millionen Morgen Landes, die jetzt in Afrika unbenutzt liegen, könnte man recht wohl ein paar Tausend aufwenden, um einen kräftigen, am Lande interessirten Ansiedlerschlag herbeizuziehen. Es kann dabei nichts verschlagen, wenn bereits vorhandene Eigentümer, wie Regierung oder Gesellschaften, ohne Entschädigung Teile des ihnen gehörenden Grundbesitzes an einzelne Erwerber abgeben.

Im übrigen läßt sich das Verfahren genügend beschränken. Man gestattet entweder nur einer bestimmten Anzahl von Einwanderern, Land unter diesen günstigen Bedingungen aufzunehmen, oder man erlaubt diese Art des Grunderwerbes nur während einer bestimmten, nötigenfalls zu verlängernden Periode. Nach Ablauf dieser, oder wenn die Zahl der begünstigten Ansiedler voll ist, müssen später kommende Einwanderer ihr Land kaufen, wobei nicht zu übersehen ist, daß Landpreise in einer teilweise schon kultivirten Gegend höher angesetzt werden dürfen, als in gänzlich wüster Umgebung. Wie die Ansiedler mit Arbeitern zu versehen seien, ist schon Gegenstand der Erörterung gewesen. Ob die Grundstücke in größerer oder geringerer Entfernung von einander zu legen seien, will ich, da die Meinungen darüber aus einander gehen, hier unerörtert lassen und nur andeuten, daß ich mich der letztern Ansicht zuneige.

Ich habe dieser absichtlich ins Einzelne gehenden, manchem vielleicht zu ausführlich erscheinenden Skizze, in der ich gleichsam ein Programm kolonialer Verwaltung entwickelt habe, nur noch wenig hinzuzufügen. Die angedeuteten

Digitized by Google

Fragen, die, wenn dies hier nicht zu weit führte, durch eine große Anzahl vermehrt werden könnten, ſollten und werden wohl alle Gegenſtand eingehender Prüfung des Kolonialrates werden. Sie berühren ſo verſchiedne Gebiete, daß, wie geſagt, eine Körperſchaft von Fachmännern vieler Kreiſe erforderlich ſein wird, ſie ihrer Löſung näher zu bringen. Sie gipfeln jedoch in zwei Hauptfragen, die wir deshalb auch weitläufiger behandelt haben: der Arbeiterfrage und der über die Bedingungen des Landerwerbes. Da die erſtere im engſten Zuſammenhange ſteht mit unſrer im Schutzgebiete zu unterhaltenden Truppe, ſo mußte dieſe eingehender betrachtet werden. Der Vollſtändigkeit halber will ich noch hinzufügen, daß ich eine Truppe von ſechshundert Mann für unſre Erforderniſſe als ausreichend erachten zu dürfen glaube, jedoch nicht verkenne, daß es ohne Kenntnis der zeitweiligen Sachlage äußerſt ſchwierig iſt, ein Urteil zu fällen.

Ich teile vollkommen die Anſicht, daß bei der Erziehung wilder Völker die Furcht ein weſentliches Mittel ſei, aber wir wollen nicht vergeſſen, daß Güte mit ihr Hand in Hand gehen ſoll. Dieſe ſoll ſich nicht in einer Verzärtelung des Negers äußern, ſondern darin, daß wir nicht voreilig und mit Gewalt verſuchen, ihn in Gewohnheiten und in einen Gehorſam zu zwängen, der ihm zunächſt als Joch erſcheinen muß. Haben wir nur ein wenig Geduld mit ihm und beſtrafen wir ihn nur da, aber energiſch da, wo uns böſer Wille entgegentritt. Man kommt gewöhnlich ganz gut mit dem Neger aus, wenn man ihn nach dem Grundſatze behandelt, der in dem alten franzöſiſchen Sprichworte liegt: Main de fer dessous, gant de velour. Iſt der Neger und ſeine Arbeitskraft der größte Schatz Afrikas, ſo kann dieſer Schatz doch nur gehoben werden durch den Europäer. Es mußte daher ein Weg gezeigt werden, wie man dieſen ins Land zieht, und dies iſt in der Behandlung der zweiten Hauptfrage geſchehen.

Das Endziel aller meiner Erörterungen aber iſt das, die Mittel zur Erzielung materiellen Vorteils zu finden. Das wird auch bei allen Beratungen des Kolonialrates der leitende Geſichtspunkt bleiben müſſen. Ob dieſes Endziel auf dem hier angedeuteten, ob auf anderm Wege erreicht werden wird, kann mir gleich ſein; ich halte keine meiner Anſichten für unfehlbar und werde mit Freuden jede Maßnahme begrüßen, die ſchneller zum Ziele führt. Meine Abſicht, und ſie iſt hiermit erledigt, war nur, ein Bild zu entwerfen von dem neuen, nunmehr wohl bald ins Leben tretenden Kolonialrate und die Aufgaben anzudeuten, die ſeiner harren.

Digitized by Google

Zum Schutze der Wahrheit in der Presse

Die Verbreitung „unwahrer Thatsachen“*) durch die Presse hat außerordentlich überhand genommen. Es ist dies eine Wahrnehmung, die wohl von jedem ernsten Leser bestätigt werden wird. Ebenso allgemein aber wird dieser Übelstand als ein Krebsschaden unsers öffentlichen Lebens empfunden, und der Wunsch nach Besserung wird gewiß von vielen geteilt. Eine öffentliche Besprechung dieser Angelegenheit erscheint daher wohl berechtigt und ist vielleicht gerade jetzt um so zeitgemäßer, als das bevorstehende Aufhören des Gesetzes gegen die Sozialdemokratie die Beschaffung gemeinrechtlicher Schutzmittel gegen Wahrheitsverletzungen der Presse zur Notwendigkeit macht.

Bei einem großen Teil der Zeitungsunwahrheiten mag der Berichterstatter sowohl wie der Redakteur sich im guten Glauben befinden, auch alle Sorgfalt zur Ermittlung des richtigen Thatbestandes angewendet haben. In solchen Fällen handelt es sich meist um unschädliche Ungenauigkeiten, die bei der Raschheit, mit der die Tagesblätter die Nachrichten bringen müssen, nie ganz vermieden werden können.

Zahlreicher schon und bedenklicher sind die fahrlässigen Unwahrheiten. Seit der Einführung der Preßfreiheit und der Aufhebung der Zeitungssteuer ist eine Unzahl neuer Tagesblätter entstanden; fast jedes Städtchen hat gegenwärtig mindestens eine eigne Zeitung. Die Redakteure dieser Lokalblätter sind meist nicht so gestellt, daß sie gute und zuverlässige Berichterstatter halten können; sie müssen daher, um die Sucht des Publikums nach Neuigkeiten zu befriedigen, zu Quellen ihre Zuflucht nehmen, die keine Bürgschaft für die Reinheit des Gebotenen in sich tragen. Und die Redakteure solcher Lokalblätter selbst sind nicht immer unterrichtet und befähigt genug, sich über die Glaubwürdigkeit der ihnen gemachten Berichte ein eignes Urteil zu bilden, ihre Prüfung erstreckt sich meist nur darauf, daß durch den Inhalt ihrer Zeitung nicht eine strafbare Handlung begründet werde. Aber daß auch die angesehensten, über ganz Deutschland und darüber hinaus verbreiteten Zeitungen

*) Der Ausdruck „unwahre Thatsachen,“ obwohl vom Standpunkte der Logik anfechtbar, wird in dieser Abhandlung angewendet, weil damit dasselbe bezeichnet werden soll, was in der Gesetzgebung (vgl. § 187 des Strafgesetzbuches) und in der Rechtsprechung allgemein darunter verstanden wird.

Digitized by Google

nicht genug Gewicht auf die Zuverlässigkeit ihrer Nachrichten legen, lassen schon die häufigen Widerrufungen und Berichtigungen erkennen.

Auf einer noch tiefern Stufe — vom Standpunkte der Sittlichkeit aus — steht die wissentlich erfolgte Verbreitung unwahrer Nachrichten. Hierher gehören die vielen Erfindungen, die ohne irgend eine thatsächliche Unterlage lediglich zu dem Zwecke gemacht und verbreitet werden, die Zeitung zu füllen und bei der großen Masse des Publikums „interessant" zu machen. Eine feinere, aber deshalb nicht bessere Abart dieser Lügen sind die Nachrichten, die namentlich auf dem Gebiete der Politik und des Parteiwesens in die Welt gesetzt werden und den Zweck haben, Stimmung zu machen oder die Stimmung zu sondiren.

In ihrer häßlichsten Gestalt erscheinen aber diese Fälschungen da, wo sie in gewinnsüchtiger Absicht gemacht werden. Ich denke hierbei namentlich an die falschen Nachrichten, die zur Beeinflussung des Kurses von Wertpapieren ausgesprengt werden.

All diesen unzähligen Unrichtigkeiten gegenüber bietet das Preßgesetz, abgesehen von den Fällen, wo durch den Inhalt der Druckschrift eine nach den allgemeinen Strafgesetzen strafbare Handlung begründet wird, als Schutzmittel nur die Bestimmung im § 11, wonach der Redakteur verpflichtet ist, die Berichtigung einer falschen thatsächlichen Mitteilung auf Verlangen des Beteiligten aufzunehmen.

Allein für die Allgemeinheit ist mit dieser Vorschrift nicht viel geholfen. Denn es wird doch verhältnismäßig selten davon Gebrauch gemacht, was wohl damit zusammenhängt, daß in vielen Fällen ein persönlich bestimmbarer Beteiligter nicht vorhanden ist, oder der vorhandene Beteiligte kein Interesse an einer die Sache nochmals an die Öffentlichkeit bringenden Berichtigung hat. Überdies erfolgt bei diesem Verfahren die Berichtigung doch immer von einer beteiligten Seite, bietet also auch keine Bürgschaft für volle Wahrheit. Daher hat auch diese Bestimmung keine größere Vorsicht bei der Verbreitung thatsächlicher Angaben herbeigeführt.

Und doch wäre mehr Wahrheit auf diesem Gebiet dringend nötig. Zeitungen kommen gegenwärtig fast in aller Hände, und das gedruckte Wort hat auf das Urteil und die Geistesrichtung des Volkes einen bedeutenden Einfluß. Die Zeitungen sind heutzutage das begehrteste geistige Nahrungsmittel des Volkes. Umso höher ist darum auch die Pflicht aller Volksfreunde, dahin zu wirken, daß diese geistige Nahrung möglichst rein und unverfälscht geboten werde.

Wie soll nun dieses Ziel erreicht werden? Soll die Zensur wieder eingeführt oder die Preßfreiheit wieder aufgehoben werden? Es sei ferne von mir, solchen Maßregeln das Wort zu reden; denn ich bin ein Freund einer freien und unabhängigen Presse und bin überzeugt, daß jede Beschränkung der

Digitized by Google

Freiheit der öffentlichen Meinungsäußerung die geistige und sittliche Entwicklung unsers Volkes schädigen würde. Soll man vorschreiben, daß alle Veröffentlichungen von dem Verfasser unterschrieben sein müssen? Eine solche Maßregel, im Gedanken edel und schön, würde doch in der Durchführung die Gefahr in sich bergen, das Strohmännertum großzuziehen, manches gute Wort zurückhalten und die Sachlichkeit in der Behandlung öffentlicher Fragen mitunter beeinträchtigen.

Vielleicht könnte man dadurch helfen, daß die Zulassung zum Beruf eines Redakteurs von dem Nachweise der Befähigung abhängig gemacht werde. Allein ein solcher Nachweis würde sich doch nur auf Kenntnisse, nicht auf den Charakter erstrecken können.

Eine Lösung der Frage scheint mir nur dadurch möglich zu sein, daß man die Wahrheit in der Presse unter strafrechtlichen Schutz stellt. Wie dies nach meiner Meinung ausführbar ist, zeigt der nachfolgende Gesetzentwurf.

§ 1 Die Verbreitung unwahrer Thatsachen durch Druckschriften im Sinne des § 2 des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 ist verboten.

Sie wird mit Geld bis zu 150 Mark bestraft. Ist die Geldstrafe nicht beizutreiben, so tritt an ihre Stelle eine entsprechende Haft bis zu sechs Wochen.

Ist die Verbreitung im guten Glauben und unter Anwendung pflichtmäßiger Sorgfalt erfolgt, so ist der Angeschuldigte freizusprechen.

Ist sie wider besseres Wissen erfolgt, so wird sie mit Geld bis zu 600 Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft.

Ist sie wider besseres Wissen und in gewinnsüchtiger Absicht erfolgt, so wird sie mit Gefängnis bestraft, auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

In dem Urteil ist zu bestimmen, ob und in welcher Weise die Berichtigung der falschen Angabe erfolgen soll.

§ 2 Ist die unwahre Angabe aus einer andern Druckschrift entnommen, so ist die Strafbarkeit für die wiedergebende Druckschrift ausgeschlossen, wenn sie die erstere genau bezeichnet und dabei bemerkt, daß sie für die Richtigkeit der wiedergegebenen Nachricht keine Gewähr übernehme.

§ 3 Die Strafverfolgung tritt nur auf Antrag ein.

Zur Stellung des Antrages ist jeder mündige, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Angehörige des deutschen Reiches berechtigt.

Der Strafantrag ist bei derjenigen Staatsanwaltschaft zu stellen, in deren Bezirk die für die Druckschrift verantwortliche Person (§ 5) ihren Wohnsitz hat.

Der erste vorschriftsmäßig (§ 4) gestellte Strafantrag schließt alle spätern gegen dieselbe Druckschrift in derselben Sache aus.

Der Strafantrag kann nur innerhalb dreier Monate nach der Verbreitung gestellt werden.

§ 4 Der Antrag auf Strafverfolgung muß schriftlich eingereicht werden.

Die Eingabe muß enthalten:

1. die Bezeichnung der Angabe, wegen deren Strafantrag gestellt wird;
2. die Darstellung des wirklichen Thatbestandes;
3. die Bezeichnung der Beweismittel.

Digitized by Google

Der Eingabe muß beigefügt sein die betreffende Druckschrift und ein Kostenvorschuß von 10 Mark.

Das Vorhandensein aller dieser Erfordernisse ist die Voraussetzung, unter der das Einschreiten der Staatsanwaltschaft stattfindet.

In den Fällen, wo voraussichtlich ein höherer Kostenaufwand als 10 Mark erforderlich sein wird, hat die Staatsanwaltschaft ihr Vorgehen von der Erlegung eines entsprechend höhern Kostenvorschusses abhängig zu machen.

§ 5 Verantwortlich für die Druckschrift ist bei periodischen Zeitschriften (§ 7 des Gesetzes über die Presse) der verantwortliche Redakteur, bei andern Druckschriften der Verleger oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, der Drucker. Sie können sich aber von der Verantwortlichkeit durch Nennung des Einsenders oder desjenigen, der den Druck veranlaßt hat, befreien, wenn sich diese im Bereich der richterlichen Gewalt eines deutschen Bundesstaates befinden. In diesem Falle richtet sich die Strafverfolgung nur gegen den Einsender oder den, der den Druck veranlaßt hat.

§ 6 Erfolgt ein auf Strafe lautendes Urteil, so wird der Kostenvorschuß dem Antragsteller zurückgegeben. Andernfalls verfällt der Kostenvorschuß der Staatskasse, soweit er zur Deckung der erwachsenen Kosten erforderlich ist; ein etwaiger Überschuß wird dem Antragsteller zurückgegeben.

Über den Betrag des Kostenvorschusses hinaus können dem Antragsteller keine Gerichtskosten auferlegt werden.

Daß der vorliegende Gegenstand überhaupt dem Strafrecht unterstellt werde, bedarf wohl kaum der Rechtfertigung. Das Lügen an sich wird ja stets nur vom Standpunkte der Sittlichkeit aus beurteilt werden können. Anders verhält es sich aber mit dem öffentlichen Lügen, mit der Verbreitung von Lügen durch die Presse, denn unter ihnen leidet bei der gegenwärtigen Ausbreitung der Presse die gemeine Wohlfahrt. Ich weise nur hin auf die große Beunruhigung, die durch sogenannte „sensationelle" Nachrichten in weiten Kreisen hervorgerufen wird, auf die Verwirrung des Urteils über öffentliche Dinge, auf die Gehässigkeit, die in die Kämpfe der Parteien hineingetragen wird, auf die Verluste an Vermögen, die im Handel und an der Börse manchem zugefügt werden. Es ist fast unbegreiflich, daß solches Unrecht ungestraft öffentlich ausgeübt werden kann.

Im einzelnen habe ich zu dem Gesetzentwurfe nur Folgendes zu bemerken.

Wie die Fassung des § 1 wohl unzweideutig erkennen läßt, will der Gesetzentwurf nur diejenigen Mitteilungen der Presse treffen, die Thatsächliches falsch berichten, also dieselben, die auch unter den § 11 des Preßgesetzes fallen. Urteile und Meinungsäußerungen gehören nicht in den Bereich des Entwurfes.

Wohl schien es mir nicht ganz ohne theoretische wie praktische Bedenken, auch die unwissentliche Verbreitung falscher Nachrichten in den Entwurf mit aufzunehmen. Allein ohne diese Bestimmung würde bei der Schwierigkeit des

Digitized by Google

Beweises, daß die Verbreitung wider besseres Wissen erfolgt sei, die Strafverfolgung in den meisten Fällen unmöglich gemacht werden, und das ganze Gesetz somit einem Messer ohne Griff gleichen.

Anderseits ist aber durch die Vorschrift, daß die im guten Glauben und unter Anwendung pflichtmäßiger Sorgfalt erfolgte Verbreitung unrichtiger Angaben straflos zu lassen ist, dafür Sorge getragen, daß die Beschaffung von Nachrichten nicht übermäßig erschwert werde.

Daß die Fahrlässigkeit auf diesem Gebiet unter Strafe gestellt werde, erscheint mir ebenso gerechtfertigt, wie es in dem Gesetz über den Verkehr mit Nahrungsmitteln geschehen ist. Je freier die Presse geworden ist und je mehr sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens an Macht und Einfluß gewonnen hat, umso stärker wird auch das öffentliche Wohl durch Mißbrauch gefährdet, und umso notwendiger ist es daher auch, daß bei ihren Vertretern das Bewußtsein ihrer ernsten Pflichten und ihrer großen Verantwortlichkeit lebendig erhalten werde.

Da es aber wohl keiner Zeitung möglich ist, sich für alle Gebiete des menschlichen Interesses eigne Nachrichten zu beschaffen, die Zeitungen vielmehr in dieser Hinsicht vielfach auf einander angewiesen sind und sich gegenseitig Hilfe leisten müssen, so giebt § 2 die Benutzung fremder Druckschriften als Quellen vollständig frei. Um jedoch auch hier das Publikum vor Täuschung zu schützen, ist es notwendig, daß der Leser erfahre, woher die Nachricht stammt, und daß seine Zeitung keine Prüfung vorgenommen habe, mithin selbst keine Verantwortlichkeit für die Richtigkeit übernehme.

Nach § 3 des Entwurfes sind alle mündigen ehrbaren Angehörigen des deutschen Reiches zur Stellung des Strafantrages berechtigt. Die Presse ist für das Publikum bestimmt, dem Publikum soll daher auch der Schutz der Wahrheit anvertraut werden. Jeder Leser soll die Möglichkeit haben, für die Verletzung der Wahrheit eine Sühne herbeizuführen. Damit aber von der durch das Gesetz eingeräumten Befugnis nicht in leichtsinniger und mutwilliger Weise Gebrauch gemacht werde, und die Redakteure und Behörden mit unnützen Anträgen verschont bleiben, sind die im § 4 bezeichneten Erfordernisse aufgestellt. Die Verpflichtung zur Einzahlung eines Kostenvorschusses in Verbindung mit der Bestimmung in § 6, daß dieser im Falle der Freisprechung verfällt, wird die Verfolgung von geringfügigen Sachen und von solchen Fällen verhindern, wo der Leser von der Fahrlässigkeit des Verbreiters nicht überzeugt ist. Die Verpflichtung, den wahren Sachverhalt selbst schriftlich darzustellen und die Beweismittel anzugeben, wird dafür sorgen, daß Anträge nicht voreilig und unüberlegt gestellt werden.

In § 5 ist unter den für die Druckschrift verantwortlichen Personen der Verfasser nicht mit aufgeführt. Da nur die Verbreitung durch das Gesetz verboten werden soll, so ist die Niederschrift an sich nicht strafbar; sie wird

Digitized by Google

es erst dann, wenn eine auf Verbreitung durch die Presse gerichtete Handlung (Einsendung) hinzukommt.

Nur wenn ein auf Strafe lautendes Urteil gefällt wird, ist der Kostenvorschuß zurückzuzahlen. In diesem Falle können die Kosten dem Verurteilten auferlegt werden. In allen übrigen Fällen, also auch in dem des § 1, Absatz 3, zieht die Staatskasse den Kostenvorschuß ein. Mehr als der Kostenvorschuß soll aber in keinem Falle dem Antragsteller auferlegt werden können, da sonst die Ungewißheit über den Kostenpunkt die Stellung von Strafanträgen in zweckwidriger Weise erschweren würde. —

Ich bin überzeugt, daß der Erlaß eines Gesetzes im Sinne vorstehenden Entwurfes nicht anders als heilsam wirken würde, heilsam für unser Volk, da das Streben nach Wahrhaftigkeit nicht mehr durch so vieles dreiste öffentliche Lügen beeinträchtigt werden würde, heilsam aber auch für die Presse, da schon das Vorhandensein des gesetzlichen Verbotes läuternd auf ihre Mitarbeiter wirken und die unsaubern und unwürdigen Elemente beseitigen würde. Dann wird auch einmal die Zeit kommen, wo das Wort von der „verlogenen Presse“ der Vergangenheit angehört.

Wie ich, dessen Name in den weitern Kreisen des öffentlichen Lebens unbekannt ist, dazu komme, in einer so schwierigen Frage des öffentlichen Rechtes mit einem gesetzgeberischen Vorschlag hervorzutreten? Die Entrüstung über den gegenwärtigen Zustand in der Presse in Betreff der Wahrheit hat mich zum Nachdenken über die Sache veranlaßt, und das heiße Verlangen nach Besserung hat meine Scheu vor der Öffentlichkeit überwunden. Möge mein Vorschlag als Versuch, zur Herbeiführung besserer Verhältnisse mitzuhelfen, aufgenommen werden, und möge er auch andern als Anregung zur Mitarbeit an dieser Aufgabe dienen.

Coburg L. Bandler

Kulturgeschichte und Litteraturgeschichte

Von Ernst Groth

Die Kulturgeschichte findet gegenwärtig verhältnismäßig geringe Pflege. Es ist das erklärlich, denn das moderne Spezialistentum, das auf allen Forschungsgebieten im Übermaße herrscht, die wissenschaftlichen Arbeiten auf eng begrenzte, scharf von einander gesonderte Kreise beschränkt und eine zusammenfassende Betrachtung geradezu unmöglich macht, wirkt nirgends nachteiliger als auf dem Gebiete der Kulturgeschichte. Sie läßt sich nun einmal nicht in lauter exzen-

Digitized by Google

trische Bewegungen oder selbständige Parallelströme zerlegen, auf denen man unbekümmert um die übrigen Triebkräfte einherfahren kann; sie bildet ein so verwickeltes Adersystem über und unter einander flutender Strömungen, daß man eine einzelne Kulturerscheinung nicht verfolgen kann, ohne in alle übrigen hineinzugeraten.

Wer die Kultur eines Zeitraumes richtig verstehen und darstellen will, darf sein Studium nicht auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse beschränken; er muß ein klares Bild von den gesellschaftlichen Zuständen, von den Sitten und Gebräuchen, von der Lebensweise und der Tracht der Zeit besitzen; er muß das geistige und künstlerische Leben mit allen seinen Bestrebungen, Gegensätzen und Kämpfen verstehen, aus allen diesen einzelnen Erscheinungen die gemeinsamen Züge herausfinden und durch allmähliche Potenzirung der Besonderheiten den eigentümlichen hervorstechenden Charakter des Zeitraumes zu gewinnen wissen. Das ist eine schwierige Aufgabe; sie verlangt weniger den einseitigen analytischen Scharfsinn der Spezialgelehrten, der seinen Stollen unbekümmert um die andern Bestandteile des Erdreichs gräbt und bis zum letzten Reste ausbeutet. Es gehört dazu ein philosophischer Kopf, ein umfassender Geist, eine synthetische Kraft, die aus einer kleinen Holzfaser auf die Art und den Wuchs des ganzen Baumes, aus einem Knochen auf den Gesamtorganismus, aus einer Kulturerscheinung auf den Charakter und den Geist einer ganzen Kulturperiode zu schließen vermag. Wer z. B. nichts weiter versteht, als die eichene Holzfaser in ihre chemischen Bestandteile zu zerlegen, also analytisch verfährt, der wird niemals zum Begriff einer Eiche gelangen; wer eine einzelne Kulturerscheinung, ein Kunstwerk, eine religiöse oder volkswirtschaftliche Einrichtung nur als solche prüft, wird niemals eine richtige Vorstellung von der Gesamtkultur einer Zeit gewinnen.

Die Kulturgeschichte ist eine konstruktive Wissenschaft; sie arbeitet wie die Paläontologie mit Überresten der Vergangenheit und hat daher etwas von der Sicherheit naturwissenschaftlicher Forschung — nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mikroskopisch, sondern makroskopisch verfährt. Es genügt ihr z. B., festzustellen, welcher Geist und welche Tendenz sich in diesem oder jenem Kunstwerke offenbart, aber sie hat gar kein oder nur ein geringes Interesse daran, welche technischen oder künstlerischen Voraussetzungen dem Werke zu Grunde liegen, welcher Schule es angehört, wie der Meister heißt, ob es eine Kopie oder ein Original ist. Sehr richtig sagt Henne am Rhyn in seinen kulturgeschichtlichen Skizzen: „Wie die Naturwissenschaften das nach Naturgesetzen entstandene (natum), so behandelt die Kulturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen geschaffene, gepflegte, gebildete (cultum). Die Kulturgeschichte ist demnach die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen; sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht hat, ohne dazu durch

Digitized by Google

die Natur angetrieben zu werden; sie ist die Geschichte im höchsten, reinsten Sinne und Geiste." Unter Natur sind hier die natürlichen Bedürfnisse, der Instinkt, die animalischen Voraussetzungen des Menschen zu verstehen, denn mittelbar ist der Mensch durch die ihn umgebende feindliche Natur jederzeit zur Anspannung und Ausnutzung seiner körperlichen und geistigen Kräfte angetrieben worden, und in diesem Sinne könnte man die Kultur auch als die Unterwerfung der Naturmächte und des toten Stoffes unter den menschlichen Geist und Willen bezeichnen. Erst später traten zu diesem Kampfe mit der Natur als zweite Triebfeder der jede Geisteskraft aufstachelnde Wettstreit unter den Menschen und Völkern und als dritte Triebfeder der innere unwiderstehliche Drang nach geistiger Bethätigung, nach Ausnutzung der schöpferischen Phantasie, nach Befriedigung der metaphysischen Bedürfnisse, nach Lösung neuer Aufgaben und Probleme.

Wachsendes Bedürfnis verlangt wachsende Produktivität, ein gesteigerter Angriff verlangt einen gesteigerten Schutz, künstlerische oder litterarische Übersättigung verlangt neue Anschauungen und neue Formen. Daher rührt das aufsteigende Leben der Kulturvölker aus unzähligen Quellen her; die einzelnen Stufen unterscheiden sich nur dadurch, daß auf ihnen jedesmal eine einzelne Lebensrichtung besonders stark hervortritt. Man kann fast überall in der Geschichte der Nationen nach einander eine religiöse, eine kriegerische, eine künstlerische, eine materielle oder wirtschaftliche Hauptströmung unterscheiden. So folgt im Mittelalter auf das kirchliche Leben das kampflustige Rittertum mit seinen Kreuzzügen und weltlichen Fehden, dann die geistige Blüte in der Litteratur, dann die wirtschaftliche Entwicklung des Bürgertums und des Städtewesens; so zeigt sich nach dem religiös bewegten Zeitalter der Reformation von neuem eine kriegerische Lebensrichtung, die bis ins vorige Jahrhundert reicht, und im Anschluß daran eine fruchtbare künstlerische Periode, die in unserm Jahrhundert vor den wirtschaftlichen Kulturbewegungen immer weiter zurücktreten muß. Ähnliche Erscheinungen finden wir in der Geschichte der Griechen und Römer, in der Geschichte Frankreichs, Englands und Italiens. Natürlich müssen diese charakteristischen Lebensrichtungen in den verschiednen Kulturperioden auch ein verschiednes Gepräge annehmen. Der wirtschaftliche Zug des spätern Mittelalters muß sich anders äußern als der unsrer Zeit, eine besonders hervortretende Strömung wird nicht mit einem Schlage aufhören, sobald sich eine neue Kulturbewegung Bahn gebrochen hat.

Denn auch im Leben der Völker wirkt das Beharrungsvermögen oder das Trägheitsgesetz. So nur ist es zu erklären, daß wir in Zeiten, die alle Überlieferungen über den Haufen werfen, überall neue Lebensformen schaffen und die staatliche und wirtschaftliche Bedeutung des Volkes von Grund aus umgestalten, doch künstlerische und litterarische Strömungen finden, die unbeeinflußt ihre alte Richtung beibehalten. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner alle

Digitized by Google

Lebensanschauungen zersetzenden Philosophie, mit seinen Gewaltmaßregeln und seiner Staatsumwälzung ist in Frankreich nicht imstande gewesen, die doktrinäre Ästhetik des überlieferten Klassizismus zu stürzen. Ähnliche Erscheinungen finden wir auch in der englischen und der deutschen Litteratur. Das Bild, das man aus der Litteratur gewinnt, deckt sich also nicht immer mit den Kulturbewegungen einer bestimmten Zeit. Daher ist die Frage nicht so leicht zu beantworten, in welchem Umfange der Kulturhistoriker die Litteratur einer Zeit für seine Zwecke ausnutzen darf, um zu einer richtigen Darstellung zu gelangen. Aber umgekehrt wird sich auch die Frage aufdrängen, in welchem Abhängigkeitsverhältnis der Litterarhistoriker zur Kulturgeschichte steht.

Une littérature, sagt der französische Kritiker Emile Hennequin, exprime une nation, non parce que celle-ci l'a produite, mais parce que celle-ci l'a adoptée et admirée, s'y est complue et reconnue. Derselbe Grundsatz läßt sich auch auf jeden einzelnen Zeitabschnitt anwenden: die jeweilige Litteratur ist nicht deshalb für die Gesellschaft charakteristisch, weil sie ein Produkt dieser Gesellschaft ist, sondern weil sie von ihr, oder doch von den maßgebenden Geistern angenommen und bewundert wird. Die Überlieferung, der Zufall und die Achtung vor dem früher anerkannten und gepriesenen spielen nirgends eine größere Rolle als auf dem Gebiete der Kunst und der Litteratur. Von einflußreichen Personen wird der Gesellschaft, sogar der fremder Völker, oft eine litterarische Richtung aufgedrängt, die in gar keinem Zusammenhange mit ihren staatlichen, religiösen und sittlichen Anschauungen steht. Ja es giebt Perioden, wo sich in der Litteratur geradezu ein den Kulturbestrebungen entgegengesetzter Geist offenbart, wo die Litteratur vor den mächtigen Aufgaben der Zeit Kehrt macht und ihre Kräfte an fernliegende Probleme vergeudet. Brauchen wir dabei an die Litteratur der Gegenwart zu erinnern? Die Litteratur ist eben niemals das Erzeugnis einer ganzen Gesellschaft, sondern lediglich das Werk einzelner Geister, die gewöhnlich so weit außerhalb ihrer Zeit stehen, daß ihre Bedeutung gar nicht einmal von ihren Zeitgenossen erkannt wird. Man darf sich in dieser Hinsicht keinen Täuschungen hingeben, denn im Grunde ist es zu allen Zeiten immer nur ein kleiner Kreis von Menschen gewesen, der sich mit der zeitgenössischen Litteratur eingehend beschäftigt hat. Ohne ein Hotel de Rambouillet hat sich noch nie ein neuschaffendes litterarisches Leben behaupten können, denn der größte Teil der Menschen hat zu allen Zeiten die Befriedigung des litterarischen Bedürfnisses in der Beschäftigung mit den Werken der Vergangenheit gefunden. Das litterarische und künstlerische Leben der letzten drei Jahrhunderte ist, nicht zum Vorteil für den Fortschritt einer selbständigen echt nationalen Kultur, immer mehr ein Rückschauen und Wiederverarbeiten früherer Erkenntnisse, Einsichten und Schöpfungen gewesen, als eine frische, ursprüngliche Teilnahme und Mitwirkung an dem Neuentstehenden und Neugeschaffenen.

Digitized by Google

Daher spielen sich die litterarischen Kämpfe, deren Eigentümlichkeiten man als charakteristische Züge einer ganzen Kulturperiode anzusehen pflegt, gewöhnlich nur in den engen Berufskreisen der Schriftsteller ab, und die größere Gesellschaft oder das Volk hat, wenn ihm jene Kämpfe überhaupt zum Bewußtsein gekommen sind, zu allen Zeiten dabei keine andre Rolle gespielt als die des abwartenden Zuschauers.

Es ist also unmöglich, von einer litterarischen Strömung, einer Dichtung oder einem Kunstwerk auf den allgemeinen Charakter und die herrschenden Kulturverhältnisse eines ganzen Zeitabschnittes einen sichern Rückschluß zu ziehen. Man könnte einwenden, die betreffende Zeit habe doch die Persönlichkeit hervorgebracht oder wenigstens in geistiger und materieller Beziehung beeinflußt und bestimmt. Aber dieser Einwand trifft nicht ganz zu, denn man mag, wie die Positivisten, von Rasse, Vererbung und Milieu reden, so viel man will, der schöpferische Trieb, die neugestaltende Kraft, das große Geheimnis der Persönlichkeit wird man mit diesen äußerlichen Dingen niemals erklären, und gerade in diesem Geheimnis liegt das Merkmal, das den Dichter und den Künstler aus dem Rahmen und den herrschenden Anschauungen ihrer Zeit heraushebt. Solche Geister zum Ausgangspunkte kulturgeschichtlicher Betrachtung zu machen, ist also eben so falsch, als wollte ein Geograph den Charakter und Zustand des gleichmäßigen, weit ausgedehnten Kulturlandes nach der Art und Zusammensetzung der darin zerstreut liegenden Bergkuppen bestimmen. Die sogenannten klassischen Werke, die in ihrer künstlerischen Vollendung allen Zeiten, sogar allen Nationen angehören können, bieten dem Kulturhistoriker ein wenig ergiebiges Feld für seine Untersuchung.

Den Seefahrer kümmern wenig die obern Windrichtungen; von ihnen hängt seine Sicherheit und sein Fortkommen nicht unmittelbar ab. Was seine beständige Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, das sind die untern Luftströmungen, die das Meer in einem wechselnden Wellengange halten und oft von Grund aus aufwühlen. Auch der Kulturhistoriker hängt mehr von den Werken der dii minores ab, als von den Kunstschöpfungen der Genies. Ihm ist das Unkraut interessanter als der Weizen, ihm sind die Auswüchse und Verkrüppelungen lehrreicher als die normalen Erscheinungen, die krankhaften Zustände fesselnder als die gesunden. Nicht aus den unsterblichen Werken großer Geister konstruirt er die wechselnden Bilder der einzelnen Perioden, sondern aus den vorübergehenden Erzeugnissen des Zeitgeschmackes, aus den Tendenzwerken und Kritiken, aus den Streitschriften und Satiren, aus den Machwerken der litterarischen Klopffechter und Modegötzen. Er hat weniger darauf zu achten, welche hervorragenden Geister in der oder jener Zeit lebten, als vielmehr darauf, welche Schriftsteller von der Gesellschaft gelesen, welche Künstler gefeiert wurden. In dieser Hinsicht ist ihm ein Kotzebue nützlicher als ein Schiller, ein Clauren fruchtbarer als ein Hauff, ein Schopenhauer

Digitized by Google

wertvoller als ein Lotze, ein Fritz Reuter interessanter als ein Graf von Schack. Der bekannte französische Kritiker Melchior Grimm hat nicht Unrecht, wenn er sagt: C'est beaucoup, de connaître les lois, les coutumes, les religions, mais on juge bien mieux de la manière de penser et de sentir par l'esprit du théâtre, par le goût des romans, par le ton des sociétés, par les petits contes et par les bons mots. In den verschollenen Erzeugnissen der Litteratur liegt also das eigentliche Arbeitsfeld des Kulturhistorikers; er darf sich bei seinen Untersuchungen nicht von ästhetischen Gesichtspunkten leiten lassen, denn den bleibenden Schönheitsgehalt eines Werkes festzustellen ist nicht seine Sache, er hat lediglich auf die geschichtliche Stellung und Bedeutung eines litterarischen Werkes sein Augenmerk zu richten. Behält der Kulturhistoriker diesen Standpunkt, so kann die Litteraturgeschichte eine seiner dankbarsten Hilfswissenschaften werden.

Wie gestaltet sich nun das Verhältnis umgekehrt, d. h. in welchem Maße ist der Litterarhistoriker von der Kulturgeschichte abhängig, unter welchen Umständen bietet ihm diese eine zuverlässige Quelle für seine Forschungen? Die Litteraturgeschichte ist als Wissenschaft ein Kind unsers Jahrhunderts; sie weist einen ähnlichen Entwicklungsgang auf wie ihre Schwester, die Kunstgeschichte. Beide haben sich verhältnismäßig spät aus dem bloßen Dilettantismus zu wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sicherheit emporgearbeitet. „Man benutzte — sagt der bekannte Kunstkritiker Lermolieff — zuerst die Kunstwerke in der Wissenschaft als Illustration für jeweilige ästhetische Theorien, dann als unterhaltendes Bilderbuch der Kulturgeschichte, schließlich zur Kunstwissenschaft als exakten Wissenschaft.“ Eine ähnliche Entwicklung finden wir in der Auffassung der Litteraturgeschichte. Die dogmatisch-ästhetische oder die rein moralisirende Betrachtungsweise ging in unserm Jahrhundert zur kulturgeschichtlichen über, gegenwärtig hat sie in Deutschland überwiegend eine philologische Richtung, in Frankreich eine positivistische und psychologische eingeschlagen. Die erste Methode beruht auf dem philosophischen Dogma von der Identität der Geister, der Genies, der Talente. Die doktrinären Ästhetiker beurteilen daher die Schöpfungen des menschlichen Geistes einer beliebigen Nation oder Zeit nach den ausgeklügelten Regeln eines als richtig und unabänderlich anerkannten oder überkommenen Geschmackes; sie bezeichnen jedes Werk, das außerhalb der mathematisch bestimmten Formen, außerhalb der als philosophische Wahrheiten angenommenen Kunstbegriffe liegt, als wertlos. Das litterarische Werk wird losgetrennt von allen Voraussetzungen seines Ursprungs, von der Individualität des Dichters, von dem Charakter der Nation und der Zeit, und schwebt vor den Augen des doktrinären Kritikers in der Luft wie ein Weltkörper, der seine Form nach unabänderlichen Gesetzen gebildet hat und der sich nach unabänderlichen Gesetzen bewegen muß, wenn er sein Dasein behaupten soll. Den typisch gewordenen Ausdruck für diese litterargeschichtliche Methode hat Nisard

Digitized by Google

mit dem Satze geliefert: „Wer die Alten und unser großes Jahrhundert kennt, der hat in geistiger Beziehung sein Ideal, seine Regel und, wenn er Professor ist, seine Autorität gefunden: changer c'est dégénérer." In Frankreich haben alle auf Boileau zurückgehenden Kritiker von La Harpe bis Brunetière diesen ästhetischen Standpunkt behauptet. In Deutschland ist diese Methode insbesondre unter dem Einfluß der Hegelschen Philosophie lange Zeit die herrschende gewesen, und erst Gervinus und Hettner haben eine tiefer gehende Betrachtungsweise eingeführt, indem sie die politischen und kulturgeschichtlichen Voraussetzungen für das geistige Leben eines bestimmten Zeitabschnittes zu ergründen suchten, über dem Kunstwerke nicht den Künstler vergaßen, den Werdegang des Genies bis in die geheimsten Triebfedern verfolgten und die litterarischen Strömungen nicht nach dem alten klassischen Fahrwasser beurteilten, priesen oder verdammten, sondern in deren Eigentümlichkeiten die notwendige Folge einer beständig wechselnden Kunst- und Lebensauffassung erkannten. Noch entschiedner als Gervinus und Hettner hat Ferdinand Lotheißen das Abhängigkeitsverhältnis und die beständige Wechselwirkung zwischen den litterarischen Schöpfungen und dem gesellschaftlichen Leben einer Zeit hervorgehoben und dargestellt. In seiner vortrefflichen Geschichte der französischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts spricht er den Grundsatz seiner Methode mit den Worten aus: „Eine wahrhafte Geschichte der Litteratur halten wir immer nur in Verbindung mit der Kulturgeschichte für möglich." Lotheißen erkennt auf diesem Gebiete eine évolution du dedans nicht an, und hält die Behauptung für einen Irrtum, daß die Geschichte einer Litteratur zuerst und in sich allein das genügende Prinzip seines Wachstums und seiner Ausgestaltung enthalte, daß man ihre Entwicklung auch ohne Hilfe der Kulturverhältnisse verstehen und erklären könne. Die Evolutionisten sind der Ansicht, daß ein einziges mit Beifall aufgenommenes Werk einen mächtigern Einfluß auf alle Schöpfungen derselben Gattung ausübe, als sämtliche Einwirkungen der Rasse, des Augenblicks und des Milieu, als alle Wandlungen der gesellschaftlichen und der politischen Zustände. Um z. B. die naturalistische Richtung der Gegenwart zu erklären, brauchen sie keine andern Thatsachen, als die Verirrungen und Auswüchse der Romantik, um das Wesen der Romantik zu enthüllen keine andern Mittel, als das Eindringen der fremdländischen Litteraturen; um die litterarischen Schöpfungen des siebzehnten Jahrhunderts zu verstehen, genügt ihnen die sichere Kenntnis von dem litterarischen Charakter des sechzehnten Jahrhunderts. Rien ne commence, mais tout se transforme. Überall herrschen in der Kunst und in der Litteratur nur zwei schöpferische Prinzipien: das der Nachahmung und das des Gegensatzes. Auf den Geist wirkt nur der Geist; die stärkste Anregung und tiefste Beeinflussung, die je ein Künstler erfahren hat, ist immer nur von der Kunst und ihren Werken selbst verursacht worden. Alle gesellschaftlichen und politischen Erörterungen sind, nach Ansicht dieser Litterarhistoriker, über-

Digitized by Google

flüssig und wirken verwirrend. Die wahren Quellen von La Princesse de Clève, sagt Brunetière, liegen in den Romanen eines La Calprenède und einer Scudéry. Die Kulturverhältnisse haben darauf keinen Einfluß gehabt; die wahren Gründe für die Komödien eines Molière liegen in den Lustspielen eines Scarron, die wahren Ursachen für die Tragödien eines Racine in der Tragödie eines Corneille.

Es ist richtig, die Blütezeiten, Revolutionen und Niedergänge in der Litteratur treffen nicht immer mit den wirtschaftlichen oder politischen zusammen; wo es aber geschieht, da kann der Litterarhistoriker keine fruchtbarere Quelle für seine Untersuchungen finden als die Kulturgeschichte. Lotheißens Grundsatz, daß man die Litteratur ohne Kenntnis der jeweiligen Kultur nicht zu verstehen vermöge, kann daher für alle Perioden in vollem Umfange nicht aufrecht erhalten werden. Für das siebzehnte Jahrhundert paßte er allerdings vortrefflich, denn in keiner Zeit ist die Litteratur — um mit Hamlet zu sprechen — so deutlich der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters gewesen, mit der Einschränkung freilich, daß wir in ihr nicht den treuen Spiegel der Volkskultur und die schlichte Chronik der bürgerlichen Gesellschaft finden, sondern das pathetisch klingende Echo des Hoflebens und den blendenden Abglanz des unumschränkten Königtums. Etudiez la cour et connaissez la ville! war die seltsame Anforderung, die Boileau, der Generalkontrolleur des Parnaß, wie ihn Ludwig XIV. nannte, an jeden Nationaldichter stellte. Lotheißen hat diese Verhältnisse wohl erkannt und seine kulturgeschichtlichen Vorstudien hauptsächlich auf jene Kreise gerichtet, in denen er die Quellen des litterarischen Lebens sah, und dadurch eine staunenswerte Fülle neuer Erkenntnisse zu Tage gefördert, die Werke der großen Dichter und Denker in eine neue Beleuchtung gerückt, den charakteristischen Grundzug des Jahrhunderts durchschaut, und den einheitlichen Gedanken der festen Ordnung, der gleichmäßigen Regelung, der formalen Schönheit und der Harmonie in Staat und Kirche, in Gesellschaft und Kunst aus den verwirrenden Strömungen herausgehoben. Mit welcher Gründlichkeit Lotheißen diese kulturgeschichtlichen Vorstudien anzustellen pflegte, mit welcher Klarheit und Gewandtheit er die leitenden Ideen zu erfassen und darzustellen wußte, davon giebt das aus seinem Nachlaß von Anton Bettelheim herausgegebene Buch: Zur Kulturgeschichte Frankreichs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (Wien, Karl Gerolds Sohn, 1889) einen erneuten Beweis.

Der Herausgeber hat eine mit Wärme geschriebene biographische Einleitung der Sammlung vorangestellt, und darin den Charakter, die wissenschaftliche Methode und die Bedeutung Lotheißens in großen Zügen darzustellen versucht. Die gesammelten Aufsätze beziehen sich auf das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert, vom Ausgange der Religionskriege bis zur Revolution, eine Zeit, die Lotheißen als die französische Periode der Weltgeschichte be-

Digitized by Google

zeichnet, da in ihr die Keime aller heutigen Entwicklungen und Bestrebungen liegen und das Leben der europäischen Völker während der letzten zwei Jahrhunderte nur verständlich wird, wenn man die Kulturbewegungen in Frankreich während dieses Zeitraumes kennt. Von welchen Grundsätzen sich der Verfasser bei seinen Arbeiten leiten läßt, das spricht er mit den Worten aus: „Um die Menschen vergangener Jahrhunderte richtig zu beurteilen, muß man sich in die allgemeine Denk- und Empfindungsweise ihrer Zeit versetzen, und ihren Wert darnach bemessen, wobei es uns dann noch immer freisteht, jene Anschauung selbst zu prüfen und sie von unserm Standpunkte aus zu billigen oder zu verwerfen. Wir brauchen deshalb die frühere Zeit mit ihren Einrichtungen nicht zurückzuwünschen, da wir den Fortschritt der Menschheit in mancher Hinsicht unbestreitbar glauben, aber wir werden uns doch hüten, pharisäisch stolz über die gesamte Vergangenheit abzuurteilen. Eine Epoche kann in vielen Punkten gefehlt haben und entbehrt darum doch weder der Größe noch der Bedeutung."

So findet Lotheißen als die maßgebenden Ideen des siebzehnten Jahrhunderts vier große Strömungen, die das gesamte geistige und sittliche Leben der Zeit beherrschten: die Überwindung der religiösen Idee durch den allgemeinen Staatsgedanken, womit das Aufsteigen der königlichen Macht zur Unumschränktheit eng verbunden war, ferner, in gesellschaftlicher Beziehung, die Vorliebe des Volkes für Ordnung und systematische Gestaltung auf allen Gebieten des Lebens, in geistiger Beziehung den bestimmenden Einfluß der kartesianischen Philosophie und endlich in politischer das Streben Frankreichs nach der Vorherrschaft in Europa. Durch diese Grundströmungen entstand für Frankreich eine Zeit geistiger Befriedigung, wie sie weder vorher noch nachher je zu Tage trat. Lotheißen vergleicht Descartes mit Voltaire und schreibt ihm eine ähnliche Bedeutung für das Zeitalter Ludwigs XIV. zu, wie sie Voltaire für das folgende gewann. Er überschätzt dabei nach unsrer Ansicht den Einfluß Descartes auf die litterarische Entwicklung. Zwar auch französische Kritiker pflegen in der kartesianischen Philosophie die hauptsächlichste Ursache für das Aufblühen der klassischen Litteratur zu erkennen. Emile Krantz behauptet sogar in seinem Essai sur l'ésthétique de Descartes (Paris, 1882), daß sie ohne den Kartesianismus überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Man schreibt den Sieg der drei Einheiten auf der französischen Bühne dem Einfluß jener Philosophie zu, aber man vergißt dabei, daß jenes Dogma schon vor Descartes Wirksamkeit entstanden war, und daß seine allgemeine Anerkennung von dem großen Erfolge der Sophonisbe von Mairet im Jahre 1629 herrührte. Man betont Descartes Einwirkung auf die führenden Geister des siebzehnten Jahrhunderts und kann sie doch höchstens nachweisen bei Boileau, bei Racine, bei Madame de La Fayette, während sich Corneille, Molière, Pascal, Bossuet, La Fontaine u. s. w. kaum von Descartes haben beeinflussen lassen. Man

Digitized by Google

hebt hervor, daß die kartesianische Philosophie des Maßhaltens alles Burleske aus der klassischen Litteratur verbannt habe, und übersieht dabei, daß diese Veränderung die notwendige Folge einer strengen Etikette sein mußte, die sich aus dem Hofleben in das geistige Leben übertragen hatte. Man führt die Abwendung von der Natur und der Wirklichkeit auf die spiritualistische Macht jener Lehre zurück und bedenkt nicht, daß diese Gleichgiltigkeit gegen das Naturleben, dieser auffallende Mangel an warmem Naturgefühl, der die Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt, schon im sechzehnten Jahrhundert bei Rabelais und Montaigne, bei Marot und Regnier, bei Ronsard und Du Bellay zu finden ist. Als unmittelbare Folge des Kartesianismus wird ferner der klassischen Litteratur von französischen Kritikern eine optimistische Richtung zugeschrieben, und doch wird man zweifeln müssen, ob die Weltanschauung eines Racine, eines Molière, eines La Fontaine, eines La Rochefoucauld oder La Bruyère mit Descartes Optimismus zu versöhnen sei.

Lotheißen scheinen diese Thatsachen nicht entgangen zu sein, denn er hebt hervor, daß es schwer sei, zu sagen, ob Descartes mehr von seiner Zeit oder diese mehr von dem Philosophen beeinflußt worden sei. Sehr richtig bemerkt er an der Stelle, wo er auf die leitenden Ideen des achtzehnten Jahrhunderts übergeht: „Wenn eine Epoche sich am Ziel der Wünsche sieht, die sie lange gehegt und die zu erreichen sie ihre besten Kräfte eingesetzt hat, so tritt naturgemäß eine Wandlung ein, und im Sinne des Volkes erheben sich neue Ideen, die es auch neuen Zielen entgegenführen. Diese Ideen lebten schon früher, aber nur in wenigen, und sie warteten auf ihre Zeit, um kräftig hervorzutreten und ihrerseits nach der Herrschaft zu streben. Es sind zumeist solche, welche im Gegensatz zu den früher giltigen Anschauungen stehen, sodaß die Epochen, die einander folgen, oft in grellem Widerspruch erscheinen, während sie doch nur eifrig bestrebt sind, die Gegensätze, die schon lange bestehen, in einer höhern Einheit zu versöhnen.“ Zwei große Ideen beherrschen, nach Lotheißen, das gesamte geistige Leben des achtzehnten Jahrhunderts: die Idee der Auflehnung und die Idee der Humanität. Auf die erstere sind die meisten charakteristischen Erscheinungen jener Zeit zurückzuführen: die philosophische Skepsis, der religiöse Zweifel, der Kampf gegen die Kirche, die politischen Reformbestrebungen und die sozialen Umwandlungen. Die Idee der Humanität rief das Streben nach allgemeiner Gleichberechtigung, nach Aufhebung aller Standesunterschiede hervor, nach Unabhängigkeit der Gedanken und der Schriftsteller, auf ihr beruht das Wesen der sogenannten Aufklärung, das immer mächtiger auftretende Verlangen nach Erleichterung des Volkes von seinen drückenden Lasten, nach Beseitigung der Frohnden, der Leibeigenschaft, der Haftbefehle, der Tortur, der Sklaverei; aus dieser Idee entsprang auch die Überzeugung von dem unbegrenzten Fortschritt der Menschheit, aus ihr floß der Strom der Gefühlsseligkeit und der Naturschwärmerei. Kein Zeitalter

Digitized by Google

bietet so erstaunliche Gegensätze im geistigen Leben eines Volkes wie das achtzehnte Jahrhundert: ruhige, kalt abwägende Verstandesthätigkeit und nervöse Überspanntheit, stürmisches Auflodern und thränenselige Weichheit, leidenschaftliches Angreifen und zaghafte Resignation, hochtrabende Menschenwürde und sittliche Verkommenheit. Lotheißen hat diese haltlosen Zustände, die notwendig zum Sturz aller bestehenden Einrichtungen führen mußten, in seiner Abhandlung „Das Königtum" vortrefflich dargestellt. Dasselbe Lob verdienen die beiden folgenden Aufsätze „Die Prinzen von Condé" und „Im Hause der Condé," von denen der erste auf einem Werke des Herzogs von Aumale beruht, der zweite auf der biographischen und geschichtlichen Studie Allaires: La Bruyère dans la maison de Condé. Beide geben ein deutliches Bild von Lotheißens sichtender und bei aller Anlehnung selbständiger Arbeitsweise. Wahre Kabinetstücke kulturgeschichtlicher Darstellungskunst sind die drei Abhandlungen: „Aus dem High-life des vorigen Jahrhunderts," „Ein Arzt im siebzehnten Jahrhundert" und „Galeeren und Galeerensklaven." Obgleich sie dem Kulturhistoriker wenig Neues bieten, so halten sie doch durch ihre lebendige Darstellung und gediegene Form die Aufmerksamkeit des Lesers in fortwährender Spannung. In dem ersten Aufsatze sucht Lotheißen nachzuweisen, daß das ganze gesellschaftliche Leben im achtzehnten Jahrhundert lediglich von den Frauen beherrscht worden sei, daß niemals die Macht der Frauen, obwohl sie damals zeitlebens als unmündig galten und gesetzlich fast rechtlos waren, höher gestiegen sei, als vor dem Ausbruch der Revolution. „Es bedurfte dazu einer entschiednen, aber bereits absterbenden Despotie, einer gebildeten, jedoch innerlich zersetzten Gesellschaft, scharf ausgeprägter Standesunterschiede bei steigender demokratischer Ausgleichung, politischer Schwäche bei regem geistigen Leben. Es bedurfte dazu jener Schwüle, die dem Ausbruch des Wirbelsturmes vorausgeht und nervenschwache Menschen antreibt, sich um jeden Preis zu zerstreuen und zu vergessen." In der folgenden Abhandlung schildert der Verfasser sehr anschaulich den Bildungsgang, die praktische Thätigkeit und die gesellschaftliche Stellung der französischen Ärzte im siebzehnten Jahrhundert. Es war damals keineswegs die Hauptaufgabe dieser Herren, sich eine genaue Kenntnis des menschlichen Körpers und der verschiednen Krankheiten zu erwerben, sie hatten im Gegenteil vor allem die Pflicht, sich in dem Gebrauch der alten Sprachen zu üben und sich in der Kunst der Dialektik gründlich auszubilden. Clysterium donare — Postea seignare — Ensuita purgare — in diesen Vorschriften lag das ganze Geheimnis ihrer Arzneiwissenschaft. Das litterarische Leben ihrer eignen Zeit war den Ärzten wie allen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichgiltig. Einer der bedeutendsten Ärzte jener Zeit, Guy Patin, kannte nicht einmal die Werke von Corneille, Boileau, Molière und Racine, noch weniger hatte er also eine Ahnung von der kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Männer. Ist es heutzutage anders geworden?

Digitized by Google

Die Gelehrten, die gegenwärtig mit ihrer eignen Zeit leben und an ihren litterarischen Kämpfen und Bestrebungen teilnehmen, sind auch heute noch zu zählen. Wir sehen also hier wieder einen Beweis für unsre vorhin ausgesprochene Ansicht über das Verhältnis der Kulturgeschichte zur Litteraturgeschichte.

Die Kunst in England

Von R. Muther

(Schluß)

Der Deutsche sucht in der National Galery selbstverständlich zuerst nach Hogarth, da Hogarths Kupferstiche durch Lichtenberg bei uns eingebürgert, seine cyklischen Folgen, das Leben einer Dirne, das Leben eines Wüstlings, die Heirat nach der Mode uns allen bekannt sind. In der National Galery, die die Öloriginale zur Mariage à la mode besitzt, ist man namentlich über Hogarths technisch-malerische Qualitäten erstaunt. Während die Kupferstiche leicht zu der Meinung verleiten, daß Hogarth nur ein Satiriker und Moralist gewesen sei, der zufällig den Pinsel statt der Feder geführt habe, lernt man ihn hier als Maler im vollen Sinne des Wortes kennen. Das Karrikaturartige, Fehlerhafte, das sich in den Kupferstichen geltend macht, fällt weg; es ist eine strenge, ungeschminkte Wiedergabe der Wirklichkeit, eine Kunst, die von Anfang an ihre Wurzeln ins moderne Leben gesenkt hat. In einer Zeit, wo alle andern Völker nur jene halb mythologischen fêtes champêtres malten, auf denen die Grazien der Boudoirs und Kulissen sich Rendezvous geben, malte Hogarth, ein Engländer von Geburt, von Charakter und Temperament, seine Landsleute. Seine Welt ist London, die Weltstadt, das damals im Gegensatz zur heutigen Bigotterie noch die goldne Zeit des Rouétums durchlebte. In eine solche Welt, die heute auch noch nicht versunken, nur dezenter überschminkt ist, führt uns Hogarth, in Punschgesellschaften, Spielhöllen, Poetenstübchen, in den Keller der Straßenräuber, in das Sterbezimmer des gefallenen Mädchens. Im Straßengewühl macht er seine Skizzen und giebt uns, so sehr er zuweilen zu übertreiben scheint, die induktive Gewißheit, daß er ein schlechterdings zuverlässiger Zeuge ist. Denn auch das ist bezeichnend für die Gegensätze im englischen Leben, daß das Vornehme dort noch vornehmer, das Gemeine noch gemeiner ist als anderswo.

Digitized by Google

Die vornehme Welt, in die uns Reynolds und Gainsborough führen, wußte von diesen Dingen so wenig, wie eine heutige Lady von den Orgien weiß, die die Pall Mall Gazette erzählt. Und in demselben Maße, wie der gesellschaftliche Ton am Strand ein andrer ist als in Whitechapel, ist die Malweise eines Reynolds und eines Gainsborough von der eines Hogarth verschieden. Sie waren die echten Maler der Aristokratie, nicht nur die größten Porträtisten, die seit der Anwesenheit van Dycks auf Englands Boden gewandelt waren, sondern die ersten Porträtmaler Europas in jener Zeit. Die berühmtesten und weisesten Männer, die schönsten und umschwärmtesten Frauen saßen ihnen. Die ganze englische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zieht in ihren Bildnissen an uns vorüber — zwar nicht in pragmatischer Treue, sondern in einem gewissen abgedämpften Idealismus —, es geht eine weibliche Zartheit, nichts Lenbachsches, mehr etwas Kaulbachsches durch alles hindurch. Die Wiedergabe des Charakters gelingt ihnen weniger als die der Schönheit, der fein leidende Zug der jungen Mutter, die ätherische Zartheit der eben erblühenden Miß, die Eleganz vornehm erzogener Kinder. Namentlich ihre Kinderdarstellungen sind von entzückender Anmut, und nur der Farbendruck, die damals in England so hoch entwickelte Technik, kann eine Vorstellung von dem Duft geben, der über den Originalen ruht.

Am epochemachendsten aber ist England für die Landschaftsmalerei geworden. Von England aus wurde im Beginn der modernen Zeit — durch Bacon — ein neues Weltalter auf Grund der Beobachtung der Natur verkündigt. Kein Wunder, daß dort auch die moderne Landschaftsmalerei ihre ersten Triumphe feierte. Auch auf diesem Gebiete vermieden die Engländer alle idealistischen Irrwege, hielten sich an das nächstliegende, allen bekannte, an den heimischen Boden und wurden auf diese Weise verhindert, sich von der Wirklichkeit zu entfernen. Bis zu der schöpferischen Gewalt eines Preller ragt daher keiner heran; auf der andern Seite fehlen aber auch all die lauwarmen klassizistischen Schemen, die das Gros der deutschen Landschaften jener Zeit bilden. Ihre Stoffe waren von jeher einfach. Bald war es die endlose Tiefe des Himmels in seinen tausenderlei Erscheinungsformen und Beleuchtungen, bald tiefblau in hellem Mittagsschein, bald unheimlich düster und zerrissen, aber stets bewegt und farbenleuchtend, die sie sowohl in Gemälden als in kühn behandelten Aquarellen zur Darstellung brachten; bald waren es Ausblicke auf die gleichmäßigen Rasenflächen mit dem wolkenlosen klaren Himmel darüber, die man so oft in England antrifft, und die zwar durch ihre Einförmigkeit, durch ihren Mangel an Charakter, durch das Weiche und Sentimentale ermüden, aber doch stets intimen Reiz haben. Was diesen Bildern namentlich in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ihre ganz eigenartige Bedeutung gab, war zunächst schon das Motiv, die liebevoll wahre Auffassung einer unscheinbaren Natur, dann namentlich auch die damals einzig dastehende Helligkeit

Digitized by Google

des Tons, zu der die Engländer durch die Aquarelltechnik geführt wurden, die sie vor dem Fehler, „soßig“ zu werden, bewahrte. Nachdem bereits John Crome den Anfang gemacht hatte, selbst ganz einfachen Naturmotiven durch liebevoll wahre Auffassung und harmonische Färbung einen tiefen Reiz abzugewinnen, drang besonders John Constable mit seinem ehrlichen, ungeschminkten Naturalismus durch. Constables Stoffe sind weder reich noch vielumfassend. Es genügt ihm ein Stück Wiese, eine Schleuse mit etwas Gesträuch, einer verästeten und zerfaserten Baumgruppe, ja das erste beste Kornfeld. Aber er studirt alles, Erdboden und Laubwerk, in seinen Einzeltönen, seinem besondern Zuschnitt, vor allem die Luft und die Wolkenbildungen. Dies Luftleben ist es, was seine Bilder über die gewöhnliche Kopie eines landschaftlichen Bruchstückes erhebt und ihnen das Wesen der elementaren Naturseele mitteilt. An diesen Werken hat sich, als sie 1824 im Pariser Salon erschienen, der junge Millet, haben sich Corot, Diaz, Dupré, Rousseau und Daubigny begeistert, und bald darauf schlugen sie ihr Heim im Walde von Barbison auf.

Gehört Constable zu den objektivsten Meistern, die die Kunstgeschichte kennt, und konnte er deshalb schulbildend selbst auf die französische Landschaftsmalerei wirken, so tritt uns ein Künstler, den niemand nachahmen kann, einer der eigenartigsten und geistvollsten Landschafter aller Zeiten im William Turner entgegen. Was für ein sonderbarer Mensch, dieser Turner! Wie kann er die ärgern, die nur das Regelrechte in der Kunst lieben! Sie teilen Turners Leben in zwei Hälften, die eine, wo er vernünftig, die andre, wo er ein Narr war. Sie geben ihm einiges Talent für die ersten fünfzehn Jahre seiner Wirksamkeit, aber in dem Augenblicke, wo er ganz Herr seines Werkzeugs ist, wo der Maler anfängt, in glühender Begeisterung sein persönliches Ideal zu verkörpern, da weisen sie ihn aus dem Reiche der Kunst und sperren ihn ins Irrenhaus. Als in den vierziger Jahren ein farbenglühendes Bild Turners der Münchner Pinakothek angeboten wurde, wußte man dort, wo man an Cornelius und seine Konturen gewohnt war, nur darüber zu lachen. Aus seiner letzten Zeit erzählt man, er hätte eine Landschaft auf eine Ausstellung geschickt, die Jury habe dem Bilde nicht ansehen können, was oben und was unten gewesen sei, und habe es verkehrt aufgehängt. Als Turner später in die Ausstellung kam und der Irrtum gut gemacht werden sollte, sagte er: Nein, lassen Sie nur, es wirkt so in der That besser.

In Wahrheit ist Turner von Anfang an derselbe gewesen. Er hatte nur eine Absicht, einen Traum, er wollte das Licht malen. Um dazu zu gelangen, war ihm nichts zu schwer. Lange bescheidet er sich, stellt sich unter die Nachfolger des Lichtmalers par excellence, studirt, analysirt, kopirt Claude Lorrain, nimmt vollkommen dessen Stil an, malt Bilder, die Claude an Großartigkeit und Leuchtkraft der Farbe weit übertreffen. Aber in der Stunde, wo man ihm sagt: Sie sind der wahre Claude Lorrain, antwortet er: Jetzt verlasse ich

Digitized by Google

die Schule und beginne Turner zu sein. Zunächst sind es die atmosphärischen Erscheinungen im Lande des Nebels, die ihn beschäftigen. Dann, als ihm das ewige Grau zu spleenig wird, sucht er im Lande der Sonne die volle Verkörperung seiner Lichtträume. Es ist unmöglich, in Worten eine Vorstellung von dem Wesen Turners zu geben, auch Nachbildungen können nur falsche Vorstellungen erwecken. Um auf kleinem Raum möglichst viel Licht zu sammeln, nimmt er die Perspektive weit und tief, den Himmel grenzenlos, das Meer als Reflektor des Lichts. Überall, bis an den Rand des Gemäldes ist Licht. Alle Abstufungen des Lichtes, von der silbernen Morgendämmerung bis zum goldnen Glanz des Abendrots hat er gemalt. Dabei wird die Anordnung immer freier und leichter, die Pinselführung immer duftiger und zügelloser, die Färbung und Gesamtstimmung immer märchenhafter und phantastischer. Bald ist es die Menschenkraft im Kampf mit Naturphänomenen, wie „Feuer auf See," „Das Dampfschiff im Seesturm," „Der Eisenbahnzug im Regen und Sturm," bald sind es ganz der Phantasie entsprungene poesiereiche Farbenspiele wie „Die Sonne Venedigs." Ich möchte sagen, daß er der größte Farbendichter gewesen sei, der je gelebt habe.

Aber in England ist manches verdreht, und so war auch die Weiterentwicklung der englischen Malerei ein Krebsgang. Kurz vor der Mitte des Jahrhunderts begann in England ganz unvorhergesehen die Strömung, die etwa mit unsrer deutschen Romantik parallel geht. Sie hing zusammen mit der religiösen Bewegung, mit der Restauration der Gothik und der Romantik im allgemeinen, zum nicht geringen Teil aber mit kunsthistorischen Studien in Italien und der Richtung des Sammeleifers, Strömungen, die naturgemäß zu archaischen Formen und Techniken wie zu legendarischer und allegorischer Stoffwahl pietistischen oder klassizistischen Charakters führen mußten. Auf die Zeit des gesunden Mannesalters folgte also die Kinderkrankheit des Prärafaelitentums, das unter der Protektion des Kunstphilosophen Ruskin das ganze Highlife ansteckte. Die englische Kunst, die nie eine Jugend gehabt hat, wollte sich auf diese Weise eine künstliche Kindheit erträumen. Man hatte die frömmsten Fra Angelicos, die süßesten Botticellis tagtäglich in der National Galery vor Augen, auf den jährlichen Reisen nach Italien sog man sich voll von dem Blute der alten Meister und begann nun kindlich fromm wie sie zu stammeln, aus dem nebligen London der Eisenbahnen sich in das sonnige Italien Botticellis zu flüchten. Es war die Zeit, wo die Londoner Backfische wie Frühitalienerinnen aus Dantes Inferno einhergingen, wo Jellaby Postlethwaite zur Mittagsstunde in ein Restaurant ging, sich ein Glas Wasser kommen ließ und eine Lilie, die er mitgebracht hatte, hineinstellte. Was darf ich sonst bringen? fragte der Kellner. Nichts, hauchte er, das ist alles, was ich zum Sattwerden brauche. Zu der ältern englischen Kunst verhält sich diese prärafaelitische wie Thee zu Beefsteak. Sie vertritt das ästhetisch

Digitized by Google

weibliche, jene das gesund männliche Element im englischen Nationalcharakter. Die Bilder, die im Southkensingtonmuseum vereinigt sind, überbieten an Zartheit und sweetness, freilich auch an spiritistischer Mystik alles, was jemals andre Völker darin geleistet haben. Von heiligem Eifer für die gute Sache erfüllt, empfanden es Rossetti, Hunt, Burne Jones und ihre Genossen als einen Mangel, daß die englische Kunst in ihren Stoffen bisher zu unbedeutend gewesen sei, und suchten mit der Begeisterung von Fanatikern eine große poetische englische Kunst zu schaffen, schossen dabei aber über das Ziel hinaus, indem sie, statt an das Bestehende anzuknüpfen, gleich den deutschen Nazarenern zu weit entlegenen Zeiten und der Sprache eines völlig fremden Volkes griffen und sich überdies an Stoffe hinanwagten, die die Grenzen des Darstellbaren überschreiten. Was sich poetisch andeutungsweise wiedergeben ließ, sollte hier zu greifbarer Gestalt gebracht werden; da es aber mit seinem Inhalt weit über die Form hinausgeht, blieb es unklar und mystisch. Infolge des mangelnden Zusammenhanges mit ihrer Umgebung und dem Publikum verbissen sie sich immer mehr in ihre Absonderlichkeiten und brachten so jene farbenstrahlenden und minutiös durchgeführten Bilder hervor, die es im Grunde doch nicht über den kaleidoskopartigen Eindruck hinausbringen, weil ihnen das Beste fehlt: die Unmittelbarkeit, Frische und Einheit der Empfindung.

Aber diese Periode zarter Überschwänglichkeit, die überdies in England berechtigter war und viel Schöneres als unser Nazarenertum hervorgebracht hat, wurde rasch überwunden. Der heutige englische Maler zieht den Klang des Goldes entschieden dem Lilienduft vor. Namentlich die in England thätigen Ausländer haben sich bekanntlich mit ihrer Malerei dort große Vermögen erworben. Hubert Herkomer, der Bauernsohn aus Landsberg am Lech, hat sein eignes Theater, läßt sich nach dem Erfolge der Miß Grant für seine Porträts 3 bis 4000 Pfund, also 60 bis 80000 Mark bezahlen und hat auf Jahre hinaus Bestellungen. Alma Tadema kann heute für seine Bilder verlangen, was er will, und findet jeden Tag Käufer. Er hat sich mitten im Herzen Londons aus einem stockenglischen Hause eine römische Villa geschaffen, dem Garten einen römischen Anstrich gegeben, ein großes daranstoßendes Glashaus mit südlichen Palmen und Platanen bepflanzt, dort findet er jene prächtig wahre, klassische Lokalfarbe, die aus seinen Werken spricht. All die berühmten Marmorbänke und Marmorbassins, die steinernen und bronzenen Figuren, die Tigerfelle, die antiken Gefäße und Gewänder seiner Bilder trifft man in dem merkwürdigen Hause mitten in London an. Vergeblich aber wird man nach einem ältern Bilde Tademas, selbst nach einer Farbenskizze suchen. Alles, was er schafft, wird ihm unter dem Pinsel weggekauft und wandert in die englischen Schlösser oder nach Amerika. Es ist der Name, die Firma, die mit Gold aufgewogen wird, wir können froh sein, daß wir es bei uns noch nicht

Digitized by Google

ganz so weit gebracht haben. Unsre berüchtigtsten Faiseurs sind Kinder gegen die Reklamehelden Englands. Im Art Journal, in der Tagespresse, in den Salons der Damen und den aristokratischen Klubs der Herren muß der Künstler „gemacht“ werden, dann huldigt das sonst so selbständige Volk äffisch dem Löwen des Tages, den eine Koterie ihm aufdrängt.

Die Werke der eigentlichen englischen Maler wurden, da nicht für den Export gearbeitet wird und es auf dem Festland, abgesehen von Hamburg, keine englischen Bilder giebt, erst seit den letzten großen Ausstellungen bei uns bekannt, und es gehört seitdem zum guten Ton, die moderne Malerei Englands, die man früher unterschätzte, da man nichts von ihr wußte, nun, wo man sie kennt, zu überschätzen. Jedes Jahr, wenn die Engländer in Deutschland erscheinen, wiederholt sich allgemeines Staunen über so viele ernste und gediegne Bilder, die uns sämtlich mit der ruhigen Sicherheit wohlgeborgener Menschenkinder anblicken, die nicht mehr für ihre Existenz zu sorgen haben. Den englischen Künstler zwingt nichts zu jener fieberhaften Produktion, die bei uns so viele Talente frühzeitig aufzehrt, sondern er kann in aller Ruhe seiner Kunst leben. Auf deutsche Maler macht eine Ausstellung englischer Werke daher jedesmal den Eindruck, als ob jenseits des Kanals nur reiche Leute Künstler würden, so kondensirte, teure Arbeit spricht aus den Leistungen.

Auf der andern Seite tritt freilich auch, je öfter die Engländer auf das Festland kommen oder je öfter man Gelegenheit hat, die Londoner Ausstellungen zu sehen, um so deutlicher hervor, in wie engem Rahmen sich ihre Kunst bewegt. Gewiß macht sie, auch wenn man sie zu Hause, in der Royal Academy aufsucht, einen sehr sympathischen Eindruck. In den elf Sälen des vornehmen Renaissancepalastes herrscht eine so eigentümliche Ruhe und Behaglichkeit, daß man gern darin verweilt und sie öfter wieder besucht, während man den Sälen des französischen Salons, sobald man seine Pflicht gethan hat, gern für immer den Rücken kehrt, froh, aus dem traurigen Reiche der Realistik sich in die meistens angenehmere, wenn auch viel zu wünschen übriglassende Wirklichkeit zurückzuversetzen. Aber so gut wie auf den deutschen Ausstellungen wirkt die englische Malerei in ihrer Heimat nicht. Man sieht eben doch, daß die Bilder, die uns damals überraschten, nicht so zufällig zusammengewürfelt waren, wie man uns glauben machte, sondern Paradepferde und der Extrakt des Besten aus einer längern Zeit. Die englische Malerei kann heute weder mit der französischen noch mit der deutschen Malerei in die Schranken treten, dazu ist schon ihr Stoffkreis zu eng. Für kirchliche Zwecke hat die Kunst nichts zu thun, da die Formen des Kultus dies verbieten; zu monumentalen, zur Dekoration öffentlicher Gebäude wird sie nicht herangezogen, und wenn einmal der Versuch gemacht wird, ihr solche Aufgaben zu gewähren, wie bei der Ausschmückung der Parlamentshäuser, so fällt die Sache ungenügend aus, denn hierzu mangelt es den englischen Künstlern an Sinn wie an Vorbildung. Es

Digitized by Google

fehlen auch die großen Kraftproben, die, zwar oft totgeborne Kinder, doch den französischen und deutschen Ausstellungen ihr Gepräge geben. Die englischen Bilder werden nur für den Drawing room des Privathauses geschaffen und folgen in Stoff und Behandlung durchweg der nicht ganz unberechtigten Anschauung, daß das Gemälde in erster Linie ein behagliches Möbel des Wohnzimmers sein solle. Die Trägerin des Kunstsinnes in England aber ist die Lady; der Mann, der wichtigeres zu thun und zu denken hat, kümmert sich am Kunstsport nur insoweit, als er in der Familie dafür interessirt wird. Daher der einseitig weibliche Charakter der englischen Malerei, in der das gewaltige soziale Ringen der Gegenwart, der struggle for life, nicht im geringsten zu Worte kommt, sondern die sich, als ob es kein Whitechapel gäbe, durchweg in den Grenzen der Liebenswürdigkeit, Wohlsituirtheit und Wohlgemessenheit bewegt. Neben Landschaften und Porträts, die wie ehedem obenan stehen, giebt es nur kleine Genrebilder. Hier ist noch immer der Zusammenhang mit der Litteratur, der Anschluß an Dichtungen beliebt, Stoffen aus dem gewöhnlichen Volksleben wird irgend ein rührender Zug, eine zarte Episode, ein süßer Ausdruck eingemischt. Es kommt nicht vor, daß ein Bild bloß um der „malerischen Qualitäten" willen treu nach dem Leben gemalt würde. Der Engländer will, wenn er seine Arbeit hinter sich hat, durch nichts an die Prosa des Lebens erinnert sein. „Darum wollen wir — sagt Redgrave, der Geschichtschreiber der englischen Malerei — auch im Bilde nur solche Gegenstände sehen, die wir lieben können, die uns eine Erquickung in den Augenblicken der Ruhe nach der harten Arbeit des Tages gewähren. Deshalb finden heimische oder fremde Dichter an den englischen Malern ihre liebevollen Interpreten, und selbst wenn diese ihre Stoffe aus dem gewöhnlichen Volksleben schöpfen, wissen sie daraus solche Züge zu wählen, durch die auch diese Gegenstände mit der edlern Menschlichkeit in uns selbst verknüpft werden." In der Kunst keines andern Volkes finden die entzückend anmutigen englischen Kinderdarstellungen ihresgleichen, nirgend anderswo findet man eine solche Liebe zu Tieren; aber das soziale und gesellschaftliche Leben wird als unantastbares Gebiet betrachtet. Und ebenso wenig, wie in den Stoffen ein engerer Zusammenhang mit dem Leben gewünscht wird, strebt die Farbengebung eine genaue Wiedergabe der Wirklichkeit an. Die Farben sind mit Zurückhaltung gewählt, da giebt es nichts Lautes, Kreischendes, alles ist gedämpft, gemildert, wie der Leisetritt des Bedienten im Schlosse des Lords. Die besondre Eigenart aller englischen Bilder besteht in einem grünlich oder bläulich leuchtenden Gesamtton, dem sich jeder englische Maler wie einer zwingenden Gesellschaftsform zu beugen scheint, und der selbst durch die englischen Landschaften hindurchgeht. Man wird deshalb trotz Constable kaum berechtigt sein, die Engländer als die Vorläufer der heutigen Freilichtmaler zu bezeichnen. Das Luft- und Lichtelement, das die Formen durchtränkt, ist erst durch die großen Meister von Fontainebleau

Digitized by Google

in die Landschaftsmalerei gekommen und den Engländern noch heute ziemlich unbekannt. Sowohl ihre Landschaften, wie ihre Seestücke sind äußerst fein, fast zu fein im Ton, aber ebenfalls von jener bläulichen Gesamtstimmung und solcher Schärfe der Umrisse, die uns heute, wo wir gewohnt sind, die atmosphärischen Einflüsse berücksichtigt zu sehen, die die Umrisse der Gegenstände abstumpfen, die Farben verwischen und einander nähern, schon fast altertümlich erscheint. Und deshalb war es für den, der den Charakter der englischen Malerei kannte, eine umso größere Überraschung, als in diesem Jahre über den Kanal Werke herübergeschickt wurden, die mit jenen herkömmlichen Londoner Bildern nicht das geringste gemein haben, sondern sich nach Inhalt, Form und Farbe in schroffen Gegensatz dazu stellen.

Daß einer eine moderne Malerkolonie ausgräbt, von der die Welt noch keine Ahnung hatte, kommt gewiß ebenso selten vor, als daß einer in ägyptischen Gräbern altgriechische Bildnisse findet. Dieses glückte bekanntlich vor ein paar Jahren einem Herrn Theodor Graf, durch dessen merkwürdigen Fund wir erfuhren, daß schon vor Christi Geburt Porträts gemalt worden sind, deren geistreicher Auffassung und meisterlicher Technik sich ein Lenbach nicht zu schämen brauchte. Jenes gelang im vorigen Frühling den Herren Paulus und Firle, als sie nach England gegangen waren, um von dort Bilder für die Münchner Ausstellung zu beschaffen. Wer wußte bisher, selbst in England, etwas von den Geheimnissen der schottischen Kunst! Wir wußten, daß es in Edinburg eine Kunstakademie gebe und daß Glasgow eine rauchige Fabrikstadt sei mit Baumwollspinnereien, Maschinenbau, Töpfereien und Glashütten, wo auch der eine oder andre Fabrikant, wie das dort selbstverständlich ist, ein paar gute alte Meister besitze. Aber eine „Glasgower Malerschule" wird erst von jetzt an in den Handbüchern der Kunstgeschichte zu verzeichnen sein, und die guten Glasgower werden vielleicht später gar nicht mehr glauben, aus was für unscheinbaren Anfängen sich ihre „Schule" entwickelte.

In Glasgow giebt es viel, sehr viel junge Kaufleute. In einem Lande, wo viel mehr als in Deutschland auf Selbstbildung gegeben wird, wo selbst der Kohlengrubenarbeiter die Vorlesungen der Universität hört, fühlten auch diese jungen Kaufleute das Bedürfnis, ein wenig zeichnen zu lernen, und besuchten zu diesem Zwecke die Mechanics Institution, eine jener Fortbildungsschulen, die sich nach dem Vorbilde des Southkensingtonmuseums über alle Städte des Königreichs verbreitet haben. Von da bis zum Bildermalen war nur noch ein Schritt. Frisch und guter Dinge wanderten die jungen Leute vor oder nach den Büreaustunden mit dem Malkasten vor die Thore der rauchigen Stadt, zwischen Feldern und niedrigen, kaum belaubten Anhöhen die Ufer des Clyde entlang, auf staubigen und ausgefahrenen Wegen, wo ihnen nur der Bauersmann mit seinem Karren oder der Schiffsführer mit seinen

Digitized by Google

stämmigen Gäulen begegnete. Sie brachten wohl auch ihre Sonntage in einem der benachbarten Arbeiterdörfer zu; wo sonst nur im Grünen liebende Pärchen lustwandelten, da beobachteten sie das Wehen der Luft durch die Gipfel zierlicher Buchen und das Spiel des Lichts auf spärlichem Wiesenrain, malten Apfelblüten, Kornfelder, das Einfachste und Anspruchsloseste, was sich malen ließ. Einige verkauften ihre Arbeiten für 15 bis 30 Pfund an ihren Prinzipal, und schließlich gelang es dem einen oder andern, einen Beschützer zu finden, der ihn zur weitern Ausbildung nach Paris schickte. Auf diese Weise kam Glasgow zu einer Malerschule. Heute, nach fünfzehn Jahren, giebt es dort bereits dreihundert Maler, die sämtlich ihre Studien in Paris gemacht haben. Im Glasgow Institute of the fine arts veranstalten sie alljährlich Ausstellungen ihrer Werke; in der Scottish Art Review haben sie sich ein Organ gegründet, in Professor Baldwin Brown und Patrick Geddes zwei Wortführer gefunden, die ebenso geistreich wie begeistert über die Bestrebungen der jungen Schule schreiben, und heute stehen wir auf dem Festlande vor diesen Werken wie vor einer Offenbarung.

In einer Zeit, wo die englische Malerei mehr und mehr einer schablonenhaften Sauberkeit verfällt, tauchen plötzlich diese weltentrückten Schotten auf, die so merkwürdig frisch und gesund, durch kein Vorurteil gehemmt, mit naiv kindlichem Selbstvertrauen auf ihr Ziel losgehen. Ihre Werke bezeichnen das Aufkommen des Impressionismus innerhalb der britischen Kunst, wodurch sie sich schon von vornherein in scharfen Gegensatz zu den Engländern stellen. Während jene ohne Rücksicht auf die jeweiligen atmosphärischen Einflüsse die Töne zu einer hellen Harmonie zusammenstimmen, die geschickt damit rechnet, daß die Bilder in den dortigen Drawing rooms vorzugsweise abends bei Gaslicht betrachtet werden und wirken sollen, sehen die Schotten von allem Bildmäßigen ab und wollen nichts als frische, ganz moderne Naturstudien geben. Den allgemeinen Eindruck der Landschaft zu fassen, wie sie in der Licht- und Lufthülle schlummert, bildet ihr erstes Streben, und auch die Behandlung hat es nur darauf abgesehen, die erste Frische des Natureindruckes mit raschem Griff abzupflücken. Wie sich in dem Festhalten einer wie ein Nebelhauch vorüberziehenden Luftstimmung das malerische Talent zeigt, so auch in dem kecken, flotten Vortrag, der nur aus einer gewissen Entfernung wirkt, während für das nahe Auge alle Töne unentwirrbar durch einander schwirren. Daher findet sich in allen Bildern eine skizzenhafte Flüchtigkeit, aber die fest gewollte und sicher erreichte Stimmung giebt ihnen doch stets einen Empfindungsgehalt, der sie in die Sphäre der wahren Kunst erhebt. Diese Guthrie, Lavery, Walton, Roche, Henry, Hornel, Melville, Paterson, Morton, Grosvenor, Kennedy und wie sie alle heißen — wer hat sie gelehrt, Primitiven gleich das Feld und das Gras, die Halme und die Blumen des Feldes zu betrachten? Man erblickt auf ihren herrlichen Bildern gewöhnlich weite Ausdehnungen von

Digitized by Google

gewelltem Terrain an ſtrahlenden Frühlingstagen. Das Gras glänzt, die Sonne leuchtet, es iſt eine weite Fernſicht. Hinten weiden wohl Kühe oder Schafe, vorn iſt ein großes Waſſer oder ein niedriges Gebüſch, alles einfach, nur von Luft umfloſſen. Darin liegt die Poeſie. Es ſind Landſchaften von einer ſo entzückenden Zartheit, von einem ſo keuſchen Duft, daß man faſt glaubt, die Künſtler ſeien Knaben geweſen, denen zum erſtenmale die reine und kindliche Liebe zur Natur aufgegangen ſei. In dieſen Schotten haben die großen Meiſter von Barbiſon ihre wahlverwandten Nachfolger gefunden. Zu den Werken der heutigen Franzoſen verhalten ſich die ihrigen ähnlich wie etwa die jugendliche Kraft der neuen ruſſiſchen Romane zu der ausgeſchriebenen Routine der franzöſiſchen.

Und noch eins. In einer Zeit, wo in Frankreich der Geiſt, der einſt Jean François Millet beſeelte, ſchon wieder verflogen und nur die Schablone geblieben iſt, wo man dort das Äußerliche des neuen Prinzips genau feſtgeſtellt hat und nun nach dieſem Rezept tauſende von Bildern fabrizirt, führen einzelne dieſer Schotten ihre ſchwärmeriſch bewegte Subjektivität auf den Schauplatz. Während die Naturaliſten ringsum ihren höchſten Ehrgeiz in der Unperſönlichkeit, im photographiſchen Schaffen ſehen, wagen es Melville und Henry geradezu als Farbendichter aufzutreten, in ihrer Malerei nicht vom Natureindruck, ſondern vom Klang, vom Rhythmus der Formen und Farbenmaſſen auszugehen. Und die Farbenakkorde, die ſie anſchlagen, ſind ſchwellend, voll, tief und rund wie Orgeltöne, ſodaß ſie ſchon auf die Seele wirken, ehe man den Gegenſtand des Bildes erkannt hat. Man wird an die Stelle bei Lionardo da Vinci erinnert, wo er den jungen Malern ſagt, daß ſich in den Wolken und in verwittertem Mauerwerk gar merkwürdige Geſtaltungen und Fabelweſen entdecken ließen — im Prinzip des Schaffens iſt ihnen von unſern Malern nur Böcklin verwandt. Es iſt eine muſikaliſche Malerei, die ſich freilich nur genießen, nicht nachahmen läßt.

Digitized by Google

Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

4. Zwischen Mauern und Wandbildern

In einer schönen, sternklaren Aprilnacht über den Prachtplatz des Circo Agonale (die alte Piazza Navona) nach Hause gehend, hörte ich aus dem Munde eines Reisenden, diesmal keines Landsmannes, sondern eines Mailänders, den gewichtigen Ausspruch: wer sich nicht zwischen alten Mauern und Fresken herumdrücken wolle, der habe eigentlich nichts von Rom. Ob der Norditaliener damit die reichen und schönen Gärten, die in Rom noch übrig sind, verleugnen und der umgebenden Landschaft ihren eigensten, namentlich im Frühling hervortretenden Reiz absprechen wollte, weiß ich nicht; gewiß ist, daß ein guter Teil der größten und stolzesten Eindrücke Roms bemalten und unbemalten Wänden entstammt. Wem die Natur den Sinn für die Schöpfungen der bildenden Künste versagt hat, oder wer zur Freude an diesen Schöpfungen den Schimmer der Neuheit und Eleganz bedarf, der wird in der ewigen Stadt niemals recht heimisch werden. Die Thatsache, daß trotz des unermeßlichen Reichtums der vatikanischen Sammlungen dennoch der größere Teil der in Rom vorhandnen Kunstschätze nicht in eine Galerie zusammengehäuft, sondern an den Stellen ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten und an diese gebunden sind, macht es allein schon unmöglich, sich Rom gleichsam im Fluge anzueignen, und schließt eine Fülle fortlaufender Genüsse, immer neuer, glücklicher — gelegentlich wohl auch unerfreulicher — Überraschungen ein. Aber natürlich gefällt sie Leuten nicht, die die Forderung erheben, alle Wunder der Welt bequem aus einer Theaterloge betrachten zu können. Die Wenigen, die wirklich in Rom nach jahrelangem Aufenthalt oder häufiger Wiederkehr alles gesehen und genossen haben, was sehens- und genießenswert ist, wissen genug von steilen und langen Wegen, von staubigen Landstraßen und Hecken, von blendenden Weinbergsmauern und schmutzigen Winkeln zu erzählen, die zwischen ihnen und ihren Eindrücken gelegen haben. Wir konnten von vornherein nicht daran denken, alles sehen zu wollen, und zogen es vor, zu den bewährten Herrlichkeiten öfter und immer wieder zurückzukehren. Doch selbst bei solcher Bescheidung erfuhren wir

Digitized by Google

zur Genüge, daß die Götter vor die Trefflichkeit den Schweiß gesetzt haben, auch wenn es sich nicht um die eigne Tugend, sondern um die Tugend von Bauten und Bildern handelt.

Gleichviel ob der Rompilger den Resten und Trümmern der antiken Welt, den Spuren und Denkmälern der ältern christlichen Zeit, des frühen Mittelalters, ob er den künstlerischen Zeugnissen der Renaissance den Vorrang in seiner Phantasie und Teilnahme einräumt, er findet die Dinge, die er sehen muß, nicht beisammen. So einseitig ist am Ende niemand, daß er sich auf die, die ihm zunächst liegen, beschränkte und an den andern geschlossenen Auges vorüberginge, doch wenn er es auch wäre, er würde große Strecken in Stadt und Campagna durchmessen müssen, um zu seinen Zielen zu gelangen. Wer unablässig im Wagen sitzt, sieht vieles gar nicht und spart in den seltensten Fällen Zeit, denn zu den bedenklichen Talenten der römischen Kutscher gehört auch das, bei Fahrten per ora die wunderlichsten Umwege einzuschlagen und bei den untergeordnetsten Merkwürdigkeiten Viertelstunden zu verlieren. Wer sich kräftig genug fühlt und der Landessprache mächtig genug ist, Fragen zu thun und Antworten zu verstehen, der thut namentlich in der nächsten Umgebung Roms gut, Fußwanderungen nicht zu scheuen. Bis er das erreicht, was er gerade sehen will, sieht er meist einiges, was am Wege liegt, auch in den besten Reisehandbüchern nicht verzeichnet steht und doch die Anschauung von Rom bereichern hilft. Was habe ich auf meinen Wegen nach einer Reihe von Bauten aus den Tagen des Cinquecento, nicht alles an unvergeßlichen Bildern und lebendigen Szenen gesehen, welche Fülle malerischer Eindrücke empfangen, wie viel einsam liegende Stellen von großem Reiz entdeckt, wie viel abstrakte Erinnerungen aus Gregorovius' Geschichte Roms sind mir lebendig geworden, während ich doch nur nach der Magliana, der Villa Madama, der Villa di Papa Giulio ausging!

Die eine Grundstimmung, die durch alle Eindrücke und Genüsse römischer Tage hindurchgeht, das Gefühl vom ewigen Wandel und Wechsel irdischer Größe, der unablässige Wiederklang des Sic transit gloria mundi überkam mich freilich fast bei all diesen Wanderungen. Unter den bildergeschmückten Prachtbauten des sechzehnten Jahrhunderts sind ohne Frage die am besten erhalten geblieben, in denen das Leben, für das sie gedacht und errichtet waren, fortgewaltet hat. Der ungeheure vatikanische Palast und die Paläste großer römischer Familien, in denen heute noch Hof und Haus gehalten wird, haben der leisen Zerstörung besser getrotzt, als jene Schöpfungen, die aus irgend einem Grunde entweder ganz verlassen oder um ihres Kunstwertes willen der Obhut gleichgiltiger Kustoden und der Wißbegier fremder Besucher übergeben wurden. Natürlich gefährdet das Wohnen vieler in ihren Bedürfnissen und ihren Charakteren verschiedner Menschen in einer Folge von Geschlechtern viele Einzelheiten auch im größten Hause, die Menschen sind nicht so geartet, daß

Digitized by Google

sie der treuen Bewahrung historischer Denkmale ihr Lebensbehagen und ihre Wünsche völlig unterordneten. Die Italiener dürfen sich sogar in diesem Betracht vor andern Völkern großer Opferwilligkeit, strenger Unterordnung persönlicher Wünsche und Neigungen rühmen; trotzdem haben natürlich fast in allen Bauten, die von der Renaissanceperiode bis auf den heutigen Tag bewohnt und benutzt geblieben sind, mannichfache Veränderungen und unerläßliche Restaurationen stattgefunden. Aber mit und nach allen diesen Veränderungen unterscheiden sich die jederzeit im Gebrauch gebliebenen Prachthäuser doch vorteilhaft von denen, die man ganz oder teilweise der lautlosen allmählichen Zerstörung durch die Zeit überlassen hat. Der echte Archäolog, der in dem mehrerwähnten „Lied vom Forestiere“ beschuldigt wird, auch den Vatikan lieber in Trümmern als durch spätere Ein- und Anbauten entstellt zu sehen, mag die zerbröckelnden Paläste, die Gärten, die nach Eichendorff „in dämmernden Lauben verwildern,“ den erhaltenen und bewohnten Stätten vorziehen, der genießende Reisende merkt bald, daß der Gesamteindruck der ewigen Stadt darauf beruht, daß sie nicht völlig aus Ruinen besteht.

Einen tief melancholischen Eindruck erweckt der Vergleich vergangener Herrlichkeit und gegenwärtigen Verfalls, vor allem in der vor der Porta Portese liegenden Magliana, dem vielberühmten Jagd- und Lustschloß der Päpste der Hochrenaissance. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, scheint das Tenimento Magliano bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder aufgegeben worden zu sein, die Landplage der römischen Campagna, die Malaria, verwandelte die schöne Villa mit ihren Gärten in eine der vielen verlassenen Ansiedelungen, die sich in der nächsten Umgebung Roms finden. Von der ganzen Herrlichkeit sind nur schattige Bäume und Mauerreste stehen geblieben, von denen aus man weit in die westliche und südliche Campagna mit ihren grünen Flächen, ihren braunen Sümpfen, ihren welligen Hügeln und vereinzelten Baumgruppen, ihren Capannen und malerischen Trümmern hineinblickt. Wie viel tausendmal sind alle diese Einzelheiten beschrieben und gemalt worden, aber wie frisch und neu wirken sie im unmittelbaren Genuß wieder, und wie gut lernt man an Orten wie der Magliana die Stimmung derer verstehen, die sich in dieser wundersamen Halbwüste mit ihren Augen gleichsam festgesogen haben und nichts Besseres wissen, als die wechselnden Spiele des Lichts und den Farbenzauber über dieser in ihrer Art und namentlich in der Verbindung mit einer großen Hauptstadt einzigen Landschaft! Es giebt Menschen in Rom — meist Ausländer, aber auch einige Italiener —, die so leidenschaftlich an der Eigenart der Campagna hängen, daß sie nur mit Sorge und Verdruß die Versuche betrachten, das ungeheure malerische Terrain seines althergebrachten Charakters hie und da zu entkleiden, es besser nutzbar zu machen. Gegen die im Augenblick vielbeliebte Anpflanzung von Eukalyptusbäumen in den sumpfigen Niederungen haben sie am Ende weniger einzuwenden, die ge-

Digitized by Google

rühmten Wirkungen dieses Baumes gegen die Sumpffieber verschaffen ihm in der Campagna stets größere Verbreitung, und es giebt wohl Leute, die für römischen Schutt und Schmutz, für rauchgeschwärzte Wände und rohrgeflickte Dächer, aber doch wohl keine die für die römische Malaria schwärmen. Die Versuche zum Anbau von Getreide, zur Obstzucht, zu ausgedehntern Gärten, die namentlich in der Nähe der Eisenbahnstationen gemacht werden, erwecken dagegen den ganzen Zorn dieser Campagnaschwärmer, sie scheinen wirklich zu fürchten, daß es über Nacht um Rom aussehen werde, wie um Leipzig oder Nürnberg. In Wahrheit hat alles, was zur Entwässerung und zum Anbau der Campagna bis heute geschehen ist, noch wenig zu bedeuten und hat auf alle Fälle an dem Gesamtanblick der Landschaft so gut wie nichts verändert. Selbst die durchgehenden Eisenbahnen, von denen namentlich die von Rom nach Civita Vecchia und weiter nach Pisa und Genua führende die große und feierliche Öde durchschneidet, heben den Eindruck tiefer Stille und Einsamkeit eines Naturlebens nicht auf, in dem die Macht jahrtausendalter Verwilderung immer wieder der Ansätze der Kultur spottet. Magliana ist die erste Station der genannten Eisenbahn, doch keine zweihundert Schritte vom Stationsgebäude umfängt den Besucher der echte Hauch der römischen Campagna, der Duft würziger Kräuter und großer leuchtender Blumen, der farbige Schimmer, der über Feldern und Trümmern liegt, die träumerische Ruhe, in der man die vereinzelten Laute so rasch unterscheiden lernt und dazu das stille Weben der Erinnerungen, die hier auf Schritt und Tritt erwachen. Nur an einzelnen Stellen läßt der Bau der Magliana noch erkennen, daß er eine Stätte heiterer Pracht und üppigen Lebensgenusses gewesen ist, daß die Jugendgenossen wie die Schüler Rafaels ihn jahrzehntelang geschmückt haben. Von den heitern Fresken, die ehemals die Wände dieses päpstlichen Lustschlosses zierten, hatten wir vor wenigen Tagen einige im Konservatorenpalast am Kapitol gesehen, den Apoll mit den neun Musen, die Giovanni lo Spagna, der Mitschüler Rafaels bei Pietro Perugino, im Auftrage Papst Julius des Zweiten gemalt hat, andre Wandbilder sind nach Paris ins Louvre geraten, von der Farbenherrlichkeit ist nichts am Ort ihrer Entstehung geblieben. Die Mauerzinnen und Bogengänge der Architektur zeugen allein von verschwundener Pracht. Wie die Magliana in den Tagen Leos des Zehnten der Ausgangspunkt großer und fröhlicher Jagden war, ist sie auch heute noch ein beliebter Sammelpunkt der Campagnajäger.

Besser erhalten, niemals völlig aufgegeben, aber gleichfalls fast in unglaublicher Weise verfallen zeigte sich der der gleichen Kunstperiode angehörige und vor Zeiten weit berühmte anmutige Bau der Villa Madama, der Sommersitz des nachmaligen Papstes Clemens des Siebenten als Kardinal Medici, an der Nordspitze des Monte Mario hoch und frei gelegen. Zweimal legten wir den Weg zu diesem schönsten und berühmtesten Bauwerke Rafaels

Digitized by Google

zurück und erreichten es einmal von der Porta Angelica, das andremal von Ponte Molle her, aber beidemal fanden wir nur die untern Räume, die mit dem Betrieb eines Pachthofes, mit Scheuern, Viehställen, mit Gärtner- und Winzerwohnung erfüllt sind, zugänglich. Die obern Zimmer, in denen noch Deckengemälde Giulio Romanos und Arabesken des Giovanni da Udine erhalten sein sollen, blieben hartnäckig verschlossen; die Terrasse, die Treppen, das reichgefaßte, aber fast völlig überwachsene Wasserbecken, die Loggia, alles was sich von außen sehen läßt, ist so wundervoll in der Anlage und so traurig vernachlässigt, daß der Anblick erhebend und wehmütig zugleich stimmt. Die Reihe der Besitzer dieser Villa vergegenwärtigt große Wandlungen der Geschichte, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat sie Herzogin Margarete von Parma, der natürlichen Tochter Kaiser Karls des Fünften, der Generalstatthalterin der Niederlande für ihren Bruder Philipp den Zweiten gehört, durch diese, die Gemahlin Ottavio und die Mutter Alexander Farneses, kam sie in den Besitz der Herzöge von Parma und nach dem Aussterben der Linie in den der Könige von Neapel, die sich um die kostbare Kunstperle so wenig wie möglich kümmerten. So ist die Villa Stein für Stein, Zierrat für Zierrat verwittert, zerbröckelt, übermost, die Prachtgärten in die halbe Wildnis verwandelt, die man in römischen Vignen und Gemüsegärten so oft sieht; die zu ganz anderm Gebrauch geschaffenen, im edelsten Stil gewölbten Räume erscheinen höchst wunderlich verunstaltet. Aber auch so bleibt die heitere Harmonie, die einfache Größe und freie Anmut des Hauses, die Feinheit der ursprünglichen Anlage eine Augenweide und ein zur Zeit wenigstens noch vollgiltiges Zeugnis für Rafaels glücklichen Genius. Sein Ruhm als Baumeister ist im Ruhme des Malers untergegangen, gegenüber der Villa des Kardinals Medici, deren Pläne er noch in seinen letzten Lebenstagen entworfen haben soll, fühlt man, daß ihm bei längerm Leben auch dieser Kranz verblieben sein würde. Die mißlichen Schicksale seines letzten schönen Bauwerks begannen übrigens alsbald nach seinem frühen Tode, Giulio Romano, der so vieles von Rafael begonnene vollenden mußte und nach seiner Weise vergröberte, führte auch den Villenbau für Kardinal Giulio Medici weiter; als aber der Mediceer die dreifache Krone erlangt hatte und mit seiner Politik den unheilvollen Ansturm der Kaiserlichen, der Spanier und deutschen Landsknechte auf Rom, die vielgeschilderte sacco di Roma im Mai 1527 heraufbeschwor, stürzte sich auch der Todfeind Clemens des Siebenten, Kardinal Pompeo Colonna, mit räuberischen Scharen der Vasallen seines Hauses, wilden Hirten und Bauern der Campagna, auf die Villa am Monte Mario und ließ Feuer hineinlegen, sodaß späterhin Antonio da Sangallo genug mit ihrer Herstellung zu thun hatte. Aber sie ward doch hergestellt, blieb noch einige Menschenalter prächtig und stattlich und fiel erst mit der völligen Verlassenheit der heutigen Zerstörung und Verödung anheim.

Digitized by Google

Eine dritte vielgepriesene Schöpfung der Renaissance, schon ihrem Niedergange, den spätesten Tagen Michel Angelos angehörig, besser erhalten, aber gleichfalls im beständigen und nicht immer würdigen Wandel der Geschicke stark beschädigt und ihres ursprünglichen Glanzes beraubt, ist die vor der Porta del Popolo, nördlich von den Borghesischen Gärten gelegene Villa di Papa Giulio. Nicht der gewaltige Julius II., wie in einzelnen Führern und Handbüchern zu lesen steht, sondern Julius III., „kleiner und nicht so groß als der Telamonier Ajas, nein, viel kleiner an Wuchs" (Ilias), ließ sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Vasari und Vignola das reiche Landhaus in nächster Nähe der Stadt errichten, während andre schöne, aber entferntere Villen bereits verödeten. Federigo Zuccaro schmückte in seiner leichtfertigen, aber glänzenden und technisch verblüffenden Manier die Säle der Villa mit Deckenbildern; weder Farben noch Marmor wurden gespart, um dem Ganzen ein prächtig heiteres Aussehen zu geben, und bis heute, wo nun auch dieser Bau verlassen und gleichsam überflüssig zwischen einsamen Gärten und Gartenmauern liegt, wirken die stattliche Fassade, der Hof mit seinen Arkaden mit all dem Zauber, der den Werken dieser Zeit zu eigen ist. Den bleibendsten Eindruck empfängt man von dem schönen Bauwerk, wenn man von der Acqua Acetosa oder dem neuen, zur Zeit noch sehr dürftigen, schattenlosen Parco Margherita (nicht zu verwechseln mit der Passeggiata Margherita) herüberkommend, zwischen Weinbergsmauern, hohen Gartenmauern über die Laubkronen, Cypressenspitzen und Silberpappeln emporschauend, zwischen allerhand verräucherten kleinen Häusern und versteckten Kapellchen, auf holprigen auf und ab führenden Pfaden plötzlich die Wölbung des Arcoscuro (Arco oscuro) erreicht, hinter der sich der sonnenbeschienene Platz vor der Villa auftut. Dann ist man mit einem Schlage aus den Eindrücken der Campagna und der malerischen Unregelmäßigkeit, ja Wüstheit eines halb vorstädtischen, halb ländlichen Terrains mitten in die anspruchsvolle Welt edler Anmut und Vornehmheit hineinversetzt, die zu verschiednen Zeiten für ganz Rom erstrebt, aber niemals — auch in der römischen Kaiserzeit nicht — erreicht worden ist. Hier versteht man vollständig, warum unser großer Dichter, dem es weder an Begeisterung noch an Billigkeit fehlte, sich „nicht enthalten konnte, Rom als ein Quodlibet, aber als einziges in seiner Art anzusehen," denn die gleiche Empfindung überschleicht nach einem vollen Jahrhundert den Wandrer von heute wieder.

Angesichts so vieler köstlichen, halb zerbrochenen, halb verblaßten Schalen eines ehemals reichen Lebens, das wir uns aus guten Gründen, trotz aller seiner Schatten und Widersprüche; gern wieder vor den innern Blick rufen, thut es doppelt wohl, daß wenigstens an einer Stelle ein Privatprachtbau der Hochrenaissance, die herrliche, einzig vollendete Farnesina, die Jakob Burckhardt mit Recht „das schönste Sommerhaus der Erde" nennt, so ziemlich unberührt,

Digitized by Google

unverletzt an der Longara und in ihren Gärten am Tiberufer steht. Das Erdgeschoß mit Rafaels Galatea und der Geschichte der Psyche gehört zu jenen von allen gesehenen Herrlichkeiten Roms, über die niemand mehr berichtet, der nichts als seinen persönlichen Eindruck wiederzugeben hat. Was läßt sich von den Stanzen und Loggien Rafaels im Vatikan, von Guido Renis leuchtender Aurora im Rospigliosipalast, selbst von den Fresken Annibale Caraccis im Palast Farnese und Domenichinos entzückenden Cäcilienbildern in San Luigi, der Nationalkirche der Franzosen, noch sagen, das nicht tausendmal besser gesagt worden wäre? Der Eindruck ist für jeden Empfänglichen gleich groß, gleich frisch, obschon jeder Empfängliche gerade diese Kunstwerke in Nachbildungen und Verkleinerungen, in Stich und Photographie kennen gelernt hat, lange bevor er sie im Urbild schauen durfte. Von den Decken- und Zwickelbildern der Farnesina, die die Geschichte der Psyche darstellen und von Rafaels Schülern (Giulio Romano, Francesco Penni und Giovanni da Udine) gemalt sind, von dem großen Wandbild der Galatea im andern Gartensaal der Villa gilt dasselbe — die Labung der Sinne wie der Seele, die von ihnen immer neu ausströmt, verhilft doch zu keinem neuen Ausdruck des Entzückens, und wer nur sehen lernt, was tausend Bessere vor ihm mit gleicher Freude gesehen haben, der kann zufrieden sein. Unwiderstehlich aber locken die wundervollen Verhältnisse dieser untern Räume nach oben, und ein strenges Verbot hemmt die Schritte jedes Genuß- und Wißbegierigen am Fuße der Treppe. Die Farnesina gehört zur Zeit oder ist vermietet an einen Granden von Spanien, irgend einen Marquis oder Herzog, der von Zeit zu Zeit ein paar Monate oder Wochen darin Haus hält. Mehrere Jahre hat er sie dem Zutritt der Fremden überhaupt verschlossen, und tausendfachem Andringen endlich so weit nachgegeben, daß am ersten und fünfzehnten jeden Monats die untern Säle der Farnesina mit den Rafaelischen Fresken, die ja die Hauptsache sind, geöffnet werden. Selbst das in Rom so allmächtige Trinkgeld scheint nur in einzelnen Fällen treppauf zu verhelfen. Aber je hartnäckiger der Einlaß geweigert ward, umso mehr wuchs das Verlangen, zunächst die Hochzeit Alexanders des Großen mit Roxane, das berühmteste Wandbild Giovanni Antonio Bazzis, bekannter unter seinem häßlichen Beinamen Il Sodoma, daneben doch auch die Architektur- und Landschaftsmalereien Baldassare Peruzzis und die vielgepriesene schöne Raumeinteilung zu sehen. Am Ende war ich glücklich genug, durch dankenswerte Vermittlung einer in Rom ansässigen deutschen Gelehrtenfamilie eine Weisung des Haushofmeisters des erwähnten spanischen Herzogs an den Kustoden der Farnesina zu erlangen, uns das verschlossene Obergeschoß des Palastes zu öffnen. Da die Zahl der Besucher auf der Karte nicht bemerkt war, konnte ich es wagen, auch ein liebenswürdiges Freundespaar aus Köln, dem wir Tags zuvor unerwartet begegnet waren, mit einzuführen. Und in der That gaben erst die obern Räume mit ihren Fresken und Friesen, ihren

Digitized by Google

Fenstern und Decken, mit ihrer vollständigen geschmackvoll kostbaren Einrichtung den ganzen Begriff eines heiter üppigen, aber durch Geist und Kunst gehobenen Daseins, wie es der sienesische Bankfürst geführt haben mag, für den Peruzzi und Rafael das schöne Haus bauten und mit ihrem Pinsel schmückten. Wie sechzehn Jahre früher in Venedig, wo mir erst der völlig eingerichtete, Altes und Neues harmonisch in einander fügende Palazzo Giovanelli zur ganz lebendigen Anschauung eines venezianischen Patrizierlebens verhalf, ging es mir auch in den obern Sälen und Gemächern der Farnesina. Die reiche Schönheit der aus dem sechzehnten Jahrhundert überkommenen Wände und Decken, die phantasievolle Kraft und Anmut, der Farbenzauber der Sodomaschen Alexanderhochzeit, die unberührte Frische der wohlerhaltenen Darstellungen Peruzzis und Beccafumis, manche Ölgemälde, Meisterwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, stimmen überraschend gut und harmonisch mit dem neuern Prachtteppich, der durch alle gegen einander geöffneten Gemächer hindurchgeht, mit den reichen Seidenstoffen der Sitze, mit den tausend Einzelheiten des modernen Lebensbedürfnisses zusammen. Es leidet keinen Zweifel, daß die ursprünglichen Besitzer weniger Komfort besessen haben, als die gegenwärtigen Bewohner, aber die neuere Einrichtung wird nirgends stillos und stört die Bilder vergangener Tage nicht, die aus Säulen und Simsen, aus Fenster- und Thürrahmen für jeden Beschauer hervortreten, ja sie hilft diese Bilder unmittelbarer und farbiger gestalten, indem sie den Hauch der Kühle und Öde verscheucht, der um so viele der verfallenen und verlassenen Bauten schwebt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reform der höhern Schulen. Wie man im ersten Drittel der siebziger Jahre wöchentlich einigemal eine Münz- und Währungsbroschüre zu lesen bekam, so werden uns jetzt die Broschüren über Gymnasialreform, Berechtigungsfragen, „Bifurkation“ und ähnliches in Fülle dargeboten. Die Sache ist nur insofern ungleich, als die Münz- und Währungsfrage ihre besondern Schwierigkeiten hat, und nicht leicht jemand darüber schreiben konnte, der nicht die erforderlichen Studien gemacht hatte; über die Schulreform dagegen glaubt jeder ein Urteil zu haben, der einmal vor langen Jahren eine höhere Schule besucht hat, namentlich wenn ihm später im Leben einmal Kenntnisse gefehlt haben, von denen seine Freunde, die in modernen Anstalten gebildet waren, schon etwas gehört hatten. Denn wie man bald bemerkt, gehen die Wünsche, die die Reform kennzeichnen,

Digitized by Google

auf Abänderung der Gymnasien, der ältesten Anstalten im höhern Schulwesen. Und selbst die Freunde des Gymnasiums sind zu den Reformern zu rechnen, nur daß sie glauben, ihre Wünsche dienten zum Besten des Gymnasiums und gäben nur Unwesentliches auf.*) Es ist damit noch nicht ganz sicher, daß die Reform der Gymnasien notwendig einem allgemeinen Bedürfnis entspreche, denn eine häufige Erfahrung zeigt, daß eine Zeit lang ein populärer Schwindel auch ernste Männer mit fortreißt, besonders wenn geachtete Autoritäten das Beispiel geben. Eine solche Autorität ist z. B. das preußische Unterrichtsministerium, das im Jahre 1882 den Gymnasien ziemlich starke Veränderungen im Sinne moderner Reform aufgedrückt hat. Über die Wirkungen dieser Reform steht das Urteil noch nicht fest. Der moralische Eindruck aber war groß, und wie die getroffenen Änderungen Wirkung der Zeitrichtung waren, die sich in Broschüren, Vereinsagitationen, Abgeordnetenhäusern kundgegeben hatte, so ist sie auch Ursache von noch weitern begehrlichen Reformwünschen und energischern Agitationen geworden. Man kann sagen, daß aus den Kreisen, die das angeblich veraltete Gymnasium nur reformiren wollen, auch Stimmen erklingen, die schon mehr auf revolutionäre Vernichtung ausgehen. „Weg mit Latein und Griechisch!" ist ein Broschürentitel, der sehr deutlich ist.

Lange Zeit thaten die Gymnasien, als die im Besitz befindlichen — im Monopolbesitz, wie die Reformer sagen — nichts, um sich in der Presse zu verteidigen. Erst in der letzten Zeit meldeten sie sich auch zum Wort, eigentlich zu spät. Als die Heidelberger Erklärung für die Beibehaltung des Gymnasiums in seinen wesentlichen Zügen unterschrieben wurde, war diese moderne Methode des gelehrten Plebiszits schon in viel eifrigerer Weise von den Reformern befolgt worden. Die „Tägliche Rundschau" mit ihrem Redakteur Lange, die akademische Vereinigung (Küster, Dr. med.), Ingenieurvereine und Herr E. von Schenkendorff, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses u. s. w. hatten an den Kultusminister ein Ansuchen gerichtet, eine große Reformenquete zu veranstalten. Diese Petition wurde mit ihren 22000 Unterschriften dem Minister vorgelegt. Von dem Eindruck, den sie auf diesen machte, verlautete nur, daß der Minister mit allgemeinen Reformwünschen nicht zufrieden war, sondern bestimmte Vorschläge erwartete, die sodann auch aufgesetzt wurden, aber viel weniger Unterschriften fanden. Ja um geringer Ursachen willen trat eine große Zahl der Fortgeschrittensten zu einem Verein zusammen, der den Namen „Neue deutsche Schule" führt und dem ältern Verein arg mitspielte. Inzwischen war die Heidelberger Erklärung für die Gymnasien auch allmählich verbreitet worden. Ein General kann nicht eifriger Zahl und Wert seiner Gefangenen feststellen, als die Reformer im Stile der Realschulmänner die Zahl und den Wert der Unterschriften unter den entgegengesetzten Erklärungen verglichen und abwogen.

Die von den Reformern gewünschte Enquete soll auf Befehl des Kaisers noch in diesem Vierteljahr stattfinden. Die Fragebogen sind festgestellt, vielleicht schon abgeschickt. In dem Gefühl, daß möglicherweise viel ererbtes Gut könne preisgegeben werden, haben neunundsechzig Professoren in Halle noch einmal für das bisherige humanistische Gymnasium das Wort ergriffen. Sie haben von der schon gewährten Zulassung der Realschüler zu dem Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik und neuern Sprachen schon einen Nachteil der Universitätsstudien ver-

*) Zu diesen „Reformern" zählen bekanntlich auch die Grenzboten; sie geben aber gern, wie in allen wichtigen Streitfragen der Gegenwart, auch andern Stimmen Raum. D. Red.

spürt. Sie fürchten, daß sich dieses Übel vergrößere, denn in den Forderungen der Reformer findet sich stets die eine: „Gleichberechtigung der Realgymnasien und der humanistischen Gymnasien.“ Von dem Standpunkte der Universitäten kämpft auch Professor Jürgen Bona-Meyer in maßvoller Weise gegen die extremen Reformer.

Es ist nun gewiß gut, sich darüber klar zu werden, welche Folgen das Verlassen des humanistischen altklassischen Gymnasiums für die Universitäten Deutschlands haben werde. Aber der Kern der Sache bleibt doch die Frage nach der Gestaltung der Mittelschule selbst. Wie diese Frage von der bevorstehenden Enqueteversammlung für den größten Staat des deutschen Reiches beantwortet werden und wie weit der Minister von Goßler darauf eingehen wird, kann man noch nicht wissen. Vieles trifft zusammen, um die Sache des humanistischen Gymnasiums zu gefährden. Einmal der Umstand, daß die Vertreter des Gymnasiums selbst ihrer Sache nicht mehr sicher sind. Sollte man nicht denken, daß das militärische Prinzip, im Angriff liege die beste Verteidigung und erst nach erlangtem Siege dürfe man Zugeständnisse machen, auch für ihr Gebiet gelte? Sollte es jetzt Zeit sein, wie es Professor Schreyer in Schulpforta und lange vor ihm schon die Mehrheit der Direktorenversammlung einer Provinz mit ihren Schulräten gethan hat, den lateinischen Aufsatz fallen zu lassen? Man sagt wohl, ein solches Nachgeben sei gut, um wesentlicheres nicht zu gefährden, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, mit dieser Zuvorkommenheit könne man den Gegner entwaffnen. Er sieht darin nur das böse Gewissen der altmodischen Herren. Auch sonst ist mancher ungünstige Umstand den Gymnasien im Wege, vor allem die Abneigung an hohen Stellen. Früher war die „Kadettenhausbildung“ der Popanz, den die Opposition als wirksam beständig heraushängte, seit einigen Monaten, seitdem ein hohes edles Wort sie zum ersten Beispiel einer Reform gemacht hat, ist das nicht mehr möglich. Es war eine populäre Maßregel, als ein Königssohn seine Söhne einem Gymnasium und einem Realgymnasium anvertraute. Aber das Gymnasium scheint es viel weniger als das Realgymnasium verstanden zu haben, seinem hohen Zögling eine dauernde Wertschätzung der klassischen Anstalten mit ins Leben zu geben. Wie das gekommen ist, ist kein Gegenstand der Forschung, aber die Thatsache wirkt jetzt mit unter den Mächten, die sich gegen das humanistische Gymnasium vereinigen.

Der Herr Minister von Goßler hat mit Recht hervorgehoben, das größte Unglück sei, in dieser Reformsache etwas zu überstürzen, und gesagt, daß das, was die preußische Verwaltung auszeichne, der stetige Fluß in der Schulgesetzgebung sei; es sei viel leichter, einmal eine kleine Stagnation zu ertragen, als einen falsch geleiteten Fluß. Seitdem es bekannt geworden ist, daß schon mehr als 344 verschiedne Reformpläne im Schulwesen dem Ministerium eingesandt worden sind, drückt sich auch das Abgeordnetenhaus etwas zurückhaltender aus. Die Realschulmänner sind betrübt über die Zähigkeit des Ministers, von dem sie viel gehofft hatten. Aber sie hoffen weiter, und wer die parlamentarischen Parteien in ihrer Unberechenbarkeit kennt, kann auch die Verehrung, die das Zentrum den Gymnasien entgegenbringt, nicht sehr hoch anschlagen, denn die Abneigung des Zentrums gegen den Kultusminister ist groß, und wenn diese Herren ein „freies,“ d. h. kirchliches Gymnasium bekämen, würden sie bald offenbaren, was ihnen das Staatsgymnasium wert ist.

Trotz aller augenscheinlichen Schwierigkeiten, in denen sich das humanistische Gymnasium befindet, bekennt sich die neue Zeitschrift: „Das humanistische Gym-

Digitized by Google

nasium" (Heidelberg, Carl Winter) zu einer entschieden vertrauensvollen Auffassung und würde „an deren Richtigkeit auch dann nicht irre werden, wenn die nächste Zukunft hier und dort einer entgegengesetzten Strömung gehören sollte. Die Phrase von der Überlebtheit der humanistischen Bildung ist für uns bedeutungslos, so lange, was sich »überlebt« hat, so hervorragende Leistungsfähigkeit zeigt. Auch von einem ungleich Höhern, der christlichen Religion, haben wir, haben bereits frühere Geschlechter gehört, sie habe sich überlebt. Es ist oft gesagt worden, daß die Grundlagen der Stärke Deutschlands sein Heerwesen und sein Unterrichtswesen seien. Ist dieser Satz nicht zur Hälfte eine Unwahrheit, so liegt der Fortschritt auch für das Gebiet der Schule auf dem Wege der sorgsamen Weiterentwicklung dessen, was wir besitzen, nicht auf dem Bruch mit der Vergangenheit, und wir möchten vertrauen, daß*) Deutschland die Bahn des wahren Fortschritts auch nicht zeitweise verlassen wird." So sagt Direktor Uhlig in Heidelberg. Seine Wünsche teilen wir vollkommen, aber sein Vertrauen geht über das hinaus, was wir für wahrscheinlich halten. Wenn einmal in einer Zeit ein vielversprechendes Prinzip, von begeisterten Männern gestützt, die allgemeine Meinung ergreift, so ist eine theoretische Kritik vergeblich. Man erinnere sich nur des Freihandels, der von England her zu uns herüber drang. Alle Katheder priesen ihn. Wir hätten ihn noch, wenn nicht die bittere Not zur Umkehr gezwungen hätte, und wenn sich nicht der Kanzler gefunden hätte, der die Theorie geringer schätzte als der „Fachmann" Delbrück. So werden wir wohl auch auf dem Gebiete der Schulreform durch Schaden klug werden müssen. Es ist nicht jedem gegeben, die Fäden, die unsre Volksbildung mit unsrer höhern Bildung und diese mit dem Altertum verknüpfen, zu sehen und ihren Wert zu empfinden. Man kann sie daher leugnen. Aber auf die Dauer geht das nicht. Nur vorläufig werden wir die vom „Zeitgeist" aufgedrängten Experimente mit unsern höhern Schulen machen. Dann wird die Reue von selbst kommen, wie sie sich schon jetzt in Skandinavien und Frankreich in Betreff des so gepriesenen einheitlichen Unterbaues der höhern Schulen meldet. Man könnte die Schulexperimente, wenn sie sich auf einzelne Stationen beschränkten, recht interessant finden. Handelt es sich aber um allgemeine Maßregeln, so ist es doch gut, daran zu denken, daß es Menschen sind, an denen man experimentirt, nicht irgend ein corpus vile.

Es ist unmöglich, bei dieser Gelegenheit eine genügende Übersicht über die wichtigsten Fragen zu geben, die in Rede stehen. Nur einige Andeutungen sollen darüber gegeben werden. Ein Punkt ist die oft behandelte Frage, ob es in der That eine „formale Bildung" gebe, sodaß eine längere Beschäftigung des Geistes mit einer Art von Begriffen und Urteilen und ihres Zusammenhangs diesen Geist für alle verwandte Arten von Begriffen befähige und stähle. Eine Unterfrage ist, ob, wenn man diese Frage bejaht, die Beschäftigung mit neuern Sprachen dafür dasselbe leiste, wie die mit den klassischen, wobei sich dann wieder Unterfragen über die pädagogische Durchdringung der gemeinten Sprachen einstellen. Denn es könnte ja sein, daß die neuern Sprachen noch nicht so schulmäßig bearbeitet wären wie die alten. Es kommt nach der bisherigen Vorliebe, die Dinge nach ihrem eignen Wesen zu betrachten, überhaupt in Betracht, welchen Bildungswert die verschiednen Unterrichtsgegenstände haben. Aus diesem Gesichtspunkte ist Paulsen bemüht, auch für die modernste Schule nachzuweisen, daß sie nicht in

*) „Ich vertraue, daß" — ist modernes Undeutsch. Lernt deutsch schreiben, nicht lateinisch! D. Red.

Digitized by Google

dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet, sondern in dem sprachlich-historischen ihren eigentlichen Wert habe, ganz im Einklang mit Voltaire, Herbart, Mager u. a.

Von allen diesen schwierigen, zum Teil nicht ganz lösbaren Fragen wendet sich die Reform meist ganz ab. Und wenn sie auf Sonderlinge stößt, die noch daran hängen und z. B. sorgfältiger forschen, in welchen Proportionen die drei großen Gebiete, die kein Gebildeter nach der Meinung der Alten entbehren kann: Gott, Mensch] und Natur, verbunden werden sollen, so findet sie das eher spaßhaft und legt lange Listen vor, daß junge Leute, die kein Griechisch und wenig Latein getrieben haben, ganz vorzügliche Leistungen in verschiednen Lebensstellungen aufzuweisen haben.

Aber auch das ist noch zu umständlich für andre. Sie sagen einfach, daß die deutsche Kultur seit 1870 und schon früher so viel technische, politische und volkswirtschaftliche Fortschritte gemacht habe, daß auch die höhern Schulen unmöglich von diesen Umwälzungen unberührt bleiben könnten. Es wäre vielleicht der Beweis dafür wünschenswert, warum die Schüler schon mit diesen Errungenschaften behelligt werden sollten; früher hielt man dafür, daß der künftige Beruf noch kein Recht habe, den Stoff des Unterrichts zu bestimmen, selbst die Realschulen sollten allgemeine Bildung vermitteln. Man hielt schon deshalb daran im ganzen fest, weil man im andern Falle Überbürdung zu fürchten hätte. Ganz recht, sagt der Gegner, nur keine Überbürdung, aber die verhüten wir am besten, wenn wir die schwierige griechische Sprache ausscheiden, um den modernen Gegenständen mehr Raum zu gönnen, die, wenn sie nach der Schulzeit erst eintreten, nicht rechtzeitig zu Gebote stehen. Das heißt aber eben die allgemeine Bildung aufgeben, um Spezialschulen für das bürgerliche Leben zu schaffen.

Allerdings muß es ja nach den Mitteln und den sozialen Verschiedenheiten der Eltern Abstufungen der Schulzeit und der Schulziele geben. Die Volksschule entläßt mit dem vierzehnten Jahre und muß darnach ihre Einrichtung treffen. Eine Schule, die mit dem sechzehnten Jahre entläßt, muß von vornherein anders eingerichtet sein. Wenn man diese Einrichtung so bezeichnet, daß sie eine „abgeschlossene" Bildung geben müsse, so ist dieser Ausdruck ganz unbrauchbar, denn es giebt keine abgeschlossene Bildung, aber man meint etwas Richtiges damit. Eine Schule, deren Kursus so umfassend ist und so hohe Ziele verfolgt, daß neun Jahre für sie erforderlich sind, kann nicht genau, auch nicht zwei Jahre lang, mit einer andern übereinstimmen, die ihre Aufgabe in sechs Jahren zu lösen hat. Man kann sich darum denken, wie spaßhaft die Vorstellung dem wirklichen Pädagogen vorkommt, eine sechsjährige Schuleinrichtung allen vorzuschreiben, die höhere Bildung suchen, und nach diesen sechs Jahren erst die Verschiedenheiten der Bedürfnisse in einer neuen dreijährigen Schule zu befriedigen. Dieser gemeinsame Unterbau ist nicht aus einer pädagogischen Erwägung hervorgegangen, sondern aus rein praktischen Verlegenheiten. Die Eltern möchten ihre Entschlüsse über die ganze Ausbildung des Sohnes nicht schon in seinem neunten Jahre fassen, nachdem er erst drei Jahre erprobt worden ist, sondern sechs Jahre später; dann hoffen sie des Sohnes Fähigkeiten und Anlagen und ihre eignen finanziellen Kräfte genauer abwägen zu können. Diese Aufschiebung ihrer Entschlüsse um sechs Jahre ist aber nur zum geringen Teile möglich, wenn gleich von vornherein die Bildungsarten der Schulen auseinander gehen. Daher der Wunsch einer einheitlichen Grundlage. Die Realschulmänner, denen der Gedanke des Unterbaues wohl angehört, konnten sich damit nicht befreunden, denn wenn man eine solche sechsjährige Schule für alle

Digitized by Google

einrichten wollte, könnte von fremden Sprachen nur Französisch und Englisch in Betracht kommen. Das Gymnasium konnte sich seiner Natur nach mit dem modernen Umbau und Unterbau in keiner Weise vertragen. Vielmehr war der Gedanke, in den neuen drei Jahren das Lateinische und Griechische anzufangen und zu vollenden, so absurd, daß auch die Anhänger des modernen Unterbaues sich zu einem frühern Anfang des Lateinischen in Nebenstunden als zu einem notwendigen Zugeständnis bequemten. Die ganze Sache hat, wie gesagt, pädagogisch keinen Sinn.

Anders ist die Annäherung von Schuleinrichtungen, die von vornherein auf eine gleiche Höhe der Reife mit gleich viel Jahreskursen eingerichtet sind. Hier kann wohl von einem gewissen Punkte an nach englischem Ausdruck eine greek side und eine modern side auseinander gehen. Und damit ist das Problem der „Bifurkation“ oder Gabelung angeschlagen, das so viele Vorschläge veranlaßt hat. Wir können nicht auf das Einzelne eingehen, aber es ließe sich z. B. wohl denken, daß von Obersekunda an für die künftigen Mathematiker, Naturforscher, Mediziner sich das Lateinische auf Virgil und Horaz (in zwei Stunden), das Griechische auf Homer und Sophokles (zwei Stunden) beschränkte, die andern dadurch gewonnenen zwölf Stunden dagegen modernen Gegenständen, Chemie, Mathematik und den neuern Sprachen gewidmet würden.

Wesentlich vereinfacht werden würde die Reformfrage, wenn die Einjährigen-Berechtigung, wie es der Herr Minister von Goßler in Aussicht gestellt hat, mit den Schulen nichts mehr zu thun hätte. Es ist gut, daran zu erinnern, daß der Unterrichtsminister niemals ein Interesse daran gehabt hat, die Einjährigen-Berechtigung an die Reife für gewisse Klassen zu knüpfen. Nur der Kriegsminister legte Wert darauf, Reserveoffiziere zu haben, die ihre Bildung einem länger dauernden, streng geordneten Bildungsgange verdankten, nicht einer künstlichen Schnellfabrikation. Wenn das nun anders geordnet werden kann, so wird eine Entlastung der neunjährigen Anstalten wohl die Folge sein. Aber man muß die Verfügung über den wichtigen Punkt abwarten. Hoffentlich wird die Folge sein, daß weniger junge Leute den Staatsdienst aufsuchen, und daß dagegen die rein modernen (lateinlosen) höhern Bürgerschulen mit ihren sechs Jahreskursen immer häufiger werden. Sie sind die eigentlichen Bildungsstätten des Bürgerstandes, dem es zu gönnen ist, daß er für seinen immer wichtiger werdenden Beruf die talentvollen Söhne selbst behält und sie nicht so häufig wie bisher in eine scheinbar höhere Bahn drängt, wo sie ihre besten Jahre verlieren und sich unglücklich fühlen.

Deutsche in Treviso. Den Spuren einstiger deutscher Ansiedelungen im Auslande nachzugehen, ist meistens ein etwas wehmütiges Vergnügen. Ohne Gefahr, übertriebener nationaler Eigenliebe gezeihen zu werden, darf man behaupten, daß die Deutschen, die sich in frühern Zeiten auf fremdem Boden niederließen, wohl ein reichlicheres Brot suchten, als die Heimat ihnen gewährte, aber nicht ihn aussogen, sondern ihn in dem einen oder dem andern Sinne kultivirten, also dem Lande, das sie aufgenommen hatte, das Empfangene vergalten; daß, wenn sie ihre Eigenart bewahrten, dies nur dann geschah, wenn sie sich einer noch auf niederer Stufe stehenden Bevölkerung gegenüber befanden, wie in den Ländern des Ostens, in andern aber sich nur zu rasch entnationalisirten. Noch heute, wie wenige kehren, nachdem sie in der Fremde den Lohn für ihre Arbeit eingeheimst haben, in das Vaterland zurück, welche ungezählten Scharen gehen fort und fort in einem andern Volkstum auf! In allen Fällen aber werden sie wie lästige Eindringlinge, wie

Digitized by Google

Ausbeuter angesehen, während andre, die dem gastlichen Lande keine wirkliche, keine uneigennützige Leistung bieten, sich aller Wohlthaten des Gastrechtes erfreuen, wohl gar am geschäftigsten gegen die „Fremdlinge“ schüren.

Wie es unsre östlichen Nachbarn den deutschen Einwanderern danken, daß sie den Boden mit ihrem Schweiße gedüngt, Gewerbe und Handel gehoben, geordnete Gemeinwesen und Rechtspflege begründet haben, das ruft uns jeder Tag ins Gedächtnis. Anders liegen die Dinge im Südwesten. Das Morte ai Tedeschi galt ja weniger den in Italien angesessenen Deutschen, als den die Fremdherrschaft behauptenden Soldaten und Beamten, denen oft genug das Deutschtum recht fern lag, und der Ruf ist daher längst verstummt, die irredentistischen Narren feiern den Meuchelmörder Oberdank, ohne sich an dem Klang seines Namens zu stoßen. Aber auch dieses Beispiel erinnert daran, wie geringe Widerstandskraft das germanische Element dem romanischen entgegensetzt. Wir beklagen nicht, daß die Bewohnerschaft Oberitaliens, vor allem der Lombardei, so viel deutsches Blut aufgenommen hat, und der höhergebildete Italiener verkennt nicht, von welchem Nutzen für das ganze Königreich dieser so viele Jahrhunderte hindurch kaum jemals unterbrochene Zufluß ist. Dennoch kann man sich des oben bezeichneten Gefühls nicht ganz erwehren, wenn uns wieder einmal gezeigt wird, wie deutsche Hände mitgearbeitet haben, um italienische Städte wohlhabend und mächtig zu machen.

So hat Henry Simonsfeld, dem wir das schöne Werk über den Fondaco dei Tedeschi verdanken, unlängst in den Abhandlungen der Bairischen Akademie der Wissenschaften nach einer im Germanischen Museum befindlichen Handschrift die Statuten einer Schola Theotonicorum (d. h. einer Vereinigung der in einer Stadt lebenden Deutschen zur Pflege der guten Sitte und der christlichen Nächstenliebe, also zur Erfüllung eines Teiles der Aufgaben der zünftlichen Verbrüderungen, aber nur dieses einen Teiles und ohne Rücksicht auf den Beruf der Mitglieder) zu Treviso, die von dem venezianischen Podestà im Jahre 1440 bestätigt worden sind, sowie das mehr als zwei Jahrhunderte umfassende Mitgliederverzeichnis veröffentlicht.*) Der Entdecker der Handschrift, Professor von Zahn in Graz, hatte allerdings schon vor neun Jahren einen Aufsatz über sie in einer Wiener Wochenschrift erscheinen lassen, doch scheint dieser wenig bekannt geworden zu sein, und das Dokument ist, wie Simonsfeld mit Recht bemerkt, interessant genug, um eine vollständige Herausgabe zu rechtfertigen.

Treviso ist jetzt eine ziemlich stille Stadt, es hat wie Venedig, Verona und so mancher andre Ort die Verwirklichung des Einheitsgedankens teuer bezahlt. Der große Strom der Reisenden läßt es links (oder rechts) liegen, denn so viel Schönes es auch dem Kunstfreunde zu zeigen hat, so gehört es doch nicht zu den Städten, die „man gesehen haben muß,“ folglich würde man dort nicht Halt machen, selbst wenn es ohne Umweg zu erreichen wäre. Dafür hat es eine reiche Vergangenheit, die Simonsfeld mit Ausscheidung alles Sagenhaften an uns vorüberführt. Da es 1107 im Bunde mit Ravenna und Padua gegen Venedig im Kriege war, muß es damals schon eine ansehnliche Stellung eingenommen haben, wofür auch zeugt, daß etwa sechzig Jahre später Kaiser Friedrich I. sich bewogen fand, durch Aufhebung von allerlei Maßnahmen seiner Reichsboten die Unabhängigkeit der Stadt von Kaiser und Reich zu bestätigen und sie so an seine Partei zu binden. Kultur-

*) Eine deutsche Kolonie zu Treviso im spätern Mittelalter. München, 1890. In Kommission bei G. Franz.

Digitized by Google

geſchichtlich iſt beſonders von Intereſſe, daß er die Errichtung von Kaufhallen auf den Straßen geſtattete. Sein Zweck wurde freilich, wenn überhaupt, nur für ſehr kurze Zeit erreicht, wogegen die Stadt die Unterwerfung aller benachbarten Städte, geiſtlichen und weltlichen Herren unter ihre Oberhoheit durchſetzte. Der Verfaſſer hebt hervor, daß in dieſer Glanzzeit Trevisos nach und nach die Bezeichnung „Mark Verona“ der neuen „Trevisaner Mark“ (Marchia Tarvisina) wich, was in der That am beſten die damalige Bedeutung der Stadt bezeugt. Ein überaus glänzendes Feſt im Jahre 1214 bildet gewiſſermaßen den Abſchluß dieſer Periode. Tauſende von Fremden ſollen ſich eingefunden haben, um zu ſehen, wie im Geſchmacke der Zeit die ſchönſten Edelfrauen aus der ganzen Mark eine mit koſtbaren Geweben und Pelzwerk bekleidete hölzerne Burg gegen vornehme Jünglinge verteidigten; die Kämpfer trugen anſtatt der Helme goldne, mit Edelſteinen geſchmückte Kränze, und als Wurfgeſchoſſe dienten Blumen, Früchte, Gewürze u. dgl. m. Aber ein Streit zwiſchen Venezianern und Paduanern machte nicht nur dem Feſte ein jähes Ende, ſondern führte zu langen Fehden, in die die übrigen Städte der Mark verwickelt wurden; dann folgten die böſen Zeiten Ezzelins da Romano, der Kämpfe zwiſchen Guelfen und Ghibellinen, die hier die Weißen und die Roten hießen, Treviſo wurde bald von den Camino, bald von Statthaltern Friedrichs von Öſterreich, bald von den Scaligern regiert, bis Martino della Scala es 1339 an Venedig abtreten mußte. Pauſen in dieſen Stürmen hatte es benutzt, um eine Hochſchule zu gründen und ſich von Friedrich beſtätigen zu laſſen.

Der Verfaſſer betont die Wichtigkeit dieſer Erwerbung Venedigs in politiſcher, wirtſchaftlicher und handelspolitiſcher Beziehung. Sie eröffnete der Republik den Weg zu den Gebietsausdehnungen auf dem Feſtlande und damit zur Stellung einer europäiſchen Großmacht, ſie brachte ihr eine ſchon reich entwickelte Induſtrie zu und ſicherte ihr die Handelsſtraßen nach Deutſchland über Belluno-Ampezzo und über Trient. Allerdings kam Treviſo noch einmal für kurze Zeit an Leopold von Öſterreich und durch dieſen an Francesco Carraro, wurde aber 1388 wieder venezianiſch, um es fortan zu bleiben.

So viel zur Geſchichte der Stadt. Politiſche und Handelsverbindungen machen es begreiflich, daß frühzeitig in ihr Deutſche angetroffen werden; ſchon 1184 erſcheint ein Deutſcher als Zeuge. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts werden zahlreiche Deutſche und Friauler erwähnt, die im Gefolge des Grafen Heinrich von Görz, des damaligen Kapitäns der Stadt, nach Treviſo gekommen ſein und in der Contrada der Auguſtinerkirche gewohnt haben ſollen, darunter mehrfach Gaſtwirte, was an die unter allen Himmelsſtrichen zu findenden deutſchen Kellner erinnert. Später kommen deutſche Söldner und Söldnerführer im Dienſte Venedigs, deutſche Kaufleute, ferner deutſche Tuchſcherer, die ihren Landsleuten das nach Venedig einzuführende Tuch bearbeiten mußten.

Die mehrerwähnte, aus dem fünfzehnten Jahrhundert ſtammende Handſchrift enthält nun außer den in lateiniſcher und deutſcher Sprache abgefaßten Statuten (deren erſter Paragraph lautet: „Prohemium in regula fratrum Theotonicorum civitatis Tarvisii que proprie dicitur scola sancti Antonij de Padua ordinis fratrum minorum. — Eyn anvang in der regel der deuthe pruderſcaafft dez heyligen herren ſand Antonij von Padaw in der ſtat czu Terveys“) und dem Mitgliederverzeichniſſe verſchiedne Dokumente, vor allem die von dem Podeſtá am 8. Februar 1440 ausgefertigte Beſtätigung der Statuten der scola noviter incoata, woraus ſich die Zeit der Gründung mit einiger Sicherheit ergiebt. Als Vertreter der Bruderſchaft wird da ein Kürſchner Meiſter Hanzelinus genannt. in dem

Digitized by Google

Simonsfeld ohne Zweifel richtig den „chursner Maistr Hans von Wien“ vermutet, der im Mitgliederverzeichnis an zweiter Stelle erscheint. Ihm geht voran der Färber Anton von Padua, und zunächst folgen ein Wirt aus Basel, ohne Bezeichnung des Gewerbes ein Salzburger und ein Baseler, ein Bader aus Nürnberg, ein Schuhmacher aus Schweidnitz u. s. w. Als letzter hat sich in die Liste unter Nummer 456 der Wirt Hans Stadler aus Mattray (Matrei, ein in Österreich mehrfach vorkommender Ortsname) eingetragen am 30. November 1680.

Wie es in der Natur der Verhältnisse liegt und auch durch die Sprache bestätigt wird, lieferten die bairischen und die österreichischen Gebiete den stärksten Zuzug. Doch fehlen, soweit sich die Ortsnamen mit Sicherheit deuten lassen, auch Württemberger, Badener, Schweizer, Elsässer, Rheinländer, Westfalen, Niederländer, Sachsen, Franken und einzelne Wanderlustige aus Hannover, Mecklenburg, der Mark Brandenburg, West- und Ostpreußen, Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen und Rußland nicht. Größere Schwierigkeit macht die Zuteilung an die verschiednen Beschäftigungen, da bei mehr als der Hälfte der Mitglieder eine solche nicht angegeben und manche Bezeichnung unverständlich ist. Immerhin zeigt sich, daß so ziemlich für alle Leibes- und Lebensbedürfnisse innerhalb der deutschen Kolonie gesorgt war (sogar ein Orgelmacher wird genannt), und von elf deutschen Gasthäusern erfahren wir die Schilder: zum Hirschen, zur Leiter, zum Schwert, zum Mohrenkopf, zum Engel, zum Ochsen, zur Rose, zum weißen Löwen, ad peregrinum, zum heiligen Georg, zum Siegel.

So anziehend es wäre, wir können dem Herausgeber doch an dieser Stelle nicht in allen seinen gründlichen Untersuchungen folgen. Wie in allen frühern Zunftordnungen ist auch in der Regel der deutschen Bruderschaft zu Treviso das Hauptaugenmerk auf die gegenseitige Fürsorge, Pflege der Kranken, Erweisung der letzten Ehren für Verstorbene (deren Namen in der Liste nicht gelöscht, sondern mit einem Ringlein und einem Kreuze darin versehen werden soll, damit sie nicht „also schir vergessen“ werden von den Brüdern, sondern „eyn lange czeit“ bleiben), Aufrechterhaltung eines ehrbaren Wandels, Verhütung von Ausschweifungen (Würfelspiel u. a. m.), Bestrafung des Diebstahls gerichtet. Der wöchentliche Beitrag von einem Schilling heißt Schulrecht. Wir müssen uns damit begnügen, auf die kulturgeschichtlich und sprachlich hochinteressante Schrift selbst zu verweisen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zum sozialen Frieden

Wenn wir im nachstehenden von dem ungeheuer reichen Inhalte des untengenannten Werkes*) eine Übersicht zu geben versuchen, so geschieht es in der Absicht, in allen unsern Lesern die Überzeugung zu begründen, daß es für jeden im öffentlichen Leben stehenden Mann Pflicht sei, dieses Werk zu studiren. Es kommt gerade noch zu rechter Zeit, um den Gegnern der kaiserlichen Sozialpolitik die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen und die Unhaltbarkeit ihres ein wenig feudalen Standpunktes klar zu machen und sie vor falschen Schritten zu bewahren, die für sie selbst nicht weniger verhängnisvoll werden könnten als für das Vaterland.

In der Einleitung zeigt der Verfasser, was in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts unter dem Einflusse der damals herrschenden individualistischen Nationalökonomie aus dem englischen Volke geworden ist. Die Arbeiterbevölkerung erduldete einen Druck, wie er niemals vorher und bei keinem andern Volke vorgekommen war und wie er selbst den Sklaven unbekannt ist. Die untern Klassen befanden sich in einem Zustande des leiblichen Elends, der Unwissenheit, der Verwilderung und der Lasterhaftigkeit, der in ihrer Körperbeschaffenheit für jedermann sichtbar wurde: der starke, behäbige John Bull verwandelte sich in einen schwindsüchtigen, kurzlebigen, verlumpten Proletarier. Was an Lebensenergie in ihm noch vorhanden war, ging in wütendem Haß gegen seine Brotherren auf und äußerte sich in verbrecherischen Angriffen auf Leben und Eigentum. Die Verzweiflung trieb zu Vereinigungen,

*) Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Gerhart v. Schulze-Gaevernitz. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.

Digitized by Google

und so entstand die Chartistenbewegung, die nach des Verfassers Ansicht durch ihre Ausdehnung über die ganze Arbeiterbevölkerung und die Unversöhnlichkeit des sie beseelenden Hasses weit gefährlicher war als die heutige sozialdemokratische auf dem Festlande. Die Staatsmänner standen diesem Unheil ratlos gegenüber. Aber ehe die soziale Revolution ausbrach, die man um 1840 allgemein erwartete, äußerte der mittlerweile in den nicht politischen Kreisen eingetretene Umschwung der Geister seine wohlthätige Wirkung und lenkte die soziale Bewegung in ein friedliches Bett. Als den Mittelpunkt dieser Erneuerung des englischen Volkes von innen heraus bezeichnet der Verfasser Thomas Carlyle und widmet daher das erste Buch ausschließlich der Darstellung des Gedankenbaues dieses großen Denkers.

Aus dem puritanischen Familienkreise, in dem er aufgewachsen war, nahm Carlyle jenen herben Ernst und jenen gläubigen Zug mit ins Leben, der es ihm unmöglich machte, in der herrschenden materialistischen Philosophie und in einem selbstsüchtigen Genußleben Befriedigung zu finden. Er verfiel anfänglich der Skepsis und dem Pessimismus. Eine Stelle aus Wilhelm Meister war es, die ihm die Hoffnung wiedergab und seine „Bekehrung" beschleunigte. „Nicht allen Menschen, sagt Jarno zu Wilhelm, ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Rezepte zum Reichtum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt sein wollten, wurden mit Mystifikationen und anderm Hokuspokus teils aufgehalten, teils beiseite gebracht." Carlyle folgerte aus diesen Worten Goethes, daß der Mensch auch ohne das fertig werden könne und müsse, was man gewöhnlich Glück nennt. Die Aufgabe des Menschen sei, für seine Person zu entsagen und für andre zu arbeiten. Die Kraft der Entsagung aber, fand Carlyle weiter, könne nur aus dem Glauben an ein Jenseits geschöpft werden; darum seien alle gläubigen Zeitalter positiv und bauten auf, während die ungläubigen nur zu zerstören verstünden. Im damaligen England vermochte Carlyle nichts als Auflösung und Zerstörung zu sehen. Insbesondre, meinte er, sei diesem Geschlechte der Begriff der Arbeit gänzlich abhanden gekommen. Eine Arbeit, die als Ware verkauft, die nur im Hinblick auf den Geldlohn verrichtet werde, verdiene gar nicht den Namen Arbeit; zur Arbeit werde eine Beschäftigung erst durch ihre Beziehung aufs Gemeinwohl. Da diese Beziehung jetzt (d. h. vor fünfzig Jahren und in England) ganz allgemein fehle, so werde nur noch Scheinarbeit verrichtet; durch die Reklame erwecke jeder im andern den Irrtum, als sei die Arbeit gethan, während sie ungethan und die ihrer bedürftige Gesellschaft unbefriedigt bleibt. Das gelte besonders auch von der fürs Gemeinwesen wichtigsten Arbeit des Regierens. Das unwissende, hilflose Volk habe ein Recht darauf, belehrt und geleitet zu werden, und dieses Recht werde ihm vorenthalten, indem die zum Regieren berufenen höhern Stände ihre Pflicht versäumten. Fast als

Digitized by Google

einzige Obliegenheit der Regierung habe man den Schutz des Eigentums übrig gelassen: für die große Masse derer, die nichts besitzen, leiste der Staat gar nichts, sei also reine Plutokratie geworden. Die Aristokratie versündige sich außerdem u. a. dadurch am Volke, daß sie einen großen Teil des Grund und Bodens, der für den Ackerbau dienen könnte, um des Jagdvergnügens willen wüst liegen lasse. Das Parlament verbringe seine Zeit mit eitlem Geschwätz über alle möglichen Fragen; nur die Frage nach der Lage des größten Teiles des englischen Volkes bleibe unerörtert, obwohl davon die Existenz des Landes abhänge. Das Parlamentsgeschwätz erregt Carlyles grimmigsten Unwillen; namentlich hält er es für ein Unglück, daß Redefertigkeit zu hohen Staatsämtern verhelfe. Diese Eigenschaft beweise im besten Falle gar nichts. Da nun einmal jene Gliederung der Gesellschaft verloren sei, durch die ehedem die Befähigten auf die ihnen zukommenden Plätze gehoben worden seien, so schlägt er spottend eine harmlosere Art der Auswahl vor, als die nach dem Grade der Redefertigkeit: die Bewerber könnten etwa um die hohen Staatsämter würfeln oder sackhüpfen oder an eingeseiften Stangen wettklettern. Nicht daß er das Parlament an sich verworfen hätte. Zwar als Schranke der Monarchenwillkür sei es nicht notwendig, denn auch der absolute Monarch werde durch die Macht der Thatsachen genug beschränkt. Allein diese Thatsachen, die Mächte des Widerstandes und der Unterstützung, kennen zu lernen, stünden dem absoluten Monarchen nur sehr unvollkommene Mittel zu Gebote; die Information durch Parlament und Presse sei jedenfalls der Methode des Großherrn vorzuziehn, der die Unzufriedenheit seiner Unterthanen an der Zahl der an ihren Ladenthüren angenagelten Bäcker zu bemessen pflege. Aber regieren dürfe das Parlament nicht wollen, dazu sei es unfähig. Einer seiner Ansicht nach so verdorbenen Gesellschaft gegenüber begrüßte er die drohende soziale Revolution als die Zuchtrute Gottes; wenn sich eine gottlose Gesellschaft eines ruhigen und sichern Bestandes erfreuen könnte, so würde er den wiedergewonnenen Glauben an Gott aufs neue verloren haben.

Sein fester Glaube erfüllte ihn mit der Hoffnung, daß das Gute immer zuletzt siegen müsse, und zwar dachte er sich den Sieg nach der Art des Überlebens des Passendsten im darwinischen Kampfe ums Dasein. Er erklärte daher auch die Macht für Recht und sprach wehrlosen Völkern die Daseinsberechtigung ab in der Voraussetzung, daß im Laufe des Kulturfortschrittes an die Stelle der rohen Muskelkraft mehr und mehr die sittliche Macht einer wohlorganisirten Gesellschaft treten werde. Da aber die zur Zeit durch Selbstsucht zersetzte Gesellschaft nur durch den Glauben wieder organisirt werden könne, so sei es notwendig, an Stelle der wissenschaftlich überwundnen Glaubensformen (Symbole) neue ausfindig zu machen. Obwohl er deren Gestalt noch nicht anzugeben vermag, glaubt er doch ihr allmähliches Werden wahrzunehmen, und zwar in der deutschen Philosophie und in Goethe. Kant scheint ihm durch

Digitized by Google

seine klare Scheidung der Erscheinungen von dem Wesen der Dinge den Glauben ans Jenseits wieder wissenschaftlich möglich gemacht und durch Abweisung aller selbstsüchtigen Beweggründe in seiner Sittenlehre die Abkehr von der individualistischen Richtung eingeleitet zu haben. Goethe aber, der ursprünglich pessimistisch und revolutionär gesinnt war, habe sich zu einem Standpunkte durchgearbeitet, von dem aus ihm die Welt nicht nur erträglich, sondern voll von Erhabenheit und Lieblichkeit erschien; ihm sei es gelungen, die Widersprüche seiner Zeit durchzuleben, zu überwinden und innere Klarheit und Gesundheit zu erreichen, jene Einheit und Harmonie, wie sie in frühern, gläubigen Zeiten vielen beschieden war. Zugleich zeige er den Weg zur Gesundung, indem er entsagende unermüdliche Thätigkeit preist.

Indem nun Carlyle seine Anschauungsweise auf die Heilung der sozialen Gebrechen seines Landes anwandte, empfahl er jene Wege, die seitdem thatsächlich und mit gutem Erfolg eingeschlagen worden sind. Vor allem müsse jeder sich selbst reformiren. Der wiedergewonnene Glaube, die Hingebung für den Nächsten werde die Menschen wieder zu Genossenschaften vereinigen und die zersetzte Gesellschaft aufs neue gliedern. Die Genossenschaft oder Körperschaft, die den positiven Perioden angehört, unterscheidet sich von dem Verein, der sie in negativen Perioden äußerlich nachahmt, dadurch, daß sie nicht auf selbstsüchtiger Berechnung beruht, sondern Aufopferung und Hingebung voraussetzt, das ganze Leben der Genossen beeinflußt und den Standes- oder Korpsgeist erzeugt, während beim Verein jedes Mitglied nur insoweit beteiligt ist, als sein persönlicher Nutzen oder der besondre Vereinszweck es fordert. Die englischen Gewerkvereine und Genossenschaften sind in der That keine bloßen Vereine, sondern Körperschaften. Von Reaktion, kirchlicher wie politischer, wollte Carlyle nichts wissen. Die notwendige Bindung der Einzelnen an das Gemeinwesen müsse von innen heraus im Geiste der neuen Zeit erfolgen, die feudalen „Halsbandmethoden" seien nicht mehr anwendbar. Auch die katholisirende Richtung der anglikanischen Kirche bekämpfte er; jeden Versuch, Glaubensbekenntnisse aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen, die sich seiner Ansicht nach überlebt haben, verwarf er als „Jesuitismus." Am allerentschiedensten aber verurteilte er die Anwendung der Religion zu Polizeizwecken. „Denke dir einen Menschen, sagt er in Past and Present, der seinen Mitmenschen empfiehlt, an Gott zu glauben, damit der Chartismus ins Hintertreffen komme und die Arbeiter in Manchester ruhig an ihren Spinnmaschinen bleiben. Diese Idee ist toller als irgend eine von denen, die man auf Plakatstangen liest. Du wirst finden, mein Freund, daß aller Chartismus, Manchesterexzesse, parlamentarische Inkompetenz, Windbeutelministerien, die wildeste soziale Auflösung, ja die Verbrennung unsers ganzen Planeten im Vergleich damit Kleinigkeiten sind. Ebensogut würde ich mir einfallen lassen, Milchstraßen und Sonnensysteme als Wegweiser für kleine Heringsschiffe zu schaffen, als Religion zu

Digitized by Google

predigen, damit der Konstabler möglich bleibe." Auch von Produktivgenossenschaften und andern sozialistischen Experimenten erwartete er nicht viel. Dagegen empfahl er Aufhebung der Kornzölle, Anbau der Ödländereien, eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung, Schulzwang und allgemeine Wehrpflicht zur Erhebung der Arbeiter aus ihrer geistigen, sittlichen und leiblichen Verwahrlosung, als Mittel gegen Übervölkerung endlich Regelung der Auswanderung und Eroberungskriege.

Carlyle hat keine Schule gegründet, sagt Dr. von Schulze (I. S. 295), auch nicht unmittelbar auf das Leben eingewirkt. „Dagegen hat er alle jene Bewegungen, die im Gegensatz zum Individualismus der vorhergehenden Jahrzehnte die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit umzugestalten sich bemühten, aufs tiefgehendste beeinflußt. Gerade darin zeigt sich seine zentrale Stellung, daß diese Bewegungen durchaus verschiedenartig, ja einander entgegengesetzt sind"; dem freilich, der die Grundgedanken Carlyles kennt, erscheinen sie durch diese verknüpft. Ihre Darstellung bildet den Gegenstand des zweiten Buches. Es sind teils konservative, wie der in den Genossenschaften fortlebende christliche Sozialismus und die Universitätsbewegung, teils radikale, wie der Positivismus und der gewöhnliche Sozialismus.

Unter den christlichen Sozialisten ging Denison Maurice so weit, zu sagen: „Die Meinung, daß wir ein Selbst haben, ist eine Lüge des Teufels." Kingsley rief zu einer Zeit, wo die Chartisten als der Auswurf der Gesellschaft verabscheut wurden, den obern Klassen und namentlich den Geistlichen zu, sie wären schuld daran, daß die Chartisten den christlichen Glauben verloren hätten, weil man die Bibel mißbraucht habe „als Leitfaden für Polizeidiener, eine Dosis Opium für Lasttiere, ein Buch, um die Armen in Ordnung zu halten." Er war der erste, dem es gelang, das Mißtrauen der Arbeiter gegen jeden, der einen bessern Rock anhat, zu überwinden. Diese beiden Männer und die zahlreichen Freunde, die sie gewonnen hatten, schlossen sich am 18. Februar 1850 unter dem Namen einer „Gesellschaft zur Förderung von Arbeitergenossenschaften" zusammen. Ihnen hauptsächlich ist der kräftige Fortgang der fünfundzwanzig Jahre vorher durch den Sozialisten Owen eingeleiteten genossenschaftlichen Bewegung zu danken. Der Grundgedanke der Genossenschaftslitteratur ist der, daß jener Zustand der Gesellschaft, worin der eine mit dem andern im Kampfe ums Dasein ringt, den frühern Entwicklungsstufen der Menschheit angehöre, der Fortschritt aber darin bestehe, diesen Kampf zurückzudrängen, sodaß jeder Einzelne, anstatt sein Dasein auf Kosten der andern zu fristen, mehr und mehr in Gemeinschaft mit andern und mit ihrer Hilfe lebt. Christus habe die Aufhebung des Kampfes geradezu geboten und die Einigung zur Grundlage der Gesellschaft gemacht. Die Genossenschaften bekennen sich demnach zum Christentum, aber nicht zu einer bestimmten Konfession. Das Sonntagschristentum sei es, über das man streite,

Digitized by Google

das Christentum der Formen, der Kultusfragen, der Lehrsätze, die Theorie des Christentums; über die Praxis des Christentums, das Wochentagschristentum, gebe es keinen Streit, gerade dieses aber sei die Hauptsache. Die Genossenschaften sind Körperschaften, fraternitates, in dem Sinne Carlyles. Sie beweisen ihre christliche und brüderliche Gesinnung u. a. durch den Grundsatz, es dürfe nicht zu Schleuderpreisen eingekauft werden, die nur durch übermäßigen Druck auf die Arbeiter möglich werden. Am zahlreichsten sind die Konsumvereine. Aus ihnen erwachsen häufig Genossenschaften für Häuserbau, indem so die gewinnbringende Anlage der erzielten Überschüsse sehr schön mit einer weitern höchst wichtigen Art der Selbsthilfe verbunden wird. Die Produktivgenossenschaften sind das Lieblings- aber zugleich auch das Schmerzenskind der Bewegung. Es ist richtig, daß viele Versuche sowohl von Arbeitgebern, auf dem Wege der Gewinnbeteiligung dahin zu gelangen, wie von Arbeitern, solche mit den anderweit erzielten Überschüssen zu gründen, verunglückt sind. Produktivgenossenschaften der letztern Art pflegen, wenn sie geschäftlich gedeihen, gewöhnlich an dem Umstande zu scheitern, daß die zu Kapitalisten gewordenen Arbeiter selbst nach kapitalistischen Grundsätzen verfahren und ihre an der Gründung nicht beteiligten Mitarbeiter von dem Gewinn ausschließen wollen. Aber es geht, wie man aus den vom Verfasser angeführten Thatsachen sieht, zu weit, wenn vor einiger Zeit viele deutsche Zeitungen wie auf Verabredung verkündigten, alle derartigen Unternehmungen ohne Ausnahme seien mißglückt und die Sache sei völlig hoffnungslos.

„Wenn der Kampf gegen den Individualismus — sagt der Verfasser, indem er zu Pusey und dessen Schule übergeht — das Merkmal des neunzehnten Jahrhunderts ist, so hat unter den sich daraus ergebenden Richtungen nirgends die reaktionäre gefehlt. Diese erklärt sich aus der Neigung der meisten Menschen, die relative Berechtigung des Gegners zu verkennen." Der Verfasser verwirft also die schließlich nach Rom führende puseyitische Bewegung, wie Carlyle und die Mehrheit des gut protestantischen englischen Volkes sie verworfen haben, gesteht ihr aber, den an ihr gerügten Fehler vermeidend, eine relative Berechtigung zu. Das asketische und mönchische Element, das sie enthielt, war kaum zu entbehren, wenn die verwahrlosten Arbeitermassen Ostlondons von der Bewegung ergriffen werden sollten. Diesen verwahrlosten und verkommenen Menschen, diesen Ärmsten der Armen gegenüber war die Losung der Genossenschafter und Gewerkvereinler: Help them to help themselves! nicht zu gebrauchen. Hier mußte mit materieller Hilfe in Almosenform angefangen, und der tief unter Lastern verschüttete Funke des Guten durch den erschütternden Eindruck der Selbstaufopferung geweckt werden. Von Oxford kamen Männer in diese bis dahin von allen gebildeten Menschen geflohene Gegend, die ehelos blieben und als wahre Missionare ein elendes, aller irdischen Genüsse und aller Bequemlichkeiten der zivilisirten Welt beraubtes Leben führten.

Digitized by Google

Der erste und bedeutendste unter diesen Männern war Charles Lowder († 1880), der einundzwanzig Jahre lang in dem verrufensten Stadtteile Londons an einer Kirche wirkte, deren Eingepfarrte erst durch ihn eine christliche Gemeinde wurden; denn viele von ihnen hatten vor seiner Ankunft nie in ihrem Leben etwas von Religion gehört, Lesen und Schreiben waren ihnen unbekannte Künste. Durch diese Bewegungen aufgerüttelt, erinnerte sich endlich auch die Staatskirche ihrer Pflicht. Sie wirkt seitdem besonders durch Sonntagsschulen und durch sorgfältigere Leitung ihrer Volksschulen. Die seit Einführung des Schulzwanges gegründeten Gemeindeschulen tragen nämlich nur subsidiären Charakter, sie dienen zur Befriedigung des Bedürfnisses an Orten, wo die Konfessionsschulen nicht ausreichen. Die Staatskirche unterrichtet beinahe so viel Kinder (2157204 im Jahre 1887), wie die Sekten (506331), die römische Kirche (245700) und die Gemeinden (1725949) zusammengenommen.

Auf die erste Universitätsbewegung folgte zwei Jahrzehnte später, nachdem die Gedanken Carlyles in den höhern Ständen gewirkt hatten, eine zweite, als deren Haupturheber Ruskin und Toynbee genannt werden. John Ruskin — es ist der Kunstschriftsteller — wies der herrschenden Nationalökonomie ihren Hauptirrtum nach, daß sie die Hervorbringung und Verteilung der Güter für ihren eigentlichen Gegenstand ansehe. Der Gegenstand der Nationalökonomie sei vielmehr die Benutzung, der Verbrauch der Güter. Dieser Verbrauch*) aber diene der Erhaltung des menschlichen Lebens nach seiner physischen, geistigen und ästhetischen Seite. Darum sei jede Hervorbringung unwirtschaftlich, die nicht lebenfördernde Dinge erzeuge, möge sie auch noch so gut „rentiren.“ Toynbee bekämpfte den Individualismus, ohne die Befreiung des Individuums rückgängig machen zu wollen. Er ist einer der ersten unter den Männern, die liberal und doch nicht manchesterlich gesinnt sind. In dem freien Arbeitsvertrage, den Carlyle als eine selbstsüchtige Erfindung der Reichen verhöhnt hatte, sieht Toynbee den Ausdruck der erlangten Unabhängigkeit; nur dürfe man nicht übersehen, daß diese theoretische Unabhängigkeit der Arbeiter erst durch ihre Verbündung wirklich werde. Er brachte auch an der Universität den Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Gewerk-

*) „Versuch“ steht im Texte. Die nicht gerade seltenen Druckfehler und Flüchtigkeiten des Ausdrucks erklären sich daraus, daß der Verfasser außerordentlich schnell geschrieben hat; werden doch in dem umfangreichen Werke Begebenheiten des letzten Frühjahrs erwähnt. Bei der Sammlung und Durcharbeitung des Stoffes, der aus umfassenden Studien, aus mündlichen Verhandlungen mit englischen Staatsmännern, Fabrikanten, Arbeitern u. s. w. geschöpft wurde, ist der Verfasser umso gründlicher und sorgfältiger verfahren; auch sind die einzelnen Abschnitte vor dem Druck von englischen und deutschen Fachautoritäten durchgesehen und inhaltlich geprüft worden. Möchten in einer zweiten Ausgabe, bei der die zur Eile treibenden Beweggründe wegfallen würden, diese äußerlichen Mängel, die den Genuß des Werkes beeinträchtigen, ausgemerzt werden.

Digitized by Google

vereine zur Geltung, die bis zum Jahre 1867 von den Konservativen als revolutionär, von den Liberalen wegen angeblicher Beschränkung der individuellen Freiheit verschrieen wurden. Ihm zu Ehren wurde eine jener Anstalten im Osten Londons, die für Volkserziehung im weitesten Sinne des Wortes sorgen, Toynbee Hall genannt. Dr. von Schulze hat sie im Jahrgang 1887 der Grenzboten beschrieben, und es gereicht ihm zur Freude, wie er in dem vorliegenden Buche sagt, die großartigen Fortschritte festzustellen, die die Anstalt in der kurzen seitdem verflossenen Zeit gemacht hat; „sie ist heute der Mittelpunkt aller der Geselligkeit und Bildung dienenden Bestrebungen ihres Bezirkes." Durch diese Anstalten ist die Kluft überbrückt worden, die noch vor wenigen Jahrzehnten zwischen dem Westen und dem Osten Londons gähnte und beide Stadtteile zu zwei einander fremden Welten machte. In diesen Anstalten verkehren Aristokraten, Minister, Parlamentsmitglieder, Angehörige der Universitäten auf gleichem Fuße mit dem Arbeiter, der Arbeiter wird nicht bloß in seinem äußern Benehmen ein Gentleman, sondern häufig genug ein wirklich gebildeter Mann. Dank der „Universitäts-Ausdehnungsbewegung," deren Studium unsern deutschen Volksbildungsvereinen mit ihrem jämmerlichen Wandervortragswesen dringend empfohlen sein mag, arbeiten sich Kohlenhauer und Spinner zu examinirten Mitgliedern der Universität empor, die Universität wird denen, die Oxford und Cambridge nicht beziehen können, an ihren Wohnort gebracht. Während vor fünfzig Jahren den wenigen Gebildeten und Reichen ein „Chaos von Unwissenheit und Elend" gegenüberstand, erwächst unter dem Einfluß dieser vielseitigen Bestrebungen ein Volk, in dem sich alle Klassen der Gesellschaft solidarisch verbunden wissen, dessen ärmere Elemente die Kulturgüter der Nation als ihr Eigentum hochschätzen, und in dem eine wirkliche öffentliche Meinung möglich ist. In zahlreichen Klubs und Vereinen, die im Anschluß an diese Anstalten gegründet wurden, haben die vordem zügellosen Horden der Weltstadt das Selfgovernment gelernt. In Mädchenvereinen wird auch die weibliche Jugend gebildet, und in den Abendgesellschaften, in denen getanzt wird, herrscht ein so anständiger Ton, daß vornehme Damen kein Bedenken zu tragen brauchen, sie zu besuchen.

Aber nicht bloß die konservativen und gemäßigt liberalen, sondern auch die radikalen Richtungen sind von der durch Carlyle eingeleiteten antiindividualistischen Strömung ergriffen worden. An die Stelle des ältern Radikalismus der Bright und Cobden, die das laissez faire verkündigten, treten der Positivismus und der Sozialismus.

Die Grundsätze des Positivismus sind erst kürzlich von E. König in den Grenzboten (Nr. 33) dargestellt worden. Was Comte von Carlyle unterscheidet, ist die gänzliche Beseitigung des Jenseits; er ersetzt Gott durch die Menschheit, und glaubt, daß die moderne Soziologie es möglich mache, die Selbstsucht der Liebe unterzuordnen. Beiden gemeinsam ist nicht allein die Herabsetzung der

Digitized by Google

Wissenschaft zu einem bloßen Mittel für praktische Zwecke (savoir pour prévoir afin de pourvoir) und die Auffassung der Menschheit als eines Organismus, sondern auch die Hochschätzung der gläubigen Zeiten (den mittelalterlichen Gesellschaftszustand bezeichnet Comte als das Meisterstück menschlicher Weisheit) und die Überzeugung, daß Reformen nicht von oben herab auf politischem Wege, sondern nur von innen heraus durch sittliche Erneuerung bewirkt werden können, weil eben die Gesellschaft ein Organismus ist, nicht ein Mechanismus, der willkürlich gemacht und ausgebessert werden kann. Den oben erwähnten Umschwung zu Gunsten der Gewerkvereine haben die englischen Positivisten ganz wesentlich gefördert, weil ihrer Auffassung die Wirksamkeit dieser Körperschaften im großen und ganzen entspricht.

Der Sozialismus ist nach Dr. von Schulze eine unabweisbare Folge der ältern Nationalökonomie. Ricardo hatte zu beweisen gesucht, daß die Grundrente wachse „mit zunehmendem Nationalreichtum und der Schwierigkeit, die wachsende Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versehen.“ Das Steigen der Lebensmittelpreise müsse notwendigerweise den thatsächlichen Arbeitslohn herabdrücken, möge der nominelle auch vielleicht steigen. „Das Interesse des Grundherrn ist daher jederzeit dem aller andern Stände in der Gesellschaft entgegengesetzt.“ Da aber, sagt der Verfasser, offenbar jeder Kapitalist ein ganz ähnliches Rentenmonopol besitzt wie der Grundbesitzer, so ist von Ricardo aus nur ein kleiner Schritt zu der sozialdemokratischen Behauptung, daß das Interesse der Besitzenden dem ganz wenig oder nichts Besitzenden entgegengesetzt sei. Daraus folgern die Sozialdemokraten ganz richtig weiter, daß unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise eine Besserung der Lage des Arbeiterstandes nicht möglich und alle darauf verwendete Mühe weggeworfen sei. Diese Folgerung wurde aber nur auf dem Festlande gezogen. In England geschieht es nur vereinzelt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man dort den Beweis des Gegenteils, nämlich die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung greifbar vor Augen sieht. Was wir bei uns unter Sozialdemokratie verstehen, das wird in England von den Anarchisten vertreten, die meist Ausländer sind. Was sich in England Sozialisten nennt, verfolgt nicht utopische, sondern praktische Ziele auf gesetzlichem Wege. Der gelernte Arbeiter, der Gewerkvereinler, bezeichnet allen Sozialismus als Zeitverschwendung. Er mag nichts wissen von Eingriffen des Staates und von Staatshilfe, nach denen die Sozialisten verlangen, weil er der Ansicht ist, daß der Arbeiter selbst sein Interesse am besten versteht und es am besten wahrt. Sozialistische Gedanken sind daher, natürlich ohne revolutionäre Absichten, mehr in den höhern Gesellschaftsklassen, namentlich bei der Geistlichkeit wirksam als bei den Arbeitern. Die Prediger dieser Richtung stellen die Freundlichkeit Christi gegen die Armen und seine Härte gegen die Reichen und solche Schriftworte wie das Magnifikat (den

Digitized by Google

Lobgesang der Maria Lukas 1, besonders Vers 51 bis 53) in den Vordergrund. Wäre nicht heute, sagt einer von ihnen, ein stillschweigendes Abkommen getroffen, daß diese Worte einer armen Arbeiterfrau nicht in ihrem unzweideutigen Sinne genommen werden dürften, sondern vom Geistlichen „wegspiritualisirt" werden müßten, so würden sie wohl in manchen Ländern von der Polizei verboten werden. So lange es Arme im Lande gebe, sei die Hölle der natürliche Platz des Reichen. Als die arbeiterfreundlichen Erlasse unsers Kaisers bekannt wurden, schloß ihn einer dieser Geistlichen, der Rev. Rowlands, in sein Gebet ein.

Das dritte Buch stellt in drei Kapiteln die sozialpolitische Erziehung der Großindustrie, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter in der Großindustrie und die erst im vorigen Jahre begonnenen Organisationsversuche der ungelernten Arbeiter dar. Carlyle hatte die Arbeitgeber der Chartistenzeit als skalpjagende Indianer bezeichnet, die tief unter dem feudalen Ritter stünden, der seinen Hörigen doch wenigstens das zum Leben notwendige gewährt habe. Sie hätten aber die Aufgabe, noch über das „Rittertum der Arbeit" hinauf zur Würde von „Hauptleuten der Industrie" aufzusteigen; sie hätten den Beruf, Leiter der organisirten nationalen Produktion zu sein. Die englischen Arbeitgeber haben diesen Aufstieg thatsächlich vollzogen. Aus Dividendenjägern, die im Arbeiter nur ein Produktionsmittel sahen, wurden sie zunächst wohlwollende Feudalherren, die einerseits durch allerlei Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Leute sorgten, anderseits sich den unter ihrer Mitwirkung zustande gekommenen Arbeiterschutzgesetzen fügten. Auf die dritte Stufe erhoben sie sich durch das Zugeständnis der Koalitionsfreiheit, die, lange Zeit heftig bekämpft, den Arbeitern von 1824 an stückweise gewährt wurde, und durch die erst 1871 bis 1876 erfolgte gesetzliche Anerkennung der Gewerkvereine. Während sich anfänglich der Fabrikant durch die Zumutung, mit einem Gewerkvereinssekretär zu verkehren, in seiner Ehre gekränkt fühlte, verhandelt er heute lieber mit einem Vereinsvorstand oder Ausschuß, als mit einem ungegliederten Arbeiterhaufen. Ja es ist der Fall vorgekommen, daß sich Arbeitgeber hilfesuchend an einen Gewerkverein gewandt haben. Bereits 1887 wurde ein Ring der Liverpooler Baumwollenkaufleute mit Hilfe der Arbeiter gesprengt. Ein noch gefährlicherer Ring bildete sich im Herbst 1889 unter Führung des Holländers Steenstrand. Die Fabrikanten suchten den übermäßig in die Höhe getriebenen Baumwollenpreis durch Einstellung der Arbeit hinabzudrücken. Da aber gewöhnlich in solchen Fällen einzelne Fabrikanten der Versuchung nicht widerstehen können, durch Weiterarbeiten die Gunst der Lage auszunutzen, so wandte sich der Verein der Arbeitgeber mit dem Ersuchen an den Gewerkverein, Fabriken, die etwa fortzuarbeiten versuchten, durch Arbeitseinstellung zum Stillstand zu bringen. Der Gewerkverein erklärte sich hierzu bereit. (Steenstrand ist verkracht; Anfang September dieses Jahres hat er Konkurs angemeldet.)

Digitized by Google

Es ist auch solchen Arbeitgebern, die den zur Herrschaft gelangten Rücksichten der neuern Sozialethik weniger zugänglich sind, nicht übermäßig schwer gefallen, sich in die veränderte Lage zu schicken. Sie haben eingesehen, daß die im Vereins- und Genossenschaftsleben gereiften Arbeiter sich schlechterdings nicht mehr „feudalisiren" lassen, daß die von den Arbeitern geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen lebensfähiger sind, als die ihnen vom Prinzipal geschenkten, daß das uneingeschränkte Spiel von Angebot und Nachfrage nicht allein die Arbeitslöhne übermäßig drückt, sondern schließlich auch den Unternehmergewinn vernichtet, und daß endlich allzu niedrige Löhne so unwirtschaftlich sind, wie die Verwendung schlecht gefütterter Pferde in der Landwirtschaft. Die zuletzt angeführte Wahrheit ist zuerst von Lord Brassey bewiesen worden, der aus den Aufzeichnungen seines Vaters, eines großen Bauunternehmers, die merkwürdige Thatsache ermittelte, daß der Kilometer Eisenbahn in allen Ländern der Erde gleich viel kostet, wie hoch oder wie niedrig die Arbeitslöhne auch sein mögen, und daß die Herstellungskosten durch Erhöhung des Arbeitslohnes eher vermindert als vermehrt werden. Daß der Arbeiter nicht als Produktionsmittel, sondern als ein Mensch, der gewisse Bedürfnisse hat, angesehen und behandelt werden müsse, wird von den Arbeitgebern heute allgemein anerkannt.

Der gelernte Arbeiter anderseits ist konservativ geworden. Während damals, wo das Verbot der Koalitionen die Arbeitermassen in Verschwörerbanden verwandelt hatte, die Fabriken mit Kanonen ausgerüstet werden mußten, erklären die heutigen Gewerkvereinsmitglieder, daß sie bei etwaigen Umsturzversuchen mit den Arbeitgebern Schulter an Schulter kämpfen würden, weil sie nicht allein ihre Privatersparnisse, sondern auch ein bedeutendes Körperschaftsvermögen zu verteidigen haben. Brentanos Buch, worin die Geschichte der Gewerkvereine bis zu ihrer gesetzlichen Anerkennung erzählt und ihr Wesen klar gemacht wird, wird von Dr. von Schulze als bekannt vorausgesetzt. Leider scheint er sich damit zu täuschen; die Urteile deutscher Zeitungen über die englischen Gewerkvereine sind meist so schief wie möglich; auch die „freisinnige" Presse hat kein Interesse daran, über die Sache Licht zu verbreiten, weil die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine Kinder eines ganz andern Geistes sind. Dr. von Schulze stellt im zweiten Kapitel des dritten Buches ausführlich und für jeden Industriezweig besonders dar, wie von den Gewerkvereinen die Streitigkeiten mit den Arbeitgebern behandelt werden und auf welchen Wegen die gütliche Einigung herbeigeführt zu werden pflegt. Wenigstens diesen unmittelbar praktisch wertvollsten Teil des Buches sollte kein größerer Arbeitgeber und kein Verwaltungsbeamter ungelesen lassen.

Bis zum vorigen Jahre konnten die Anarchisten und Sozialdemokraten zum Beweise für ihre Behauptung, daß auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung den Arbeitern nicht gründlich zu helfen sei, immer noch auf

Digitized by Google

die ungelernten Arbeiter und namentlich auf das Londoner Proletariat hinweisen. Der Streik der Dockarbeiter und die sich daran schließende Gründung von Gewerkvereinen dieser Klassen hat aber das Gegenteil bewiesen, nämlich daß auch ihnen Selbsthilfe im Rahmen der gesetzlichen Ordnung möglich ist. Wie diese Horden so schnell organisirt werden konnten, wie 150 000 hungernde Proletarier wochenlang Versammlungen unter freiem Himmel abhalten und sich in Zügen von Tausenden durch die Straßen bewegen konnten, ohne daß ein Brot- oder Fleischladen geplündert wurde, wie sie von John Burns, der allerdings ein außerordentlicher Mensch, eine wirklich bedeutende Persönlichkeit ist, dahin gebracht werden konnten, in geordnetem Zusammenwirken zweckmäßige Maßregeln durchzuführen, das muß jedem als ein unlösbares Rätsel erscheinen, der das vom Verfasser ausführlich dargestellte Erziehungswerk nicht kennt, auf das wir mit einigen flüchtigen Andeutungen hingewiesen haben. (Auf Southampton, wo am 9. September arge Ausschreitungen vorgefallen sind, mag sich das Erziehungswerk noch nicht erstreckt haben.) Freilich gewinnt durch den Zutritt dieser neuen Gewerkvereine in der englischen Arbeiterschaft das sozialistische Element die Oberhand. Allein dieses ist, wie oben schon bemerkt wurde, grundverschieden von der deutschen Sozialdemokratie. Diese neuen sozialistischen Gewerkvereine unterscheiden sich von den alten, rein auf Selbsthilfe beruhenden zunächst nur dadurch, daß sie Staatshilfe in Anspruch nehmen. Während die alten Gewerkvereine eine umfassende und musterhafte Kranken-, Unfall-, Alters- und Witwenversicherung ins Leben gerufen haben, glauben die ungelernten Arbeiter mit ihrem geringen Verdienste dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein; und während die gelernten Arbeiter die Regelung der Arbeitszeit der freien Vereinbarung der Gewerkvereine mit den Arbeitgebern überlassen wollen — thatsächlich sind die Grubenarbeiter einzelner Bezirke auf diesem Wege schon zur sechsstündigen Schicht gelangt —, verlangen jene andern die Einführung des Achtstundentages auf dem Wege der Gesetzgebung. Auf dem Anfang September zu Liverpool abgehaltenen Kongreß haben sie bekanntlich ihre Ansicht durchgesetzt. Man kann also sagen, daß die englischen Sozialisten die Sozialreform aus der Bahn der freien Selbsthilfe in die der Staatshilfe nach deutschem Muster lenken wollen. Wie Dr. von Schulze mitteilt, hat Brentano in einer Unterredung John Burns gefragt, ob er für Verstaatlichung aller Produktionsmittel einzutreten bereit sei. Der Sozialistenführer antwortete: „Ob alle Produktionsmittel einmal werden verstaatlicht werden, weiß ich nicht. Dies hängt von Entwicklungen ab, auf die ich keinen Einfluß habe. Was in dieser Beziehung kommen soll, wird kommen, ob ich nun dafür oder dagegen bin. Jetzt gilt es nur, dafür zu sorgen, daß den armen Ungelernten geholfen werde.“ Man sieht, John Burns ist ein wahrhaft weiser und guter Mann; er arbeitet nicht an der Verwirklichung irgend einer Theorie, sondern erfüllt die Pflicht, die ihm der Augenblick aufzwängt; solche Sozialisten sind keine

Digitized by Google

Gefahr für den Staat, sondern eine Bürgschaft dafür, daß er durch gesunde Fortentwicklung lebenskräftig bleibt.

Die Frage ist zunächst, wenn auch die ungelernten Arbeiter organisirt sein werden, was dann mit denen geschehen soll, die nach Abschluß der Vereinsbildung übrig und draußen bleiben. Denn daß diese Vereine ihren Angehörigen nur dann dauernde Beschäftigung gewährleisten können, wenn sie sich auf eine bestimmte Zahl beschränken und nach außen absperren, steht fest; gehörte doch zu den Forderungen der Dockarbeiter eine Minimalarbeitszeit, weil bis dahin die ganze Tagesarbeit manchmal in einer Stunde geleistet worden war. Hätte an solchen Tagen acht Stunden gearbeitet werden sollen, so hätten neun Zehntel der auf Arbeit Wartenden feiern müssen. Auch hat der Kongreß zu Liverpool thatsächlich Beschlüsse gefaßt, deren Durchführung allen der Organisation nicht angehörigen Personen jede Erwerbsthätigkeit unmöglich machen würde. Doch auf Bedenken wollen wir uns heute nicht einlassen, sondern uns nur jener großartigen Erneuerung des englischen Volkes freuen, die uns Dr. von Schulze vor Augen geführt hat. In diesem neuorganisirten Volke sind sich die untern Klassen allerdings nicht bloß der Güter- und Interessengemeinschaft mit den Reichen, sondern auch der immerhin im einzelnen obwaltenden Interessengegensätze bewußt, aber sie sind zugleich von der Überzeugung erfüllt, daß der Interessenkampf niemals in einen Vertilgungskrieg ausarten dürfe, und daß er im Hinblick auf die klar erkannten volkswirtschaftlichen Gesetze möglichst ohne Schädigung der Industrie auf dem Wege geordneter Unterhandlungen zu führen sei. Anstatt wilde Reden zu halten, treiben die Gewerkvereinsmitglieder Handelsstatistik. Solchergestalt ist England, wie Dr. von Schulze fest glaubt, einer friedlichen Lösung seiner sozialen Schwierigkeiten sicher. Im Schlußkapitel würdigt er auch die Verdienste des ältern Liberalismus: dieser erst habe den Arbeitern die Möglichkeit jener Selbsthilfe eröffnet, durch die sie ihrerseits den selbstsüchtigen Individualismus überwanden und sozial, als dienende Glieder einer Gesamtheit, denken und handeln lernten. Die Leiden der liberalen Periode entsprangen vorzugsweise daraus, daß die äußere Befreiung des Individuums der innern, sittlichen voraneilte.

Digitized by Google

Die Gütergemeinſchaft in der erſten Chriſtengemeinde

Als Lamennais im Jahre 1833 ſeine Paroles d'un croyant ſchrieb, war ihm, der einſt der letzte Kirchenvater Frankreichs genannt worden war, der Stifter des Chriſtentums nur ſo weit noch von Bedeutung, als er in ihm den Begründer einer ſozialiſtiſch-kommuniſtiſchen Gemeinſchaft ſah, in der die allgemeine Gleichheit der Kinder Gottes verkündigt wurde, zu der er ſelbſt, als Prophet des neunzehnten Jahrhunderts, von neuem in verheißungsvollen Worten und apokalyptiſchen Bildern die große Gemeinde der chriſtlichen Welt aufzurufen im Begriffe ſtand. Es lebte da in Lamennais derſelbe Schwarmgeiſt wieder auf, der ſich einſt vor drei Jahrhunderten in den wilden Bewegungen kund gegeben hatte, die Karlſtadt und Thomas Münzer hervorgerufen hatten, und der in Luther, als er ſich mit zürnenden Worten dieſen Propheten mit ihrem „bittern Chriſtus," ihrem lumen internum und ihrer Gütergemeinſchaft widerſetzte, gar bald nur das „geiſtloſe, ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg mit ſeinem honigſüßen Chriſtus" ſah. Auch dieſe Schwarmgeiſter beriefen ſich für die Erlangung ihrer Chriſtenrechte (heutzutage würde es heißen ihrer Menſchenrechte) auf Worte der heiligen Schrift, beſonders auch auf die Stellen, die die Apoſtelgeſchichte über die Gütergemeinſchaft der erſten Gemeinde hat. Als Luther dem tollen Treiben in Orlamünde zu ſteuern ſich aufgemacht hatte und den Thüringer Geiſtesbefreiern Vernunft predigen wollte, unterbrach ihn einer, der erhitzt vom Felde herbeigeeilt kam, mit den Worten: „In der Bibel ſteht, daß Gott ſeine Braut nackt haben will!" Der Mann meinte mit der „nackten Braut" die chriſtliche Gemeinde ohne Eigentum. Luther erkannte da, daß ſolchen Köpfen gegenüber alles Vernunftpredigen ſelber Unſinn ſei, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und zog aus den Mauern Orlamündes fort, wobei er noch zum Abſchied von den Orlamünder Verehrern der nackten Braut mit Kot beworfen wurde. Seitdem wußte Luther, der ſeine reine Sache mit dieſen Greueln nicht beflecken laſſen durfte, woran er war, und handelte darnach in den folgenden Tagen des Bauernaufruhrs. Hätte er es nicht gethan, hätte er, wie ſie wollten, ihr Treiben geſchehen laſſen, hätte er ſich nicht mit der Energie gegen ſie gewendet, wie er es in der Schrift „Wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern" that, er wäre nicht der Held geworden, der es vermocht hat, der geiſtlichen Tyrannei, der ſcheußlichſten von allen, den

Digitized by Google

Todesstoß zu versetzen. Wir heutzutage steuern denselben Zuständen entgegen, nur auf viel ausgedehnterem Raume, wie sie sich damals hie und da gezeigt haben, und die Beschaffenheit der Geister ist bei uns schon längst von der wüsten Art jener Zwickauer Propheten, die Melanchthon mit der Milde seines Geistes umsonst zu gewinnen versucht hatte. Wer von uns sich überwand, in den siebziger Jahren sozialdemokratische Versammlungen dann und wann einmal zu besuchen, dem wird auch wohl noch in seiner Erinnerung manches Bild von dem oder jenem der starken sozialdemokratischen Geister aufsteigen, der in Jesus von Nazareth den ersten Sozialdemokraten und in den ersten Christen die erste verfolgte sozialdemokratische Gemeinde sah. Nach meiner Erfahrung gehörten diese Redner — ich erinnere mich besonders an zwei Schneider — den Handwerkern an, die ein sitzendes Leben führen. Sie scheinen sich noch am meisten mit der Bibel zu befassen; daher ihre Berufung auf sie.

Aber wie steht es nun mit den Stellen in der Bibel, auf die alle kommunistischen Bewegungen in der Christenheit von jeher so gerne hinwiesen und wie steht es insonderheit mit der Gütergemeinschaft in der ersten Christengemeinde?

Die Apostelgeschichte spricht von der sozialen Einrichtung, die sich die erste Christengemeinde gegeben hatte, in den beiden Abschnitten 2, 42 bis 47 und 4, 32 bis 37. Es heißt da in der ersten Stelle, die sich an die Reden anschließt, die Petrus bei Gelegenheit des Pfingstwunders vor der Menge gethan haben soll und in deren Folge bei dreitausend Seelen zur apostolischen Gemeinde hinzugethan worden wären: diese alle „blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet. Es kam auch alle Seelen Furcht an, und geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die da gläubig waren worden, blieben bei einander und hatten alle Dinge gemein. Und ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, je nachdem jedermann not war. Und sie waren täglich stets bei einander einmütiglich im Tempel und brachen das Brot hin und her (κατ' οἶκον, Haus bei Haus, d. h. abwechselnd bald in diesem, bald in jenem Hause), nahmen teil an der Speise (dem gemeinsamen Mahle) mit Frohlocken und in Herzenseinfalt, indem sie Gott lobten und Wohlgefallen fanden bei dem ganzen Volk. Der Herr aber that täglich solche zur Gemeinde hinzu, die da zum Heil gelangten" (die gläubig geworden waren). Die andre Stelle 4, 32 ff. schließt sich gleichfalls an eine Rede an, die Petrus vor dem Volke infolge eines Heilungswunders an einem Lahmen gehalten haben soll. Nachdem er und Johannes deshalb vor das Synedrium zur Verantwortung gezogen worden (Kap. 3), dort verwarnt und entlassen worden seien, seien sie zu den Ihrigen gekommen und hätten Gott gelobt und gebetet. „Und als sie beteten, ward die Stätte, da sie versammelt waren, erschüttert und sie wurden alle des heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit."

Digitized by Google

Hieran schließt sich dann unsre Stelle 4, 32 ff. mit folgender Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes dieser ersten Gemeinde: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, und nicht ein einziger sagte, daß irgend etwas von seinen Gütern ihm eigen sei, sondern es war ihnen alles gemein. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu. Und das Wohlgefallen (des Volkes) an ihnen allen war groß. Denn es war auch keiner unter ihnen, der Mangel gehabt hätte; denn alle, die Besitzer von Grundstücken und Häusern waren, verkauften diese und brachten den Erlös des verkauften Gutes und legten das Geld zu den Füßen der Apostel. Und es ward ausgeteilt und einem jeglichen gegeben, je nachdem ihm not war."

Diese beiden Stellen berichten, wie jedermann sieht, ein und dieselbe Thatsache. Zu erklären ist dieses Vorkommen eines Doppelberichtes über einunddieselbe Sache in einunddemselben Buche daraus, daß der Redactor unsers Buches in seinen Quellen, die er so zusammenstellte, wie ers für den pragmatischen Zusammenhang (καθεξῆς, Luk. 1, 3) für notwendig hielt, diesen doppelten Bericht, den einen in der, den andern in jener Quelle vorfand und ohne ihn kritisch zu sichten, so aufnehmen zu müssen glaubte, als ob er verschiedne Dinge berichtete, da der Zusammenhang, in dem sich der Bericht befand, in beiden Stellen verschieden war, wenigstens zu sein schien. Das kritische Auge, das in unsrer Zeit jeder Geschichtsforscher hat und haben muß, ging nun einmal jenen Zeiten ab und wurde auch gar nicht verlangt. Maßgebend dagegen waren praktische Interessen, z. B. das apologetische, das Christentum bei der Loyalität seiner Bekenner als eine für die heidnische Obrigkeit unschädliche Sache hinzustellen, oder das Interesse, „in den Gestalten der Vergangenheit erhebende Ideale, in ihren Ereignissen warnende und weisende Beispiele für die Gegenwart aufzustellen" (Pfleiderer, Urchristentum, S. 546), alles Tendenzen, wie sie uns in der Apostelgeschichte mannichfach entgegentreten. Darum hat Chr. Ferd. Baur Recht, wenn er (Paulus, S. 5) sagt, daß er in der Apostelgeschichte keine rein objektive, sondern nur eine durch ein subjektives Interesse alterirte Darstellung erkennen könne. Damit ist nicht gesagt, daß dieses praktische Interesse das historische überhaupt ausschließe. Wo sich beide mit einander vertrugen, da konnte ja die historische Grundlage beibehalten werden, und wurde dann auch so sehr beibehalten, daß der überlieferte Stoff selbst dann unberührt neben einander gestellt wurde, wenn er inhaltlich einunddasselbe schilderte, und ebenso, wenn er sich widersprach. Wie unkritisch hierbei verfahren wurde, sehen wir nicht bloß aus unsern beiden Abschnitten, sondern recht deutlich aus der dreimal wiederholten Erzählung von der Bekehrung des Apostels Paulus, wo einunddersselbe Vorgang an drei verschiednen Stellen ganz verschieden erzählt wird (Apostelgeschichte 9, 3 ff., 22, 6 ff., 26, 13 ff.).

Digitized by Google

Also wir haben an unsern beiden Stellen einunddenselben Zustand der ersten Christengemeinde geschildert. Wie ist er nun nach dieser Schilderung? Und haben wir hier eine echt geschichtliche Nachricht über die gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Gemeinde?

Neander (Geschichte der Pflanzung und Leitung u. s. w., 3. Auflage, S. 34) bezweifelt das. Er meint, es finde sich manches in den Erzählungen der Apostelgeschichte, was der Vorstellung von einer solchen Gütergemeinschaft widerstreite. So sagt Petrus zum Ananias (5, 4), es habe von ihm (Ananias) abgehangen, ob er das Grundstück verkaufen wolle oder für sich behalten, und daß er auch nach dem Verkauf über den Ertrag nach seiner Neigung habe bestimmen können. Ferner sei im sechsten Kapitel nur von einer verhältnismäßigen Almosenverteilung an die Witwen, keineswegs von einer gemeinsamen Kasse für den Unterhalt der ganzen Gemeinde die Rede. Auch fänden wir (12, 12), daß die Maria zu Jerusalem ein Haus als Eigentum besessen, es also nicht zum Besten der gemeinsamen Kasse verkauft habe. Das alles beweise klar, daß wir uns bei dieser ersten Gemeinde keineswegs eine Auflösung aller Eigentumsverhältnisse zu denken hätten. Als das historisch Wahre nimmt Neander an, daß eine gemeinsame Kasse gestiftet worden sei, aus der man für die Bedürfnisse der größern Zahl ärmerer Mitglieder der Gemeinde sorgte, aus der man vielleicht auch überhaupt Ausgaben, die die ganze Gemeinde angingen, wie die Veranstaltung der Agapen, bestritten habe, und daß, um desto mehr beitragen zu können, viele ihre Grundstücke verkauft hätten, daß es also ein ähnliches Verhältnis gewesen wäre, wie es früher in dem Verein der Männer und Frauen, die sich an Christus angeschlossen hatten, bestanden habe.

Auch Chr. Ferd. Baur (Paulus, S. 30) will jene Schilderung nicht buchstäblich verstehen. Es habe eben hier ein andres Interesse als das historische zu Grunde gelegen, das der Idealisirung dieser ersten Gemeinde. Derselbe verklärende Schimmer, wie er auf die Apostel in dem Buche der Apostelgeschichte falle, falle auch auf die ganze Gemeinde der Gläubigen. Es komme dem Verfasser der Apostelgeschichte darauf an, diese erste Gemeinde „in dem schönen Lichte eines Vereins erscheinen zu lassen, welcher alles, was sonst störend und trennend in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen eingreift, vor allem also den Unterschied des Reichtums und der Armut aus seiner Mitte entfernt hatte. Ein solcher Zustand fand aber in der Wirklichkeit nicht statt und könnte auch schon der Natur der Sache nach nicht stattfinden; denn wie läßt sich denken, daß in einer Gemeinde, die doch schon damals nach der Angabe des Schriftstellers aus fünftausend Männern bestand, alle, welche liegende Güter und Häuser besaßen, sogar ihre Häuser verkauften, sodaß demnach keiner in der ganzen Gemeinde eine eigne Wohnung besessen hätte? Und wenn es als allgemeine Regel galt, daß jeder, was er als Eigentum besaß, verkaufte und in einen Geldbeitrag für die allgemeine Kasse verwandelte, warum wird es als

Digitized by Google

eine besonders rühmliche Handlung des Joses Barnabas hervorgehoben, daß er sein Grundstück verkauft und den Erlös aus demselben vor die Füße der Apostel gelegt habe? Auch hieraus müssen wir also schließen, daß das, was der Schriftsteller zuvor als eine allgemeine Einrichtung der ersten Christengesellschaft angegeben hat, in dieser Allgemeinheit nicht wirklich stattfand." Baur meint, die Erzählung lasse uns ungewiß, wie viel geschichtlich Wahres zu Grunde liegen möge; nur insofern auch eine unhistorische Darstellung in den meisten Fällen wenigstens von einem geschichtlichen Anlaß ausgehe, möchten wir auch hier zur Voraussetzung einer historischen Grundlage geneigt sein. Um nun die geschichtliche Grundlage genauer zu ermitteln, wendet sich Baur zu dem Bericht, den uns Epiphanius über die Ebioniten (Häreses 30) giebt, die, allerdings später von der griechisch gesitteten Kirche des zweiten Jahrhunderts als Häretiker ausgeschieden, in einem sehr nahen Verhältnis zur ersten jerusalemischen Christengemeinde stehend zu denken sind. Ebioniten heißt Arme. Diesen Namen nun, „den sie sich selbst gaben und als eine ehrende Auszeichnung betrachteten, haben sie davon erhalten, daß sie in den Zeiten der Apostel ihr Eigentum verkauften und zu den Füßen der Apostel legten und zur Armut und Entsagung übergingen." Es stehe dies, meint Baur, in sehr naher Beziehung zu unsern beiden Stellen der Apostelgeschichte. „Wir haben hier ein wirklich historisches Datum, das uns ein ähnliches τιθέναι παρὰ τοὺς πόδας τῶν ἀποστόλων (ein Niederlegen zu den Füßen der Apostel) als charakteristischen Zug der apostolischen Zeit kennen lehrt." So weit ist Baurs Betrachtung vollständig richtig. Er meint aber nun weiter, man dürfe nicht annehmen, die Armut der Ebioniten sei nicht erst daraus entstanden, daß sie alle ihre Güter verkauften, sondern die Annahme sei weit natürlicher, daß sie von Anfang an arm gewesen seien; weil sie aber ihre Armut als etwas Ehrendes und Auszeichnendes betrachteten, so hätten sie sie auch als etwas Selbstgewähltes angesehen wissen wollen. Mit dieser Annahme schlägt der Scharfsinn Baurs über den Strang. Daß viele Glieder der ersten Gemeinde arm gewesen sind, ist zweifellos, daß es alle gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln. Schon der erste Verein der Männer und Frauen, die sich an Christus angeschlossen hatten, war nicht mittellos. Die Bildung einer gemeinschaftlichen Kasse weist schon darauf hin, ebenso die wenigen Nachrichten, die wir über die äußern Verhältnisse der einzelnen Jünger erhalten. Petrus und Andreas hatten ein Haus (Matth. 8, 14, Mark. 1, 29). Die Söhne Zebedäi, Besitzer eines Schiffes, worin sie mit ihrem Vater sitzen und ihre Netze flicken, werden wohl in gleicher Lage gewesen sein und zum Schiff auch das Geschirr gehabt haben. Simon, der (einst) Aussätzige, in dessen Hause zu Bethanien Jesus verkehrte, und der vermutlich zu dem weitern Jüngerkreis gehörte, ist nicht als arm zu denken, ebenso wenig das Weib, das in diesem Hause zu Jesus mit einer Alabasterflasche voll kostbaren Nardenöls herantrat,

Digitized by Google

um ihn zu salben (Matth. 26, 6 ff., Mark. 14, 3 ff.). Die Frauen, die zum Grabe Jesu kommen, tragen Spezereien mit sich, die nicht wohlfeil waren (Matth. 28, 1, Mark. 16, 1). Als das geschichtlich Wahre dürfen wir also schwerlich annehmen, daß die Ebioniten damit eine falsche Angabe gemacht hätten, daß sie sagten, sie hätten in den Zeiten der Apostel ihr Eigentum verkauft und zu den Füßen der Apostel gelegt. Und darum dürfen wir auch das nicht mit Baur annehmen, daß in den Berichten der Apostelgeschichte das geschichtlich Wahre „nicht sowohl die Handlung, als vielmehr die der augenblicklichen Handlung zu Grunde liegende Gesinnung und Ansicht von den zeitlichen Gütern" sei. Baur meint, wenn in den Berichten von einem wirklichen Verzichtleisten auf jeden irdischen Besitz, von einer allgemein eingeführten Gütergemeinschaft die Rede sei, so gebe sich darin das eigentümliche Wesen der mythischen Überlieferung kund, die das Konkrete, das sinnlich Anschauliche liebe und darum die Gesinnung durch die That verwirklichen lasse als den Reflex der Gesinnung. Das Thatsächliche in den gesellschaftlichen Verhältnissen der ersten Christen sei also eine allgemeine, von „einzelnen wie von Barnabas auch durch die That bewiesene Bereitwilligkeit, ihr irdisches Gut und Eigentum für die Sache Jesu hinzugeben und den Zwecken der Gesellschaft zum Opfer zu bringen." Wenn aber Baur so von „einzelnen" spricht, die durch die That ihre Gesinnung bewiesen hätten, im übrigen dagegen geneigt ist, aus der allgemeinen Gütergemeinschaft, von der der Text redet, nur eine allgemeine Bereitwilligkeit der Gesinnung zu machen, so nimmt er wie dem Text so dem historischen Verhältnis seine bestimmte Färbung. Freilich, eine formal gesetzlich eingeführte Gütergemeinschaft hat es nicht gegeben und konnte es nicht geben. Wer hätte bei dieser ohne alle staatliche Berechtigung und Anerkennung sich bildenden Gemeinschaft den Zwang geltend machen können, den die Ausführung des Gesetzes erforderte? Also von einer gänzlichen und wirklichen Gütergemeinschaft in dem Sinne, daß der Einzelne hätte gezwungen werden können, seine Güter zu verkaufen und den Erlös für das allgemeine Beste zu verwenden, kann keine Rede sein. Dagegen ist das thatsächliche Bestehen einer Gütergemeinschaft innerhalb der Grenzen, die der Bestand der Gemeinde selbst zog, mit Sicherheit anzunehmen. Was Baur bestreitet, indem er sagt, „daß das, was der Schriftsteller als eine allgemeine Einrichtung der ersten Christengesellschaft angegeben hat, in dieser Allgemeinheit nicht wirklich stattgefunden habe," gerade das ist anzunehmen; es fand in dieser Allgemeinheit statt, allerdings, wie wir wiederholen, innerhalb der Grenzen, die der Bestand der Gemeinde selbst zog. Dahin gehört der Fall, daß unmöglich alle Häuser verkauft werden konnten, sodaß dann keines in der Gemeinde eine eigne Wohnung besessen hätte. Die Angabe also, daß die Gläubigen alle ihre Güter und Häuser verkauft hätten, muß ihre Grenze da finden, wo sie das Leben selbst zog, und fand sie auch.

Digitized by Google

Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß zwar die Gütergemeinschaft freiwillig, daß aber nicht nur die Bereitwilligkeit dazu allgemein, sondern auch die Verwirklichung derselben, relativ wenigstens, allgemein gewesen sei. Ein solches gesellschaftliches Verhältnis entspricht auch dem Geisteszustande dieser ersten Christengemeinde, die „das verheißene Reich Gottes nicht nur erwartete als ein kommendes, sondern daran ging, es als ein gegenwärtiges wirklich aufzurichten“ (Hausrath, Der Apostel Paulus, S. 90), und für die der Ausblick auf den demnächst auf den Wolken des Himmels kommenden Menschensohn das einzige Steuer war, das ihre Fahrt lenkte. Für die Beurteilung dieser ersten Gemeinde und für das Verständnis ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen ist das Vertrauen auf die demnächst bevorstehende Wiederkunft des Menschensohnes zu allermeist in Rechnung zu setzen. Wie es dereinst, als der Mann vom See Genezareth noch unter ihnen wandelte, die Liebesbande des persönlichen Verkehrs gewesen waren, die die Jünger bestimmt hatten, ihre Netze zu verlassen und zu Menschenfischern zu werden, gerade so war es auch jetzt noch, nachdem er von ihnen genommen, aber seine Wiederkunft für sie die gewisseste Sache von der Welt war, dieselbe im Eifer der Verfolgung nur noch erhöhte Liebesglut zu ihm, dem kommenden Streiter Gottes und Menschensohn, die sie zum Zwecke des Sieges seiner Sache auch das Opfer ihres Eigentums gern bringen ließ. Mag also immerhin die Darstellung der Apostelgeschichte insoweit übertrieben sein, daß nicht gerade alle Besitzer von Häusern diese verkauft haben, weit genug mußte die Gemeinschaft der Güter sein, wenn dem Glauben und Hoffen dieser Messiasgläubigen entsprechend gelebt wurde, immerhin so weit, daß „einem jeden ausgeteilt wurde, je nachdem ihm not war.“ Der geschichtliche Kern, den die Darstellung einer allgemein ausgedehnten Gemeinsamkeit des Besitzes hat, ist also energischer zu betonen, als Baur thut, und mindestens in dem Maße, als Pfleiderer angiebt. Denn obschon dieser mit geschichtlichem Sinn sehr wohl ausgerüstete Forscher sich insoweit an Baur anschließt, daß er die Darstellung der Apostelgeschichte auch hier in übertreibender Weise idealisiren läßt, so sieht er doch darin das Richtige, daß er das innere Leben der Urgemeinde als das einer religiös-sozialistischen Bruderschaft betrachtet, die verbunden war teils durch die gemeinsame Erbauung an apostolischer Predigt und Gebet, teils durch gemeinsame Brudermahle und eine „weitgehende Gütergemeinschaft.“ „Man sollte, sagt Pleiderer (Urchristentum, S. 555), viel mehr, als die deutsche Kritik bisher zu thun pflegte, die unbestreitbare Thatsache im Auge behalten, daß die älteste Gemeinde nicht eine Schule war, die um idealistische Theorien, und nicht eine Kirche, die um spiritualistische Dogmen sich scharte, sondern einfach eine religiöse Bruderschaft, welche von der nahen Ankunft des himmlischen Messias Jesus eine beglückende Neuordnung der Dinge auf Erden erhoffte; wie hätte aber eine solche Hoffnung sich lebendig erhalten und die Gemeinschaft zusammenhalten können, wenn sie

Digitized by Google

leere Hoffnung geblieben wäre und sich nicht in reelle Praxis umgesetzt hätte, welche den erhofften Glückszustand vorläufig wenigstens in Form eines brüderlichen Vereinslebens in wechselseitiger Unterstützung antizipirt hätte? Für keinen, der die Menschen kennt, kann ein Zweifel darüber bestehen, daß in der ältesten Gemeinde der Christen nächst dem frommen Glauben und Hoffen auf den Messias Jesus die genossenschaftliche Bethätigung der Bruderliebe in weitgehender Gütergemeinschaft und in gemeinsamen Mahlzeiten das wesentlichste Band des Zusammenhalts gewesen sein wird."

Für eine im ganzen ungeschichtliche Darstellung der Apostelgeschichte soll nach Baur auch die namentliche Erwähnung des Barnabas sprechen, von dem es 4, 36 f. heißt: „Joses aber, von den Aposteln Barnabas genannt, d. h. ein Sohn des Trostes, von Geschlecht ein Levit aus Cypern, der hatte ein Landgut, verkaufte es und brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen." Hierzu sagt Baur: „Wenn es als allgemeine Regel galt, daß jeder, was er als Eigentum besaß, verkaufte und in einen Geldbeitrag für die allgemeine Kasse verwandelte, warum wird es als eine besonders rühmliche Handlung des Joses Barnabas hervorgehoben, daß er sein Grundstück verkauft und den Erlös aus demselben vor die Füße der Apostel gelegt habe?" Da ist zunächst zu bemerken, daß auch in der Darstellung der Apostelgeschichte von einer allgemeinen „Regel" nicht die Rede ist, wenn man unter Regel eine zwangsweise gebotene Ordnung versteht. Die gesellschaftliche Einrichtung war, wie gesagt, freiwillig. Aber man würde die Menschen schlecht kennen, wenn man nicht zugeben wollte, daß aus solcher Freiwilligkeit sich leicht eine Regel und aus ihr gar bald ein beanspruchtes Recht entwickelt. Der Übergang macht sich da ganz von selbst, um so schneller, je kräftiger sich die Dinge entwickeln. Einen Versuch, diesen Übergang aus der Freiwilligkeit zum beanspruchten Recht zu machen, bietet uns die Erzählung von Ananias und Sapphira (5, 1—10) eine Geschichte, die allein verständlich wird im Rahmen der über die gesellschaftlichen Verhältnisse der ersten Christengemeinde gegebenen Darstellung. Und damit kommen wir auf Barnabas und den Grund seiner Erwähnung zurück.

Darin hat man ganz richtig gesehen, daß diese beiden Persönlichkeiten, Barnabas und Ananias, nicht ohne Grund neben einander gestellt sind. Deshalb muß man aber auch die Erwähnung des Barnabas nicht an die vorausgehende Erzählung von der Gütergemeinschaft anschließen, wobei man dann unwillkürlich, wie es eben Baur thut, die Frage erhebt: „Wenn alle Landbesitzer ihre Güter zu Gunsten der Gemeindekasse verkauften, wozu dann die namentliche Erwähnung dieser That des Barnabas?" Diese Erwähnung wird sehr gut verständlich in Verbindung mit der andern des Ananias. Diesem wird schuld gegeben, er habe sein Besitztum verkauft und mit Wissen seines Weibes von dem Gelde etwas entwendet, habe nur einen Teil gebracht und zu den Füßen der Apostel gelegt. Da habe Petrus gesagt: „Ananias, warum

Digitized by Google

hat der Satanas dein Herz erfüllet, daß du den heiligen Geist belögest und entwendetest etwas von dem Erlös für das Landgut? Blieb es nicht, wenn es unverkauft blieb, dein Eigentum? Und auch nachdem es verkauft war, stand es (der Erlös dafür) in deiner Gewalt. Warum hast du denn solches in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gotte gelogen" (5, 3. 4). Ananias sei nach diesen Worten niedergefallen und habe seinen Geist aufgegeben. Jünglinge hätten ihn dann fortgetragen und begraben. Nach drei Stunden sei sein Weib gekommen, die nichts von dem Vorgange gewußt habe. Von Petrus nun nach dem Preise des Landgutes befragt, habe sie dieselbe Summe angegeben wie ihr Mann. Da habe Petrus zu ihr gesagt: „Warum seid ihr denn eins geworden, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thür und werden dich hinaustragen!" Darauf sei auch sie zu seinen Füßen gefallen und habe ihren Geist aufgegeben.

In dieser Erzählung sind zunächst die Worte gar nicht zu verstehen: Ananias habe von dem Erlöse etwas für sich „entwendet." Von entwenden zu sprechen, hat doch nur da Sinn, wo ich dem andern etwas entziehe, worauf dieser ein Recht hat. Halten wir uns also an das zweimal gebrauchte Wort „entwenden" (νοσφίσασθαι), so müssen wir annehmen, daß wirklich die Apostel für die Gemeinde den Anspruch auf volle Verfügung über den Besitz der Gläubigen erhoben. Und somit haben wir hier einen Versuch, aus dem freiwilligen Verzicht der Gläubigen ein Gemeinderecht geltend zu machen, für das die Apostel eintreten. Dem scheinen nun allerdings die Worte zu widersprechen: „Blieb es nicht, wenn es unverkauft blieb, dein Eigentum? Und auch nachdem es verkauft war, stand es in deiner Gewalt." Aber wenn man diese Worte so verstehen wollte, daß Ananias fort und fort der Christengemeinde hätte zugehören und doch dabei an seinem Eigentum in jedem Falle hätte festhalten können, so würden sie geradezu allem widersprechen, was wir von der Organisation der ersten Christengemeinde wissen. Diese Ansicht als Grundsatz durchgeführt, also auf jeden angewendet, hätte die bruderschaftliche Organisation, die diese erste Gemeinde hat, vollkommen dem Zufall preisgegeben. Die Worte können also nicht so verstanden werden, als ob Ananias auch bei Beobachtung des angegebenen Verhaltens noch die Eigenschaft als Christusgläubiger hätte beibehalten können. Vielmehr, wollte er dieses Verhalten beobachten, so hätte er nicht in die Gemeinde einzutreten brauchen. Und das ist es, was die Worte ausdrücken wollen: „Blieb es nicht, wenn es unverkauft blieb?" u. s. w. Sie sind nur ein andrer Ausdruck für den Sinn: Hättest du bei solcher Gesinnung nicht bleiben sollen, wo du warest, ehe du zu uns kamst?

Steckt nun hinter den Worten dieser Sinn, so ergiebt sich hieraus ein weiteres. Eine solche Gesinnung und ein derartiges Handeln konnte ihren

Digitized by Google

Träger nicht länger in der Gemeinde lassen. Wir wissen aus dem Verfahren des Paulus, wie streng dieser auf Gemeindezucht drang, wenn er verlangte, daß ein blutschänderisches Mitglied der Korinthischen Gemeinde aus ihrer Mitte „hinweggethan" würde (1. Kor. 4, 21). Er selbst will mit der Rute zu ihnen kommen (1. Kor. 4, 21) und stellt schon jetzt ein Strafwunder an dem Blutschänder in Aussicht (1. Kor. 5, 3 ff.): „Denn ich, obwohl dem Leibe nach abwesend, doch mit dem Geiste anwesend, habe schon beschlossen, als ob ich anwesend wäre, über den, der solches also verübt hat: in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi, wenn ihr versammelt seid und mein Geist mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi bei euch ist, denselbigen (Sünder) dem Satanas zum Verderben des Fleisches zu übergeben, auf daß der Geist gerettet werde am Tage des Herrn." Das hier gefällte Urteil ist ja seinem Wortlaut nach ziemlich dunkel. Die meisten Erklärer meinen, Paulus habe damit eine Krankheit über den Schuldigen verhängen wollen in dem Augenblicke, wo sich die Christengemeinde in Korinth versammelt habe, und habe sich diese Wunderkraft zugetraut. Das meint auch Hausrath, wenn er sagt: „Was also Paulus kraft seiner apostolischen Gewalt und Wundergabe thun würde, wäre er jetzt in Korinth, überträgt er der Gemeindeversammlung, und er will im Geiste anwesend sein mit der eigentümlichen Kraft Jesu, mit der er sich ausgestattet weiß. Sie wird bewirken, daß der Ausgestoßene dem Satan verfällt und dieser seinem Fleische zusetzt mit Krankheit und Pein bis zum Untergang, damit der Geist Buße thue und gerettet werde für den Tag des Reiches." Und nicht nur damit scheint Hausrath das Richtige getroffen zu haben, sondern auch darin scheint er Recht zu haben, daß er diesem Urteil die Tragweite eines Todesurteils giebt. Auch die Worte: „Schaffet den Bösen hinweg aus eurer Mitte" deuten am natürlichsten darauf. Berechtigt zu solchem Urteil war Paulus, der Schüler der Schriftgelehrten, wenn er das jüdische Recht befragte, das in mehreren Stellen Blutschande mit der Stiefmutter mit dem Tod bestrafte (5. Mos. 22, 30; 27, 20; 3. Mos. 18, 8; 20, 11). Und da er als mit dem Leibe abwesend dieses Todesurteil fällt, so muß er es mit dem Bewußtsein gethan haben, „daß Gott, der Leben und Tod in seine Hand gelegt habe, das Urteil ohne menschliches Zuthun vollziehen werde."

Wie Paulus mit diesem Urteil gefahren ist, das geht uns hier nichts weiter an. Genug, wir finden aus apostolischer Zeit ein Beispiel von Disziplin, das mit dem Befehl, den Sünder dem Satanas zu übergeben, die Todesstrafe zu verhängen schien. Daneben finden wir für mildere Vergehen den Ausschluß aus der Gemeinde, wie 1. Kor. 5, 9 bis 13: „Jetzt aber habe ich euch geschrieben, ihr sollt nicht mit dem verkehren, wenn einer, der den Brudernamen trägt, Hurer ist, oder Geiziger, oder Götzendiener, oder Lästerer, oder Trunkenbold oder Räuber, mit solchen sollt ihr auch nicht essen." Nun wurde aber auch dieser Ausschluß aus der Gemeinde als ein Übergeben an

Digitized by Google

den Satanas bezeichnet (1. Tim. 1, 20). Was war da natürlicher, als daß ein Schriftsteller der spätern Zeit, wie der Verfasser der Apostelgeschichte, die etwa um das Jahr 130 in ihrer jetzigen Form verfaßt worden sein mag, eine Überlieferung, in der sichs um den Ausschluß aus der Gemeinde, in diesem Sinn um „ein Übergeben an den Satanas“ handelte, dahin gestaltete, daß aus der Strafe der Ausschließung die Todesstrafe wurde? Das konnte um so eher geschehen, wenn sich die Sache so darstellen ließ, daß mit solcher Ausschließung eine Verherrlichung apostolischer Kraft und Würde gegeben wurde. So aber ist die Sache in der Apostelgeschichte dargestellt als ein Strafwunder, das Petrus am Ananias vollzieht. Denn darin hat Baur ganz Recht, daß alle die Wunderthaten, die die Apostelgeschichte in diesem Abschnitt ihrer Darstellung berichtet, dazu dienen sollen, die Apostel als höhere, übermenschliche Wesen zu schildern und daß der Glanzpunkt der apostolischen Wirksamkeit des Petrus das am Ananias und an der Sapphira vollzogene Strafwunder sei.

Der geschichtliche Grund der Erzählung ist also ohne Zweifel ein Ausschluß aus der Gemeinde, und zwar deshalb, weil sich Ananias und Sapphira in ihrem Eigennutz der Bruderschaft unwürdig zeigten. Sie wollten am eignen Besitz auch dann noch festhalten, wenn die Apostel als Vertreter der Gemeinde die Aufgabe dieses Besitzes für nötig erachteten. Das mag die Grundlage des ursprünglichen Berichtes gewesen sein, worin auch zum Kontrast mit der heuchlerischen Selbstsucht des Ananias die aufopfernde Uneigennützigkeit des Barnabas ausdrücklich hervorgehoben wurde. So ist die Zusammenstellung beider recht wohl verständlich, ohne daß man zu fragen brauchte, weshalb denn, wenn doch der Verkauf der Güter und der Einschuß der Gelder in die gemeinsame Kasse allgemeine Regel gewesen wäre, dies als eine besonders rühmliche Handlung an Barnabas hervorgehoben wird? Der ursprüngliche Bericht hatte diese Namen des Barnabas und des Ananias vielmehr so zusammengestellt, wie sie sachlich zusammengehörten. Die umgestaltende Hand des Schriftstellers aber hat diesen Zusammenhang aufgehoben, und der Abschluß des Kapitels mit der Erzählung von Barnabas hat schon durch die räumliche Verteilung des Erzählungsstoffes dazu beigetragen, das richtige Urteil über diese Erzählung zu verschieben.

Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist das, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse der ersten Christengemeinde zwar nicht auf einer zwangsweise ein- und durchgeführten, gesetzlichen und gänzlichen Gütergemeinschaft beruhten, aber wohl auf einer mit Freiwilligkeit aller Mitglieder, also allgemeinen, und in Bezug auf die Güterveräußerung nur durch die Lebensbedingungen der Gemeinde selbst beschränkten Gütergemeinschaft. Die Bereitwilligkeit des Darbringens wurde bei allen nur gerade so weit in Anspruch genommen, als es nach dem Ermessen der Gemeindevertreter, der Apostel, nötig schien. Aber so weit wurde sie auch in Anspruch genommen. Von der Bereitwilligkeit einzelner oder auch vieler zu reden, geht um so weniger, als sich sogar eine große

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit dafür ergiebt, daß die Freiwilligkeit dadurch zum Zwange gemacht wurde, daß ein nicht vollständiges Aufgeben des Eigentums unter Umständen mit Ausschluß aus der Gemeinschaft bestraft wurde.

Und was war nun der Erfolg? Zunächst Unzufriedenheit, Zank und Streit. Obschon die Sache von dem Ireniker, der die Apostelgeschichte verfaßte und die erste Gemeinde gern als in einem harmonischen Zustande lebend darstellen möchte, ziemlich verschleiert wird, können wir doch so weit durch den Bericht, den die Apostelgeschichte 6, 1 ff. giebt, einen Einblick in die Lage thun, daß wir an der Stelle der Harmonie eine recht unerquickliche Disharmonie, eine concordia discors, erkennen. „In den Tagen, da die Jünger sich mehreten — heißt es da — entstand ein Murren der Helleniſten wider die Hebräer, weil ihre Witwen bei der täglichen Verpflegung übersehen (verkürzt) wurden." Da hätten die Apostel, wird weiter erzählt, die Menge der Jünger zusammengerufen und erklärt, es gehe nicht mehr an, daß sie das Wort Gottes unterließen und zu Tisch dieneten. Die Brüder möchten sieben Männer, die ihr Vertrauen hätten und voll heiligen Geistes und Weisheit wären, auswählen und zur Bestellung dieses Bedürfnisses einsetzen, während sie den Dienst am Worte weiterführen wollten. Und so hätte man die sieben Diakonen gewählt, die, nach ihren Namen zu urteilen, insgesamt Helleniſten waren. Verschleiert ist diese Erzählung hauptsächlich darin, daß auf den insonderheit gegen die Apostel selbst, als die bisherigen Verwalter der Gaben, gerichteten Vorwurf nicht weiter eingegangen wird, die ganze Sache vielmehr nur wegen der Einsetzung eines neuen Amtes, der Diakonie, erzählt werden soll. Natürlich, denn die Erzählung von dem Streit hätte uns gar zu sehr in die Sphäre der gemeinen Wirklichkeit hinein und von der idealen Höhe, die der Schriftsteller der ersten Gemeinde zuschreiben zu müssen glaubte, herabgeführt. Aber das „Murren" (γογγυσμός) der Helleniſten bleibt doch. Nebenbei bemerkt, unter diesen Helleniſten sind griechisch redende Juden aus der Diaspora und solche zur Christengemeinde übergetretene Heiden gemeint, die sich früher als Proselyten zur jüdischen Gottesverehrung gehalten hatten. Als solche waren sie unter der Bedingung, die noachischen Gebote halten zu wollen, d. h. sich vom Genuß der Götzenopfer, vom Blut, vom Erstickten und von Hurerei fernhalten zu wollen, von der Beobachtung des mosaischen Gesetzes im übrigen befreit. Die Hebräer hingegen sind die aramäisch redenden Juden Palästinas. Besonders jene Proselyten waren es, die vielfach zur Christengemeinde übertraten und ihr damit ein Element zuführten, das den aus dem palästinischen Judentum gekommenen Messiasgläubigen vielfach gegenübertrat, indem sie die Trennung vom Tempelkultus, von der Beschneidung und der ganzen rituellen Beobachtung des Gesetzes im Leben und im Gottesdienst immer mehr und immer entschiedner für die christliche Gemeinde forderten, d. h. die das Christentum, das in den hebräischredenden Christen noch ganz im Rahmen

Digitized by Google

einer jüdischen, nur an Jesus als Messias glaubenden Sekte auftrat, von diesen jüdischen Schlacken reinigten und zur Weltreligion fortbildeten. Diese griechisch redenden Christen also, frühere Proselyten, und aus der griechischen Diaspora stammende, vom Gesetzeszelotismus freiere Juden fanden sich verkürzt durch die ungenügende Berücksichtigung ihrer Witwen und gaben ihrer Unzufriedenheit einen mächtigen Ausdruck gegen die Vertreter der Gemeinde, die Zwölfe. Was nun auch der Grund der Zurücksetzung bei der Austeilung der täglichen Gaben gewesen sein mag, ob die freiere Richtung der Hellenisten, oder ob die in der Stammesart begründete Abneigung des Volljuden gegen den Griechen, mit dem es auch der griechisch geartete Sohn der jüdischen Diaspora hielt, die Verstimmung ist da und ist laut geworden infolge der ungerechten Regelung der täglichen Bedürfnisse. Denn so müssen wir sagen, und nicht etwa bloß infolge einer ungleichen Armenversorgung. Es war keine bloße Armenversorgung, die hier gemeint ist, und die diejenigen Erklärer gern annehmen möchten, die die Stelle 6, 1 ff. benutzen, um dadurch die Berichte von der Gütergemeinschaft in ihrer Tragweite abzuschwächen. Die Witwen, von denen geschrieben wird, sind nicht bloß die Armen unter ihnen, sondern der ganze Stand, der von den andern Ständen bei dem täglichen Tische zwar nach jüdischer Sitte abgesondert ist, aber diese nicht ausschließt. Auch auf sie, diese andern Stände, erstreckte sich die tägliche Regelung der Gaben, die, wenn sie auch in der Hauptsache in Gaben der Nahrung bestand, doch auch andre nötige Bedürfnisse nach 2, 45 und 4, 35 nicht ausgeschlossen haben wird. Diese andern Bedürfnisse werden allerdings nur auf ein geringes Maß, etwa auf Kleidung und Wohnung, zurückzuführen sein, wie man das bei Menschen voraussetzen muß, die insgesamt doch in den „letzten Zeiten" zu stehen vermeinten und kein weiteres Interesse am gegenwärtigen Genusse der Lebensgüter haben konnten, als ihre Tage bis dahin zu fristen, wo mit der Wiederkunft des Messias die „Wiederherstellung aller Dinge" und damit die „Zeiten der Erquickung" beginnen sollten (Apostelgeschichte 3, 20, 21).

Nach dem Märtyrertode des Stephanus und der damit verbundenen Christenverfolgung sind es diese Hellenisten, die Jerusalem verlassen und sich in Judäa und Samaria zerstreuen, da sich die Verfolgung vorzugsweise auch gegen den dem Tempelkultus opponierenden hellenistischen Teil der Gemeinde wendete, während die Apostel, und sie natürlich nicht als die einzigen, da es auch fortan eine Messiasgemeinde in Jerusalem gab, darin blieben (8, 1). Nachdem sich so die beiden Bestandteile der Gemeinde getrennt hatten, wird wohl die jerusalemische Gemeinde, die nunmehr aus bloßen Hebräern bestand, mit ihrem streng judaisirenden Charakter auch die Gütergemeinschaft allein noch eine Zeit lang beibehalten haben, so lange, als sie noch beibehalten werden konnte, d. h. so lange noch etwas dawar, was verteilt werden konnte. Darnach kam die Armut und die Bettelei.

Digitized by Google

Denn das ist das andre, was wir im Gefolge dieses „gutgemeinten Experimentes der Gütergemeinschaft," wie Hausrath die Sache richtig nennt, wahrzunehmen haben. Und darüber mögen noch einige Worte gesagt werden.

Als der Apostel Paulus nach seiner ersten Missionsreise nach Antiochien zurückgekehrt war, trafen dort, auf die Meldung von der erfolgreichen Wirksamkeit des Apostels in der Heidenwelt, Gesetzeseiferer aus Jerusalem ein, die die Forderung der Beschneidung auch an den Heidenchristen und damit den Anschluß an die ganze rituelle Beobachtung des Gesetzes stellten und so die Thätigkeit des Apostels in der Heidenwelt lahm zu legen drohten. Da beschloß Paulus sofort sich mit den Urapostеln selbst auseinanderzusetzen und nach Jerusalem hinauf zu ziehen. Er nimmt Barnabas mit sich, „der bei der Muttergemeinde noch von den Zeiten der Gütergemeinschaft her in gutem Andenken stehen mußte" (Hausrath, S. 245). In diesen Worten nimmt also Hausrath an, daß es mit der wirtschaftlichen Einrichtung der Gütergemeinschaft bei der Urgemeinde jetzt, im Jahre 53 und achtzehn Jahre nach dem Tode Christi, bereits ein Ende gehabt habe. Und mit dieser Annahme hat er Recht. Die Gemeinde hatte abgewirtschaftet. Um dies nachzuweisen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Bei den Auseinandersetzungen, die der Apostel Paulus mit der jerusalemischen Gemeinde hatte, konnte es diese trotz der heftigsten Widersprüche gegen die Forderung des Apostels, auch Unbeschnittene als vollblütige Glieder des Reiches anzuerkennen, doch schließlich in ihren angesehensten Häuptern Jakobus, Petrus und Johannes nicht verweigern, dem Paulus und Barnabas den Handschlag der Gemeinschaft zu geben (Gal. 2, 1 bis 10). Die Vertreter der Hebräer können die Beschneidung der Heiden nicht durchsetzen. Titus, ein Bruder aus den Heiden, den Paulus mit nach Jerusalem genommen hatte, um gerade an seiner Person die Gesetzesfreiheit für die Heiden als an einem bestimmten Beispiel nachweisen zu lassen, kann nicht zur Beschneidung gezwungen werden. Damit wird die Gesetzesfreiheit für die Heidenchristen zugestanden, sie selbst werden als christliche Brüder anerkannt. Es war hiermit so viel errungen, als Paulus überhaupt verlangte. Die „Geltenden," d. h. die drei Hauptapostel, legten dem Paulus keine Gesetzesverpflichtung auf, sie teilten nur das Arbeitsgebiet, behielten für sich das palästinisch-jüdische und gestanden dem Paulus das heidnische zu (Gal. 2, 6. 7). Wenn die Apostelgeschichte (15, 29) anders berichtet, indem sie für die Heidenchristen die Befolgung der noahischen Gebote verlangen läßt, so gestaltet hier der Verfasser der Apostelgeschichte den Bericht der Auffassung seiner Zeit gemäß. Denn es empfiehlt sich die Annahme Pfleiderers, „daß eine ursprünglich bei den Proselyten übliche Lebensführung früher schon bei den großenteils anfangs aus Proselyten hervorgegangenen heidenchristlichen Kreisen Aufnahme gefunden habe, und diese Sitte später von der Kirche zur förmlichen Pflicht gemacht worden

Digitized by Google

und auf apostolische Autorität zurückgeführt worden sei" (Pfleiderer, S. 584). Jedenfalls widerspricht dem Bericht von irgend welcher Verpflichtung auf das Gesetz die eigne Angabe des Apostels (Gal. 2, 6): „Mir haben sie (die Häupter) nichts aufgelegt."

Aber woher nun auf einmal bei den Gesetzeseiferern diese Bereitwilligkeit des bedingungslosen Handschlags? Darüber giebt der Apostel uns (Gal. 2, 10) eine ganz sichere Aufklärung in den Worten: „Nur der Armen sollten wir gedenken!" Diese Armen sind die Judenchristen zu Jerusalem insgesamt. Das Prädikat, das ihnen hier und anderwärts erteilt wird, πτωχοί, bezeichnet den äußersten Grad der Armut, die Bettelarmut. Das war also jetzt der wirtschaftliche Zustand der Gemeinde. Lange hatte die kommunistische Herrlichkeit, „wo auch nicht einer unter ihnen Mangel hatte," nicht gedauert. Hausrath stellt die Sache ganz richtig dar, wenn er S. 248 sagt: „Die Not der Brüder in Jerusalem war nachgerade so groß geworden, daß die Urgemeinde ohne Unterstützung der Auswärtigen sich kaum mehr lange hätte halten können. Wenigstens berichtet der Apostel, das einzige, was die Häupter der Urgemeinde sich ausbehalten hätten, sei das gewesen, daß die heidnischen Gemeinden der Armut der Jerusalemiten zu Hilfe kommen sollten, und Paulus ergriff mit Eifer diesen Vorschlag, der seinem Prinzip nichts vergab und seinem Thätigkeitstrieb neue Aufgaben setzte. Das gutgemeinte Experiment der Gütergemeinschaft, Mißwachs und Teuerung hatten die galiläische Kolonie in der heiligen Stadt in die tiefste Armut gestürzt. Eine Rückwirkung dieser drangsalsvollen Lage auf die vorliegende Frage war dann das Abkommen, daß die Brüder aus den Heiden diesem Elend steuern sollten."

So zeigte sich auch hier, daß die Not die größte Lehrmeisterin der Menschheit ist. Was die innere Übereinstimmung nie erzielt hätte, die Anerkennung eines gesetzesfreien Christentums, das erst die Kraft zur Weltreligion in sich barg, das erzielte der Zwang der Lage. Denn dem Apostel war der Vorschlag ganz recht. Er setzte an die Stelle der Einheit des Glaubens, die schon damals, in diesen Anfangszeiten des Christentums, nicht zu erreichen war, wie sie heute nicht zu erreichen ist, die Einheit der Liebe. Darum fügte Paulus zu den Worten: „Nur sollten wir der Armen gedenken" hinzu: „Und eben dies habe ich mich beeifert, durch die That zu erfüllen" (Gal. 2, 10). Von nun an sehen wir den Apostel überall in den heidnischen Gemeinden mit dem wärmsten Herzenseifer Liebessteuern für die „Heiligen in Jerusalem" sammeln. Auch steuerten die „Brüder aus den Heiden" dem Elend, so viel sie konnten, wie 1. Kor. 16, 1 ff. und 2. Kor. 8 und 9 zeigt.

Das war das Ende der Gütergemeinschaft in der ersten Christengemeinde.

Digitized by Google

Der Eindruck von Kunst und Wirklichkeit

Von Karl Erdmann

Die Wörter Realismus, Naturalismus, Verismus, die alle in mehr oder minder klarer Weise einen Grad von Naturwahrheit bei Kunstwerken ausdrücken, können vernünftigerweise nur bei den Künsten angewendet werden, die sich mit einer Nachbildung der Wirklichkeit befassen. Wenigstens würden diese Begriffe eine andre Bedeutung annehmen, wenn man sie auf die übrigen Künste anwenden und etwa von einer realistischen Musik, Architektur oder Tanzkunst reden wollte. Die nachfolgenden Betrachtungen sollen sich daher im allgemeinen nur auf die nachbildenden Künste erstrecken; unter einem Kunstwerk schlechthin soll immer nur eins aus den nachbildenden Künsten verstanden werden. Dabei erscheint es zweckmäßig, das, was nachgebildet wird, mit einem bestimmten Ausdruck, etwa als die dem Kunstwerke entsprechende Wirklichkeit oder, das dem Kunstschönen entsprechende Naturschöne zu bezeichnen, wenn es gestattet ist, das so unbestimmte, gleichzeitig viel- und nichtssagende Wort „schön“ im allgemeinsten Sinne zu verwenden. Ich lege übrigens auf diesen Ausdruck keinen Wert und knüpfe durchaus keine Voraussetzungen daran. Er mag alles zusammenfassen, was geeignet erscheint, irgendwie bedeutende Gefühle in uns zu erregen.

In den folgenden Untersuchungen wird beabsichtigt — ohne die Voraussetzung irgend welcher ästhetischen Theorien und ohne Voreingenommenheit für bestimmte Kunstrichtungen —, die beiden Eindrücke mit einander zu vergleichen, die einerseits ein Kunstwerk, anderseits die genau entsprechende Wirklichkeit verursacht. Können beide gleich sein? Gefällt uns ein Kunstwerk nur deswegen, weil es ein Naturschönes nachbildet, das uns als solches auch gefallen würde, oder ist es nicht nötig, daß die einem wirkungsvollen Kunstwerke zu Grunde liegende Wirklichkeit uns ebenfalls entzücke? Erzeugt eine Landschaft einen wesentlich andern Eindruck als ein Gemälde derselben? Ist das beim Betrachten eines Kunstwerkes hinzutretende Bewußtsein, es mit einer Nachbildung zu thun zu haben, von ausschlaggebender Bedeutung?

Diese Fragen haben natürlich so lange gar keinen Sinn, als wir die verschiednen Kunstrichtungen (die realistische, idealistische, phantastische) und die verschiednen Kunstgattungen (z. B. Märchen, Romane, Dramen, Gedichte) un-

Digitized by Google

gesondert ins Auge fassen. Es giebt Kunstwerke, bei denen die ästhetische Wirkung gerade darauf beruht, daß gewisse Voraussetzungen der Wirklichkeit aufgehoben erscheinen. Man denke an Böcklinsche Bilder, an Goethes Faust, oder an die Poesie der Romantik, mit ihren Elfen und Zwergen, ihren Feen, Kobolden und Zauberern, wo die Naturgesetze verschwinden, die Menschen fliegen und die Tiere reden. Hier ist nicht die Wirklichkeit, sondern der Wunsch der Vater des Kunstwerkes. Ähnliches ist auch bei den „idealisirenden" Kunstwerken der Fall. Hier gilt der Gemeinplatz, daß uns der Künstler über die sogenannte „gemeine" Wirklichkeit hinausführt in das Reich des „Ideals," und es wäre thöricht, zu leugnen, daß wenigstens ein Teil der ästhetischen Lust dieser Kunstwerke hierauf beruht. Wenn der Maler Ed. Hildebrandt seinerzeit auf den Vorwurf, die Störche auf seinem Bilde „Am Weiher" hätten zu kurze und zu dicke Beine, die seltsame Antwort gab: „Man kann nicht verlangen, daß ich die Fehler der Natur nachmache," so ist klar, daß er gerade durch Abänderung der Natur ästhetische Gefühle zu erzeugen sich bemühte. Und jede Idealisirung läuft doch darauf hinaus, auf Kosten der Wahrheit und Charakteristik sogenannte „schöne" Empfindungen hervorzurufen, so z. B. wenn Schiller in seinen Dramen als Bauern Leute von edler Haltung und beträchtlicher Redegabe vorführt. Genau wie bei den nichtnachbildenden Künsten — z. B. der Musik —, handelt sichs auch bei den phantastischen und idealisirenden Kunstwerken zum Theil um die Erzeugung ganz spezifischer Gefühle, die die Wirklichkeit in gleicher Weise überhaupt nicht zu erregen imstande ist. Für Werke dieser Art erledigt sich die aufgestellte Frage von selbst: der Unterschied in der seelischen Wirkung des Kunstwerks und der ihnen entsprechenden Wirklichkeit liegt klar zu Tage; ja streng genommen dürfte man von einer entsprechenden Wirklichkeit gar nicht reden, weil es eine solche nicht giebt. Einen wirklichen Sinn hat unsre Frage nach dem Verhältnis der Eindrücke von Kunst und Wirklichkeit nur dann, wenn wir sie für realistische Kunstwerke stellen, für Kunstwerke, die wirkliches oder in Wirklichkeit mögliches darbieten wollen. Und lediglich solche Kunstwerke sollen bei diesen Betrachtungen vorausgesetzt werden.

Hierbei behalten wir natürlich im Auge, daß das Wort „realistisch" eine durchaus relative Bedeutung besitzt: ein Kunstwerk kann sich gar in vieler Hinsicht der Natur nähern. Dasselbe Kunstwerk, das in gewisser Beziehung sehr naturwahr ist, kann in andrer Beziehung völlig von aller Wirklichkeit absehen. Der Kürze halber sei es gestattet, von den einzelnen „Elementen" zu sprechen, in denen ein Kunstwerk mehr oder minder getreu der Wirklichkeit entsprechen kann. Als solche Elemente würden bei dem plastischen Bildwerke eines Menschen z. B. Körperformen, Farbe, Größenverhältnisse, Haltung, Ausdruck in Gesicht und Gebärde u. a. m. in Betracht kommen. Zwischen diesen einzelnen Elementen besteht eine — allerdings vom persönlichen und vom Zeitgeschmack abhängige — Rangabstufung, dergestalt, daß wir unbedingte Naturwahrheit bei einigen für

Digitized by Google

schlechterdings notwendig, bei andern für wünschenswert, wieder bei andern für völlig gleichgiltig ansehen. Ein Gemälde, dessen Bäume schief stehen, bei dem Perspektive und anatomischer Bau der dargestellten Menschen der Wirklichkeit nicht entspricht, nennen wir nicht unrealistisch, sondern falsch. Ein gleiches gilt bei einer ungleichmäßigen Änderung der Größenverhältnisse, während wir uns eine gleichmäßige ohne weiteres gefallen lassen: ein lebensgroßes Bild ist nicht realistischer als ein verkleinertes. Bei einem Werke der Plastik ist uns Wahrheit des geistigen Ausdrucks im allgemeinen wertvoller als die realistische Behandlung der Haare oder der Haut, und bei einer dramatischen Aufführung legen wir mehr Gewicht auf die Wahrheit der psychologischen Entwicklung als auf Treue der Kostüme oder Echtheit der szenischen Einrichtung. Aber während gewisse Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten völlig bedeutungslos erscheinen, können geringfügige Naturwidrigkeiten eine ästhetische Wirkung vernichten. Zu verlangen, jedes in Paris spielende Stück solle in französischer Sprache und mit echt Pariser Kostümen aufgeführt werden, wäre einfach kindisch. Aber wir erinnern uns, daß die Darstellung einer französischen Komödie einen völlig verfehlten Eindruck hervorrief, nur weil der einen eleganten Vicomte darstellende, im übrigen durchaus nicht talentlose Schauspieler zu kurze Beinkleider trug und seine geistvollen und anmutigen Plaudereien im reinsten sächsischen Dialekt zum besten gab. Und doch sind dergleichen Äußerlichkeiten im Vergleich zu dem Werte der gesamten künstlerischen, insbesondre der dichterischen Leistung von ganz untergeordneter Bedeutung.

Es wird wohl allgemein zugestanden werden, daß die Gegenwart empfindlicher gegen Abweichungen von der Natur geworden ist. Wir verlangen eine Fülle realistischer Einzelheiten, von denen wohl jede für sich betrachtet unwesentlich erscheinen mag, die aber in ihrer Gesamtheit zusammenwirken, um das Kunstwerk zu etwas wahrhaft Organischem und Lebensvollem zu gestalten. Man mag darin einen Aufschwung oder einen Niedergang unsrer Kunstentwicklung sehen, jedenfalls ist man genötigt, eine Verschiebung zu Gunsten des Realismus als eine geschichtliche Thatsache anzuerkennen. Hat aber die Zahl der Elemente, in denen sich das Kunstwerk der Wirklichkeit nähert, beträchtlich zugenommen, so liegt die Frage auf der Hand, ob sich diese Zahl nicht noch weiter vermehren lasse, ja warum eigentlich ein Kunstwerk nicht in allen seinen Elementen mit der Wirklichkeit übereinstimmen solle. Und so ist denn auch thatsächlich eine „exakte Reproduktion" der Wirklichkeit gefordert worden.

Ich weiß nicht, ob eine solche exakte Reproduktion der Wirklichkeit möglich ist. Gäbe es dergleichen Kunstwerke, so würde ich zwar von vornherein keinen Anlaß finden, ihnen allein Daseinsberechtigung zuzusprechen und die vollkommene Übereinstimmung mit der Natur als allgemeingiltiges ästhetisches Prinzip hinzustellen. Aber ebenso wenig fällt es mir ein, die Daseinsberechtigung von solchen Kunstwerken irgendwie in Frage zu stellen. Nicht um

Digitized by Google

Forderungen und Dogmen, nicht um Wert oder Unwert gewisser Kunstrichtungen soll sichs hier handeln, sondern lediglich um die Frage: Kann ein Kunstwerk genau denselben Gesamteindruck hervorrufen, kann es genau dieselbe Wirkungskraft entfalten wie die entsprechende Wirklichkeit? Diese Vorfrage ausschließlich soll, nicht nach ästhetischen Grundsätzen, sondern auf Grund einfacher psychologischer Thatsachen erörtert werden.

Jedes Kunstwerk bietet uns direkt Vorstellungen, indirekt Gefühle, die an diesen Vorstellungen haften. Es dürfte wohl kaum Widerspruch hervorrufen, wenn ich als den nächsten Zweck aller Kunst und als die Voraussetzung jedes ästhetischen Genusses überhaupt die Erregung einer bedeutenden Gefühlsreihe bezeichne. Die Vorstellungen sind das Mittel, um ein reiches Spiel unter einander zusammenhängender, auf- und abwogender Gefühle zu erzeugen. Die hieran sich knüpfenden Fragen, ob diese Gefühlsreihe einen näher zu bestimmenden gesetzmäßigen Verlauf nehmen müsse, ob sie stets harmonisch und lustvoll oder doch versöhnend auszuklingen habe, welchen weitern Zweck sie selbst verfolge u. s. f., lasse ich völlig unerörtert. Ausdrücklich betonen möchte ich nur, daß unter „Gefühlen" im Folgenden alle erregten Gefühle, nicht etwa nur die sogenannten „ästhetischen" Gefühle zu verstehen seien, worunter man gewöhnlich lediglich die Lust an Sinnesempfindungen, harmonischen Tonfolgen, zusammenstimmenden Farben, schwungvollen Linien, gefälligen Teilverhältnissen u. s. f. begreift. Ich leugne nicht, daß schöne Linien und fein gestimmte Farben nicht nur bei persischen Teppichen, sondern auch bei Gemälden eine Rolle spielen, daß ein klangvolles Organ und edle Bewegungen auch bei den Darstellungen von Bühnenwerken in Betracht kommen können; aber viel wichtiger für den höhern ästhetischen Genuß sind die sogenannten „moralischen" und „intellektuellen" Gefühle, also etwa Mitfreude und Mitleid, Furcht, Spannung, Haß, sittliche Billigung und Mißbilligung, geschlechtliche Erregung, religiöse Erbauung; oder jene Gefühle, die selbst erst aus einer Reihe der genannten Gefühle als Endergebnis hervorgehen, wie der Befreiung, Versöhnung, Erhebung. Spreche ich also bei der Erwägung der seelischen Wirkung eines Kunstwerkes von Gefühlen, so meine ich die Gesamtheit aller erregten Gefühle, mögen sie nach landläufiger Auffassung einen ästhetischen Wert haben oder nicht.

Nach diesen Vorbemerkungen kann ich nun die zu behandelnde Frage so stellen: Wird ein Kunstwerk, wenn es genau dieselben Vorstellungen erzeugt, auch genau dieselben Gefühle in uns erregen wie die der entsprechenden Wirklichkeit?

Es liegt auf der Hand, daß die Beantwortung dieser Frage nur dann einer anschaulichen Kontrolle unterzogen werden kann, wenn es sich um eine Kopie wirklich seiender und zugänglicher Dinge oder wirklich geschehener sichtbarer Ereignisse handelt. Bei frei erfundenen Kunstwerken muß die Frage bedingt gestellt werden: Würden wir denselben Eindruck davontragen, wenn wir die dem Kunstwerk entsprechende Wirklichkeit auch thatsächlich erlebten?

Digitized by Google

Bei einer solchen Fragestellung tritt aber klar zu Tage, daß ein großer Teil dessen, was wir beim Kunstwerk sehen, gar nicht erfahren werden kann. Gehen doch gar viele Dinge der Welt nur so vor sich, wie sie es thun, wenn keine Zeugen zugegen sind. Eine Liebeserklärung findet in der Regel unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, nur in einem Drama können wir einer beiwohnen; und die seelischen Vorgänge, wie sie ein Roman schildert, sind überhaupt jeder Beobachtung unzugänglich. Natürlich setzen wir uns genau wie beim Kunstwerk auch in der Wirklichkeit als unbeteiligte Zuschauer voraus. Denn es ist selbstverständlich, daß wir uns unter ganz andern seelischen Voraussetzungen befinden und ganz andre Gefühle haben, wenn wir uns bei einem Ereignis thätig beteiligen, als wenn wir als unbeteiligte Dritte zugegen sind. Selbst in heftigen Zorn geraten oder für einen in Zorn geratenen Menschen Mitgefühl oder Abneigung empfinden, sind zwei gänzlich verschiedne seelische Vorgänge.

Auch noch in andrer Hinsicht stimmt das, was ich „genau entsprechende Wirklichkeit" nannte, nicht überein mit der uns zugänglichen persönlichen Erfahrung. Man vergleiche den Anblick einer dramatischen Aufführung mit dem Erlebnis der dargestellten Vorgänge. Was wir im gewöhnlichen Leben in längerem Zeitraume und gleichzeitig mit vielen andern Dingen erleben, was wir nur bruchstückweise selber sehen und wovon wir das übrige ungesichtet, unvollständig und in falscher Reihenfolge durch die Mitteilung andrer erhalten, das wird uns im Drama planmäßig geordnet und unter Ausscheidung alles nicht zur Sache gehörigen, in wirksamer Steigerung und in so kurzer Zeit vor Augen geführt, daß sich alles für die Beurteilung nötige und ausschlaggebende gleichzeitig in unserm Bewußtsein vereinigt. Wo kann dies je in Wirklichkeit der Fall sein? Sollten auch die Einzelheiten eines Kunstwerkes nur eine getreue Nachbildung des Wirklichen sein, ihre Auswahl, Anordnung und Gruppirung ist Sache künstlerischer Thätigkeit. Was man gewöhnlich aus der unendlichen Fülle des von der Natur gebotenen ins Bewußtsein aufnimmt, ist mehr oder minder zufällig und mit fremdartigen Bestandteilen durchsetzt; aber was der Künstler durch sein Werk uns ins Bewußtsein aufzunehmen zwingt, konzentrirt sich auf Wesentliches und Wertvolles. Nicht was jedermann, was eine besonders organisirte und künstlerisch angelegte Persönlichkeit von der Wirklichkeit wahrnimmt, wird im Kunstwerke geboten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der hier behandelte Begriff der einem Kunstwerke entsprechenden Wirklichkeit nicht etwa mit der Wahrnehmung oder Erfahrung zu verwechseln ist, die wir selbst über das Dargestellte erlangen können. Auch die Kunstwerke, die eine völlig „exakte Reproduktion" der Wirklichkeit zu geben beanspruchen, können Dinge zur Darstellung bringen, die, wenn sie überhaupt für uns wahrnehmbar sind, doch unter veränderten subjektiven Voraussetzungen und in andrem Zusammenhange wahrgenommen

Digitized by Google

werden. Insofern muß die von mir aufgestellte Frage nach dem Verhältnis von dem Eindruck des Kunstwerks und der ihm entsprechenden Wirkungen im allgemeinen durchaus hypothetisch sein.

Wenn ich ferner bei dieser Frage die Voraussetzung machte, ein Kunstwerk solle genau dieselben Vorstellungen erzeugen, wie die Wirklichkeit, so ist dies, wörtlich genommen, nur in seltenen Fällen denkbar und enthält für gewisse Kunstarten eine sinnlose Forderung. Ein Werk der epischen Dichtkunst, ein Roman giebt unmittelbar nur Worte, und erst die dadurch angeregten Vorstellungen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Anschauungen der geschilderten Wirklichkeit. Die bildenden Künste bieten zwar selbst Anschauungen dar, aber erstens halten sie nur einen einzigen Augenblick fest und sodann beschränken sie sich auf die Wiedergabe der Eindrücke eines einzigen Sinnes: des Auges. Wenn ein Panorama auch noch so naturgetreu ist, es fehlt doch manches, was wir in Wirklichkeit wahrnehmen: Bewegungen, Geräusche, volle Stärke des Sonnenlichts, Gefühl der frischen Luft u. s. f. Nur bei einer realistischen Darstellung realistischer Bühnenwerke und allenfalls bei der bildlichen Nachbildung unbewegter, nur auf das Auge wirkender Dinge könnte man davon reden, daß genau dieselben Vorstellungen wie von der Wirklichkeit erzeugt würden. Im übrigen geben die realistischen Kunstwerke, wenn sie auch nur die Wirklichkeit geben, jedenfalls nicht die ganze Wirklichkeit. Auch hier ergiebt sich, daß die Kunst sich auswählend und abstrahirend verhalten muß.

Im allgemeinen und ohne Rücksicht auf die besonders namhaft gemachten Fälle ist also die Beantwortung der von mir gestellten Frage selbstverständlich. Bietet ein Kunstwerk nicht genau dieselbe Summe gleicher Sinneseindrücke, so wird auch der gefühlsmäßige Eindruck anders sein als in Wirklichkeit. Hierauf beruht auch die verschiedne Wirkungsart der einzelnen Kunstgattungen. Jede von ihnen kann aus der unendlich reichen Fülle des Wirklichen nur das, was ihr gleichartig ist, wiedergeben, genau dasselbe zu gestalten bleibt einer andern Kunstart versagt. Eine rein „malerische" Idee, d. h. das, was von einem guten Gemälde ausgedrückt wird, kann nur durch ein Gemälde, also nicht etwa durch ein Gedicht oder eine andre Kunstgattung in gleich vollendeter Weise zum Ausdruck kommen. Und einunddersselbe Vorgang wird, wenn er verschiedenartigen Kunstwerken zum Vorwurf dient, auch eine verschiedne Wirkung auf uns ausüben und verschiedenartige Gefühle in uns erregen. Die Schilderung eines toten menschlichen Körpers in einem Roman wirkt anders als ein Werk der Plastik oder ein Gemälde, alle drei Eindrücke werden sich aber wiederum ganz wesentlich von den Gefühlen unterscheiden, die der Anblick einer wirklichen Leiche in uns hervorruft, auch dann, wenn der Künstler gänzlich darauf verzichtet, besondre, etwa am Material haftende sinnlich ästhetische Wirkungen zu verwerten. Hieraus unter allen Umständen eine Minderwertigkeit des Kunstwerkes im Vergleiche zur Natur abzuleiten, als ein Dogma zu be-

Digitized by Google

haupten, die Kunst könne niemals an die Natur hinanreichen, ist meines Erachtens ganz unberechtigt. Mir wurde unlängst von einigen theoretisirenden Fanatikern des Naturalismus alles Ernstes versichert, auch das Fehlen des Leichengeruches bei einem Gemälde sei ein dem betreffenden Kunstwerke freilich notgedrungen anhängender Nachteil, weil das Ersparen einiger Unlustgefühle nur die moralische Gesamtwirkung beeinträchtige. Ich will hier die Frage ganz unerörtert lassen, wie weit die Kunst aus ästhetischen Gründen „berechtigt" sei, unlustvolle, ja Abscheu erregende Vorstellungen zu erzeugen oder sie auf Kosten der Wahrheit zu unterdrücken. Rein vom psychologischen Standpunkt und auch abgesehen von dem, was ich über die Beschränkung des Kunstwerkes auf das Wesentliche und Wertvolle gesagt habe, ist leicht einzusehen, warum ein Unterdrücken gewisser Teile der Wirklichkeit den Gesamteindruck durchaus nicht abzuschwächen braucht. Denn die Elemente, aus denen sich die seelische Wirkung eines Naturschönen zusammensetzt, können sich gegenseitig hemmen, statt sich zu fördern, und so kann es geschehen, daß bei einem entsprechenden Kunstwerke, das nur einen Teil davon verwertet, eine Erhöhung der Wirkungskraft erzielt, ja überhaupt erst ein ästhetischer Genuß ermöglicht wird. Wer zum erstenmale ein Eisenwalzwerk besucht, wird durch die rastlose Bewegung der Arbeitenden, das entsetzliche Getöse der Maschinen, den starken Öl- und Kohlendunst so betäubt, daß er unter Umständen überhaupt nichts, keinesfalls alles das sieht, was er auf dem bekannten, in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Gemälde Menzels erblickt. Und dieses Bild ist doch gewiß ein treffliches Werk realistischer Malerei, obschon es weder unsre Ohren noch unsre Nasen in Anspruch nimmt. Gerade dadurch, daß es weniger bietet als die Wirklichkeit, bietet es auch mehr. Und dies läßt sich im allgemeinen von den meisten Kunstwerken sagen.

Hiermit ist nun freilich meine Frage selbst noch nicht erledigt, sondern nur bewiesen, daß sie, wörtlich genommen, auf unsre realistischen Kunstwerke im allgemeinen keine Anwendung finden kann. Denn es liegt im Wesen dieser Künste, wie sie nun einmal sind, daß sie nicht dieselbe Zahl gleicher Sinneseindrücke darbieten können, wie die Wirklichkeit. Nun läßt sich aber denken, daß Kunstwerke der Zukunft diese Bedingungen erfüllten, ja ich habe schon zugestanden, daß in einzelnen Fällen — bei der Aufführung dramatischer Szenen und bei gewissen Werken der bildenden Kunst — diese Bedingungen thatsächlich schon heute erfüllt seien. Jedenfalls dürfen wir rein theoretisch zur klaren Erledigung des Sachverhaltes diese Voraussetzungen aufstellen und demgemäß unsre Frage dahin zuspitzen: Werden ein Kunstwerk und das entsprechende Naturschöne, wenn sie genau dieselbe Summe gleicher Vorstellungen darbieten, auch genau dieselben Gefühle in uns hervorrufen?

Nehmen wir an, wir näherten uns unter besonders günstigen zufälligen Umständen einem Kunstwerke so, daß wir es für etwas Natürliches hielten,

Digitized by Google

daß also vollständig der Eindruck der Wirklichkeit entstünde. Unter solchen Voraussetzungen würden beide Eindrücke sich völlig decken: das Kunstschöne würde als Naturschönes wirken. Dieser Fall dürfte nun freilich kaum jemals eintreten. Wir wissen stets, ob wir einem Kunstwerke oder ob wir der Natur gegenüberstehen, und so entsteht nun die Frage, ob allein das Bewußtsein, es mit einem Schein, nicht mit einem Sein zu thun zu haben, verändernd auf die erzeugten Gefühle einwirkt.

Da muß denn zuvörderst beachtet werden, daß beim Betrachten eines Kunstwerkes zu den unmittelbar angeregten Gefühlen noch andre Lustgefühle hinzutreten, die beim Betrachten des Naturschönen notwendig fehlen, vor allen: die Freude an der Nachahmung selbst und die Bewunderung der Kunstfertigkeit des Meisters.

Die Freude an der Nachbildung, am Wiedererkennen hat bei der Entstehung der Kunst sicher einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Antrieb abgegeben, und auch heute noch spielt sie — mehr oder minder unbewußt — eine wichtige Rolle beim ästhetischen Genuß. Sie geht Hand in Hand mit dem zweiten der angeführten Gefühle: der Bewunderung der Kunstfertigkeit des Meisters. Es giebt kritisch angelegte Personen, deren völlige Aufmerksamkeit beim Betrachten von Kunstwerken durch technische Einzelheiten in Anspruch genommen wird, bei denen die Wertschätzung des Kunstwerkes mit der Anerkennung des „Könnens" zusammenfällt. Aber auch bei denen, die nicht am „Wie," sondern nur am „Was" ihre Freude zu haben meinen, wird, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft geben, ein Teil der ästhetischen Lust in die Bewunderung der Thätigkeit des Meisters zu setzen sein. Es tritt dies recht zu Tage, wenn man einmal ein Wirkliches für ein Künstliches gehalten hat. Wer bewundernd vor einem Panorama gestanden hat, in der Voraussetzung, jener plastisch heraussspringende Hügel dort sei gemalt, der wird sich einer gewissen Enttäuschung kaum erwehren können, wenn er hinterher erfährt, der Hügel sei einfach aufgeschüttet: ein gemalter Hügel erscheint hier eo ipso künstlerisch wertvoller als ein aus wirklicher Erde hergestellter. Und derselbe Kenner, der dem naturgetreuen Faltenwurf einer Marmorstatue Beachtung schenkt, geht verächtlich an dem noch „natürlichern" Faltenwurf einer Wachsfigur vorüber. Und doch wird die Drapirung eines schönen Stoffes, die uns an einer lebenden Person entzückt, nicht dadurch häßlicher, daß sie an einer Figur des Panoptikums hängt und von der Hand eines Tapezierers geordnet wurde.

Wir berühren hier einen neuen nicht unwichtigen Punkt. Außer den eben erwähnten, wesentlich lustvollen Gefühlen treten beim Betrachten von Kunstwerken, die getreu der Natur folgen, auch unlustvolle Gefühle gleichsam als Begleiterscheinungen auf, die den ästhetischen Genuß hemmen oder ihn gänzlich vernichten. Man denke an die Wirkung der farbigen Plastik. Während eine Steigerung der Naturwahrheit in gewisser Hinsicht — etwa hinsichtlich des

Digitized by Google

geistigen Ausdruckes oder des Körperbaues — den künstlerischen Wert erhöht, ruft eine weitere Annäherung an die Wirklichkeit in Hinsicht auf die Farbe bei den meisten die entgegengesetzte Wirkung hervor. Es kann nicht bestritten werden, daß farbige Bildwerke unwillkürlich ein gewisses Grauen erregen, daß sie unheimlich und gespensterhaft wirken. In erhöhtem Grade finden sich diese Gefühle beim Betrachten bekleideter Wachsfiguren; sie steigern sich zum Ekel, wenn sich diese Figuren durch mechanische Vorrichtungen bewegen, atmen oder die Augen rollen. Es erscheint beinahe als Blasphemie, dergleichen Machwerke als Kunstwerke zu bezeichnen. Eine schlafende menschliche Gestalt von schönen Formen und anmutiger Haltung bietet einen vollen ästhetischen Eindruck. Ganz ähnliche Wirkung erzeugt eine Nachbildung in Marmor — je mehr sich die Nachbildung in Bezug auf die Formen der Wirklichkeit nähert, um so besser für das Kunstwerk. Tritt noch Farbe hinzu, sofort tauchen unlustvolle Gefühle auf, und wird gar noch die Bewegung nachgebildet, so ist von ästhetischem Eindruck nicht mehr die Rede. Den Grund hierfür lediglich in mangelnder technischer Fähigkeit zu suchen, ist meines Erachtens nicht zureichend. Ich glaube bestimmt, daß sich diese unlustvollen Gefühle auch dann einstellen würden, wenn die Voraussetzung erfüllt wäre, daß die Nachbildung schlechterdings die gleichen Sinneseindrücke lieferte, wie die Wirklichkeit. Das Wissen einerseits, daß wir es mit einem toten Dinge zu thun haben, und die stetige Widerlegung anderseits, die jenes Wissen durch die anschauliche Vorstellung erfährt, dieses ununterbrochene, wenn auch nicht völlig bewußte Hin- und Herschwanken der Seele: ja, es lebt — nein, es lebt nicht —, dies allein schon versetzt uns in peinliche Erregung. Fraglich bleibt dabei allerdings, inwieweit diese unlustvollen Gefühle eine notwendige und bleibende Erscheinung oder inwieweit sie vorübergehender Natur sind und von unsrer mangelnden Gewöhnung abhängen. Ein Mensch, der nie plastische Bildwerke gesehen hat, würde wohl auch den Eindruck des Unheimlichen empfangen, wenn er zum erstenmale unsre schweigenden, weißen und lichtvollen, regungslosen Marmorgestalten erblickte. Und nehmen wir an, daß ein Volk nur die Zeichnung gepflegt habe, darin aber zur vollen Meisterschaft gelangt sei, so würde es sich vielleicht in derselben Weise gegen ausgeführte Ölgemälde verhalten, wie wir dies zur Zeit gegen die Werke polychromer Plastik thun. Jedenfalls kann nur die Zukunft darüber entscheiden, ob die Gefühle, die sich heute bei einer gar zu täuschenden Nachahmung der Natur einzustellen pflegen, eine dauernde oder eine durch Gewohnheit sich verlierende psychologische Erscheinung sind. Für die gegenwärtige Untersuchung ist dies übrigens gleichgiltig. Es genügt, die Thatsache festzustellen, daß solche Gefühle vorhanden sind.

Alles Bisherige zusammenfassend dürfen wir sagen: beim Genuß eines Kunstwerkes, das die Natur völlig getreu wiedergiebt, tritt eine Reihe von Gefühlen auf, die sich bei der Wirklichkeit nicht vorfinden können. Offen bleibt

Digitized by Google

nur noch die Frage, ob, abgesehen von diesem Mehr, im übrigen die Gefühle dieselben seien? Auch diese letzte Frage stehe ich nicht an mit einem unbedingten Nein zu beantworten.

Zwar ist nicht abzusehen, warum die rein sinnlich ästhetischen Empfindungen, wie sie etwa an harmonischen Farbenzusammenstellungen haften, in Kunst und Natur verschieden sein sollten. Vergleicht man aber die moralischen und die intellektuellen Gefühle, wie sie beim Betrachten des Kunstwerkes auftreten, mit denen, die wir in Wirklichkeit empfinden, so springt der Unterschied sofort in die Augen: die letztern sind bei weitem stärker. Dabei betone ich ausdrücklich, daß wir uns auch in der Wirklichkeit nur als Zuschauer und nicht als Beteiligte oder durch persönliche Neigung und Abneigung beeinflußt voraussetzen. Welch ein Unterschied, ob wir einem wirklichen Morde beiwohnen oder ob wir auf der Bühne die Desdemona ermorden sehen! ob wir ein wirkliches Schiff scheitern sehen oder ein Bild dieses Vorganges betrachten! Auch wenn wir genau dieselben Vorstellungen voraussetzen, wie sie uns ein natürlicher Gegenstand oder Vorgang bietet, daß bloße Bewußtsein, es nur mit Scheindingen und Scheinereignissen zu thun zu haben, wirkt abschwächend, also ändernd auf alle erregten Gefühle ein.

Eduard von Hartmann vertritt in seiner „Philosophie des Schönen" die Meinung, daß die durch die Kunst erzeugten Gefühle auch „qualitativ" gänzlich von den durch die Wirklichkeit erzeugten verschieden seien. Er sondert von den „realen" Gefühlen die lediglich bei dem ästhetischen Verhalten auftretenden diesen realen Gefühlen entsprechenden „Scheingefühle." Es ist hier nicht der Ort, über diese Auffassungsweise zu rechten. Ich glaube, es ist richtiger, statt von einem qualitativen Unterschiede von einem Unterschiede des Grades zu reden, zumal da dieser Unterschied jeweilig verschieden, hier sehr beträchtlich sein, dort ganz verschwinden kann.

Es wäre ein Irrtum, wollte man aus der Tatsache der geringern Stärke der durch das Kunstschöne vermittelten Gefühle einen Nachteil für dieses im Vergleich zum Naturschönen ableiten. Ich erinnere hier an das, was ich oben über stark unlustvolle Sinnesempfindungen (Leichengeruch, Getöse in einem Eisenwerk) gesagt habe. Es giebt Gefühle, die so mächtig sind, daß sie unser ganzes Bewußtsein ausfüllen und alle andern Gemütserregungen unterdrücken. Treten nun diese Gefühle beim Kunstwerk in abgeschwächter Form auf, so können dafür andre Gefühle, die in Wirklichkeit unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben würden, auftauchen, der Ablauf einer Reihe verschiedner Gefühle wird überhaupt erst ermöglicht und damit die Bedingung für eine ästhetische Wirkung geschaffen. Wer von einem Schlachtengemälde einen ästhetischen Eindruck empfangen will, muß fähig sein, einen Anklang an jene Aufregung durchzuempfinden, die eine Schlacht mit sich bringt. Aber in Wirklichkeit ist jene Aufregung so gewaltig, daß ein ruhiges Beobachten und ästhetisches Genießen

Digitized by Google

kaum zuſtande kommen dürfte. Dabei iſt es völlig gleichgiltig, daß unſre Kunſtwerke ja thatſächlich gar keine vollſtändige Nachbildung der Wirklichkeit ſind. Denn auch wenn dies der Fall wäre, würde das nicht zu beſeitigende Bewußtſein, es nur mit einem Scheine ſtatt mit einem Sein zu thun zu haben, in der geſchilderten Weiſe ändernd auf alle Gefühle einwirken.

Hiermit iſt aber die von mir aufgeworfene Frage erledigt: das Kunſtwerk kann auf keinen Fall genau denſelben Eindruck, genau dieſelbe Geſamtwirkung hervorrufen, wie die Wirklichkeit, und umgekehrt. Man mag der angeſtrebten „exakten“ Nachbildung der Natur einen Wert und Zweck beilegen, welchen man will, ſie kann allenfalls dieſelben Vorſtellungsmaſſen, aber unter keinen Umſtänden dieſelben Gefühlsreihen erzeugen. Erkennt man aber die erregten Gefühle als das Weſentlichſte bei der äſthetiſchen Wirkung an, ſo wird man ſagen können: das Kunſtſchöne und das Naturſchöne beruhen auf völlig verſchiednen Geſetzen.

Ein Vogelsberger Schulmeiſter vor fünfzig Jahren

2

Die nächſte Poſtſtelle, von der aus Briefe und Zeitungen wöchentlich einmal in die ſtillen Dörfer unſers abgelegenen Erdenwinkels gebracht wurden, lag vier Stunden entfernt. Da klopfte eines Abends ein Mann aus dem Orte an die Thüre und ſagte atemlos: Herr Lehrer, es liegt ein Brief für Sie auf der Poſt; er iſt von Darmſtadt, hat ein Regierungsſiegel und koſtet Geld. Gewiß iſt es ein Dekret. Geben Sie Acht, Sie kommen fort! Ach, wie thut mir das leid! — hier floſſen ihm die Thränen die Wangen herunter — wir hatten Sie ſo gern! Was werden wir denn jetzt für einen kriegen?

War das nur eine Aufregung! Die Schule ausſetzen und den Brief perſönlich holen durfte und wollte der Schulmeiſter nicht; er mußte warten, bis der Briefbote kam. Endlich war er da. Der Brief wurde bezahlt, das Siegel aufgeriſſen, der Inhalt geleſen. Da ſtand es ſchwarz auf weiß, daß der Vikar von Z. binnen vier Wochen die Lehrer- und Organiſtenſtelle in Freiſchdone, zwei Stunden entfernt, anzutreten habe. Zugleich wurde ihm eröffnet, daß er Ausſicht habe, ſobald die Penſion des zur Ruhe geſetzten Vorgängers geregelt ſei, die Stelle endgiltig zu erhalten.

Das war eine Freudenbotſchaft. Freiſchdone war Pfarrdorf. Es war früher der Sitz eines freiherrlichen Juſtiz- und Verwaltungsamtes geweſen; ſeine Schulſtelle war für jene Zeit „ſehr gut.“ Sie trug nach der Beſoldungsnote 450 Gulden ein, eine ganz reſpektable Summe.

Unſer Schulmeiſter machte ſich alſo zunächſt nach der Kreisſtadt auf, um ſich zu bedanken und das Nähere zu hören. Der Dekan, ein geſcheiter, im Schulweſen wohl bewanderter Mann, teilte ihm mit, daß man ihn nach Freiſchdone ſchicke,

Digitized by Google

um die dort ganz verwahrloste Schule in Ordnung zu bringen; sein Vorgänger, ein Mann ohne Bildung und ohne Sitten, sei endlich zwangsweise pensionirt worden; es werde also dort Kämpfe geben, besonders mit dem im Orte weiter lebenden Pensionär, aber er solle nur seine Schuldigkeit thun, er werde an seinem Pfarrer die beste Stütze haben.

Ich möchte hier einmal der Legende entgegentreten, als ob in jenen Zeiten durch die Schuld der Kirche und der Geistlichkeit die Lage des Lehrerstandes so dürftig gewesen, als ob die Schule von der Kirche mit Absicht und Gewalt niedergehalten worden sei. Gerade das Gegenteil ist erweislich der Fall; gerade die Kirche hat die Schule mit allen Mitteln gehoben. Es gab ja anfangs nur Kirchspielsschulen. Wo hätten denn damals bei der ganz ungeheuern Armut Gemeinde und Staat die Mittel zur Beschaffung von Schulhäusern, Lehrerwohnungen und Gehalten nach modernem Muster hernehmen sollen? Es war damals schon etwas Großes, als der Staat den niedrigsten Gehalt auf 300 Mark festsetzte. Nun erst wurde es möglich, diese Männer aus einem Elend zu reißen, von dem heute niemand mehr eine Vorstellung hat und das ein damals oft gesungnes Lied „Vom armen Dorfschulmeisterlein" im einzelnen ausmalt.

Noch einer andern Legende möchte ich entgegentreten, nämlich der, als ob damals der Lehrer durch den Pfarrer in „Knechtschaft" gehalten worden wäre. Im Gegenteil, die Pfarrer haben damals und auch später noch an den Lehrern ihre Helfer, ihre Freunde gesucht und gefunden. Das Verhältnis war meist ein herzliches. Ausnahmen, die es überall giebt, bestätigen nur die Regel.

Endlich noch eine Legende. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß der Pfarrer als solcher unfähig sei, die Schulaufsicht zu führen und Schule zu halten. Aber gerade die Herren der modernen Schule sind Theologen gewesen, und ihre pädagogische Vorbildung war damals, wo der Pfarrer, ehe er ins Amt trat, erst jahrelang als Haus- oder Institutslehrer sein Brot suchen mußte, meist sehr gut. Gerade aus dem Vogelsberge waren mehrere Theologen bei Pestalozzi in Yverdon Hilfslehrer gewesen. Es ist ein Unsinn, die beiden Stände, die auf einander angewiesen sind und denselben Feind, die Unbildung, Roheit und Gottlosigkeit, zu bekämpfen haben, so gegen einander zu hetzen, wie es eine Zeitlang Mode war. Mißgriffe wurden ja allerdings manchmal begangen, indem man den rechten Mann nicht an die rechte Stelle setzte.

Unser Schulmeister kannte seinen Vorgänger von den Konferenzen her. Er stand auch in freundlichem Verkehr mit ihm; er hatte seiner Zeit dessen Sohn Wilhelm, einen jungen Taugenichts, unter seinen Präparanden gehabt. Er dachte also: der Mann wird sich mit Würde in das Unvermeidliche fügen, und ich werde mit ihm gut auskommen.

Aber es kam anders. Als er in die Wohnstube trat, wo die Lehrersfrau mit ihren drei überreifen Töchtern am Spinnrocken saß, und sich als Dienstnachfolger vorstellte, folgte eine Szene voll Grauen. Mutter und Töchter brachen in Wehgeschrei aus; der Mann wurde aus dem gegenüberliegenden Schulzimmer gerufen, Verwünschungen gemeinster Art erschollen gegen die Regierung, gegen den Pfarrer und gegen den neuen Schulmeister. Der rote Kujon da unten hats nun fertig gebracht, hieß es, und zehn Fäuste ballten sich in der Richtung nach dem Pfarrhause. Und Ihr, Ihr junger Lump, hieß es jetzt fünfstimmig zu dem unwillkommenen Besuche, Ihr glaubt, daß wir gutwillig aus dem Hause gehen werden? Und wenn Ihr uns mit Ketten ziehen und mit Hunden hetzen wolltet, wir gehen nicht!

Digitized by Google

Der neue Lehrer machte, daß er aus dieser unholden Umgebung fortkam, und ging hinunter ins Pfarrhaus, wo er sich vorstellte und einen wohlwollenden Empfang fand.

Der Pfarrer, einer seit den Reformationszeiten im Kirchen- und Staatsdienste rühmlich bekannten Familie angehörig und zum Unterschiede von seinen schwarzen Onkeln und Vettern der rote V... genannt, empfing seinen neuen Mitarbeiter mit offenen Armen. Wie bin ich froh, sagte er, daß Sie kommen, da Sie mir so gut empfohlen sind, und daß ich endlich einmal auf das Ende der betrübendsten Mißstände hoffen kann! Ihr Vorgänger ist durchaus unwissend. Er war auf keinem Seminar; er hat auch später nichts gelernt; seine Sitten und das Leben der Familie üben keinen guten Einfluß; er mußte fort, und endlich ist es mir gelungen. Als der Pfarrer von dem Empfange im Schulhause hörte, lächelte er und sagte: Nehmen Sie das den Leuten nicht übel. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen Schule und Haus geräumt wird. Dann rief er seine Frau herbei, ein wahres Prachtexemplar einer Pfarrfrau alten Stils. Auch sie begrüßte den neuen Nachbar mit Freuden, rief ihre Kinder, die wie die Orgelpfeifen dastanden, immer eins eine Spanne länger als das andre, stellte ihnen ihren neuen Lehrer vor und ermahnte sie zu Ehrfurcht und Gehorsam. Der Lehrer mußte über Mittag im Pfarrhaus bleiben, und als er am Nachmittag Abschied nahm und seiner bisherigen Heimat zuschritt, da hatte er die Ueberzeugung, daß er wohl schwere Arbeit finden, daß aber seine Arbeit auch anerkannt werden würde.

Unterdessen fiel der Schnee, wie er nur in Gebirgsgegenden fallen kann. Alle Hohlen und Wege waren verschneit; es war unmöglich, mit dem kleinen Kinde in dieser harten Winterszeit zu ziehen. Der Schulmeister gab sich also in Freischdone in Kost, fing muntig seine Schule an und ließ, nachdem der strengste Teil des Winters vorüber war, seine Familie nachkommen. Auch sein Vorgänger fand sich endlich in sein Schicksal, nachdem ihm von der Stelle 150 Gulden und von der Gemeinde weitere 100 Gulden als Pension bewilligt worden waren; er kaufte sich ein passendes Haus und zog ab, nicht ohne vorher die Spalierzwetschen und Weinstöcke, die das Haus an zwei Seiten umgaben und schon ganz süßes Obst gaben, sowie die zahlreichen Beerensträucher des Gartens abzuschneiden. Er war aber doch fort, als Frau und Kind des jungen Lehrers kamen, und nun konnte man sich häuslich einrichten.

Die Wohnung war zwar schon hundert Jahre alt, aber gegen die bisherige war sie das reine Schloß. Der Schule gegenüber lagen Wohnstube und Schlafkammer, die die Familie zur Tages- und Nachtzeit aufnahmen; eine Stiege hoch waren noch zwei Zimmer und drei Kammern, alles niedrig und verwahrlost, aber doch geräumig. Zwar mußte die Frau, wenn sie in die Wirtschaftsgebäude wollte, über einen zugigen Hof laufen; aber auch das war viel besser als früher, wo gar kein Heuspeicher bei der Wohnung war und Heu und Stroh in kleinen Gebinden aus dem entfernten, von der Gemeinde gemieteten Heuspeicher geholt werden mußten.

Der Garten war gut. Der Vorgänger, ein ebenso tüchtiger Gärtner als schlechter Schulmeister, hatte sehr viel Obst gepflanzt, das im besten Wachstum stand, und das er nicht umhauen durfte. Pfarr- und Schulgarten waren durch eine niedrige Hecke getrennt, an der sich die Glieder beider Familien, denn auch die Frauen vertrugen sich gut, täglich zu einem traulichen Ständchen zusammenfanden.

Als der Schulmeister das Dekret seiner Anstellung bekam, sah er zwar zu seinem Schrecken, daß er jährlich 150 Gulden an den Pensionär abzugeben habe,

Digitized by Google

aber es blieben ihm immer noch 300 Gulden, das war mehr als er bisher gehabt hatte, und so trat er mutig und fröhlich in sein arbeitsvolles Amt.

Die Besoldung war zum Teil Geldbesoldung, indem für jedes Kind jährlich 50 Kreuzer Schulgeld erhoben wurde; davon bekam er aber vorläufig nichts, es reichte kaum zur Abfindung des Pensionärs. Dann war ein Schulgut da, das die Gemeinde in den letzten Jahren hatte stellen müssen. Der Gemeinderat hatte sich das leicht genug gemacht; er hatte einige Wüstungen mit einer Furche umrissen und diesen steinigen und moorigen Boden dem Lehrer als Schulgut überwiesen; es war aber gewiß nicht gut. Seine Haupteinnahme hatte der Lehrer als Organist und Kirchendiener. Seine Accidenzien waren besonders bei Beerdigungen viel höher als die des Pfarrers. Außerdem bekam er von jedem Hause in dem großen Kirchspiele eine Fruchtabgabe. Im Spätherbst, wenn der Bauer zu dreschen anfing, zogen Pfarrer und Organist von Dorf zu Dorf und erhoben das ihnen zustehende Depntat. Die Hausbesitzer kamen mit ihren Fruchtsäcken und maßen jedem der beiden Würdenträger ihr Maß zu. Der Hause des Organisten war freilich viel kleiner als der des Pfarrers; dafür hatte er aber den Vorteil, daß ihm der Ausfall aus den Gemeindekassen ersetzt werden mußte, während der Pfarrer einen großen Teil seiner Forderungen in den Schornstein schreiben mußte. Die Armut der Leute war zu groß; es schickte sich für einen Prediger der Liebe nicht, den armen Leuten ihre letzte Habe wegpfänden zu lassen, und eine zum Ersatz verpflichtete Kasse war nicht da.

Kamen teure Jahre, und es gab damals mehrere „Hungerjahre," wo die Feldfrüchte unter der glühenden Sonne fast verdorrten, so stieg der Wert der Besoldung auf das Doppelte. Freilich mußte auch viel weggeschenkt werden, denn wer hätte die vielen halbverhungerten und halberfrorenen Jammergestalten, die stundenweit herkamen, erbarmungslos abweisen können! Das hätte der Lehrer nicht gethan, und noch weniger die Lehrerin, die von ihrem Heimatsgute gewöhnt war, gegen die Armen und Bedürftigen nicht karg zu sein. Immerhin wurde im Sommer, besonders wenn bei der ausgezeichneten Gesundheit der Gebirgsbewohner lange niemand starb, das Geld manchmal knapp, und so war es doch ein sonniger Tag, als der Pensionär in seinem Schmollwinkel den Geist aufgab, und unserm Lehrer die ganze Besoldung mit einigen Abstrichen gegeben wurde. Er wurde dafür bei seinen Amtsbrüdern der Gegenstand des Neides weit und breit, was er ihnen durch eine reichlich gebotene Gastfreundschaft vergalt. Sein Haus wurde der Mittelpunkt der Lehrerschaft des westlichen Vogelsbergs, und wahrlich, es ging kein schlechter Geist von diesem Hause aus.

Die Arbeit, die ihm auf dieser seiner „guten" Stelle wurde, war aber auch nicht leicht. In zwei Abteilungen hatte er 160 Kinder zu unterrichten. In der Sommerzeit waren entweder Ferien, oder es wurde nur wenige Stunden Schule gehalten; was die Schule leisten sollte, mußte im Winter gethan werden. Da steckte er denn vom Tagesgrauen an bis zum Nachtläuten in seiner engen, niedrigen Schulstube unter den vielen Kindern und lehrte unverdrossen, was nur in die dicken Schädel hinein wollte. Er hatte eigentlich, wie auf seiner frühern Stelle, wieder zwei Schulen, nur daß er nicht mehr die schlimmen Wege zu laufen hatte.

Als Kirchendiener hatte er mancherlei Aufgaben, und nicht ganz leichte. Daß er dem Pfarrer das Taufwasser in die Kirche oder ins Pfarrhaus zu liefern hatte (Haustaufen gab es damals nicht), daß er bei allen Beerdigungen im Kirchspiel seine Lungen anzustrengen und weite Märsche zu machen hatte, daß er bei Hochzeiten die Orgel zu spielen und überhaupt den Gottesdienst durch Gesang und

Digitized by Google

Orgelspiel zu verschönern hatte, daß sein Wohnzimmer zugleich das Wartezimmer für die Kollegen und die vermögenden Bauern aus den Filialen war, ehe sie zur Kirche gingen, ebenso für die Tauf- und Hochzeitsgesellschaften, die es liebten, unter den Klängen des Tauf- oder Hochzeitsliedes im feierlichen „Zuge" in die Kirche einzutreten, daß er, wie der Pfarrer, sein Kirchenbuch über alle kirchlichen Akte zu führen hatte, das alles that er gern, es hob ihn als „Orgelist," wie ihn das Kirchspiel respektvoll nannte, über seine Kollegen und brachte ihm auch erkleckliche Accidenzien. Dagegen war es eine entwürdigende, lästige und sehr zeitraubende Beigabe seines Amtes, daß er auch den Glöckner und Kirchendiener machen mußte. Das Läuten zur Schule, zur Kirche und zu den Beerdigungen besorgten wohl die Schulkinder; dabei war aber auch bei Tagesanbruch, des Mittags um elf Uhr und im Winter des Abends um acht Uhr zu läuten; auch mußte Samstags nachmittags mit allen drei Glocken geläutet werden. Da waren die Schüler fort, und ehe sein Söhnchen zum Sohn geworden war und seinen Strang selber ziehen konnte, mußte er oft von seinem Berge aus rufen und winken, bis er einen willigen Mann fand, der sich neben ihn und seine Frau an die dritte Glocke stellte, um das Vorläuten für den Sonntag zu stande zu bringen. Daneben war noch die alte Turmuhr mit ihren drei schweren Steingewichten täglich aufzuziehen und zu richten.

Die Kirche stand damals noch ganz im Volke. Die Bibel war noch das Buch der Bücher, ihr Inhalt der ganzen Gemeinde wohl bekannt. Es fehlte nicht an Leuten, die sie alljährlich durchlasen und ihre wichtigsten Stellen im Gedächtnis hatten. „In den Büchern lesen" und „über den Büchern sitzen" hieß über der Bibel, den Gebetbüchern und andern religiösen Büchern sitzen. Tisch- und Abendgebet gehörten noch zur allgemeinen Sitte, und auch unser Schulmeister legte sich nicht zur Ruhe, ohne seine Andacht aus Starcks Gebetbuch verrichtet zu haben. Mit Stolz lasen die Freischdoner an den Tafeln, die am Ein- und Ausgang des Dorfes standen, daß sie ein Pfarrdorf waren. Mit Stolz blickten sie auf die am Kirchberge liegende große Kirche, einen viereckigen Steinkasten mit ebensolchem Glockenturm, der sich durch drei häßliche Haubenaufsätze mühsam bis zum Turmknopf und zum Gickelhahn hinaufarbeitete. Mit Stolz sahen sie auf das Pfarrhaus und die Pfarrfamilie, deren Wohnung ihr Dorf zu einer Art Hauptstadt machte. Mit Stolz lehrten sie ihre Kinder von früher Jugend an ihren Lehrer „Herr Orgelist" anreden, „denn er ist mehr wie die andern." Mit Geringschätzung sahen sie auf die Filialisten, die zu ihnen in die Kirche und auf ihren Kirchhof kommen mußten. Mancher Spottvers gab von diesem Selbstgefühl Kunde, z. B.:

Freischdone ist die reiche Stadt,
Holzmill trägt den Bettelsack,
Fleschemich ist der Rübenkübel,
Rothmill ist der Deckel drüber,
Sahls ist das Röschen rot,
Reichels ist der bittre Tod.

So pflegten auch die Freischdoner Konfirmanden ihre Filialisten mit dem dünnen Ton ihres Schulglöckleins aufzuziehen, das freilich gegen das dreistimmmige Geläute der Kirche sehr zurückstand: es ist ja nur „ä Kaffeemirschelche" (ein Kaffeemörser; die Kaffeemühlen wurden damals erst bekannt). Und doch hingen die Filialisten fast mit noch größerer Liebe und Begeisterung an ihrer Kirche und ihrem Pfarrer, als die Freischdoner. Des Sonntags Morgens, auch bei Wind, Regen und Schnee sah man sie von allen Bergen herunterziehen ins Thal, wo ihnen die

Digitized by Google

massive Kirche von ihrer kleinen Höhe herab als ihre geistige Heimat winkte. Sonntag für Sonntag war die Kirche voller Zuhörer, und an Feiertagen saßen sie auf den Treppen und standen in den Gängen. Alles war voll Andacht.

Der Pfarrer war ein alter Rationalist, und man ist gewöhnt, über den „alten, flachen, kalten, schalen" Rationalismus den Stab zu brechen; man beurteilt ihn gern nach einigen häßlichen Auswüchsen. Aber man ist mit den würdigen Männern einer vergangenen Zeit ungerecht umgegangen. Wahr ist es, daß ihnen unter der ätzenden Kritik ihrer Professoren manches Kleinod des Glaubens abhanden gekommen war. Aber was ihnen geblieben war, das hielten sie umso fester, das umfaßten sie mit umso größerer Wärme und erwärmten auch ihre Gemeinden dafür. Niemand wird die Gesangbuchsverhunzungen und die natürlichen Wundererklärungen jener Zeit loben, besonders wenn er sie gelesen hat. Niemand wird das lockere und unwürdige Treiben eines Karl Friedrich Bahrdt verteidigen. Aber deshalb sollte man doch über Tausende von braven und treuen Männern nicht voreilig den Stab brechen, die in ihrem Leben heilig und ernst für eine ihnen heilige und ernste Sache gekämpft haben. Der Pfarrer B. in Freischdone war ein gewaltiger Prediger. Stundenweit kamen die Leute in seine Kirche, auch die Katholiken aus dem benachbarten Fulderland. Er hielt scharfe Predigten gegen die alten Sünden der Gebirgsvölker, gegen das Saufen und die Unzucht. Er brachte durch seine eindringlichen Mahnungen manchen, der einen Meineid schwören wollte, davon zurück. Sein Andenken steht noch heute bei den Kindern derer, die einst an seinen Lippen hingen, in Ehren.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Kohlenring. Die „Schlesische Zeitung" hat wiederholt auf die Thatsache hingewiesen, daß fast die gesamte Kohlenförderung des oberschlesischen Reviers — die fiskalischen Gruben nicht ausgeschlossen — in die Hände weniger Großhändler gelangt, die als Konsortium den Markt beherrschen und in rücksichtsloser Ausbeutung dieser Lage die Kohlenpreise willkürlich in die Höhe treiben, ohne daß den Grubenbesitzern und Bergleuten aus der Preiserhöhung ein Vorteil erwüchse. Die Kohlenpreise sind von diesen Herren seit anderthalb Jahren um sechzig bis hundert Prozent erhöht worden, während die Aufbesserung der Arbeitslöhne höchstens zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent beträgt. Dem gemeinschädlichen Treiben des Kohlenringes ein Ende zu machen, seien nur die fiskalischen Werke imstande. Diese sollten erstens die Preise ihrer eignen Kohlen sofort herabsetzen, zweitens in Zukunft nicht mehr den überwiegenden Teil ihrer Förderung Großhändlern überlassen, ohne diesen die Verkaufspreise vorzuschreiben. Am besten würde es sein, wenn der Kohlenverschleiß auf dem Wege der Agentur mit öffentlich bekannt gemachten Preisen bewirkt würde, wie das im Saargebiet schon seit Jahren geschehe. In Nr. 651 (18. September) beklagt es die „Schlesische Zeitung" aufs lebhafteste, daß ihre Bemühungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, und daß am 1. September eine

Digitized by Google

neue Preissteigerung eingetreten ist. „Wir protestiren darum heute noch einmal, schreibt sie, laut und eindringlich gegen das Gebahren des Kohlenringes. Wir appelliren aber ebenso an die Verwaltungen der fiskalischen Werke, die wohl in der Lage sind, Wandel zu schaffen. Wir halten uns zu diesem erneuten Appell um so mehr berufen, als die vom wirtschaftlichen wie vom sozialen Standpunkte aus so hochwichtige Kohlenfrage von der freisinnigen Presse so gut wie vollständig tot geschwiegen worden ist. Gewinnt es doch fast den Anschein, als ob diese Blätter Anstand nähmen, die Interessensphäre der Herren Cäsar Wollheim, Emanuel Friedländer, Gebrüder Ullendorf und Katz zu berühren. Wir fragen: wo sind hier die auf der öffentlichen Arena laut schreienden Tribunen, wo die Rufer im Streit um die Wohlfahrt und die Rechte des Volkes?“ Wir sind gespannt, ob die freisinnigen Blätter den Mut haben werden, zu der Sache für die eine oder für die andre Seite, für das frierende Volk oder für das möglicherweise notleidende Großkapital — denn wer litte heutzutage nicht alles Not! — Stellung zu nehmen.

Zur Armenpflege. Die Beteiligung an der Armenpflege wird in Deutschland mit Recht als ein Erziehungsmittel für das ganze Volk betrachtet. Die zur Durchführung des Systems der individuellen Armenpflege erforderlichen Tausende von Pflegern und Helfern sollen es für sich selbst als Wohlthat empfinden, daß sie berufen sind, notleidenden Mitmenschen zu helfen und sie dauernd emporzuheben. Die Kluft, die die verschiednen Klassen von einander trennt, soll durch die Einrichtung der Pfleger und Helfer überbrückt, die materielle, geistige und sittliche Not des Nächsten abgewandt und die Jugend vor Verwahrlosung behütet werden. Auch Frauen und Jungfrauen sollen Hand anlegen, sich besonders der dürftigen Weiber und Kinder annehmen, ihnen bei der Aufrichtung eines gesunden Familienlebens beistehen. Die nichtamtliche Armenpflege erstreckt sich auch auf Verhütung von Arbeitslosigkeit, Bettelei, Trunk, auf Sorge für Kranke, gute Wohnungen, geregelte Mietzinszahlung, Spar- und Wirtschaftseinrichtungen. Damit hängen zusammen allerlei Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene, Gesunde und Kranke, Einheimische und Durchreisende, wie Krippen, Bewahr- und Beschäftigungsanstalten, Horte, Arbeitsstätten und -Vermittlungsstellen, Verpflegungsstationen, Arbeiterkolonien. Auch manche rein gemeinnützige Anstalten, wie Gesellenherbergen, Frauen- und Mädchenheime, Erziehungs-, Antiluxus-, Mäßigkeitsvereine wirken mittelbar gegen Verarmung. Je mehr die Armenpflege ihren Zweck durch persönliche Fürsorge und Überwachung der Lebensführung erreicht und der Armut vorbeugt, um so rascher kann ein edleres Menschentum, ein schöneres Zeitalter herbeigeführt werden.

Eine klar und bündig gefaßte Anleitung zur Armenpflege aus der Feder eines in Theorie und Praxis bewährten Lehrers der Volkswirtschaft liegt uns in dem neuesten Heft von Zimmers Handbibliothek (Bd. 11—14, Abt. 34) vor: Die Armenpflege. Von Professor Dr. V. Böhmert in Dresden (Gotha, F. A. Perthes, 1890). Die nur hundert Seiten umfassende, auch im Sonderdruck zu habende Schrift behandelt in zwanzig Abschnitten u. a. Begriff, Wesen und Arten der Armut, Ursachen, Grenzen, Mittel zu ihrer Bekämpfung, Armenpflege im Heiden-, Juden- und Christentum, ihre Grundzüge in England, Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien, Gesetzliches, das Elberfelder System, Armenpflege auf dem Lande, offene, geschlossene Pflege, Waisen, Kranke, Gebrechliche, Bettler, Arbeitsscheue, Trunksüchtige, Frauenthätigkeit, nichtamtliche, Privat- und Vereinswohlthätigkeit, Verbindung der nichtamtlichen und amtlichen, kirchliche Pflege, Statistisches, Litteraturnachweis.

Digitized by Google

Aus den Erfahrungen des Verfassers sei hier nur Folgendes hervorgehoben. Der Pfleger soll im Geben vorsichtig, in der Pflege geduldig, in der Überwachung streng sein. Ohne genaue Untersuchung der Verhältnisse sollte nie Geld an Unbekannte verabreicht werden. Alle Angaben von Bettlern sind mit Mißtrauen aufzunehmen; meist wird die Wohnung falsch angegeben. Bettelnde Kinder sind womöglich nach ihrer Wohnung oder zum Lehrer zu begleiten und die Eltern zurechtzuweisen. In größern Städten pflegen Bettelbriefschreiber in die Häuser der Armen zu gehen und sie zu Bettelbriefen zu ermuntern. Der Anblick von Leuten, die ohne Arbeit bequem von Geschenken leben, wirkt auf ihre Nachbarn geradezu ansteckend. Sogar ziemlich wohlhabende Personen betreiben die Bettelei durch Briefe gewerbsmäßig. Vor einem mit 3000 Mark pensionirten Beamten in Dresden wurde gerichtlich gewarnt, dennoch bettelten seine Töchter fort, angeblich für arme Personen. Die Lokalpresse sollte Fälle gewerbsmäßiger Bettelei ans Licht ziehen und vor planlosem Spenden wieder und wieder warnen. Doppelte Vorsicht ist nötig bei Gesuchen junger Eheleute. Not und Entbehrung ist für viele die einzige Lehrmeisterin. Der Strenge bedarf es stets, wenn bemittelte Kinder ihre Eltern der Armenversorgung anheim fallen lassen. Weihnachtsbescherungen für arme Kinder würden besser in deren Häusern als in strahlenden Sälen von Vereinen veranstaltet. Viele Menschen sind durch Teilnahme an der Armenpflege selbst gebessert und zufrieden geworden oder haben sich gute Dienstboten, zuverlässige Arbeiter, treue Vereinsgenossen erworben. Verarmte müssen vor allem angeleitet werden, sich bessere wirtschaftliche Gewohnheiten anzueignen; reinliche Wohnung ist der erste Schritt dazu. „Alle Armenpfleger sind mit berufen, die Massen über die Grundsätze der Volkswirtschaft und die Ursachen der Not aufzuklären und die Wahrheit verbreiten zu helfen, daß die soziale Lage der Menschheit durch kein Universalmittel, keine neue Zwangsorganisation, sondern nur auf dem Boden der Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Individuums, durch Verbindung persönlicher Anstrengungen und gemeinnütziger Einrichtungen von Familie zu Familie, Gemeinde zu Gemeinde mit Weisheit, Geduld, Liebe und Entsagung allmählich verbessert werden kann."

Von einzelnen Armutsursachen wird bei den in Deutschland öffentlich unterstützten Personen nur in zwei Prozent aller Fälle Trunk angegeben. Diese Ziffer würde sehr viel höher ausfallen, wenn nicht erfahrungsmäßig zahlreiche hierher gehörige Fälle unter Krankheit, Tod des Ernährers, Arbeitsscheu, Arbeitslosigkeit, Unfälle untergebracht würden.

Wer einsieht, daß das Armenpflegewesen einen sehr wesentlichen Teil der sogenannten sozialen Frage ausmacht, wird auch verstehen, daß es seine, eines und einer jeden Pflicht und Schuldigkeit ist, Kenntnis von der Theorie zu nehmen, sowohl um selbst in richtiger Weise anzugreifen, wie auch um so weit als möglich Mißgriffen andrer entgegenzuarbeiten. Die Meinung, daß es nur guten Willens und sogenannten gesunden Menschenverstandes für diese Angelegenheit bedürfe, ist zwar sehr verbreitet, aber auch sehr irrig. Auch die Wahrnehmungen des Einzelnen sind meistens unzulänglich. Darum streben neuerdings auch Behörden und Vereine immer erfolgreicher darnach, ihre Erfahrungen auszutauschen.

Bedingen. Wahrlich, das hätte ich nicht geglaubt, daß dem Scheusal von Dummheit und Gedankenlosigkeit, bedingen genannt, noch einmal einer ernstlich zuleibe gehen würde! Aber da es nun einmal geschehen ist, und da auch ich zu den modesprachlichen Ketzern gehöre, die „es nicht schrieben, und wenn sie hundert

Digitized by Google

Jahre alt würden," so will ich mir zur Erhöhung der lustreinigenden Wirkung, die der „diesbezügliche" Aufsatz in Nummer 22 der Grenzboten hoffentlich ausüben wird, erlauben, auf einen hinzuweisen, der den Abscheu vor dieser Errungenschaft schon lange vor der „Jetztzeit" mit den heutigen Ketzern geteilt hat. Es ist Arthur Schopenhauer.

Sehr höflich läßt sich Schopenhauer nicht aus. In seiner höchst lesenswerten Abhandlung „Über Schriftstellerei und Stil" verbreitet er sich auch über die Schriftsteller, die nach Boileaus Wort parlant beaucoup ne disent jamais rien, und wirft ihnen vor, daß sie, einer Unklarheit wegen, wo immer möglich alle entschiednen Ausdrücke vermeiden; daher unter anderm, im Gegensatze zu Lenten von Geist, stets den abstraktern Ausdruck dem konkretern, der die Sache der Anschaulichkeit näher bringen würde, vorziehen. Als „besonders lächerliches Beispiel" hierfür führt er dann das Wort bedingen an. Ich setze gleich die ganze Stelle hierher. Er sagt: „Jene Vorliebe für das Abstrakte läßt sich durch viele Beispiele belegen: ein besonders lächerliches aber ist dieses, daß man in der deutschen Schriftstellerei dieser letzten zehn Jahre fast überall, wo „bewirken" oder „verursachen" stehn sollte, bedingen findet; weil dies, als abstrakter und unbestimmter, weniger besagt (nämlich „nicht ohne dieses" statt „durch dieses") und daher immer noch Hinterthürchen offen läßt, die denen gefallen, welchen das stille Bewußtsein ihrer Unfähigkeit eine beständige Furcht vor allen entschiednen Ausdrücken einflößt. Bei andern jedoch wirkt hier bloß der nationale Hang, in der Litteratur jede Dummheit, wie im Leben jede Ungezogenheit, sogleich nachzuahmen, welcher durch das schnelle Umsichgreifen beider belegt wird; während ein Engländer bei dem, was er schreibt, wie bei dem, was er thut, sein eignes Urteil zu Rate zieht; dies ist im Gegenteil niemandem weniger nachzurühmen als dem Deutschen. Infolge des besagten Herganges sind die Worte „bewirken" und „verursachen" aus der Bücherſprache der letzten zehn Jahre fast ganz verschwunden, und überall ist bloß von bedingen die Rede. Die Sache ist, des charakteristisch Lächerlichen wegen, erwähnenswert."

Das ist gewiß recht grob; aber wer weiß, ob Schopenhauer nicht noch viel gröber geworden wäre, wenn er den heutigen Gebrauch des Wortes hätte beobachten können! Denn er beklagt sich doch nur darüber, daß es statt bewirken oder verursachen angewendet wird; augenblicklich aber kann man in der That sagen, daß bedingen fast alles bezeichnet. Wie der Verfasser des Aufsatzes in Nummer 22 mit Recht hervorhebt, wird es gleichzeitig in zwei einander genau entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht; hinzufügen aber kann man, daß der Gebrauch im verkehrten Sinne bei weitem der häufigere ist. In wissenschaftlichen, besonders naturwissenschaftlichen Werken ist er durchaus der gewöhnliche. Daß bedingen nur so viel heißen kann wie etwas zur Bedingung haben, also es voraussetzen, von ihm bewirkt werden, von ihm abhängig sein oder dergleichen, fällt niemandem mehr ein. „Der Verkehr des Menschen (so! statt der Menschen) bedingt die Verbreitung der Pflanzen," also mit andern Worten „der menschliche Verkehr ist von der Verbreitung der Pflanzen abhängig," soll natürlich genau das Umgekehrte sagen, nämlich daß die Pflanzenverbreitung von dem menschlichen Weltverkehr abhängt, durch ihn beeinflußt wird. Um auszudrücken, daß baumbewohnende Ameisen in Brasilien sich auf den Störer ihrer Ruhe sofort in Scharen herabfallen lassen, erzählt ein deutscher Universitätslehrer in einer streng wissenschaftlichen Abhandlung, die geringste Erschütterung genüge, „um ihr Herabfallen zu bedingen." Hier liegt der Unsinn doppelt klar am Tage, denn wenn das eine die Bedingung des andern ist, so ist sie dies doch selbstverständlich schon, ohne daß die Erschütterung

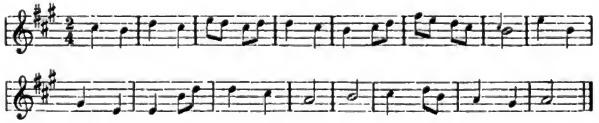
Digitized by Google

thatsächlich eintritt; während es hiernach scheint, als ob die Erschütterung erst das Bedingtsein bedingte! In Wirklichkeit ist doch aber wohl die Erschütterung das Vorausgehende, und das Herabfallen die Wirkung; also bedingt das Herabfallen die Erschütterung, und nicht umgekehrt. Derselbe Universitätslehrer giebt auch an, daß ein gewisses Reagens das Auftreten einer intensiv roten Färbung bedinge, während doch der Sinn ist, daß die Färbung eintritt, wenn das Reagens angewandt wird, also die Färbung das Reagens bedingt. Aber freilich, derselbe Gelehrte spricht auch von Ameisen, die die Vegetation ihrer Nester, „mit Ausnahme einer von ihnen sehr gepriesenen (!) Grasart vernichten!" Ein andrer, sehr hervorragender Gelehrter und Forscher spricht von „organischer Substanz, deren Leben der Sauerstoff vorher bedingte" (statt bedingt hatte); und doch ist ohne weiteres klar, daß nicht der Sauerstoff das Leben, sondern das Leben das Vorhandensein des Sauerstoffs bedingt, d. h. vorausſetzt. Einem dritten, ebenso hervorragenden Universitätslehrer „hilft" der Bau der Finger „eine eigenartige Handschrift bei uns bedingen," wo natürlich gemeint ist, daß die Eigentümlichkeit der Handschrift zum Teil von dem Bau der Finger abhänge, aber das Umgekehrte gesagt ist, nämlich daß sich der Bau der Finger nach der Handschrift richte, die eben diese Finger schreiben! So sollen auch die erworbenen und vererbten Eigenschaften „die Gestaltung der Organismen bedingen," statt umgekehrt; und so weiter. Dergleichen kann doch in der That nur von Leuten verteidigt werden, die der Ansicht sind, daß weder der Sprachgebrauch Logik, noch die Logik den jeweiligen Sprachgebrauch bedinge. Daß der Hund noch nicht Junge bedingt, ist ein wahres Wunder; nächstens wird es wohl auch noch dahin kommen. Th Z

Nochmals lebe, liebe! Von zwei Seiten bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, daß das neulich von mir besprochene alte Gesellschaftslied: „Lebe, liebe, trinke, lärme" von Haydn komponirt worden ist, und daß vielleicht diese Komposition dem Liede zu seiner Volkstümlichkeit verholfen habe. Dieser freundliche Hinweis hat mich veranlaßt, auch noch der musikalischen Seite der Frage nachzugehen, und das Ergebnis ist folgendes.

In Beckers Taschenbuch von 1791, woraus ich das Lied für mein Großvaterbuch entnommen hatte, stehen folgende Bemerkungen dabei: „Mel. s. Lieder für Freunde, Leipzig, 1788. p. 37. Dieses kurze Lied, welches auch als eine Gesundheit gebraucht werden kann, nimmt sich überaus gut aus, wenn darzu nach dem Tacte die Weingläser angestoßen werden: da muß es aber einigemal hinter einander gesungen werden, und die Zahl derer, welche anstoßen wollen, muß ungleich oder ungerade sein."

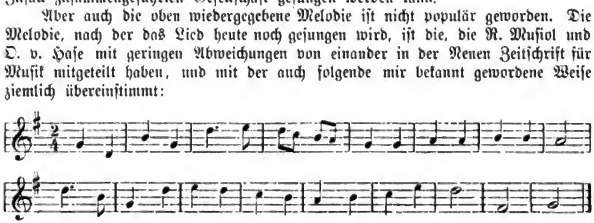
Zufällig sind die „Lieder für Freunde," auf die hier verwiesen wird, im Besitz der Leipziger Stadtbibliothek. Der genaue Titel des Buches ist: Lieder für Freunde der geselligen Freude. Leipzig, 1788. Es ist ein Oktavband von zweiundsiebzig Seiten. Seite 37 steht der Text unsers Liedes genau so wie bei Becker und dazu (in dreistimmigem Satz) folgende Melodie:



Digitized by Google

Das ist nun nicht die Haydnsche Komposition. Diese ist vielmehr ein ganz motettenartig durchgeführtes vierstimmiges Gesangstück (F-dur) mit Klavierbegleitung. Sie findet sich im achten Hefte der alten Ausgabe der Oeuvres de J. Haydn von Breitkopf und Härtel und neuerdings auch in der Edition Peters Nr. 1354 (Haydn, Vierstimmige Gesänge). Daß aber durch diese Komposition Haydns das Lied populär geworden sei, ist ganz undenkbar. Ganz abgesehen davon, daß die Klavierbegleitung dabei unentbehrlich ist, ist auch die Komposition selbst so künstlich, daß sie nur von musikalisch gebildeten Sängern, aber nimmermehr von einer durch den Zufall zusammengeführten Gesellschaft gesungen werden kann.

Aber auch die oben wiedergegebene Melodie ist nicht populär geworden. Die Melodie, nach der das Lied heute noch gesungen wird, ist die, die R. Musiol und O. v. Hase mit geringen Abweichungen von einander in der Neuen Zeitschrift für Musik mitgeteilt haben, und mit der auch folgende mir bekannt gewordene Weise ziemlich übereinstimmt:



Wo diese herstammt, bleibt noch nachzuweisen. So viel ist sicher, daß sie mit der sentimentalen Umgestaltung des Textes, die jetzt verbreitet ist, zusammenhängt (Haydn und die Melodie von 1788 haben noch den echten Ebertschen Text). Vielleicht ist sie, wie so viele Melodien, im Volksmunde selbst aus Bestandteilen andrer Melodien zusammengestellt worden. Die dritte und vierte Zeile wenigstens erinnern auffällig an die beiden Zeilen aus dem „Landesvater": „Hört, ich sing' das Lied der Lieder, hört es, meine deutschen Brüder." G W

Falsche Thatsachen. Im vorigen Hefte der Grenzboten fühlt sich der Verfasser des vortrefflichen Aufsatzes „Zum Schutze der Wahrheit in der Presse" gleich in der ersten Zeile veranlaßt, zu dem von ihm gebrauchten Ausdruck „Falsche Thatsachen" eine entschuldigende Anmerkung zu machen; der Ausdruck, sagt er, sei in der Juristensprache allgemein üblich, und es werde etwas bestimmtes darunter verstanden. Ja wohl, in der Juristen- und, wie man auch hier wieder hinzufügen kann, in der Zeitungssprache. Beides ist ja immer so ziemlich dasselbe. Breite, Schwulst, Stelzengang, langatmige Umschreibung der einfachsten Begriffe (ganz abgesehen von wirklichen Sprachfehlern!) das ist es, was beide kennzeichnet. Auch in der Tagespresse kann man täglich von „falschen," von „erfundenen," von „erdichteten Thatsachen" lesen! Als ob es nicht das Wesen der Thatsache wäre, daß sie eben wahr ist, daß sie sich wirklich zugetragen hat, als ob eine „falsche Thatsache" nicht der albernste Widerspruch in sich selbst wäre! Was die Herren Juristen und Zeitungsschreiber sagen wollen, ist: eine „[illegible]" oder eine „thatsächliche Unwahrheit," d. h. eine Unwahrheit, die nicht blo„ in der Form der Darstellung liegt, also etwa in einer Übertreibung, einer Gehässigkeit, einer unverdienten Lobhudelei und dergleichen, sondern in der Sache selbst, im Inhalt. Sollte es denn nicht möglich sein, wenigstens aus unsrer Rechtssprache den Unsinn der „falschen Thatsachen" wieder zu beseitigen?

Digitized by Google

Litteratur

Die Rätsel der Sprache. Grundlinien der Wortdeutung. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1890

Dieses Buch, das als Abschluß einer Reihe von sprachwissenschaftlichen Werken gedacht ist, die der Verfasser vor zwei Jahren mit seiner Schrift: Sprache ohne Worte (ebenfalls im Verlag von W. Friedrich erschienen) eingeleitet hat, beschäftigt sich mit den Grundsätzen und Grundzügen der Etymologie. Durch eine Fülle von Beispielen, auf die der Verfasser zwar selbst das geringste Gewicht zu legen scheint, die aber in unsern Augen vor allen Dingen das Buch auch für ein größeres Publikum lesenswert und angenehm zu lesen machen, weiß Kleinpaul, ein ebenso gewandter Darsteller wie belesener Gelehrter, seine Methode, seine Regeln und Vorschläge, die er dem Etymologen giebt, zu erläutern. So läßt es sich bei seiner Reichhaltigkeit fast mit einem etymologischen Wörterbuche vergleichen, von dem es sich nur durch die Anordnung unterscheidet: die einzelnen Wörter sind nicht lexikalisch aufgereiht, sondern werden nach etymologischen Grundsätzen, nach ähnlichen Wandlungen, die sie durchgemacht haben, u. s. w. behandelt. Nicht zum Vorteil gereicht es einem Buche, das trotz seiner leichtfaßlichen, auch auf den Laien berechneten Darstellungsweise doch als ein wissenschaftliches Werk betrachtet sein will, daß der Verfasser aus dem angenehm belehrenden bisweilen in einen burschikosen Ton verfällt, Witze einstreut und — bald spöttisch, bald heftig schmähend — gegen andre vorgeht in einer Weise, die ein guter Schriftsteller höchstens in einem polemischen Zeitungsartikel für erlaubt halten wird.

Henri de Parville. L'Exposition universelle. Lettre-préface par A. Alphand. Orné de 700 vignettes. Paris, J. Rothschild

Erfreut sich die französische Höflichkeit auch nicht mehr ihres einstigen Weltrufes, in der litterarischen und Kunstkritik hat sie sich erhalten, so sehr, daß die größten einem Buche erteilten Lobsprüche noch keineswegs für dessen Güte bürgen. Aber wenn ein Mann wie Alphand, der Generaldirektor der städtischen Arbeiten in Paris, von dem neuen, die vorjährige Pariser Ausstellung behandelnden Bande der Causeries scientifiques sagt, das Werk scheine ihm in anziehender Form eine deutliche Vorstellung von dem Feste zu geben und werde schätzbare Kenntnisse verbreiten, so darf man wohl dieses Urteil für begründet nehmen, selbst wenn der Briefschreiber es nicht hat lassen können, die Ausstellung eine echt friedliche Revanche für die unverdienten Heimsuchungen (malheurs immérités) Frankreichs zu nennen. Und je mehr man sich mit dem Buche beschäftigt, desto mehr findet man das Urteil bestätigt. Die neue Form des Orbis pictus, zu der sich die sogenannten Weltausstellungen ausgewachsen haben, wird namentlich durch die vielen Abbildungen vergegenwärtigt, und glücklicherweise ragt nicht in alle das Eiffelsche Ungeheuer hinein. Künftige Geschlechter werden wahrscheinlich über die Modelle der Wohnungen der Höhlenbewohner, der Pfahlbauern, der Pelasger u. s. w. gutmütig lächeln, der jetzt herrschende Bildungsdurst aber findet ohne Zweifel große Befriedigung, wenn er die Aztekenwohnung vor Cortez, das Inkashaus vor Pizarro,

Digitized by Google

das bürgerliche Wohnhaus zur Zeit des Perikles so schön bei einander hat und sie mit jenen Vorläufern vergleichen kann. Doch diese archäologischen Scherze und was sonst die große Masse der Vergnügungszügler herbeilockte, das ganze Treiben des Jahrmarkts bildet nur einen Teil der Publikation und versieht für sie dieselbe Verrichtung wie die Originale für die Ausstellung. Der Text enthält eine, allerdings auch von zahlreichen Abbildungen begleitete gründliche und interessante Darstellung der ungeheuern Arbeit, die die Schaustellung erforderte, der wirklich glänzenden Leistungen des Straßen-, Brücken- und Hochbauwesens, der Eisenkonstruktionen, der Garten- und Wasseranlagen u. dergl. m. Dieser Teil, verbunden mit den statistischen Nachweisen, giebt dem Buche einen bleibenden Wert.

Die Sünden des Naturalismus. Ästhetische Untersuchungen von Karl Goldmann. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger

Ein gut gemeintes, warmherziges, tapferes und auch fleißiges Buch, das lebhaft für die Begabung des jungen Verfassers spricht (in Kürschners Litteraturkalender steht, daß er 1865 geboren ist). Aber wir glauben nicht, daß dieses Buch viele Leser finden oder gar in der litterarischen Bewegung der Zeit zur Wirkung gelangen wird, so wünschenswert es wäre, daß das hier mit großer Sorgfalt zusammengetragene Anklagematerial gegen den Naturalismus recht bekannt würde. Warum wir dies nicht glauben? Weil das Buch schlecht geschrieben ist: unklar, verworren zumal dort, wo Goldmann philosophirt. Was soll man zu Sätzen sagen, wie sie uns gleich auf Seite 5 aufstoßen: „Was ist Idealismus? Nichts andres, als das Emporsteigen eines in der Wirklichkeit lebenden Menschen zur Idee, die Sehnsucht, von der realen Wirklichkeit sich zum Ideal, das heißt der Verkörperung einer Idee zu erheben.“ Das ist doch eine konfuse Definition, die zu verstehen unser Kopf nicht ausreicht. „Idealismus“ ist doch zunächst eine Art von Weltanschauung und kein „Emporsteigen“; der materialistische Denker steigt ja auch von der Wahrnehmung der Einzeldinge zum Begriff der Arten und Gattungen empor; und seit wann kann man ein Ideal „Verkörperung“ einer Idee nennen? Dann ist ja die Idee kein Ideal mehr, sondern ein wirkliches Ding, wenn sie einmal verkörpert ist. Bildhafte Anschauung ist doch noch nicht „Verkörperung.“ Ein andrer Satz: „Das letzte Ziel aller Dichtung ist nun, die wesenlosen Gestalten, die der ideale Drang produzirt, mit dem Schein des Natürlichen, des Wirklichen auszustatten; erst wird das Ideal geschaffen, und dann erst demselben [demselben!] der natürliche Schein verliehen.“ Großer Vischer! wenn du das hättest lesen können — deine ganze Ästhetik, die sich so viel Mühe giebt, die Phantasie der Künstler zu erklären, hättest du umschreiben müssen. Ein dritter Satz auf derselben Seite 5: „Das naturalistische Kunstprinzip, Worte in Handlungen, Erzählung in Leben umzusetzen, macht sich bereits in der Bibel kenntlich.“ Wer von unsern Lesern versteht diesen Satz? Nein, so geht's nicht! Der gute Wille in Ehren, in der Litteratur gilt aber nur das Können. Wir zweifeln nicht, daß Goldmann bei seinem in diesem Buche bekundetem Ernste besser schreiben lernen wird; wir wollen also auf besseres warten.

Von Heimat zu Heimat. Ein Lebensbuch in Liedern. Von Gustav Weck. Leipzig, Th. Knaur, 1890

Ein Lebensbuch in Liedern — das ist doch wohl stillschweigend jede Sammlung von lyrischen Gedichten. Der Untertitel hat also einen andern Zweck, als bloß den, Selbstverständliches hervorzuheben, und zwar den, das Programm dieser

Digitized by Google

lyrischen Sammlung näher zu bezeichnen. Es ist aber mit der Programmlyrik beinahe so bestellt wie mit der Programmmusik: sie sind wesentlich unlyrisch oder unmusikalisch. Die Programmmusik begeht den Fehler, die Hörer nicht auf den Genuß der Töne, ihrer eignen Schönheit, Harmonie oder Melodie vorzubereiten, sondern sie lenkt unsre Aufmerksamkeit auf einen hinter oder außer diesen Tönen liegenden Gegenstand, an den wir uns erinnert fühlen sollen; damit setzt sie die hohe Kunst der Musik zur Dienerin andrer Absichten herab. Die Programmlyrik begeht den Fehler, ihr Lied nicht als etwas absolut eigenartiges hinzustellen, sondern die Lieder sollen neben ihrem rein lyrischen Gehalt auch noch einen epischen Zusammenhang aufweisen. Die echte Lyrik ist aber Gelegenheitspoesie. In jedem Liede steckt ein Stück des ganzen, ungebrochenen Wesens des Dichters; das ist gerade sein eigentümlicher Kunstwert und Kunstcharakter. Und weil des Dichters Seele in stetiger Bewegung und Wandlung ist, darum wird eine Sammlung echter Lyrik ohne des Dichters Zuthun zu seinem Lebensbuche. Das absichtliche Hinzuthun aber verdirbt den rein lyrischen Geist der Gedichte, abgesehen davon, daß sich der rückblickende Geist des Dichters die Stimmung seiner verschiednen Lebenszeiten unmöglich lyrisch vollkommen wieder schaffen kann; das Lied wird eben in Form und Gehalt den Charakter annehmen, den der Lyriker jetzt hat. Das ist es, was wir grundsätzlich gegen Wecks Unternehmen einzuwenden haben. In kleinen Cyklen ist so eine episch-lyrische Form brauchbar; ein ganzes Mannesleben darzustellen, scheint sie uns doch ungeeignet. Stellen wir uns aber auf Wecks Standpunkt, so räumen wir gern ein, daß er sich mit Geschick die Aufgabe zurechtgelegt hat. Seine Gesinnung ist überall löblich; dem Einzelnen seines persönlichen Schicksals hat er eine allgemein menschlich interessante Seite wohl abzugewinnen verstanden.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 49. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im September 1890

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095282

Digitized by Google